

FRIEDRICH WOLTERS  
DER DEUTSCHE  
EIN LEBEWERK: THEIL  
DIE NEUZERT IM  
DEUTSCHEN BEREICH

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

3  
h  
20

+5015 827 01





FRIEDRICH WOLTERS  
DER DEUTSCHE  
EINLESER

VERLAG  
DIESEL  
BREMEN

FERDINAND HIRTENBERGER  
1857



FRIEDRICH WOLTERS  
DER DEUTSCHE  
EIN LESEWERK

DRITTER TEIL:  
DIE NEUZEIT IM  
DEUTSCHEN BEREICH

FERDINAND HIRT IN BRESLAU  
1926



FRIEDRICH WOLTERS  
DIE NEUZEIT IM  
DEUTSCHEN BEREICH

LESEWERK:  
DRITTER TEIL

FERDINAND HIRT IN BRESLAU  
1926



25

phi q

280

W 868

189.493

5.015, 827.01

Philos. Institut  
der Universität  
Düsseldorf

(87/59)





# INHALT

## DIE RELIGIÖSEN BEWEGUNGEN

### 1. REFORMATION UND GEGENREFORMATION 1

Gährung vor der Reformation 1. Theologia Deutsch 1. Luther 3. Luther 4. Kaiser und Mönch 6. Das Marburger Religionsgespräch 7. Zwinglis Tod 9. Erschütternde Wirkung von Luthers Lehre 10. Ulrich von Hutten 11. Erweiterung der Spaltung zwischen Nord- und Süddeutschen 12. Freiheit des Geistes 14. Reformatorische Bewegung in der bildenden Kunst 15. Widerstreit der religiösen Kräfte 17. Loyolas Jugend und Aufbruch 21. Kriegerische Ordnung des Jesuitenordens 25. Die Jesuiten 29. Neue Art der Rechtgläubigkeit 30. Gegenreformation und kirchliche Baukunst 32. Gegenreformation in Steiermark und Böhmen 33. Die Schlacht bei Lützen 36.

### 2. PIETISMUS UND TOLERANZ 40

Neue Ansprüche innerer Religiosität 40. Spener und seine Wirkung 41. Zinzendorf 42. Jung-Stilling als Pietist 44. Schattenseiten des Pietismus 46. Mangel an gesunder Erdenlust 47. Kampf gegen den Glaubenszwang 48. Lehrmeinungen 49. Verfolgung der „vernünftigen“ Religion 51. Bewaffnete Toleranz Friedrichs 53. Ironische Toleranz Goethes 53.

### 3. HISTORISCHES CHRISTENTUM 56

Der geschichtliche Jesus mit seinen Jüngern 56. Romantische Sehnsucht nach Erneuerung des Christentums 57. Geschichtliche Einreihung des Christentums: Schleiermacher 58. Görres als Gotiker 59. Dorothea Tieck 60. Deutschland der Boden neuer Religion 61.

## DIE BILDUNG BIS ZUR AUFKLÄRUNG

### 1. WELTLICHE KUNST UND WISSENSCHAFT 63

Lösung der Kunst von der Kirche 63. Die Vernunft als Trägerin der neuen Weltlichkeit 64. Die neue Medizin als Naturwissenschaft 65. Das weltliche Latein 67. Das neue Bildungsdeutsch 68. Loslösung von der Bildlichkeit des religiösen Vorstellens 69.

## 2. HUMANISMUS UND RENAISSANCE 70

Die Wendezeit 70. Petrarca: Die Entdeckung des neuen Menschen 71. Die neue Menschenart 72. Enea Silvio als Humanist 73. Leon Battista Alberti als Universalmensch 76. Antike und Natur bei Mantegna 77. Das Cinquecento 78. Sinnbildliche Jünglingsgestalten in Florenz 79. Lionardo als Künstler und Forscher 83. Michelangelo und Raffael 84. Michelangelo und Palladio 84. Raffael nach seinen Bildnissen 85. Vergegenwärtigung des jungen Raffael 86. Der Neubau von St. Peter 87. Raffael und Julius II. 88. Schilderung eines Bildes von Tizian 89. Zwei Bilder: Paul Veronese 90. Der Humanismus in Deutschland 91. Die Beredsamkeit im Humanismus 92. Der deutsche Humanismus und die Künste 93. Martin Schongauer 96. Dürer und die Antike 99. Nürnberg als Renaissancestadt 100. Der Isenheimer Altar 102. Bild des Jörg Gysin von Holbein 104. Höhepunkt des deutschen Humanismus in Erasmus 106. Stadt und Landschaft bei Celtis 108. Verbindung von Religion und Wissenschaft in Reuchlin 111. Das neue Testament der Astronomie 112. Abschluß des sechzehnten Jahrhunderts: Baco von Verulam 114. Übergang von Renaissance zu Barock in Deutschland 116.

## 3. SCHULEN · KIRCHEN · HÖFE 118

Giordano Bruno in Paris, London, Wittenberg, Rom 118. Die Kraft des deutschen Geistes im Barock 122. Der Barockaltar Berninis 125. Römische und deutsche Elemente in Fischer von Erlach 127. Rubens als Hausherr und Staatsmann 130. Rubens als Maler 131. Wissenschaften und Künste unter Ludwig XIV. 133. Lebensartung des Descartes 136. Fenelon 137. Die Jesuiten in Ingolstadt 138. Comenius, der Schulreformer im Norden 139. Martin Opitz und die Gründung der deutschen Gelehrtenpoesie 141. Südliche und nordische Musik 145. Händel 146. Mozart 147.

## DIE BILDUNG SEIT DER AUFKLÄRUNG

### 1. AUFKLÄRUNG UND PHILOSOPHIE 153

Feindschaft der Aufklärung gegen Religion und Dichtung 153. Doppelte Natur der deutschen Aufklärung 154. Bildungsgehalt der deutschen Aufklärung 156. Shakespeare und Voltaire 157. Gegen Gottsched und die Franzosen 158. Mißkannter Sinn der Dichtung 159. Der gottweise Spinoza 161. Richtung auf das Gemeinwohl bei Leibniz 162. Philosophische Scheidemünze:

Christian Wolf 164. Tiefstand des deutschen Schrifttums 165. Friedrichs königliche Humanität 167. Französische Bildung und deutsches Wesen in Friedrich 170. Aufgeklärter Patriotismus: Justus Möser 171. Erschöpfte Kraft des Wunders 173. Technische Richtung des Geistes 177. Vernunft als höchste Norm 178. Fichtes Erweckung durch Kant 180. Philosophischer Dienst am Bild des großen Mannes 181. Das letzte System der philosophischen Gewißheit 181. Philosophie oder Weisheit? 183.

## 2. KÜNSTLERISCHE UND DICHTERISCHE WIEDERGEBURT 187

Beginnender Kampf der Dichter um den Volksboden 187. Neue Würde des Dichterberufes 188. Geßners Sauberkeit und guter Geschmack 188. Schwerer Durchbruch Winckelmanns 191. Winckelmanns leidenschaftliche Grundkräfte 193. Der Hecht im Karpfenteich: Lessing 195. Herders Weltprinzip: Die Entwicklung zur Humanität 196. Herder · Der erste Geschichte-Seher 199. „Rückkehr zur Natur“ 200. Sturm und Drang 201. Götz · Das erste vaterländische Drama 201. Wirkung der englischen Düstereit auf die jungen Deutschen 203. Vielfalt der deutschen Prose 205. Dichterische Jahreszeiten in Weimar 206. Goethes Geistesart 207. Goethes Gestaltungsweise 209. Bändigung der neu aufgebrochenen Kräfte in Goethe 210. Schiller als Begründer der allgemeinen Bildung 211. Jean Paul 213. Magie der Romantik 213. Romantische Universalität 214. Geschichtlicher Sinn: Johannes von Müller 215. Wuchshafte Kraft Arndts 216. Neues Heimatgefühl 217. Ausgang der Romantik 219. Schlegels Shakespeareübersetzung 220. Shakespearesichten 222. Goethe über Voltaire 230. Der heilige und der heidnische Raffael 231. Zurücktauchen des antikischen Menschenbildes ins elementar Naturhafte 233. Der Herrscher des imaginären Reiches der Musik 234. Vermischung heidnischer und romantischer Sehnsucht in Wagner 236. Der neue Kampf um das deutsch-griechische Inbild 237.

## 3. GEISTES- UND NATURWISSENSCHAFT 239

Die deutsche Sprachwissenschaft 239. Wiedererweckung des alten deutschen Rechtes 240. Gott in der Geschichte bei Ranke 241. Kritische und lebensgläubige Wissenschaft 243. Beruf und Berufung: Rohde und Nietzsche 245. Vom Gottesglauben zum Naturgesetz 247. Wahnglaube und echter Naturglaube 248. Deutschlands Anteil an den Naturwissenschaften 250. Goethes Urpflanze 250. Trennende und bindende Kraft der Natur bei Schelling 252. Kampf zwischen Natur- und Geisteswissenschaft 253. Einheit

von Natur- und Geisteswissenschaft 256. Umgedrehte Geschichtsbetrachtung 256. Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens 259. Ewigkeit der materiellen Welt 262.

## DIE STAATENWELT

### 1. WISSEN VOM STAATE 265

Der uranfängliche Staat 265. Geburt des Staates aus dem Geiste der Dichtung 266. Erneuerung des Staates aus dem Geistigen 267. Kleinstaaten und Vaterland 268. Der Staat als Makroanthropos 269. Deutsche Staatskunst 269. Tatkraft und Bildung für den Staatsmann 270.

### 2. DAS REICH 272

Die letzte kaiserliche Romfahrt 272. Maximilian 275. Kaiser und Reichsstadt 276. Ritter und Fürsten 279. Deutsche Landsknechte im Kampfe gegen Venedig 281. Denken und Handeln Karls V. 284. Nochmals Kaiser und Sachsenherzog (1547) 286. Das Reich nach dem Augsburger Religionsfrieden 287. Politische Folgen der Reformation 287. Das Sichtbarwerden der gesellschaftlichen Auflösung seit der Reformation 289. Untergang der deutschen Herrschaft am Baltischen Meer 290. Schlacht bei Leipzig: Gustav Adolf und Tilly 294. Ständiges Wachsen der fürstlichen Einzelrechte 297. Stilleben an den Fürstenhöfen 299. Trost in heldischen Männern 302. Lob Deutschlands trotz allem 303. Letzte Abwehr der Türken vor Wien 305. Prinz Eugen 307. Danzigs späte Blüte 311. Verstummen der deutschen Kräfte im 17. und 18. Jahrhundert 313. Niedergang von Handel und Gewerbe 315. Verfall des Handwerks 316. Preußischer und Habsburgischer Herrschaftswille 318. Erwachen des deutschen Selbstvertrauens durch Friedrich 319. Neuer Ursprung: Preußen 322. Zwiegespräch der alten und neuen Zeit 324. Ermahnung an die Besiegten 1807 325. Verhältnis von Handeln und Bildung bei Stein 327. Stein und die russische Kaiserin 328. Aufbruch und Einigung in der äußersten Schmach 329. Höhere politische Einsicht Goethes 331. Erhebung und neues Versagen 332. Michel oder Siegfried? 335. Barbarossa und Napoleon 335. Bismarck über die Lage 1848 335. Der Marxismus 337. Gefahr des Sieges von 1870/71 339. Der nationale Staat und die katholische Kirche 339. Die neue Einheit und die Risse im Bau 340.



Paris. Moskau. London 344. Das europäische Gleichgewicht 346. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 349. Götterschutz 351. Die Sphinx Rußland 353. Peter der Große 354. Die russische Schildwache 355. Mailands Fürsten im fünfzehnten Jahrhundert 355. Lorenzo Magnifico 358. Venedig am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts 359. Lob der Spanier 360. Philipp II. von Spanien 361. Franz I. von Frankreich 364. Richelieu 366. Beginn der französischen Vorherrschaft in Europa 370. Ludwig XIV. 372. Das Merkantilsystem in Frankreich 374. Aufgeklärter Despotismus 375. Schreckensherrschaft aus nationaler Not 376. Grenzenlose Übersteigerung als Gang der Revolution 377. Napoleon der staatliche Bändiger der Revolution 378. Englands Weltumfassung 379. Elisabeth von England 380. Große Redner als Mund des Volkes 384. Versklavung durch die Maschine 386. Die Verrückung des Weltzentrums durch Amerika 386. Ursprung der Demokratie in Amerika 387. Das noch sagenhafte Asien und Afrika 388. Das ruhende Asien? 389.



# DIE RELIGIÖSEN BEWEGUNGEN

## I. REFORMATION UND GEGENREFORMATION

### GÄRUNG VOR DER REFORMATION

Schon zwei Menschenalter hindurch war die Reformation geistlich und weltlich besprochen, versucht, verworfen, als Phrase, als Drohung gebraucht — jedem ein anderer Begriff; ein unbeschreibliches Etwas, das man hoffte und doch nicht zu erfassen verstand, das man fürchtete und doch kommen sah; von dem, was war und galt, ein winkendes, mahnendes, drohendes Gegenbild.

Es war der Ausdruck der schwellenden Bewegung in den Gemütern. Überall in deutschen Landen war das Gefühl, daß große Umwandlungen nahe seien; je tiefer hinab, desto heftiger und wüster, suchte es vergeblich seine Erfüllung, sein Ziel.

Die Unerträglichkeit der Zustände nährte und steigerte es. Man mochte sie messen an der wachsenden Masse solcher, die dem seßhaften und arbeitsamen Leben Valet sagten und „vagirten“. Her und hin schwirrte es von fahrenden Schülern, fahrenden Weibern, bettelnden Mönchen, dienstlosen Knechten, die dann gelegentlich mit den nicht minder vagabunden Junkern um die Wette raubten und stahlen; in Landschaften, die der Krieg heimsuchte, wie Schlesien, schwanden in weiten Strecken die Dörfer, die ländliche Bevölkerung zerstob wie Flugsand. Wo sie auf der Scholle blieb, steigerte sich der Druck der Gutsherrslichkeit fort und fort; wenn das Pfeiferhänslein, „der Mann Gottes“, predigte, so strömten Tausende aus Franken und Schwaben herbei, zu hören: daß das Gottesreich nahe sei, wo es keinen Kaiser, Fürsten noch Junker, keinen Papst, Bischof noch Pfaffen mehr gebe, sondern jeder des andern Bruder sei, Wald und Weide, Land und Wasser frei überall und allen gemein sei; als sie dann endlich mit Waffen hinauszogen, ein Bauernheer von 16 000 Brüdern, da ward der wilde Haufen mit List und Gewalt niedergebrosen, die Rädelsführer verbrannt.

Überall kochte es; mochten die einzelnen Vorgänge Verbrechen sein, alle zusammen gaben sie Zeugnis, daß sich der Wein in dem alten morschen Fasse rühre. (Johann Gustav Droysen, Geschichte der preußischen Politik, 1855/1886.)

### THEOLOGIA DEUTSCH

Die beiden Hauptbestimmungen, welche die deutsche Theologie aus dem Begriff des Vollkommenen ableitet und von Gott aufstellt, sind, daß er das allumfassende Wesen, und daß er das höchste Gut sei, und beide fallen wieder in eins zusammen, denn alles wahrhaft Seiende ist als solches gut, und alles Gute ist wesentlich und wahrhaft seiend. Das Vollkommene ist nicht dies oder das, hie oder da, heute oder morgen, sondern es ist allwegen und allzeit,

über alle Ende und Stätte, überhaupt über alles und selbst alles und alle. Wäre Gott etwas, dies oder das, so wäre er nicht all und über alle, als er ist, und so wäre er nicht die wahre Vollkommenheit. Was ist und nicht Eins ist, das ist nicht Gott, und was ist und nicht alles ist und über alles, das ist auch nicht Gott; so müssen wir also in Wahrheit sagen: alles ist Eins und Eins ist alles in Gott. Ebenso müssen wir auch in Gott als dem Vollkommenen das höchste, ewige Gut erkennen. Was ist, sagt die deutsche Theologie, das Gottes ist und ihm zugehört? Es ist alles, das man von Recht und mit Wahrheit gut heißt und nennen mag. Sieh, wenn man sich also in den Kreaturen zum Besten hält, das man erkennen mag und dabei bleibt und nicht hinter sich gehet, so kommt man zu einem Besseren und aber zu einem noch Besseren, also lang, daß der Mensch erkennt und schmeckt, daß das Ewige, Eine, Vollkommene ohne Maß und ohne Zahl über alles geschaffene Gut ist.

Aus diesem Grund begriffen folgt alles übrige.

Das ganze Büchlein enthält nichts unmittelbar Reformatorisches, und doch übte es einen so ungeheuren Einfluß auf den Augustiner zu Wittenberg, daß er in der um 1516 geschriebenen Vorrede dazu sagt: „Dies edle Büchlein, so arm und ungeschickt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Bibel und St. Augustin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt habe und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien, und befinde nun allererst, daß es wahr sei, was etliche Hochgelehrte von uns wittenbergischen Theologen schimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute gewesen.“ Fragen wir aber, was diesen Eindruck auf Luther hervorbrachte, so antwortet er uns teils selbst, teils ergibt sich die Antwort aus der Natur der Sache. Es war zunächst schon das Äußerliche, die deutsche Sprache, die Luthern anzog; zwar warnt er jeden, daß er sich nicht ärgere an „dem schlechten Deutsch oder ungefränzten, ungekränzten Worten“, aber zugleich spricht er mit dem Siegesbewußtsein innerer Freude: „Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie [die Hochgelehrten] mit mir bisher nicht finden haben, weder in lateinischer, griechischer noch ebräischer Zungen“, und hofft sicherlich, man werde nun finden, „daß die deutschen Theologen die besten Theologen seien“. In der deutschen Rede lag auch — und bei wenigen Schriften tritt dies liebenswürdiger zutage, als bei der deutschen Theologie — das einfache und kindliche, aber tiefe und volle deutsche Gemüt: auch dies mußte Luthers dafür so empfänglichen Sinn unmittelbar und fast unbewußt ergreifen. Am meisten aber tat es ohne Zweifel der Inhalt und die ganze Richtung des Büchleins.

In der Tat sind auch, wiewohl ohne das Bewußtsein und den Ausdruck der Opposition, in der deutschen Theologie die wesentlichsten Bestandteile der reformatorischen Denkweise enthalten. (Karl Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, 1841.)



## LUTHER

Luther wollte den Katholizismus reformieren: er wollte das Evangelium erneuern. Wie wir heute das älteste Christentum kennen, geht sein und seiner Genossen moralischer Begriff des Menschen einen entscheidenden Schritt weiter auf der Bahn der religiös-sittlichen Entwicklung auch über das älteste Christentum hinaus. Aus dem traditionell bedingten und belasteten Bestand seiner Ideen dies Neue auszusondern und auszusprechen, ist die Aufgabe.

Luther hat in sich alle Motive der Opposition gesammelt. Eine außerordentliche Gabe trat bei ihm hervor, die Bedürfnisse der Zeit nachzufühlen und ihre lebendigen Gedanken zu vereinigen. Zugleich besaß er doch in seinem religiösen Genie eine einsame und einseitige Kraft, welche die Zeitgenossen wie mit einer höheren ihnen fremden Gewalt ein Stück Weges oder ganz nach sich zog. Er war zum Handeln und zum Herrschen geboren. In seiner Person lag etwas Selbstherrliches, Souveränes. Seine Invektiven gegen den Herzog Georg als den Apostel des Teufels, gegen den König von England als den Hanswurst, dessen Schrift gegen den Protestantismus er mit dem Schimpfen einer zornigen öffentlichen Dirne verglich, der wilde Humor in der Schrift über die Bulle vom Abendessen des Allerheiligsten Herrn, des Papstes, sind der Ausdruck des Machtgefühls eines furchtlosen Menschen. Er tröstet einmal Melanchthon in dessen Anfechtungen damit: was denn der Teufel mehr tun könne, als ihn erwürgen? Schon 1516 finden wir den Augustinermönch umdrängt von Geschäften: zwei Schreiber könnte er allein für seine Briefe gebrauchen. Seine dämonischen Augen, die dem Legaten Cajetan schon an dem Jüngling so unheimlich waren, durchdrangen alle Wirklichkeiten dieser deutschen Welt. Und seine tapfere Energie, sein Verständnis der Wirklichkeit, seine Herrschaft über sie beruhte auf dem beständig ihm bewußten Zusammenhang mit der unsichtbaren Welt. Ihm war eine einfache Seele gegeben, bei allem übersprudelnden schaffenden Vermögen und allem genialen Reichtum des Gemütes. In seinem Glauben waltet das den Willensmenschen Eigene, das von Person zu Person geht. Aus dieser einfachen und doch so reichen Natur heraus vollbrachte er die Reduktion des kirchlichen Wustes, erfaßte die Ganzheit des Menschen im Glauben, riß die Nation von Rom los und blieb dem größten Teil derselben selbst dann noch verständlich und nahe, als die harte Einseitigkeit seiner Auffassung des religiös-sittlichen Prozesses immer mehr sichtbar wurde. Er beherrschte die Menschen seiner Zeit, weil sie ihr potenziertes Selbst in ihm zu erkennen glaubten. Als der Befreier der persönlichen Religiosität von dem römischen Priesterregiment in einem Kampf auf Leben und Tod hat er die besten seiner Zeit an sich gezogen. Luther, die Bulle verbrennend, dann in Worms, auf der Wartburg: das ist der Luther, den die Nation lieben wird, wenn die persönliche Ausprägung der Religiosität, die ihm hierzu den heroischen Willen gab, längst anderen Formen des Glaubens Platz gemacht haben wird. (Wilhelm Dilthey, Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert, 1891/93.)

## LUTHER

Indem Luther den Satz aussprach, daß man seine Lehre nur durch die Bibel selber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim. Freilich schon seit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholastiker haben über Dinge disputiert, wovon wir kaum begreifen, wie man sie im Mittelalter auch nur aussprechen durfte. Aber dieses geschah vermittelt der Distinktion, welche man zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit machte, einer Distinktion, wodurch man sich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und das geschah auch nur innerhalb der Hörsäle der Universitäten und in einem gotisch abstrusen Latein, wovon doch das Volk nichts verstehen konnte, so daß wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche solches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat sie auch wirklich einen armen Scholastiker verbrannt. Jetzt aber, seit Luther, machte man gar keine Distinktion mehr zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutschen Landessprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürsten, welche die Reformation annahmen, haben diese Denkfreiheit legitimisiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüte derselben ist die deutsche Philosophie. — — Dieser Martin Luther gab uns nicht bloß die Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geist gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache. Dieses geschah, indem er die Bibel übersetzte.

In der Tat, der göttliche Verfasser dieses Buches scheint es ebensogut wie wir andere gewußt zu haben, daß es gar nicht gleichgültig ist, durch wen man übersetzt wird, und erwählte selber seinen Übersetzer, und verlieh ihm die wundersame Kraft, aus einer toten Sprache, die gleichsam schon begraben war, in eine andere Sprache zu übersetzen, die noch gar nicht lebte.

Man besaß zwar die Vulgata, die man verstand, sowie auch die Septuaginta, die man schon verstehen konnte. Aber die Kenntnis des Hebräischen war in der christlichen Welt ganz erloschen. Nur die Juden, die sich hie und da in einem Winkel dieser Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Traditionen dieser Sprache. Wie ein Gespenst, das einen Schatz bewacht, der ihm einst im Leben anvertraut worden, so saß dieses Volks-Gespenst in seinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräische Bibel; und in diese verrufenen Schlupfwinkel sah man die deutschen Gelehrten heimlich hinabsteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntnis der hebräischen Sprache zu erwerben. Als die katholische Geistlichkeit merkte, daß ihr von dieser Seite Gefahr drohte, da hätte man gern auch die jüdische Tradition unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräischen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unser vortrefflicher Doktor Reuchlin so glorreich

gekämpft hat. Es galt die Unterdrückung der hebräischen Sprache. Als Reuchlin siegte, konnte Luther sein Werk beginnen. In einem Briefe, den dieser damals an Reuchlin schrieb, scheint er schon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den jener erfochten, und in einer abhängig schwierigen Stellung erfochten, während er, der Augustinermönch, ganz unabhängig stand; sehr naiv sagt er in diesem Briefe: Ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt ist, worin er seine Bibel übersetzte, ist mir bis auf diese Stunde unbegreiflich. Der altschwäbische Dialekt war mit der Ritterpoesie der Hohenstaufenschen Kaiserzeit gänzlich untergegangen. Der altsächsische Dialekt, das sogenannte Plattdeutsche, herrschte nur in einem Teile des nördlichen Deutschlands und hat sich trotz aller Versuche, die man gemacht, nie zu literarischen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu seiner Bibelübersetzung die Sprache, die man im heutigen Sachsen sprach, so hätte Adelung recht gehabt, zu behaupten, daß der sächsische, namentlich der Meißensche Dialekt unser eigentliches Hochdeutsch, das heißt unsere Schriftsprache sei. Aber dieses ist längst widerlegt worden. Das heutige Sächsische war nie ein Dialekt des deutschen Volks, ebensowenig wie etwa das Schlesische; denn so wie dieses entstand es durch slavische Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutherischen Bibel finden, entstanden ist. Aber ich weiß, daß durch diese Bibel, wovon die junge Presse, die schwarze Kunst, Tausende von Exemplaren ins Volk schleuderte, die lutherische Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutschland verbreitet und zur allgemeinen Schriftsprache erhoben wurde. Diese Schriftsprache herrscht noch immer in Deutschland und gibt diesem politisch und religiös zerstückelten Lande eine literarische Einheit. Ein solches unschätzbare Verdienst mag uns bei dieser Sprache dafür entschädigen, daß sie in ihrer heutigen Ausbildung etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die sich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luthers Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer solchen Innigkeit, und dieses alte Buch ist eine ewige Quelle der Verjüngung für unsere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutherischen Bibel stehn, sind deutsch, der Schriftsteller darf sie immerhin noch gebrauchen; und da dieses Buch in den Händen der ärmsten Leute ist, so bedürfen diese keiner besonderen gelehrten Anleitung, um sich literarisch aussprechen zu können.

Luthers Originalschriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutsche Sprache zu fixieren. Durch ihre polemische Leidenschaftlichkeit drangen sie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton ist nicht immer sauber. In der Bibel ist Luthers Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geist Gottes immer in eine gewisse Würde gebannt. In seinen Streitschriften hingegen überläßt er sich einer plebejischen Rohheit, die oft ebenso widerwärtig wie grandios ist. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen riesenhaften Steinfiguren, die wir in indischen oder ägyptischen Tempelgrotten finden, und deren grelles Kolorit und abenteuerliche Häßlichkeit uns zugleich abstößt und anzieht. Durch diesen barocken Felsenstil erscheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöser Danton, ein Prediger des Berges, der von

der Höhe desselben die bunten Wortblöcke hinabschmettert auf die Häupter seiner Gegner. — —

Ich habe gezeigt, wie wir unserm teuern Doktor Martin Luther die Geistesfreiheit verdanken, welche die neuere Litteratur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort schuf, die Sprache, worin diese neue Litteratur sich aussprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß er auch selber die Litteratur eröffnet, daß diese und ganz eigentlich die schöne Litteratur mit Luther beginnt, daß seine geistlichen Lieder sich als die ersten wichtigen Erscheinungen derselben ausweisen und schon den bestimmten Charakter derselben kund geben. Wer über die neuere deutsche Litteratur reden will, muß daher mit Luther beginnen und nicht etwa mit einem Nürnberger Spießbürger, namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantischen Litteratoren geschehen ist. Hans Sachs, dieser Troubadour der ehrbaren Schusterzunft, dessen Meistergesang nur eine läppische Parodie der früheren Minnelieder und dessen Dramen nur eine tölpelhafte Travestie der alten Mysterien, dieser pedantische Hanswurst, der die freie Naivetät des Mittelalters ängstlich nachäfft, ist vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erste Poet der neueren Zeit zu betrachten. (Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, 1834.)

## KAISER UND MÖNCH

Karl gehörte zu jenen tiefen Seelen, welche erst mit sich selbst vertraut werden und ihre Vorstellungen ausarbeiten müssen, ehe sie lebhaft auf die äußere Welt einzuwirken lieben. Seinen natürlichen Hang zum beschaulichen Leben mußte er überwinden, bevor er dartun konnte, welche großen Kräfte in ihm lagen. Bisweilen schlug die Gewalt seines Genius, seiner Charakterstärke hervor; wenn aber ein einzelner Blitz hervorgeschossen war, verschloß sich der wortkarge Jüngling wieder in seine fast traurige Ernsthaftigkeit. Man hatte bei seiner Gemütsart am wenigsten seinem mittelmäßigen und nicht schlanken Wuchse Gewandtheit und Stärke des Kriegers zugetraut, als er plötzlich bei einem Ritterspiel zu Valladolid Leibeskraft, Waffenfertigkeit, ritterlichen Anstand und Gegenwart des Geistes unter dem Jubel des Volkes zeigte. Aber bedeutender war, daß auf seinem weißgeschliffenen Schild nur das Wort Nondum stand; denn noch nicht, aber gewiß dereinst war er einer der größten Männer auf Thronen. Die Kaiserkrone war sein glänzender Wunsch gewesen, und als die Nachricht kam, daß sie ihm geworden sei, änderte sich kein Zug in seinem ernsten Gesicht. Er hat das Ansehn, sagte Spanier, als habe er den Erdball unter seinen Füßen.

Auf seinem ersten Reichstag zu Worms erschien er ganz im Geiste seiner Ahnherrn. Hier kam die neue Lehre Luthers zuerst als eine allgemeine politische Angelegenheit in Beratung. Durch die Geschichte des österreichischen Hauses geht der Zug, daß es wie ein Bollwerk alter Wahrheit und Meinung, des Herkommens in Staat und Kirche dasteht, an welchem, ohne daß es die allmähliche Umwandlung zum Bessern verhindern will und kann, das verderbliche Einreißen von Neuerungen sich brechen muß, bis wenigstens die Hauptgefahr von

ihnen vorübergegangen ist. Wie seine Vorfahren, seine Nachkommen, so auch Karl, als Luthers Neuerungen mit einer flammenden Gewalt über Deutschland schlugen. Ungerührt von dem Fanatismus seiner Spanier, welche nur nach einem Scheiterhaufen für den Ketzler trachteten; nicht fortgerissen von der kräftigen Anhänglichkeit deutscher Fürsten und Herren an der neuen Lehre; ungeschreckt von den Drohungen eines aufbrausenden und für Luther begeisterten Adels, erwog der junge Kaiser, ob gar keine Wahrheit in den neuen Sätzen sei, wiewohl der Ausdruck im Gesicht ihres Urhebers ihn zu der Äußerung bewogen hatte, daß ihn der gewiß nicht dahin brächte, Ketzler zu werden, aber erwog vor allen Dingen, was Politik und die Würde seines Hauses ihm geböten. In einem Aufsätze, den er selbst verfaßt hatte und vor der Reichsversammlung ablesen ließ, sagte er, daß von den christlichen deutschen Kaisern, von den katholischen Königen Spaniens, von den Erzherzogen Österreichs und den Herzogen Burgunds ihm die katholische Lehre und Kirche wie erblich hinterlassen sei. Ihr gemäß wolle er leben und sterben. Der einzelne Mönch, welcher wider die Denkart der Christenheit seit einem Jahrtausend streite, solle hier entlassen und dann als ein Ketzler behandelt werden. (Karl Ludwig von Woltmann, Kaiser Karl V. und die Häupter der Protestanten, 1800.)

## DAS MARBURGER RELIGIONSGESPRÄCH

Den zweiten Oktober morgens um sechs Uhr begann vor 50—60 eingeladenen oder zugelassenen Personen die Handlung im Rittersaale. An einem besonderen Tische saßen sich gegenüber Zwingli und Ökolampad, Luther und Melanchthon. Ganz in ihrer Nähe der Landgraf, umgeben von seinen Hofleuten, besser rückwärts die übrigen. Der Staatskanzler Feige eröffnete im Namen des Fürsten das Gespräch mit einer Anrede. — —

Von Luther wurde hierauf die Handlung dadurch eröffnet, daß er in lateinischer Sprache mit Kreide auf den Tisch die Worte hinschrieb: „Das ist mein Leib.“ Mit vieler Sanftmut und Gelehrsamkeit entwickelte nun Ökolampad seine Ansicht, welche indeß Luther, aller Aufforderung ungeachtet, zu widerlegen sich weigerte und immerfort auf den Wortausdruck zurückkam. „Allerliebste Herren“ — sprach er — „dieweil diese Worte dastehen, so kann ich wahrhaftig nicht vorüber, sondern muß bekennen und glauben, daß auch der Leib Christi da sei.“ — Aufspringend fragte Zwingli: „Also da ist er, Herr Doktor, körperlich da? Da auch im Sakramente, wird täglich von Neuem gebrochen? Worin weicht ihr denn ab von den Pöpstlern?“ — Lebhafter wurde die Szene, bitterer Luthers Gegenrede. Er klagte, daß Zwingli ihn fangen wolle, seine Worte anders deuteln, als er sie gesprochen. Dieser hielt wieder etwas an sich, führte Bibelstellen zur Erläuterung an, kam mit grammatischen Bemerkungen, mit Erklärungen der Kirchenväter, spielte das Gespräch sogar in das Gebiet der Philosophie und Physik über. Nirgends ließ Luther sich fassen, kehrte immer zum Buchstaben zurück, gestand ein, daß er dies tue, daß man in diesem Fall nicht davon weichen dürfe, weil der Herr sich so ausgedrückt, über alle Zweifel müsse der unbedingte Glaube gehn; und „wenn Gott

der Herr mir Holzäpfel vorlegte und hieße mich nehmen und essen, so dürfte ich nicht fragen, warum?“ — „Gott heißt uns weder Mist noch Holzäpfel essen“, sprach Zwingli. — Kam es zu solchen Spitzworten, so mischte sich etwa der Landgraf ein oder einer der andern Anwesenden, bisweilen löste Ökolampad seinen Freund ab, bisweilen Melanchthon den Luther. Zwei volle Tage dauerte die immer fruchtlosere Unterredung. Sichtbar waren die Sachsen durch Zwinglis zwangloses Wesen, seine freie Sprache geärgert. Deutlich gab Zwingli zu verstehen, daß er in Luthern eine Art neuen Papstes besorge. „Ich will es nicht haben“, war diesem einmal entfahren, „ich will es nicht.“ — „Muß man denn gerade alles haben, was ihr wollt?“ fragte Zwingli.

Dem Landgrafen war klar geworden, daß ein gegenseitiges Verständnis unmöglich sei. Es ward ihm noch klarer, als nun noch der Stadtmeister von Straßburg mit einer Art Klage aufstand, daß Luther auch die Prediger seiner Stadt der Irrlehre bezichtigt habe. Dieses dürfe nicht auf ihnen liegen bleiben, er mit solchem Berichte nicht heimkehren. Bucer und Hedio selbst verlangten von Luther, er solle bestimmt heraus sagen, worin, und beweisen, daß sie falsch lehren; könne er dieses nicht, ihnen ein Zeugnis ausstellen, daß sie treue Hirten seien. „Ich bin“ — sprach dieser — „weder euer Herr noch euer Richter, ihr wollet weder mich noch meine Lehre, unser Geist und euer Geist reimt sich auch nicht zusammen; darum gebe ich euch kein Zeugnis. Ihr bedürft dieses auch nicht, denn überall rühmt ihr ja, ihr hättet von uns nichts gelernt. Dieses sieht man übrigens von selbst und wir möchten auch nicht solche Jünger haben.“

„Nein“ — erklärte mit Wärme der Landgraf — „auf diese Weise, ihr Herren, dürft ihr nicht von hier scheiden. Ihr müßt bestimmte Sätze aufstellen, worüber ihr eins seid, und gemeinsam sie unterzeichnen, damit wenigstens ein äußeres Zeichen eurer Verständnis vorhanden ist, wenn die innere nicht erreicht werden kann. Unterhandelt miteinander wie und so lange ihr wollt; aber vorher kann ich euch nicht entlassen.“ Die Theologen fügten sich, und den 4. Oktober kamen fünfzehn Artikel über die Hauptlehren zustande, die von Luther, Melanchthon, Jonas, Osiander, Brenz und Agricola von der einen von Ökolampad, Zwingli, Bucer und Hedio von der andern Seite unterzeichnet wurden. Das Schlußwort hieß also: und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich in Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer mehr erleiden kann, erzeugen und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen.

Noch hatte beim Schlusse der Landgraf sie ermahnt, als Brüder auseinanderzugehen. Zwingli sagt darauf — nach Bullingers Erzählung — „Es wären keine Leut auf der Erden, mit denen er lieber wollt eins sein, dann mit den Wittenbergern, und er wolle auch gern Luther und die seinen als Brüder erkennen.“ Derselben Meinung war auch Ökolampadius, Bucerus und Hedio; aber Luther wollte sie hinwider keineswegs als Brüder erkennen und sprach: „Es nehme ihn Wunder, daß sie ihn, dessen Lehr vom Sakrament sie für

falsch hieltend, als ein Bruder erkennen wolltend, sie müßtend selbst mit viel von ihrer Lehr halten.“ — —

Düster gestimmt verließ der Landgraf Marburg noch vor Melanchthon und Luthern. War unter den Gottesgelehrten die Eintracht nicht herzustellen, so wurde eine engere Verbindung der Regierungen um so nötiger. Darüber pflog er auch mit Zwingli, mit Sturm, mit einigen ihrer Begleiter vielfachen Rat. Über die religiösen und wissenschaftlichen Folgen des Gespräches nur dieses noch:

Gewinn davon zogen nur die Gegner der Streitenden. Gerechtfertigt in vollem Maße schien nun ihr Haß der Reform. Da habt ihr — hieß es — die Folgen des Losreißen der Kinder von der ewigen Mutter. Gegen sich selbst kehren sie nun die so gepriesenen, erst gegen uns ergriffenen Waffen des Geistes. Welche bleiben ihnen gegen uns für die Zukunft noch übrig, als eiserne? — Zu diesen wollten nun freilich weder Luther noch Melanchthon die Zuflucht nehmen. Zwingli aber wagte es und — unterlag. (J. J. Hottinger, Huldreich Zwingli und seine Zeit, 1842.)

### ZWINGLIS TOD

Nach kurzem Kampfe, nach wütendem Handgemenge am Ende hatte wohl die Hälfte der auf dem Wahlplatz befindlichen Züricher mit ihrem Blute bezahlt, ein Viertel derselben entweder sogleich oder später an seinen Wunden das Leben eingebüßt. Zwingli selbst, in dem Augenblicke, wo er einem an seiner Seite Sinkenden zusprach, von einem geworfenen Steine so heftig verwundet, daß der als Siegeszeichen nach Luzern gebrachte Helm die Spur zeigte, sank nieder, worauf er noch mehrere Stiche in die Schenkel erhielt. „Den Leib können sie töten, die Seele nicht.“ Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein. In seiner Nähe lagen noch achtzehn andre der Ausgezeichnetsten des geistlichen Standes. Unter diesen Diebold von Geroldseck, der den Reformator einst nach Einsiedeln berufen, Wolfgang Joner, Abt zu Kappel, der Comthur Conrad Schmid mitten unter 39 Männern von Küßnacht. Aus dem kleinen Rate waren sieben, aus dem großen neunzehn gefallen. Ohne diese noch fünfundsechzig Bürger der Hauptstadt, von Winterthur elf; vierhundert und zehn Männer von der Landschaft. Behauptet wurde das Panner durch Schweizer bis zum Tode, gerettet durch Hans Kambli, Adam Näf und Ulrich Denzler unter Wunden und mit der rühmlichsten Anstrengung. Entschieden war mit Anbruch der Nacht der Sieg der Katholischen. Sie ließen ab vom Verfolgen, sammelten sich auf den Matten bei Hausen und knieten nieder zum Dankgebet. Viele begannen hierauf mit Fackeln in den Händen das Schlachtfeld zu durchsuchen, in ungleicher Absicht, diese um die Kleider und Waffen der Gefallenen sich anzueignen, jene von Rachsucht oder Fanatismus entflammt, persönlich verhaßte Verwundete noch vollends zu töten; viele aber auch edleren Sinnes, um zu trösten und Hilfe zu bringen, wo es noch möglich war. — — Auch auf Zwingli trafen einige derer, die das Schlachtfeld durchsuchten. Er lag mit dem Gesichte zur Erde gekehrt. Umgewendet, ward er wie andre aufgefordert, zu beichten. Wiederholt verneinend schüttelte

er das Haupt. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief Hauptmann Vorkinger von Unterwalden und gab ihm den Todesstreich. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß seine Leiche gefunden sei, unter den Katholischen. Viele strömten hinzu, dieselbe zu sehen, unter diesen Bartholomäus Stocker von Zug, der den Reformator während seines Lebens gekannt und geachtet hatte. Oft erzählte derselbe nachher, er sei in seinem Angesicht an Farbe und Gestalt nicht einem Toten, sondern einem Lebenden gleich gewesen, ja er habe gerade so ausgesehen, wie wenn er gepredigt, so daß er sich ab ihm verwundert. Auch Hans Schönbrunner, ehemals Konventherr zu Kappel, konnte der Tränen sich nicht enthalten. „Welches dein Glaube gewesen“ — sprach er — „ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse warst. Gott sei deiner Seele gnädig!“ (J. J. Hottinger, Huldreich Zwingli und seine Zeit, 1842.)

## ERSCHÜTTERNDE WIRKUNG VON LUTHERS LEHRE

Nicht so ein neuer Anfang war Luthers Werk, daß nun plötzlich alles um ihn her sanft, heiter, ein neuer Friede geworden wäre.

Er hatte in tiefster Demut, in der Zuversicht begonnen, daß das, was er, von dem lauterem Wort Gottes geleitet, innerlich durchlebt, so gewiß es lebendiges Christentum sei, ebenso gewiß dem Leben und Wesen der Kirche entspreche. Aber diese Kirche stieß ihn von sich; nicht bloß ihn, sondern auch das Zeugnis, auf das er sich berief, das Wort Gottes; das sollte schweigen gegen ihre Tradition, ihre Satzungen, ihre Hierarchie.

Er mußte „hindurchbrechen“. Mit Macht und Eifer und gewaltiger Hand mußte er das riesige Gebäude von Jahrhunderten, diese Kirche, deren Eckstein Rom war, erschüttern und stürzen.

Und was war nicht kirchlich! Die Gewohnheiten, die Meinungen, die Ordnungen in Staat und Familie, das ganze Leben der Menschen, unermessliche Güter, alles stand in diesem hierarchischen System, das nun in seinen Grundlagen bebte. Es gab nichts, das nicht mit erschüttert, bis in sein innerstes Wesen, in dem Gedanken seines Daseins getroffen wurde.

So begann ein unabsehbares Werk. Und die erste Wirkung war, daß die gewohnte Bewegung der Dinge stockte und ihr reich entfaltetes Leben welk wurde; die zweite, daß die toten Blätter, Äste und Stämme im nächsten Wetter niederbrachen.

Es hat nie eine Revolution gegeben, die tiefer aufgewühlt, furchtbarer zerstört, unerbittlicher gerichtet hätte. Wie mit einem Schläge war alles gelöst und wie in Frage gestellt, zuerst in dem Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung. Unermessliche Besitze hörten auf, in ihrem Rechtstitel und seiner Voraussetzung gewiß zu sein; die geistlichen Gerichte mit ihren weiten Kompetenzen hörten auf, das Regiment der Ordinariate erlahmte; mit der nicht mehr geglaubten Zaubervirkung geistlichen Segens schien der Zusammenhang aller sittlichen Gemeinsamkeit zerrissen. Alles Geistliche und Weltliche zugleich war aus den Fugen, chaotisch.

Und in dieser unermesslichen Gärung gab es keinen festen Punkt als das lau-



tere Wort Gottes, keine ungebrochene Kraft als die „aus dem Glauben allein“.  
(Johann Gustav Droysen, Geschichte der preußischen Politik, 1855/1886.)

## ULRICH VON HUTTEN

Für Hutten, wie für Erasmus, war es das sein ganzes Leben bestimmende Moment, daß man ihn sehr früh dem Kloster übergab; aber noch viel unerträglicher war ihm dieser Zwang; er war der Erstgeborene aus einem der namhaftesten Rittergeschlechter auf der Buchen, das noch auf Reichsfreiheit Anspruch machte; als man ernstlicher davon sprach, ihn einzukleiden, ging er davon und suchte sein Glück wie jener in den Bahnen der aufkommenden Litteratur. Was hat er da nicht alles bestehen müssen: Pest und Schiffbruch, Verjagung eines Lehrers, dem er dann folgt; Beraubung durch die, welche ihn eben unterstützt; eine abscheuliche Krankheit, die er sich im zwanzigsten Jahre zugezogen; die Mißachtung, in welche Mangel und ein schlechter Aufzug, besonders in der Fremde, zu bringen pflegen; seine Familie tat nicht, als ob er ihr angehöre; sein Vater betrachtete ihn mit einer gewissen Ironie. Aber immer behielt er den Mut ungebrochen, den Geist unbenommen und frei; allen seinen Feinden bot er Trotz; sich zu wehren, ward ihm Natur. — — Das Studium der römischen Litteratur, in der die Deutschen eine so glorreiche Rolle spielen, hat nicht selten die Wirkung gehabt, unseren Patriotismus zu erwecken. Die schlechten Erfolge des Kaisers in dem venezianischen Kriege hielten Hutten nicht ab, ihn doch zu preisen; die Venezianer behandelt er ihm gegenüber nur als emporgekommene Fischer; den Treulosigkeiten des Papstes, dem Übermut der Franzosen setzt er die Taten der Landsknechte, den Ruhm des Jakob von Ems entgegen; in langen Gedichten führt er aus, daß die Deutschen noch nicht entartet, daß sie noch immer die alten seien. Als er aus Italien zurückkam, war eben der Kampf der Reuchlinisten gegen die Dominikaner ausgebrochen; er stellt sich seinen natürlichen Freunden mit allen Waffen des Zornes und des Scherzes zur Seite; den Triumph des Meisters feiert er mit seinen besten Hexametern, die einen sinnreichen Holzschnitt begleiten.

Hutten ist kein großer Gelehrter; seine Gedanken greifen nicht sehr in die Tiefe; sein Talent liegt mehr in der Unerschöpflichkeit seiner Ader, die sich immer mit gleichem Feuer, gleicher Frische in den mannigfaltigsten Formen ergießt, lateinisch und deutsch, in Prosa und in Versen, in rednerischer Invektive und in glücklich dialogisierter Satire. Dabei ist er nicht ohne den Geist eigener feiner Beobachtung; seine Feindseligkeiten sind nicht von verstimmend-gehässiger Art, sie sind immer mit ebenso warmer Hingebung nach einer anderen Seite verbunden; er macht den Eindruck der Wahrhaftigkeit, der rücksichtslosen Offenheit und Ehrlichkeit; vor allem, er hat immer große, einfache, die allgemeine Teilnahme fortreibende Bestrebungen, eine ernste Gesinnung; er liebt, wie er sich einmal ausgedrückt, „die göttliche Wahrheit, die gemeine Freiheit“. Der Sieg der Reuchlinisten war auch ihm zugute gekommen: er fand Aufnahme an dem Hofe des Kurfürsten Albrecht von Mainz: mit dem mächtigen Sickingen trat er in ein vertrauliches Verhältnis; auch von seiner Krankheit ward er geheilt, und er konnte wohl daran

denken, sich zu verheiraten, sein väterliches Erbe anzutreten; ein häuslich ruhiges Leben mutete auch ihn an: der Glanz einer schon erworbenen Reputation würde es doch auf immer emporgebracht haben. Da berührte ihn der Hauch des Geistes, welchen Luther in der Nation erweckt hatte; eine Aussicht tat sich auf, gegen die alle bisherigen Erfolge nur wie ein Kinderspiel erschienen; seine ganze Überzeugung, alle Triebe seines Geistes und seiner Tatkraft waren davon ergriffen. Einen Augenblick ging Hutten mit sich zu Rate. Der Feind, den man angriff, war der mächtigste, den es gab, der noch nie unterlegen, der seine Gewalt mit tausend Armen handhabte; wer es mit ihm aufnahm, mußte wissen, daß er sein Lebtage niemals wieder Ruhe finden würde; Hutten verbarg es sich nicht; man sprach darüber in der Familie, die auch ihre Güter durch dies Unternehmen bedroht glaubte; „meine fromme Mutter weinte“, sagte er; — aber er riß sich los, verzichtete auf sein väterliches Erbe und griff noch einmal zu den Waffen. — Allenthalben predigte Hutten, Deutschland müsse Rom verlassen und zu seinen Bischöfen und Primaten zurückkehren. „Zu deinen Gezelten, Israel“, rief er aus, und wir vernehmen, daß er bei Fürsten und Städten vielen Anklang fand. Er hielt sich gleichsam für bestimmt, diese Sache durchzusetzen, und eilte an den Hof des Erzherzogs, um ihn womöglich persönlich zu gewinnen, mit sich fortzureißen. Schon erfüllte ihn eine kühne Siegeszuversicht. In einer Schrift, die er unterwegs verfaßte, weissagte er, die Tyrannei von Rom werde nicht mehr lange dauern; schon sei die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt. Er fordert die Deutschen auf, nur Vertrauen zu ihren tapferen Anführern zu haben, nicht etwa in der Mitte des Streites zu ermatten: denn hindurch müsse man, hindurch, bei dieser günstigen Lage der Umstände, dieser guten Sache, diesen herrlichen Kräften. „Es lebe die Freiheit. *Jacta est alea.*“ Das war sein Wahlspruch, „der Würfel ist gefallen, ich habs gewagt“. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1839/1847.)

## ERWEITERUNG DER SPALTUNG ZWISCHEN NORD- UND SÜDDEUTSCHEN

Als aus dem Weizenkorn des ursprünglichen Christentums die Hierarchie entkeimte, da hat sie mit ihren Ranken den ganzen Weltteil nach und nach umspinnen und bedeckt. Das Geisterreich in sich ist frei und dem offenen Meere zu vergleichen, wo Welle sich an Welle bricht und Strömungen wie Winde wehen. Jedes System aber ist fest, stellt eine bestimmte Form und Gestaltung dar und ist wie Kontinent und die Feste in den Wassern. Als die altrömischen Formen durch die große Völkerüberschwemmung verschlungen waren, da mußte der Fels des Petrus der Kern werden, an den eine neue Welt sich angesetzt; es war der Keimkrystall, der die schlagenden Wogen nach und nach bezwang, daß sie gestehend nach bestimmtem Gesetz anschossen und das flüchtige Element in ein helles klares kristallnes Eis gestand. Aber im Verlauf der Zeiten regte sich wieder unruhig der Geist, der über den Wassern schwebt, und es brach der Kristall von Osten nach Westen voneinander, und was im Norden lag, zerfloß in die ursprüngliche Freiheit wieder, der andere Teil be-

hielt die alte Gestalt. Das ist jener Riß, der unglücklicherweise mitten durch Deutschland durchgegangen; im Süden stehen die alten Berge, im Norden brandet das offene Meer. Der Norden hat sich ganz auf die eine Seite hingewendet und England hat sich dadurch zur Höhe und zur Herrschaft des freien Elements hinaufgeschwungen. Der Süden, Italien und Spanien ganz rein und Frankreich größtenteils haben sich zum andern gehalten; auch sie haben jedes zu seiner Zeit geherrscht. Nur Deutschland, von beiden in Anspruch genommen, hat sich unter beide geteilt, und darum mußte es eine lange Zeit verdorben sein.

Die aber sind gar sehr im Irrtum, die da meinen, diese Reformation sei etwas Zufälliges gewesen, das, aus persönlichem Übermut hervorgegangen, wohl auch hätte unterbleiben können. Solange die frische Jugend noch gegrünt und die alten Satzungen in Einfalt noch beschlossen waren, mußte alles leidlich wohl zusammenhalten; und überdem war das erste Jahrtausend hingegangen, ehe der Norden dem Heidentume völlig abgewonnen war. Als es aber erst dazu gekommen, daß in der Ruhe sich das Werk entwickelte und sein südlicher Charakter sich offenbarte, da mußte auch nach Norden hin der Widerspruch kundgegeben sein. Odins Himmelsburg war nach ganz anderem Plane gebaut, als die Kirche vom Lateran, die da heißt „*omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput*“, und in der deutschen oder gotischen Baukunst, als sie von der griechisch-römischen sich abgerissen, hat schon die Reformation ihren Anfang genommen. Es sind die Norden vom Urbeginn auf Freiheit angewiesen, ihr sind sie bei der Wanderung im unwirtlichen Lande nachgezogen, wo die rauhe Natur sich starke, aber eigenwillige Kinder zieht. Nie haben Priester und Weltreiche bei ihnen gedeihen wollen, und so haben sie sich auch ihrem Glauben nicht gefangen geben mögen. Daß die Menschen gleich seien vor Gott wie vor dem Gesetze, davon sind sie immer ausgegangen, und daß der Glauben der Überzeugung folgen, nicht ihr vorangehen müsse. War aber solcher Widerspruch erst aus der nordischen Art heraus laut geworden, dann war auch beinahe unausweichlich die Spaltung Deutschlands damit gegeben. Denn von allen früheren innerlichen Gegensätzen ist hauptsächlich ein großer durchgreifender geblieben, der die Mitternächtlichen von denen im Mittag trennt. Schon in der Form des Landes ist diese Verschiedenheit angedeutet, indem die einen die Ebenen zusamt den Meeresufern bewohnen, die andern das Hochland besitzen und die Quellen der Flüsse. Kund gibt sie sich dann äußerlich, indem sie die Sprache in zwei große Mundarten teilt: die breite, viereckte, derbe, witzige Niederdeutsche, die in ihrer milden Betonung, bei scharfer glücklich naiver Bezeichnung von Zuständen und Anschauungen die Sprache der Bauern, Schiffer und Fischer ist, und in früherer Zeit wahrscheinlich das ganze niedere Land beherrschte. Dann die harte, bestimmte, rasche, metallische, helle, scharf betonte oberdeutsche Mundart, die von den Höhen der Schweiz über den ganzen gebirgigen Teil Deutschlands erklungen und eine Sprache der Alpenhirten, Bergjäger und Winzer ist. Mitten unter ihnen ist dann die adelige, schriftgelehrte, zahme und zierliche hochdeutsche entstanden und hat die beiden anderen nach und nach bis zu den äußersten Grenzen in Berg und Niederung verdrängt. Und wie nun Boden und Sprache

als ursprünglich verschieden und innerlich geteilt erscheinen, so ist es un-leugbar auch das Naturell und Wesen der beiden Glieder dieses in zwei geteilten Volkes. In der nordischen Art ist anerkannt der Ernst vorherrschend und der Verstand; die Überlegung zieht ruhig ihre Kreise und kalkuliert vom kälteren Blute ungestört; darum kann die Handlung von der Besonnenheit leichter geregelt werden, wird aber, da der Naturtrieb schwächer wirkt, oft mit steifer unentschlossener Langsamkeit vollbracht. In dem Wesen der Süddeutschen hat man hingegen die Behaglichkeit und Gemütlichkeit ebenso überwiegend erkannt; was sie tun, kommt mehr aus dem Blut und Leben der Phantasie; sie lassen sich öfter vom Instinkte als vom Nachdenken bestimmen, mehr Trieb ist in ihnen, aber weniger Form und Regel. So hat sie die Reformation gefunden, und in diesen Widerspruch hat sie sich niedergelassen; sie hat den Gegensatz wohl weiter auseinandergerissen, aber sie hat ihn mit nichten zuerst geschaffen. Scharfe verständige Klarheit haben jene in Religionssachen von ihr verlangt, und sie hat es ihnen zugelassen; während die andern, folgend dem dunkeln Triebe, dem alten Glauben treu geblieben. Was sich hier in der Kirche kund gegeben, das hat früher schon in der innersten Gesinnung begründet gelegen und sich nach und nach über das ganze Leben, den Staat und die Verfassung und alles, was vom Menschen ausgeht, verbreitet. So ist es gekommen, daß nach und nach zwei verschiedene Völkersysteme in Deutschland sich gebildet; eine Trennung, die in der Uranlage der Nation schon vorgezeichnet, durch jene große weltgeschichtliche Begebenheit erst recht an den Tag gekommen. (Görres, Rheinischer Merkur, 1814.)

### FREIHEIT DES GEISTES

Die Reformation ging in Grimm und Haß auf: sie konnte es nicht in Liebe, denn ihre Zeit hatte sie nicht. Die Seele, die etwas Besseres wollte, sann und schaute auf sich, sah ihre Verkehrtheit und Verrückung, sah die Quelle, aber nicht klar, und riß das Gute mit dem Schlechten, das Schöne mit dem Häßlichen nieder. Die Mystik, das Schönste und Höchste der menschlichen Natur, die Kraft und das Feuer des Künstlers und des Frommen war mit allem Häßlichen ihrer Verdrehung und der Priesterschlaueit eng verflochten. Wie sollte die Seele scheiden ohne des Geistes brüderliche Hand? Sie stieß selbst die Liebe und das Erbarmen aus; die Kindlichkeit des Ahnens sollte in ihr auch Klarheit des Denkens werden. Sie ward auf eine andere Weise verrückt; ihr Höchstes ward Rechtllichkeit, Arbeit der Tugend, Kampf ohne Freude, Leben ohne Huld. So schufen Grimm und doch Sehnsucht nach dem Edlen Luthers und Calvins Systeme. — —

Nachdem die Seele so im edlen Grimme, der ihrer Zeit notwendig war, die Reformation begonnen, erschrak sie gleichsam vor sich selbst und der Welt, die sie bewegen wollte und nicht konnte, und floh mit tieferem Haß und Schrecken in sich zurück, denn die letzte Göttlichkeit war mit dem aufgeschleierten Wahn von ihr gewichen; nun erst war sie wahrhaftig arm geworden, als sie ihre ganze Armut und Verwaisung beschaute. Der Geist setzte sich nun frech auf die Trümmer, die sie und der Zufall gemacht hatten. Er

war einmal ein freier und losgelassener Flüchtling geworden, und kein Bannstrahl, kein Despotenschwert konnte ihn wieder ganz zum Sklaven machen, seitdem am Rhein das erste Buch gedruckt worden war; aber er war frecher, je verfolgt er war; er ward brennender, je weniger die immer mehr verarmende und verkümmerte Seele seiner Glut ihre milde Wärme beimischen konnte. Sein Wirken durch das Mittelalter war nur fein, alles zuspitzend und schärfend, mit einzelnen Fünkchen stechend; aber er durfte nicht brennen, er durfte kein Feuer machen und die Welt hineinwerfen, mit den Flügeln darüber klatschen und frohlocken: „brenne deine Schlacken aus, und werde rein und gefühllos wie ich!“ Er ward unter Zucht gehalten. Die Reformation gab ihm aber einen herrlichen Tummelplatz. Von ihr läuft seine siegende Herrschaft bis an unsere Tage fort; noch ist er der Alleinherr, obgleich er schon im harten Streit gedrängt wird. (E. M. Arndt, Germanien und Europa, 1803.)

## REFORMATORISCHE BEWEGUNG IN DER BILDENDEN KUNST

Sinngemäß ist die Kunst der Reformationszeit zu definieren als: die Kunst der Generation, welche den Tag von Wittenberg im reifen Mannesalter erlebte, welche in ihrer inneren Verfassung die Bedingungen geschaffen hatte, durch die die Reformation aus einer theologischen Streitfrage zu einer Umwälzung des ganzen nationalen Lebens wurde. Der Geist dieser Generation gibt der Kunst des Zeitalters das entscheidende Gepräge. Der Spaltung des formalen Stilbewußtseins durch die Renaissance setzt sich die Einheit dieses Geistes entgegen. Besäßen wir über sie kein anderes Zeugnis als ihre Kunst, so würde allein schon diese uns sagen, was diese Generation war: eine außerordentliche im Ernst ihrer Gesinnung, männlich durchaus, tiefsinnig, schicksalsbereit, groß denkend vom Sinn des Lebens und dem Beruf des Menschen. Die Sonne schien ihr heller und jede Ader stömte voller, es war in ihr eine Lust zu leben, wie Ulrich von Hutten in ihrem Namen ausrief, und zugleich war sie von dem Pathos eines tiefen Ernstes erfüllt. Es ist ein jeder Erklärung sich entziehender Vorgang der Geschichte, daß einer einzigen Generation die Macht gegeben wird, das Leben ihres Volkes auf lange Zeit hinaus entscheidend zu bestimmen: eine schwache und niedrige kann in wenigen Tagen das Arbeitsergebnis eines Jahrhunderts verderben, eine großgesinnte, männliche rasch vollenden, was einer langen Reihe von Vorfahren unerreichbar war. Ungleich den früheren religiösen Reformbewegungen, deren es schon viele gegeben hatte, spannte das 16. Jahrhundert um den religiösen Mittelpunkt einen weiten Bogen universeller Forderungen: nationale und humane, staatliche, gesellschaftliche und wissenschaftliche. Ihnen mußte notwendig die künstlerische Reform sich anschließen.

Zum erstenmal trat es klar ins Bewußtsein: die Ideenwelt des Mittelalters hatte sich überlebt, ein Neubau mußte begonnen werden an vielen Enden zugleich. Es war einer der größten Momente unserer Geschichte, als die Möglichkeit bestand, daß die Reform der Kirche, die des Reiches und die der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung, daß diese drei in einen einzigen Strom zusammenfließen konnten. Es ist dazu nicht gekommen. Die Last einer an Ver-

fehlungen reichen Vergangenheit drückte zu schwer. Es ist ja auch nicht das Glück, nicht der Erfolg, die den historischen Rang einer Epoche bestimmen, sondern es ist die große Aufgabe. Diese Generation bleibt uns teuer durch die sittliche Leidenschaft, mit der sie für die erkannten hohen Ziele sich einsetzte. Sie besaß nicht den zweideutigen Idealismus, mit einem bloß geistigen Reich sich bescheiden zu wollen. Ein lange nicht gekanntes Gefühl für deutsche Ehre glühte in ihr auf, ein Überfluß war da an physischer Gesundheit und Kraft, Wohlhabenheit, Arbeitsfreude, Erfindungsgabe, eine mannhafte Freude ebenso am Schwertschlag wie an den Kämpfen des Geistes, und mit ihnen der optimistische Glaube, daß Deutschland dereinst an die Spitze der Völker treten werde. Wahrlich, mit dieser Generation wäre etwas zu machen gewesen — wenn sie einen Führer gefunden hätte! Viele hochbegabte Männer auf vielen Gebieten besaß sie — aber keinen politisch denkenden, politisch wollenden Kopf. Luther war dies am wenigsten. Dem Tage von Wittenberg folgte auf dem Fuße die Kaiserwahl von 1519, die im entscheidungsvollsten Moment einen Fremdling an die Spitze des Reiches stellte. Als Karl V. nach Deutschland zur Krönung zog, rief ihm Hutten zu: „Tag und Nacht will ich dir dienen ohne Lohn, manchen stolzen Helden will ich dir auferwecken, du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender“. Es war eine furchtbare Täuschung. Alles ging nun — wie es nicht anders konnte — den falschen Weg. Es ist letztlich die erbliche Schwäche des politischen Sinnes, welche die Reformation verdorben hat . . .

Man wird, was in der Reformationszeit in der Seele unseres Volkes vor sich ging, nicht völlig verstehen, wenn man nicht in seine Kunst sich eingefühlt hat. Und doch war es nicht eigentlich ein ästhetisches Zeitalter, wie Italien zur selben Zeit eines erlebte — und später Deutschland in der Zeit unserer klassischen Dichtung und Musik. Darüber kann kein Zweifel sein: den Deutschen der Reformationszeit war doch wichtig über alles die Religion. Die Italiener konnten sich in der stellvertretenden Lösung durch die symbolische Scheinwelt der Kunst befriedigt fühlen, das nach höherer Gewißheit verlangende deutsche Volk nicht. Wir müssen genauer beachten, an welchen Stellen die Kunst versagte. So kostbare und unvergängliche Schöpfungen sie hinterlassen hat, so weist sie, als Ganzes betrachtet, doch mehrere auffallende Lücken auf. Nennen wir gleich die größte: sie hat keine Architektur gehabt. Die Wesensverschiedenheit vom Denken des Mittelalters kann sich nicht schneidender ausdrücken. Alles, was die Reformationszeit in ihrer Selbstdarstellung zu sagen hatte, drückte sie bildnerisch, malerisch, zeichnerisch aus, kurz in der unmittelbaren Lebensform; in abgezogenen Symbolen, wie sie das Wesen der Architektur ausmachen, sich zu verkörpern, vermochte sie nicht. Dazu war sie zu leidenschaftlich und personal. Die Architektur als eine Kunst der Abstraktion und Synthese rechnet auf einen homogenen Zustand des Gefühls- und Phantasielebens; sie braucht, um zu gedeihen, eine Zeit mit starkem, doch ruhigem Pulsschlag. Hingegen in einer alle Grundlagen in Frage stellenden, nach neuen Werthaltungen suchenden, für rasch wechselnde Stimmungen nach geschwinder Resonanz verlangenden Epoche, werden die Künstler, um ihr persönliches Leben den andern mitzuteilen, lieber zum Meißel

oder Pinsel greifen. Aus diesem Grunde zeigte schon der Vorabend der Reformation in der Baukunst ein Übergewicht der beweglichen stimmunggebenden Momente über die konstruktiven; und weiterhin ein Zurücktreten der Baukunst überhaupt. In der Tat war schon geraume Zeit vor 1517 die innere Lähmung des Kirchenbaues, also der Hauptform monumentaler Betätigung eine offenkundige Tatsache, wie sie auch die mit 1517 eintretende äußere Krisis um mehr als ein halbes Jahrhundert überdauert hat und auf der altgläubigen Seite um nichts weniger als auf der protestantischen. Die äußeren Störungen des Bauwesens durch die kirchliche Revolution, den Bauernkrieg und die täuferischen Bewegungen gingen vorüber; früher kamen, länger dauerten und tiefer saßen die inneren Hemmungen.

Letzten Endes handelte es sich um ein Schwachwerden des monumentalen Gefühls überhaupt. Daß der Stillstand in der Baukunst einen ebensolchen in der Bauplastik zur Folge haben mußte, ist vorerst klar. Die Glasmalerei zog sich nach letzten gewaltigen Anstrengungen auf das bürgerliche Scheibenschild zurück, wurde der Tafelmalerei ähnlich; für ein neues Gedeihen der Wandmalerei, wie es von der Berührung mit der italienischen Renaissance wohl hätte erwartet werden müssen und hier und dort auch versucht wurde, fehlten alle Grundlagen. Wie hätte aber die Tafelmalerei allein dem ungestümen Drang nach dem Bilde Genüge tun können.

Aus dieser Lage erwuchs der Reformationszeit die ihr eigentlich die Signatur gebende Blüte der Graphik. Sie gab der künstlerischen Erfindungslust eine unvergleichliche Flüssigkeit und Vielseitigkeit, sie zog alle Kreise des Publikums zu einer Anteilnahme heran wie nie zuvor, sie gab Deutschland in der europäischen Kunst eine ausgeprägte Sonderstellung. Wir dürfen einen Schritt weiter gehen und die Behauptung wagen: Holzschnitt, Kupferstich und Zeichnung haben nicht nur die reichsten Wirkungen geerntet, sie sind, alles erwogen, auch das Beste in der deutschen Kunst dieser Zeit. Dürer war es, der, den Spuren Schongauers folgend, den Bilddruck zu seiner Machtstellung führte, gleichwie der Buchdruck erst von Luthers Bibelübersetzung seine höchste Weihe und Wirkung empfing. Erstaunlich schnell und vollständig machte sein Beispiel Schule. Unter den Zeitgenossen war Grünewald, auch hierin einsam und geheimnisvoll, der einzige, der dem Bilddruck keine Beachtung schenkte. Sonst haben alle, Große und Kleine, ihm ein gutes, oft das beste Teil ihrer Kräfte zugewendet. (Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1921f.)

## WIDERSTREIT DER RELIGIÖSEN KRÄFTE

Das Interim wurde der Anfang heftiger theologischer Streitigkeiten unter Luthers Anhängern selbst. Unhold ist der Verlauf dieser Händel, die besten Geister wurden verbittert und rieben ihre Kraft auf in einem Hader, für dessen einzelne Streitsätze wir uns nicht mehr begeistern können.

Der Kampf der Männer wurde auch ein Kampf der Universitäten: die Nachkommen Friedrichs des Weisen hatten mit dem Kurhut auch die Universität Wittenberg verloren, Melanchthon und die Wittenberger standen unter dem

Einfluß des politischen Moritz und seines Bruders, die eifrigsten Lutheraner sammelten sich auf der neuen Universität Jena.

Aber diesem Geschlecht leidenschaftlicher Männer folgte eine anders geartete Nachkommenschaft. Um das Ende des Jahrhunderts schien der deutsche Protestantismus in den meisten Landschaften sicher vor äußeren Gefahren; da kam den Geistlichen übergroße Selbstgefälligkeit, Herrschsucht, alle Fehler eines bevorrechteten Standes. Einflußreiche Ratgeber schwacher Fürsten, immer noch Beherrscher der öffentlichen Meinung, verfolgten sie selbst zuweilen den Andersgläubigen mit den Waffen der alten Kirche. Sie riefen einige Male die weltliche Macht gegen die Ketzler auf, der Pöbel stürmte in Leipzig Häuser der Reformierten, in Dresden wurde ein höfischer Geistlicher wegen Ketzerei, freilich auch aus politischen Gründen, sogar hingerichtet. So warf das neue Leben auch tiefe Schatten in die Seelen des Volkes.

Auch in den katholischen Landesteilen regte sich ein stärkeres, fremdartiges Leben. Die katholische Kirche schuf aus sich heraus eine neue Zucht der Geister, eine feste Art menschlicher Bildung, die der protestantischen scharf entgegengesetzt war. Auch in der alten Kirche wurde eine größere Vertiefung des inneren Lebens erreicht, dem gemütlichen Bedürfnis der Gläubigen wurde die uralte Lehre von der Gefolgschaft der Mannen Christi in neuen Formeln, Bildern und Verheißungen geboten, noch einmal wurde die Idee der alleinseligmachenden Einheit wirksam. In Spanien, in Italien erhob sich die neue Religiosität, auch sie voll Hingabe, Opfermut, Kampfesfreude, voll glühender Begeisterung, reich an starker Manneskraft. Aber es war jetzt ein Glaube für Romanen, nicht für Deutsche. Was er forderte, war Vernichtung der freien Persönlichkeit, Losreißen von allen Banden der Welt, schwärmerische Unterwürfigkeit, willenloses Einordnen des Mannes in die große Gefolgschaft Christi. Das einzelne eigene Leben hatte sich zum Opfer zu bringen für die Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche, ohne Nachprüfung, ohne Bedenken.

Der große Vertreter dieser neuen Richtung in Kirche und Staat war der Jesuitenorden. In der leidenschaftlichen Seele eines spanischen Edelmannes brannte das düstere Feuer der neuen katholischen Lehre auf, unter asketischen Bußübungen im engen Verkehr einer kleinen Genossenschaft bildete sich Art und Weise, sie auszubreiten. Im Jahre 1540 bestätigte der Papst die Gesellschaft, kurz darauf eilen die ersten Mitglieder des Ordens über die Alpen und den Rhein nach Deutschland, schon herrschen sie auf dem Konzilium zu Trient. Ihre rücksichtslose Entschlossenheit kräftigt die Schwachen, erschreckt die Wankenden. Merkwürdig schnell richtet sich der Orden in Deutschland ein, wo noch alter Glaube unter dem neuen zu finden war, er erlangt Gunst bei den Vornehmen, Zulauf vom Volke. Einige Fürsten übergeben ihm die geistige Herrschaft ihrer Länder, vor allen die Habsburger, neben ihnen deutsche Kirchenfürsten, welche die schwankende Treue ihres Gebietes nicht durch einheimische Kraft festigen können, endlich die Herzöge von Bayern, welche seit hundert Jahren gewöhnt waren, den Vorteil ihres Hauses im engen Anschluß an Rom zu suchen. Als die Väter zuerst nach Deutschland hinüberstiegen, war das ganze deutsche Volk auf dem Wege,



protestantisch zu werden; noch beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges waren nach Verlusten und Erfolgen auf beiden Seiten drei Viertel Deutschlands ganz oder in der Majorität protestantisch. Im Jahre 1650 war der ganze neue Kaiserstaat wieder katholisch; und außerdem das größte Drittel von Deutschland. So gut hatten die fremden Priester ihrer Kirche gedient.

Einem Wunder gleich war ihre Tätigkeit. Vorsichtig, Schritt für Schritt, planvoll, fest entschlossen, nie schwankend, dem Sturme weichend, unermüdllich wiederkehrend, nie das Begonnene aufgebend, nach größtem Plane auch das Kleinste mit Aufopferung betreibend, bot diese Genossenschaft die einzige Erscheinung einer unbedingten, willenslosen Hingabe aller an eine Idee, die nicht in einem einzelnen sich ausdrückte, sondern in der Genossenschaft. Der Orden herrschte, aber jeder einzelne war unfrei, auch der Ordensgeneral war verantwortlich.

Der Orden erwarb Ehre und Gunst, wohl verstand er, sich beliebt oder unentbehrlich zu machen, wo er hinkam; aber er blieb in Deutschland doch fremd. Das Unheimliche des furchtbaren Prinzips empfanden nicht nur die Protestanten, welche ihn ohne Aufhören mit ihren papierenen Waffen, den Flugschriften, zu bändigen suchten und für jede politische Untat, die aus der Nähe und Ferne berichtet wurde, verantwortlich machten. Auch in den katholischen Ländern blieb er ein Gast, ein einflußreicher, vielgepriesener, aber den Geistlichen und Laien kam von Zeit zu Zeit die Empfindung, daß er nicht zu ihnen gehöre. Alle geistlichen Genossenschaften hatten sich dem deutschen Volksgeist angepaßt, Benediktiner, Kreuzherren, Bettelmönche, — die Jesuiten nicht. Es ist natürlich, daß in der katholischen Geistlichkeit selbst diese Empfindung am stärksten war; denn auch ihr irdischer Vorteil wurde oft durch die Jesuiten beeinträchtigt.

So stehen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei entgegengesetzte Richtungen der Bildung, zwei verschiedene Quellen der Sittlichkeit und Tatkraft gegeneinander im Kampfe: fromme Ergebung und unbedingte Unterordnung gegen Pflichtgefühl und prüfende Selbstbestimmung, schneller, rücksichtsloser Entschluß gegen gewissenhaftes Zweifeln, weit überlegte, planvoll nach weiten Zielen hinarbeitende Tatkraft gegen mangelhafte Parteizucht, Drang zur Einheit gegen Streben nach Absonderung.

So erschienen die Gegensätze überall, zumeist in der Politik, an den Höfen der Fürsten. Den deutschen Fürsten war der Protestantismus in seiner unfertigen Gestalt keine Hilfe für Bildung ihres eigenen Charakters. Er hatte das Volk gehoben, er hatte auch die äußere Macht der Fürsten höher gestellt, aber er hatte ihre innere Festigkeit verringert. Schon ihre Jugendbildung wurde meistens zu theologisch, um praktisch zu sein. Wie unsittlich manche von ihnen waren, sie litten alle an Gewissenszweifeln; für diese Zweifel aber gab es keine schnelle Antwort, wie der katholische Beichtvater sie bereit hatte. Wie begehrt viele von ihnen waren, auch sie hatten bereits mit einem unsicheren Pflichtgefühl zu ringen, und wenn der Hofprediger ihr stiller Ratgeber war, er machte sie nicht fester. Jeder der protestantischen Fürsten stand für sich, zwischen ihren Landeskirchen war kein festes Band, viel kleines Gezänk und bitterer Haß, nicht nur zwischen Lutheranern und Reformierten,

sogar zwischen den Bekennern der Augsbургischen Konfession. Auch dies verringerte ihre Kraft. Während die Priester der katholischen Kirche ihre Landesherrn fest aneinander banden, halfen die protestantischen Geistlichen die Trennung ihrer Fürsten vermehren. — —

Überall hatte der Protestantismus auch politische Erschütterungen hervor gebracht; vom Bauernkriege bis in das nächste Jahrhundert hinein hörten die Zuckungen im Volke nicht auf. Die Reformation hatte die Zungen gelöst, sie hatte den Deutschen auch das Urteil über ihre bürgerliche Stellung freier gemacht, sie hatte dem Einzelnen den Mut gegeben, die eigene Überzeugung durchzufechten. Wie der Bauer jetzt laut über die unerschwinglichen Lasten murrte, so der zünftige Bürger über die eigennützige Herrschaft der Stadtgemeinde, so auch das adlige Mitglied der Landschaft über die ungemessenen Geldforderungen des Kriegsherrn. Schnell war mit Luthers Beistimmung die wilde demokratische Bewegung von 1525 niedergeschlagen worden, aber die demokratischen Bestrebungen waren deshalb nicht geschwunden, und neben ihnen schlich das Wesen der Wiedertäufer, der Sozialisten des 16. Jahrhunderts, von Stadt zu Stadt. Ihre Lehre, kaum in ein System zu fassen, in jeder Persönlichkeit anders gefärbt, vom harmlosen Theoretiker, der sich ein Gemeinwesen aus guten Bürgern ohne Eigennutz, voll Selbstverleugnung erdachte, wie schon der erfindungsreiche Eberlin getan, bis zu dem ruchlosen Fanatiker, der zu Münster das neue Zion aufrichten half mit lügenhafter Gemeinschaft der Güter und Vielweiberei: — diese Lehre fand in jeder großen Stadt Demagogen, auf dem Lande war sie unausrottbar. Karl V. hatte sie in den Reichsstädten Süddeutschlands nicht ganz vernichten können, in Lübeck war sie sogar auf eine kurze Zeit zur Herrschaft gekommen. Auch diese Regungen hatten gegen Ende des Jahrhunderts an Kraft verloren, aber sie arbeiteten noch in der Bevölkerung, zumeist in den Gegenden, wo der protestantische Widerstand der Stände gegen den altgläubigen Landesherrn das Volk in Bewegung erhielt. So war es in Böhmen, in Mähren, in Oberösterreich. Je eifriger die Habsburger durch die Jesuiten den alten Glauben wiederherzustellen suchten, ja auch wenn sie, wie Kaiser Rudolf, sie in Untätigkeit gewähren ließen, desto mehr wurden sie im eigenen Lande bedrängt durch die Forderungen der ständischen Opposition, wie durch die Aufregung im Volke. Und wohl erkannten sie einen drohenden Zusammenhang dieser Gegnerschaft in allen Besitzungen ihres Hauses. So waren ihnen nur zwei Wege geöffnet. Entweder sie mußten selbst Protestanten werden, und das war ihnen längst unmöglich; oder sie mußten die gefährliche Lehre und die Ansprüche, welche sie in die Seelen der Menschen warf, mit Entschlossenheit vernichten, in ihrem eigenen Lande, überall. Der Habsburger kam, welcher das versuchte. Unterdes war der Mut der alten Kirche durch große Siege, die sie in andern Ländern erfochten hatte, hoch gestiegen. Das heftige Aufbrennen der ständischen Opposition in kaiserlichen Ländern unter schwachen Herrschern drängte die Freunde der Kirche zu gemeinsamem Handeln. Gegen die drohende Angriffsbewegung der katholischen Partei vereinigten sich protestantische Fürsten, wie einst zu Schmalkalden, wieder zu einer Union; die katholische Partei antwortete durch die Liga; den Protestanten aber lag die Verteidigung, der

## LOYOLAS JUGEND UND AUFBRUCH

Im Jahre 1521 war einer kleinen Schar die Aufgabe zuteil geworden, in der Festung Pamplona den Rückzug des spanischen Heeres gegen einen Vorstoß des Feindes aus Südfrankreich zu decken. Es war klar, daß sie den Platz nicht halten könne; alle Offiziere stimmten für Ergebung, den jüngsten allein ausgenommen. Es war dies der damals achtundzwanzigjährige Don Inigo Recalde de Loyola. Nach einer stürmischen Rede, der jene Überzeugungskraft inne wohnte, die ihm stets treu blieb, wußte er die anderen fortzureißen, sich mit ihm dem scheinbar sicheren Untergang zu weihen. Die Idee kriegerischer Ehre verschmolz sich in der Brust des Spaniers mit der religiösen Hingebung. Am Morgen des Schlachttages beichtete er und einer seiner Kameraden einander wechselseitig, da ein Priester fehlte, und bereiteten sich so zum Tode. Dann stand er unerschütterlich dem stürmenden Feinde gegenüber auf der Bresche, bis ihm eine Kugel das Bein zerschmetterte. Die französischen Sieger ehrten seine Tapferkeit und behandelten den Verwundeten mit aufmerksamer Schonung. Sobald es sein Zustand zuließ, brachten sie ihn auf das Schloß seines Bruders in der baskischen Provinz Guipuscoa.

Dort, in völliger Einsamkeit, dem Getümmel des Kriegslebens entrissen, aber die Seele voll von tausend kriegerischen Bildern, lag er da und nährte sich an immer erneuter Hoffnung, daß bald wieder die Tage für ihn anbrechen würden, die ihn auf die kaum betretene Bahn des Ruhmes zurückführten. Die Wunde heilte langsam, und es zeigte sich, daß das eine Bein steif und kürzer als das andere bleiben werde, daß er zum Ritterdienst untauglich sein würde. Mit soldatischer Unerschrockenheit ließ er sich zweimal den Knochen brechen, damit er besser zusammenheile, und gewaltsam die Muskeln dehnen, damit sie die nötige Länge erhielten. In den fürchterlichsten Schmerzen krampfte er nur die Fäuste fest zusammen; nie hätte er einen Laut des Schmerzes über seine Lippen bringen mögen. Später hat er gespottet: er habe das alles ertragen im Wunsche, wieder enge Stiefel tragen zu können. Seine Hoffnung, sich der alten Laufbahn zurückgegeben zu sehen, war vergeblich; sein Schmerzenslager ward durch die Operation nur verlängert. Es begann für ihn die Zeit einer langsamen Genesung, die ihn seinen Wünschen nicht näher brachte. Inigo Loyola war der jüngere Sohn eines baskischen Adelsgeschlechtes, das zu den ersten des Landes gehörte, das jedesmal zur Krönung durch einen besonderen Boten vom Könige eingeladen wurde; er war ein echtes Kind jenes rätselhaften, verschlossenen und phantastischen Volksstamms. Als Edelknabe war er früh an den Hof Ferdinands des Katholischen gekommen; der Geist des letzten Religionskrieges, durch den der spanische Boden von den Ungläubigen befreit worden, hatte sich seinen Knabenjahren mitgeteilt. Dann hatte er sich, wie es Sitte war, bei den Söhnen ärmerer Adelsgeschlechter, an einen jener Granden, die damals in stolzer Abgeschlossenheit der Politik fernstanden, den Herzog von Najera, angeschlossen; er betrachtete sich als dessen

Gefolgsmann, und dies Verhältnis blieb auch noch gewahrt, als ihn der Ehrgeiz wieder auf die Bahn des Königsdienstes zurückführte, wie alle tatkräftigen Elemente des niederen Adels. Es war die Zeit, als den jahrhundertlang abgeschlossenen Spaniern fast plötzlich die Überzeugung kam, daß sie zur Welt-herrschaft berufen seien; und auch Inigo Loyola erfüllte sich ganz mit dieser berauscheden Idee. Wenn er später in seinen „geistlichen Übungen“ die Phantasie zu der Vorstellung vom Heerlager Christi beflügeln will, bereitet er sie vor durch die andere vom Heerlager des Kaisers, der seine Getreuen zusammengerufen hat, daß sie ihm die Welt erobern und sie dann selber als Beute hinnehmen. Solche Ideen waren es, welche die begeisterten, die unter Pescara in Italien und unter Cortez in Mexiko fochten.

Die Bildung, welche Inigo empfangen, war für einen spanischen Edelmann eine gute zu nennen. Mit Entzücken hatte er die Ritterbücher gelesen, und seine Gedanken beschäftigten sich damit, die Abenteuer des Krieges und der Liebe, die er hier so herrlich geschildert fand, in die Wirklichkeit zu übertragen. Er verstand es, zierlich zu schreiben und die Buchstaben mit Miniaturen zu versehen; er hatte sich die höfische Balladendichtung angeeignet, und sein erster Gesang galt dem heiligen Petrus, den er sich zum Schutzpatron erlesen, dessen Hilfe er in seiner Krankheit zu erkennen glaubte, und dessen Verfechter er in anderem Sinne werden sollte, als er damals ahnte.

Alles in allem war es doch ein recht beschränktes Dasein, das er so führte; wanner später darauf zurückblickte, ist es ihm wie ein traumhaftes erschienen; und doch können wir dem jesuitischen Geschichtschreiber nicht Unrecht geben, der in ihm schon damals die Züge des fertigen Charakters erblickte, der er später war. Die unauslöschliche Ruhmbegier, die Eleganz seines ganzen Wesens, der hohe Geistesschwung, der von allem Gleichgültigen vornehm ab-sieht, die noble Art des Gebens und Dankens, der Ehrgeiz, sich die schwersten Aufgaben zu wählen, die Überlegung vor dem Handeln und die unerschütterliche Beständigkeit während desselben, — alles Eigenschaften, die sich wohl schon bei einem jungen Offizier entwickeln können —, findet er bei Loyola, ja sogar Spuren seiner späteren Menschenkenntnis und der Geschicklichkeit, die Geister in seinem Sinne zu leiten.

Zu allem aber besaß Loyola noch eine Eigenschaft: eine glühende Phantasie. Er beehrte die gewohnte geistige Nahrung: die Ritterromane. In dem bas-kischen Schloß waren solche nicht zu finden; der ganze Bücherschatz des Bruders bestand aus einem „Leben Christi“, das heißt einer Evangelienhar-monie, und einer „Blütenlese der Heiligen“. In sie las sich nun der unbe-schäftigte Kranke mit Feuer hinein. Seltsam verschlangen sich diese neuen Eindrücke mit den alten; von den einen zu den andern sprang die Einbildungs-kraft über. — —

Nie hat er bisher nachgedacht über sich selber, über seinen Zustand; er hat sich den Empfindungen hingegeben, wie sie über ihn kamen. Jetzt, da er sich in ihrem Kreise haltlos hin- und hergetrieben findet, sinnt er zum ersten Male über sich nach. Eine Erwägung trifft ihn eines Tages blitzartig: die weltlichen Phantasien, die ihm das höchste Entzücken bereiten, enden doch immer mit Traurigkeit — wie hätte es in seiner Lage auch anders sein können!

Denkt er sich aber aus, wie er nach Jerusalem pilgern, wie er von Kräutern leben, sich aller Unbill aussetzen will, dann bleibt die Freude dauernd in seinem Herzen — es ist eine unbekannte, ihm eben erst erschlossene Welt, die er da vor sich sieht. „Das war der erste Schluß über göttliche Dinge, den ich zog“, endet er diese Erzählung. Der erste ist für diesen Mann, der niemals einen Schritt zurück tat, die Grundlage aller übrigen geworden.

Jetzt träumt ihm in einer Nacht von der Jungfrau Maria, die den Jesusknaben auf dem Arme hält, schon der Traum genügt nun, um jedes andere weibliche Bildnis aus seinem Herzen zu verdrängen. Zugleich mit dem schwärmerischen Entzücken erfaßt ihn der Ekel vor seinem früheren Leben: er weicht sich der unbefleckten Jungfrau, und nie seitdem, so berichtet er, hat er der oft erwachenden Begierde in Gedanken die Zustimmung des Willens erteilt.

Als er dann das Lager verlassen kann, sitzt er am liebsten bis tief in die Nacht am Fenster und blickt auf den Himmel und die Sterne. Während seine Gedanken den Weltraum durchfliegen, fühlt er in seiner Brust das hohe Bestreben, Gott sich zu weihen. Es ist ein greifbares Ziel, das er sich setzt: alle seine Gedanken stehen nach Jerusalem. Er wünscht sich, nur erst gesund zu sein, um den Weg sofort antreten zu können. — —

Kaum genesen, schied er aus dem Hause des Bruders; mit vieldeutiger, gewundener Rätselrede, wie es die Sitte des Spaniers ist, gab er ihm Nachricht von seinem Vorhaben und verhüllte es zugleich. Zuerst verabschiedete er sich von seinem Lehensherrn, dann entließ er seine beiden Knappen und ritt weiter, den einen Fuß im Stiefel, den andern im Pantoffel, vorwärts getrieben von den Gedanken an die geistlichen Taten, die er vollführen wollte. Auf dem Wege begegnete er einem maurischen Ritter, wie es deren viele in Spanien gab, der äußerlich Christ geworden, im Innern aber voll Spott über die erzwungenen Glaubensformen war. Des Mannes höhnende Rede über die Jungfrau Maria erregte Inigos tiefsten Haß; er hatte sie erst ruhig angehört, dann dachte er nach, ob er nicht doch dem Spötter nachreiten, ihn zu Ehren der Himmelskönigin niederstechen solle. Er schwankte und fand kein Zeichen in sich, ob sein Vorhaben Gott wohlgefällig sei; da überließ er die Entscheidung seinem Maultiere, wie es am Kreuzwege sich wenden wolle, — es führte ihn von dem Mordanschlage hinweg.

So kam er nach dem Monserrat, dem heiligen Berge Spaniens. Hier wollte er feierlich, zwar nicht im Angesichte der Menschen, aber des Himmelreiches, die Wendung seines Lebens vollziehen. Was er im Amadis von Gallien, diesem Idealbuche des Rittertums, gelesen, das wollte er hier im geistlichen Sinne wiederholen. Am Altar der Maria hing er seine Waffen auf; dann hielt er die ganze Nacht stehend oder kniend seine Fahnenwacht in der Kirche; damit hatte er sich zum Ritter der heiligen Jungfrau geweiht. Schon vorher hatte er die dürftige Kleidung eines Eremiten erstanden und sie hinten auf sein Tier geladen; jetzt legte er sie an, dem ersten Bettler, der ihm begegnete, schenkte er seine ritterliche Kleidung und suchte sich einen Platz, wo er weiter seinem Vorsatz leben könne, — nicht, wie die spätere Legende fabelt, eine Felsenhöhle im klüftereichen Monserrat, sondern das Dominikanerkloster zu Manresa. Hier begann eine neue Entwicklung für ihn, die ihm und seinem

Orden als die entscheidende gegolten hat, so daß er selbst oft erklärte: alles, was er später gewollt und geleistet, führe sich in jedem Keime auf seinen Aufenthalt in Manresa zurück. — —

In Manresa fing nun Ignatius — so nannte er sich fortan — das strenge Leben eines Asketen an, und bald wühlten in seinem durch diese Anstrengungen angegriffenen Körper die leidenschaftlichsten Seelenkämpfe, andere als die er schon auf dem Schlosse von Loyola durchgemacht und doch ihnen ähnlich. Nie — so berichtet er uns — hatte er Rücksicht genommen auf irgendeinen inneren Vorgang, er wußte nicht, was Demut, reine Liebe und Geduld, vollends nicht, was Selbstbeherrschung sei, die auch diese Tugenden an Maß und Regel bindet; er kannte nur das eine; die Großtaten der Heiligen und den Wunsch, mit ihnen zu wetteifern. Jetzt aber sah er sich gezwungen, sich beständig mit sich selber zu beschäftigen; und den Mann, der aller Reflexion bar gewesen, riß diese nun gewaltsam mit fort; sie ward ihm zum selbstquälerischen Fieber; er taumelte zurück vor dem Abgrunde, als er zum erstenmal in seinem eigenen Wesen zu lesen suchte. — —

In seiner engen Zelle betet er täglich sieben Stunden und geißelt sich allnächtlich dreimal. Er erzählt uns: in seiner Angst habe er laut zu Gott geschrien: er müsse ihm helfen, da er bei keiner Kreatur Hilfe finde; keine Arbeit wolle ihm zu groß sein, wenn er wüßte, wo er ihn finden könne. „Herr, zeige mir, wo ich dich finde; ich würde einem Hunde folgen, wenn er mich den Weg zum Heile führen kann.“ Bis zu Selbstmordgedanken steigert sich seine Verzweiflung; schon ist er ans Fenster getreten, um sich hinauszustürzen, als ihn der Gedanke an die Sünde wieder zurückbeben läßt. Jetzt fällt ihm das Beispiel eines Heiligen ein, der, um einen Wunsch von Gott zu erlangen, sich lange der Speise enthalten hatte. Er beschließt, dies auch zu tun und erst, wenn er sich dem Hungertode nahe fühlt, etwas zu sich zu nehmen. Er nimmt das Abendmahl und hungert sodann eine ganze Woche. Von neuem aber beginnt Vorwurf aus Vorwurf, Erinnerung aus Erinnerung zu keimen; und zuletzt erfaßt ihn ein Ekel vor einem solchen Leben und der entschiedene Wunsch, es zu verlassen.

Da wacht er wie aus einem Schläfe auf. Er faßt den Beschluß, einen Strich unter sein bisheriges Dasein zu machen und nie wieder etwas von früher geschehenen Dingen in der Beichte zu sagen. Von diesem Augenblicke an ist er frei von Vorwürfen und lebt der festen Überzeugung: der Herr habe ihm nach seiner Barmherzigkeit verziehen. — —

Bald ließ er viel von seiner asketischen Strenge ab; auch äußerlich gab er die Eremitenart auf, schnitt wieder Haar und Nägel. Der Zynismus, mit dem manche Mönche in der Vernachlässigung ihres Äußeren eine besondere Ehre suchten, blieb ihm, dem alten Offizier, zeitlebens unangenehm; er meinte in solchen Fällen: wer die Armut liebe, brauche deshalb nicht auch den Schmutz zu lieben. Die Armut aber in ihren herbsten Formen zu erdulden, war jetzt seine Absicht. Als er zur Überfahrt nach Barcelona wanderte, legte er dort die letzten Kupfermünzen, die er besaß, auf eine Bank am Hafen, dann bettelte er sich erst auf dem Schiffe und dann in Italien bis Venedig durch; hier nächtigte er dann unter den Arkaden der Prokurazien auf dem Markusplatz. Der-

selbe Mann, der so entschieden der Welt zu entsagen suchte, bewies sich aber zugleich als der Kenner dieser Welt. Wenn ihn irgendein spanischer Landsmann mit zum Essen nahm, dann blieb er während der Mahlzeit still, gab nur kurze Antworten und verfolgte um so genauer den Gang des Gesprächs, um im geeigneten Augenblick sich zum Herrn desselben zu machen, es in seinem Sinne zu lenken und ihm eine erbauliche Wendung zu geben.

Nach mancherlei Abenteuern gelangte Ignatius endlich nach Jerusalem. Es war die Seligkeit eines Kreuzfahrers, mit der er die heilige Stadt begrüßte; es war ihm in diesem Augenblicke, als sei es das himmlische Jerusalem, das er dort erblicke. So mächtig war noch in den Söhnen jenes Volks, das eben erst aus dem Zeitalter ritterlicher Religionskriege herausgetreten war, die große religiöse Leidenschaft des Mittelalters! Es war die felsenfeste Überzeugung, daß hier das Überirdische wirklich gewesen, daß an diesem Boden noch immer ein Stück vom Jenseits haften, es war die echte Pilger-Sehnsucht: den Punkt zu erreichen, an dem der Himmel die Erde berührt, — die ihn trieben. Als er mit der Karawane die Stadt wieder verlassen sollte, eilte er noch ganz zuletzt wiederum hinauf auf den Ölberg, um nochmals die Fußspuren Christi, die dieser bei der Himmelfahrt dem Felsen eingedrückt haben sollte, zu verehren. Er schenkte, um zugelassen zu werden, sein letztes entbehrliches Besitztum, ein Täschchen mit Nähzeug, weg und nahm Abschied von der Stelle, an der sich zuletzt das Göttliche vom Irdischen getrennt hatte. Dann war es ihm auf der ganzen Seefahrt, als ob Jesus unsichtbar geleitend über dem Schiffe dahin schwebte. (Eberhard Gothein, Ignatius von Loyola, 1885.)

## KRIEGERISCHE ORDNUNG DES JESUITENORDENS

Wie oft hat man Ignatius von Loyola mit dem deutschen Reformator verglichen, der ihm doch in jeder Faser seines Lebens so entgegengesetzt war. Aber in Einem kamen sie einander nahe: ohne Luther würde die neue Kirche nicht ins Leben getreten sein, und ohne jenen Spanier würde sich, man darf es behaupten, die römische Kirche nicht zu neuem Leben und neuer Macht entfaltet haben.

Er war ein außerordentlicher Mensch von ganz singularer Begabung, aus den stärksten Gegensätzen zusammengesetzt. Auf der einen Seite ein eiserner Wille, ein durchdringender Verstand, die zäheste Ausdauer im Handeln wie im Dulden, die unerbittlichste Härte gegen sich wie gegen andere, der kühnste Unternehmungsgeist, die schärfste Beobachtung und Kenntnis des Menschen, ein durch und durch praktischer Sinn und ein erstaunliches organisatorisches Talent. Auf der anderen eine Phantasie von südlicher Glut, ein geradezu fanatischer Hang zur religiösen Schwärmerei. Alles ins Große angelegt. Eine Zusammenfügung von Eigenschaften, die ihn im höchsten Grade ebenso fähig machten, einen schrankenlosen Einfluß auf seine Mitmenschen auszuüben und Stifter einer religiösen Gemeinde zu werden, wie sich mit einer großen Idee zu erfüllen und sie mit der unwiderstehlichen Rücksichtslosigkeit des Fanatismus zu verwirklichen.

Diese Idee war die der Weltherrschaft des Papstes und Alleingültigkeit der

römischen Kirche. Ignatius, der tapfere, im Kampfe gegen die Franzosen zum Krüppel geschossene spanische Offizier, entschloß sich — denn zu kämpfen drängte es ihn, der sich hinfort nicht mehr ins Schlachtgetümmel stürzen konnte, auch fernerhin —, die weiten Gebiete des Heidentums der Kirche zu gewinnen und ihr das in dieser Zeit des allgemeinen Abfalls von Rom verlorene Terrain zurückzuerobern.

Zu dem Zwecke gründete er seine Genossenschaft, die ganz sein Wesen widerspiegelte. Dieselbe Vereinigung von religiöser Schwärmerei und nüchterner Verstandesschärfe, dieselbe Mischung von Frömmigkeit und Weltklugheit, von Abstinenz und Tatkraft, von glühender Begeisterung und kalter Berechnung wie bei ihm. Eine Genossenschaft von ganz soldatischem Charakter und Geist: denn Krieg, Kampf, Eroberung war es, was es galt. Er verpflichtete sie zu strengem Dienst, versah sie mit geistlichen Waffen, übte sie in sorgsamster Weise ein, erfüllte sie mit Kampfeslust und Siegesgewißheit und führte sie hinaus auf die Walstatt.

Jene asketische und kontemplative Arbeit an der eigenen Vervollkommnung der alten Mönchsorden lag dieser Genossenschaft ganz fern, ihre Mitglieder sollten nicht aus der Welt abscheiden, um sich durch Askese für den Himmel zu bereiten, sondern sich mitten in die Welt hineinbegeben, denn nur da ließ sich der Zweck der Genossenschaft erreichen, der allgemeinerer, wenn man will, unpersönlicherer Art war. Er richtete sich auf die Mitmenschen, die es durch Beispiel und Überredung, durch List und Gewalt, auf geraden und krummen Wegen zu bekehren, der „alleinseligmachenden Kirche“ zu gewinnen und damit zur Seligkeit fähig und reif zu machen galt. Aber mehr noch als um dieses Seelenheil der Mitmenschen war es ihr um die päpstliche Allgewalt über die Menschheit zu tun. Und deshalb jenes vierte und oberste Gelübde, das die eigentlich Intimen der Gesellschaft abzulegen hatten, gleichsam ihr Fahneid, in welchem sie geloben, „ihr Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herren und dem römischen Pontifex als dessen Stellvertreter auf Erden zu dienen, so daß, was immer der jedesmalige Papst in Sachen des Heils der Seelen und der Verbreitung des Glaubens befehlen und in welche Länder immer er sie senden möge, sie ohne jede Säumnis und Entschuldigung sogleich (sin ulla tergiversatione aut excusatione, illico), soweit es in ihren Kräften stehe, Folge zu leisten gehalten sein sollten“. — Und zwar so blindlings, daß sie, wie Ignatius sich einmal ausdrückt, sich nicht bedenken dürften, in Ermanglung eines Schiffes das Weltmeer auf einem bloßen Brett zu durchschiffen.

Von Paul III. (1540) bestätigt, von ihm und seinen Nachfolgern mit einer Fülle zum Teil unerhörter Vorrechte und Vorteile förmlich überschüttet, stand die Gesellschaft Jesu, rasch wachsend, wie ein völlig unabhängiger Staat im Staate der römischen Kirche da und gewann, indem sie mit staunenswertem Erfolge den Kampf für die geistliche Universalmonarchie des römischen Pontifikats aufnahm, bald genug die Mittel und die Macht, ihrerseits die Kirche zu bestimmen und zu beherrschen. In demselben Maße, als sie neu erstarkte, wurde sie jesuitisch.



Wie schon hervorgehoben, ist der Jesuitenorden ein militärisches Institut auf kirchlichem Gebiet, eine „geistliche Miliz“, eine „Compagnie Jesu“, eine „Legion Gottes“.

Wenn in anderen Orden die Mitglieder einander gleichstehen, ist im Jesuitenorden die strengste Rangordnung durchgeführt, deren Spitze der mit monarchischer Gewalt bekleidete „General“ bildet. Das Band, das diese Gliederung zusammenhält, ist das der soldatischen Unterordnung, dieser Grundlage alles militärischen Haltes und Erfolges. Zwar nehmen die Jesuiten die drei Mönchsgelübde an, aber während das der Keuschheit nur wenig betont, das der Armut geschickt umgangen wird, legen sie alles Gewicht auf den Gehorsam. Auf ihn ist die Gesellschaft geradezu gegründet. Nicht die Inbrunst des Glaubens, nicht die Werkfähigkeit der Liebe, sondern die bis zu unerhörter Virtuosität ausgebildete Parition ist die belebende Kraft des Ordens. Jeder Jesuit hat in dem im Range über ihm Stehenden seinen Vorgesetzten zu sehen. Dieser Obere hat für ihn die Bedeutung des Heilands, er spielt ihm gegenüber die Rolle der göttlichen Vorsehung, er hat für ihn göttliche Autorität. Seine Befehle sind deshalb unweigerlich zu vollziehen. Als wäre er ein Leichnam — *perinde ac si cadaver esset* —, so blindlings hat der Jesuit dem Oberen zu gehorchen. Wenn er mitten im Schreiben von ihm einen Befehl erhält, so hat er die Feder, ohne den begonnenen Buchstaben zu vollenden, niederzulegen, um den Auftrag auszuführen.

Aber nicht nur sein Handeln, sondern auch seinen Willen, und nicht nur seinen Willen, sondern auch seine Einsicht hat er unter den Vorgesetzten und unter die Kirche zu beugen. Und gerade dieser Verzicht auf die eigene Meinung, dieses schwerste Opfer ist es, was das Wesen des Jesuiten ausmacht. „Wenn die Kirche definiert, daß etwas, was unseren Augen weiß erscheint, schwarz ist, so müssen wir sofort erklären, es sei schwarz“, so heißt die Forderung der 13. Regel der *exercitia spiritualia*. — —

Nicht jeder freilich, der sich für den geistlichen Kriegsdienst anwerben läßt, wird tauglich befunden. So wenig wählerisch die alten Orden in der Aufnahme neuer Mitglieder verfahren, so peinlich verfährt die Gesellschaft Jesu. Wer nicht ganz bestimmte, dem Orden und seinen Zwecken dienliche Eigenschaften und Anlagen besitzt, wird zurückgewiesen. Selbst auf äußerliche körperliche Vorzüge wird Gewicht gelegt, hingegen guter Ruf zur Aufnahme nicht erfordert; denn mit ihr ist ein Strich durch das ganze Vorleben gezogen. Und ebenso ist es mit der Entlassung. Ein Mitglied der Gesellschaft, das deren Zwecke nicht mehr erfüllt, wird abgeschafft. Es ist die Anwendung desselben Mittels, durch welches ein Offizierskorps sich jugendfrisch und tatkräftig erhält.

Auch in ihrer Abgeschlossenheit liegt ein militärischer Zug. Sie ähneln darin dem Janitschareninstitute, diesem gewaltigsten Militärorganismus jener Zeiten. Der Orden Jesu löst sich ganz von der Welt los, um desto unwiderstehlicher in ihr zu wirken. Er fordert von jedem, der in ihn eintritt, daß er die Bande, die ihn an Eltern, Familie und Freunde, an Heimat und Vaterland knüpfen, zerreiße, mit allen gewohnten Verhältnissen breche, all der edlen, von Gott dem Menschen eingepflanzten Triebe, der Anhänglichkeit,

der Liebe, der Dankbarkeit, der Treue, sich entäußere, seine persönliche Würde vernichte, um ganz in den Orden aufzugehen, ganz dem Gehorsam, den er fordert, zu leben, in dem Orden Vaterland und Vaterhaus zu sehen.

Und mit den niedrigsten Dienstleistungen, mit den härtesten Entsagungen beginnen die Betätigungen dieses Gehorsams im Probationshause, in welchem der Jesuit seine ersten Jahre zubringt. Betätigungen, durch welche die Persönlichkeit in den Staub getreten, der Wille gebrochen, dem Verlangen nach geistiger Ausbildung jede Nahrung versagt, alle Eigenart vernichtet, ein willensloser und gedankenloser Sklavensinn erzeugt wird, der denn freilich den Zwecken des Instituts vollkommen entspricht. Erst wenn er durch diese Schule gegangen ist, tritt der Novize in das Collegium ein, und damit beginnt die technische Ausbildung seines Geistes für die Zwecke der Gesellschaft.

Nun wird er nach seinen Anlagen sorgsam studiert, und diese werden zur Virtuosität entwickelt. Ihnen entsprechend findet er dann seine Verwendung: als Prediger und Seelsorger, als Gelehrter, als Arzt, als Kaufmann, als Dienstbote, oder in welchem Beruf, in welchem Kleide sonst. Denn mit den verschiedensten Mitteln arbeitet der Orden, und sein Arbeitsfeld ist unbegrenzt.

Dem Orden blindlings gehorsam und ergeben steht der Jesuit mit all seinen sorgsam ausgebildeten Kräften nur ihm, ihm aber in jedem Moment ganz zur Verfügung. Nur vermittelt des Ordens gehört er der Hierarchie an, wie er denn außerhalb desselben kein geistliches Amt annehmen darf. Mochten aus anderen Orden Bischöfe, Kardinäle, selbst Päpste hervorgegangen sein: Loyolas Ehrgeiz war, daß seine Gesellschaft mächtig und einflußreich war trotz Bischöfen, Kardinälen und Päpsten. Der Jesuitengeneral sollte als *papa nero* neben dem *papa bianco* stehen, nicht hilfsbedürftig, sondern hilfs spendend. Nur dadurch war der Gehorsam in dem Orden zu erhalten, daß jeder ausschließlich von ihm abhängig blieb. Nur dadurch war von der nichts weniger als zahlreichen Genossenschaft die universelle Mission, zu der sie sich bestimmt hatte, auszuführen, daß jeder, von aller anderen Verpflichtung frei, in jedem Moment für jedes Werk dem General zu freier Verfügung stand. Ignatius sagt einmal: „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn dürfen nur mit einem Fuße auf der Erde stehen, den anderen müssen sie zur Fortsetzung der Reise immer emporheben.“ Eine bleibende Statt gab es für sie nicht. Aber wo immer sie sich befanden, ob als Novizen im Probationshause oder als Missionäre unter den Heiden, ob mitten im üppigen Hofleben oder in den Hütten der Armut, ob im lauten Lärmen des Marktes oder in der feierlichen Stille des Gotteshauses, und wie hoch oder wie niedrig der Rang war, den sie bekleideten: immer standen sie unter genauester gegenseitiger Kontrolle; sie waren der Gegenstand unausgesetzter Beobachtung und Berichterstattung an den Oberen. Jedes Mitglied hatte das Recht und die Pflicht, jedem Genossen gegenüber den Späher und Angeber zu spielen. Die Ausbildung dieses offenen und geheimen Überwachungswesens, die dadurch ermöglichte Führung förmlicher Konduitenlisten gehört zu den wesentlichsten Stücken dieser Gesellschaft. Selbst der General war, trotz seiner monarchischen Stellung, von dieser beständigen Kontrollierung nicht ausgeschlossen. — —

Fasten, Nachtwachen und dergleichen mönchische Übungen, die nur Zeit

kosten und den Körper schwächen, also für einen Krieger am wenigsten taugen, waren den Jesuiten nur in mäßiger Anwendung gestattet. Sie hatten vielmehr ihre ganze Sorge darauf zu richten, sich für die großen und wesentlichen Aufgaben des Ordens rüstig und gerüstet zu halten. Gebärde, Gang, Haltung, Kleidung waren genau vorgeschrieben. Die Kleidung durfte nicht von jener zynischen Vernachlässigung sein, in der sich manche Mönche gefielen, vielmehr zwar, wie es der Armut gezieme, bescheiden, aber anständig, von soldatischer Proprietät. Nach den „Regeln der Bescheidenheit“ hatte der Jesuit den Kopf etwas nach vorwärts zu neigen, die Augen zu Boden zu senken, die Stirn nicht in Falten zu legen, die Lippen weder zu fest zu schließen, noch zu weit zu öffnen, das ganze Antlitz mehr Heiterkeit als trüben Sinn widerspiegeln zu lassen, langsam und würdevoll einherzuschreiten. (Johann Gustav Droysen, Geschichte der Gegenreformation, 1893.)

## DIE JESUITEN

Zum Glück für die alte Verfassung tat sich ein neu entstandener Orden hervor, auf welchen der sterbende Geist der Hierarchie seine letzten Gaben ausgegossen zu haben schien, der mit neuer Kraft das Alte zurüstete und mit wunderbarer Einsicht und Beharrlichkeit, klüger als je vorher geschehen, sich des päpstlichen Reichs und seiner mächtigen Regeneration annahm. Noch war keine solche Gesellschaft in der Weltgeschichte anzutreffen gewesen. Mit größerer Sicherheit des Erfolgs hatte selbst der alte römische Senat nicht die Pläne zur Welteroberung entworfen. Mit größerem Verstand war an die Ausführung einer größeren Idee noch nicht gedacht worden. Ewig wird diese Gesellschaft ein Muster aller Gesellschaften sein, die eine organische Sehnsucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen, — aber auch ewig ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügsten Unternehmungen vereitelt, und das natürliche Wachstum des ganzen Geschlechts unaufhaltsam das künstliche Wachstum eines Teils unterdrückt. Alles einzelne für sich hat ein eigenes Maß von Fähigkeit, nur die Kapazität des Geschlechts ist unermesslich. Alle Pläne müssen fehlschlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geschlechts vollständig angelegte Pläne sind. Noch merkwürdiger wird diese Gesellschaft als Mutter der sogenannten geheimen Gesellschaften eines jetzt noch unreifen, aber gewiß wichtigen geschichtlichen Keims. Einen gefährlicheren Nebenbuhler konnte der neue Lutheranismus, nicht Protestantismus, gewiß nicht erhalten. Alle Zauber des katholischen Glaubens wurden unter seiner Hand noch kräftiger, die Schätze der Wissenschaften flossen in seine Zelle zurück. Was in Europa verloren war, suchten sie in den anderen Weltteilen, in dem fernsten Abend- und Morgenland vielfach wiederzugewinnen und die apostolische Würde und Beruf sich zuzueignen und geltend zu machen. Auch sie blieben in den Bemühungen nach Popularität nicht zurück und wußten wohl, wieviel Luther seinen demagogischen Künsten, seinem Studium des gemeinen Volks zu verdanken gehabt hatte. Überall legten sie Schulen an, drangen in die Beichtstühle, bestiegen die Katheder und beschäftigten die Pressen, wurden Dichter und Weltweise, Minister und Märtyrer, und blieben in der ungeheuren

Ausdehnung von Amerika über Europa nach China in dem wunderbarsten Einverständnis der Tat und der Lehre. Aus ihren Schulen rekrutierten sie mit weiser Auswahl ihren Orden. Gegen die Lutheraner predigten sie mit zerstörendem Eifer und suchten die grausamste Vertilgung dieser Ketzler als eigentlicher Genossen des Teufels zur dringendsten Pflicht der katholischen Christenheit zu machen. Ihnen allein hatten die katholischen Staaten und insonderheit der päpstliche Stuhl ihr langes Überleben der Reformation zu danken gehabt, und wer weiß, wie alt die Welt noch aussehen würde, wenn nicht schwache Obere, Eifersucht der Fürsten und anderen geistlichen Orden, Hofintriguen und andere sonderbare Umstände ihren kühnen Lauf unterbrochen und mit ihnen diese letzte Schutzwehr der katholischen Verfassung beinahe vernichtet hätten. Jetzt schläft er, dieser furchtbare Orden, in armseliger Gestalt an den Grenzen von Europa, vielleicht daß er von daher sich, wie das Volk, das ihn beschützt, mit neuer Gewalt einst über seine alte Heimat, vielleicht unter anderem Namen, verbreitet. (Novalis, Die Christenheit oder Europa, 1799.)

### NEUE ART DER RECHTGLÄUBIGKEIT

Der Kampf gegen die Reformation hatte den Katholizismus in sich gefestigt. Aller Streit der Meinungen verflüchtete sich ins Lager der Gegner, diese zerklüftend und schwächend, während Rom die Einheit des Glaubens mit konzentrierten Kräften in seinem Gebiete festhielt. Ihm mußte der Protestantismus durch seine Anziehungskraft für die gegen die Kirche wie unter sich streitlustigen Geister als Mittel zur Klärung des eigenen Besitzstandes erscheinen. Die Macht des Papsttums über die katholischen Völker und Fürsten erreichte, gestützt durch die weltkluge, opferbegeisterte Taktik der Jesuiten, wieder eine Höhe, wie nur selten zuvor. Und Macht ist das beste Agitationsmittel der Welt. Nach und nach begann der Rückzug der durch das Gezänk der protestantischen Theologen Erschreckten und Angewiderten in den sicheren Hafen eines festen, zweifellosen, unerschütterlichen Dogmen-glaubens. Die Grenzen des Gebietes, welches zu Anfang des Jahrhunderts der Protestantismus schnell im Fluge erobert hatte, wurden schrittweise durch den Jesuitismus eingeengt. Schon empfand man in Rom das Vorgefühl endlichen Sieges, schon schliff man, selbst weltlich ohnmächtig, doch stark durch den Einfluß der katholischen Geister, die Waffen zum letzten großen Schlage gegen die protestantischen Mächte.

Auf die Zeit innerer Klärung folgte nun die Periode stolzen Selbstgefühls, ruhmbeußer Größe, auf die Zeit der mühevollen Durchbildung des klerikalen Regimentes der Triumph desselben zu geistlicher wie weltlicher Herrlichkeit und Pracht, wie sie sich namentlich unter Paul V. (Borghese, 1605—1621), also zu jener Zeit ausbildete, da in Deutschland der lang vorbereitete Kampf zunächst anscheinend mit der Vernichtung der protestantischen Gegner angehoben hatte. St. Peter wurde nach Madernas Umbau neu geweiht, und zwar in dem Jahre der Schlacht bei Lutter am Barenberge und der Eroberung ganz Norddeutschlands durch Tilly und Wallenstein!

Der Jesuitenorden erhielt zu der Macht den Glanz, Loyola und Franz Xaver wurden kanonisiert; in der Congregation de propaganda fidei entstand ein in seinem Geiste wirkendes, großartiges Institut, das die Verbreitung des Katholizismus über den Erdkreis sich zur Aufgabe gestellt hatte. Überall kräftiges Vordringen: in Deutschland glaubenseifrige Fürsten, wie Kaiser Ferdinand II. und Maximilian von Bayern, in Frankreich die mächtige Reaktion des Katholizismus gegen die bislang geduldeten Hugenotten, in England ein dem Papsttum mit heimlichem Eifer zugeneigtes Königshaus und eine starke, dasselbe stützende Partei, in Belgien der völlige Sieg der alten Kirche. Das sind die politischen Wahrzeichen, unter denen der Barockstil seinen Einzug in Rom und hiermit in die katholische Welt und über deren Grenzen hinaus feierte.

Aber nicht die geistigen Mittel, nicht der innige seelische Zusammenhalt zwischen Glauben und Volksempfinden, nicht die neu erwachte Frömmigkeit allein waren es gewesen, die dem Katholizismus seine Kraft und mit ihr seine Ausdehnung wiedergegeben hatten. Sehr energischer weltlicher Unterstützung hatte es bedurft, um dem Gegner mit Erfolg gegenüberzutreten. Denn er erfüllte nicht mehr die Gemüter mit jener Ausschließlichkeit, wie in den guten Zeiten des Mittelalters, nicht mehr war die Kirche die einzige Lehrerin des Volkes, die Theologie die Basis jeder Art des Erkennens. Ein tiefer und mächtiger Riß trennte die wissenschaftlich Gebildeten, die auf Erkenntnis gestellten Forscher von dem naiven Aufgehen in die Glaubenswahrheiten. Es bedurfte mehr als je vorher eines Verzichtes auf eigenes Denken, um sich dem Dogma völlig hinzugeben, der Glaube saß nicht wie eine Naturnotwendigkeit im Herzen des Volkes, er mußte nur zu oft durch einen gewaltsamen Willensakt der eigenen Seele aufgedrängt werden. Es war die Zeit, da Descartes seine tiefgreifende Zweifelslehre aussprach, Galilei und Kepler die Weltweiten mit mathematisch geschultem Auge durchforschten. Die reformatorische Bewegung hatte jenen Sinn für wissenschaftlich kritische Auffassung der Dinge zurückgelassen, der das Revolutionszeitalter vorbereitete, den niederzudrücken die schwerste und nimmer ruhende Arbeit des Jesuitismus und der von ihm geleiteten katholischen Kirche war. Da aber die Bekämpfung des Zweifelnden durch die überzeugende Kraft der Dogmen nur selten gelingen wollte, da in jeder zugleich gläubigen und auch gebildeten Brust aber das Vertrauen zu denselben nur durch das bewußte Mißtrauen in die Kraft eigener Erkenntnis erlangt, mithin ein Akt des Willens war, so glaubte man mehr als früher, die Willensänderungen erzwingen und durch Gewalt die Menschen zu innerer Umkehr bringen und zur Religiosität führen zu können. Nicht Irreführte sah man in den Schismatikern, sondern Böswillige, die in kecker Eitelkeit und Selbstüberhebung sich über jenen zur Seligkeit des Glaubens führenden Verzicht auf eigenes Denken erhaben dünkten, Frivole, welche für die schwankenden Resultate einer ihr menschliches Können überschätzenden Wissenschaft leichtfertig ewige Wahrheiten hingaben, Unkluge, die nicht begreifen wollten, daß der Mensch unfähig sei, die letzten Dinge zu ergründen. Niemals ist mehr Witz aufgewendet worden, um den Unwert alles Witzes nachzuweisen, als damals in der Katholischen Kirche, niemals aber auch roher

und gewaltsamer Andersdenkenden das Recht der freien Meinung und selbst des Lebens bestritten worden, als in den Tagen der nun zur völligen Rücksichtslosigkeit durchdringenden Gegenreformation, als während des Wütens des Dreißigjährigen Krieges. (Cornelius Gurlitt, Geschichte des Barockstils in Italien, 1887.)

## GEGENREFORMATION UND KIRCHLICHE BAUKUNST

Dem Norden gelang zu einem großen Teile der Abfall von der alten Kirche. Diese selbst aber hätte sich aufgeben müssen, hätte sie nicht die Kraft gehabt, die Quellen der Religiosität wieder aufzudecken; — so kam die Gegenreformation. Die Kirche sollte verjüngt werden. Aber sie war nicht mehr die anerkannte Macht, wie im Mittelalter. Sie war nur mehr ein Kämpfer unter mehreren; an die Stelle der diktatorischen Gewalt mußte die Propaganda treten. Aus dem heiligen Eifer dafür entstand die Gesellschaft Jesu. Ihr Geist formte den römischen um. Die Päpste der Renaissance waren Mäcene gewesen, auch Mäcene des antiken Roms, dessen Reste sie ehrfürchtig ausgruben und erhielten. Die ersten Barockpäpste waren dem allen geradezu feindlich. Das Entscheidende ist, daß es in der ganzen Welt wieder um seelische Dinge ging — in einer Welt, die durch die Renaissance geformt war und die Renaissance niemals vergessen konnte, die sich bewußt in das Diesseits gestellt hatte und, kaum getan, die alten Rätsel in höheren Gestalten wiederkehren sah. Während im protestantischen Norden die Kirche das Verantwortungsgefühl des Menschen durch das Ohr aufsuchte, mußte sie in der katholischen Welt auf seine ganzen Sinne zu wirken trachten. Und so geriet die barocke Baukunst auf die Bahn, von der aus sie die eine — und vielleicht die herrlichste — Seite des deutschen Barocks gewinnen mußte. Das Problem des Kirchenbaues kam in neuen Fluß; der starke Willensdruck der Gegenreformation legte sich verstärkend auch hinter das Schaffen der Baumeister. Er sorgte dafür, daß alle Wandlungen und Steigerungen des formalen Willens dem Kirchenbau vor allem zugute kamen, daß jede seiner Bereicherungen auch den Kirchenbau bereicherte. So gab es immer wieder Räume von erhabenem Zweck zu schaffen, für die der Bauherr selbst nichts lieber wollte — im großen Gegensatz zur protestantischen Kirche — als das unbedingt mächtigste Aufgebot alles dessen, was als schön und groß empfunden wurde. Der Kirchenbaumeister durfte freier werden als je zuvor; auch die allerpersönlichsten Absichten auf Schönheit mußten den Absichten der Kirche gleichgesetzt werden, der Architekt sollte Zaubermeister sein. Die letzte Phase in der schöpferischen Entwicklung des christlichen Kirchenbaues begann. Sie brachte zunächst, noch immer von Rom aus, noch einmal einen festen Typus, den Typus der Jesuitenkirchen. Dieser bedeutet die letzte Welle in einer großen geschichtlichen Bewegung, die dem Auf und Ab von Ebbe und Flut der religiösen Stimmung entspricht. Die altchristliche Basilika war ein ausgesprochener Längsbau gewesen, den ein halber Zentralraum geschlossen hatte — ein mehrschiffiges Langhaus mit Apsis. Es war die praktisch und symbolisch gleich richtige Folge der Notwendigkeit, die Menge der Gläubigen und

den Priester, den Gemeinderaum und die Altarstätte einander gegenüberzubringen. Die Romanik hatte — ohne damit ganz durchzudringen — doch eine starke Neigung zum Zentralbau gehabt, zur einheitlichen Gruppenbildung gegenüber der Aufreihung der Formen in der Tiefe. Die Gotik brachte zugleich mit der Höhenrichtung eine erneute energische Betonung des Längsbaues. Die Renaissance dagegen hob den Kontrast von Gemeindehaus und Altarraum so weit als irgend möglich auf: wohl erkennbar in den Hallenkirchen des Nordens, mit allergrößter Entschiedenheit im Zentralbau Italiens.

Das ergibt eine große Wellenbewegung — eine Bewegung in der Spirale, wie Goethe das nannte —, in der die Romanik mit der Renaissance, das Frühchristliche mit dem Gotischen sich auf gleicher Linie treffen; und diese Wellenbewegung ist nichts Zufälliges. Immer wenn der lebendige kirchliche Sinn, wenn die Bedeutung der gläubigen Gemeinde im Vordergrund stand, war der harmonische Gegensatz eines Langhauses zur Altarregion das natürlich Gegebene. Jedesmal, wenn die Anliegen der Gemeinde zurücktraten, wenn die religiösen Massenbewegungen zurückebbtten, erstarkte der formale Trieb, den Bau zu vereinheitlichen, womöglich zu zentralisieren, wie es im allgemeinen nur bei sachlich gegebenen Mittelpunkten, bei Grab-, Privat- und Taufkirchen sich von selbst ergab. Geschah dies aber, so trat jedesmal ein Mönchsorden auf, der dagegen die Rückkehr zum elementaren Christentum und damit ganz von selbst die Rückkehr zur Urform der christlichen Gemeindekirche, zum Langhause mit halbzentralem Abschluß, predigte. So war es noch innerhalb der Romanik schon einmal mit den Cluniacensern gewesen. So hatten an ihrem Ende die Zisterzienser als die Wegmacher der Gotik gearbeitet. Und genau so traten am Ende der Renaissance die Jesuiten auf. Die Baugeschichte des römischen Petersdomes ist das lehrreichste Beispiel. Michelangelos Entwurf war, indem er die systematische Anordnung, die er vorfand, bis zum leidenschaftlich bewegten Organismus steigerte, schon ein Barockentwurf gewesen — aber es war immerhin noch wesentlich ein Zentralbau. Auch dies freilich nicht mehr ganz: er gab durch eine vierzehnsäulige Vorhalle im Westen dem Bau schon eine einseitig klare Richtung an Stelle der vier ganz gleichberechtigten sternförmig vom Mittelpunkte ausstrahlenden Kreuzarme des Bramante. Die Jesuiten, die Kirchlichen überhaupt, wollten viel mehr, und sie haben in hundertjährigem Kampfe gesiegt. Sie wollten den Anbau eines Langhauses und haben ihn zu Anfang des 17. Jahrhunderts erreicht. (Wilhelm Pinder, Deutscher Barock, 1913.)

## GEGENREFORMATION IN STEIERMARK UND BÖHMEN

Der neue König der Böhmen war ein Enkel Kaiser Ferdinands des Ersten, Sohn des Erzherzogs Karl von Österreich und Marias, einer bayrischen Fürstin. Geboren zu Grätz am 9. Juli 1578, war er schon in seinem elften Jahre nach Ingolstadt in die Schule der Jesuiten geschickt, die ihm nach fünf Jahren das Zeugnis gaben, daß er ein herrlicher politischer Philosoph und ein rechts-erfahrener Justinian sei. Kaum war ihm in seinen Erbländen gehuldigt, so ging er unbekannterweise nach Rom, dort eine Zeitlang bei den Jesuiten zu

hausen; und beschloß dann, eine Gegenreformation wider den überhandnehmenden lutherischen Glauben bei seinen Untertanen durchzutreiben. Er berief sich auf die Notwendigkeit derselben, weil sie unter dem Vorwande der Religionsfreiheit mehr einer von ihnen gestifteten Gemeinde, als der landesfürstlichen Regierung unterworfen sein wollten, auf das Recht, ebenso wie manche Reichsstände vermöge des Religionsfriedens in ihren Ländern eine Reformation vorgenommen hätten, sie auch in seinem Lande auszuführen. Nur die Freiheiten der Vergangenheit, wo Fürsten und Untertanen beide katholisch hießen, wolle er bestätigen: die von seinem Vater bewilligte sogenannte Religionsfreiheit habe nur für dessen Leben gegolten.

Alle einsichtsvollen Männer in seiner Umgebung mißbilligten sein Vorhaben. Mit Gott, entgegnete er, habe ich Rat gehalten und beschlossen; sperrte den Evangelischen zu Grätz ihre Kirchen und Schulen und gebot allen denen, die sich nicht zu einerlei Religion mit ihm bekennen wollten, in bestimmter Frist das Land zu räumen. Widerstand und Aufruhr tobte sogleich in allen seinen Landschaften. Durch Verhandlung und angedrohte Gewalt, durch kluge Milde und Kanonendonner ohne zu töten, besonders durch den Eindruck, welchen seine Persönlichkeit machte, daß schlechterdings bei ihm kein Wanken sein könne, trieb er seine Reformation zum Erstaunen Deutschlands glücklich durch. Man rechnet fast eine Million Protestanten, die von seinen Untertanen zum katholischen Glauben zurücktraten, und in seinem Lande sah man dort, wo bisher kaum zwei oder drei Ordensleute waren, ihrer dreißig und vierzig.

---

Drei Monate vergingen nach der Schlacht am weißen Berge, ohne daß irgend ein Schritt der Regierung verriet, sie werde auch nur eine Untersuchung wegen des bisherigen veranstalten. Dazu kam, daß die Schlesier, welche doch auch die Waffen wenigstens wider Ferdinand geführt hatten, huldvoll von demselben in Versöhnung aufgenommen wurden und alle Anhänger des Augsburger Glaubensbekenntnisses in Schlesien sogar völlige Religionsfreiheit erhielten. Mit Zuversicht kamen viele der böhmischen Utraquisten, die schon ins Ausland geflohen waren, nach Prag zurück, und so sorglos waren hier die Schuldigen, daß sie nicht einmal auf Tillys Warnung hörten, sich durch die schleunigste Flucht vom gewissen Verderben zu retten.

Schon in der folgenden Nacht wurden die utraquistischen Häupter, die sich zu Prag befanden, ergriffen und in Gefängnisse geführt, die vom Adel in den weißen Turm.

Zu dem Blutgericht, welches unter dem Vorsitz Karls von Lichtenstein begann, kamen als Beisitzer mehrere kaiserliche Räte von Wien. Weitläufiger Untersuchungen bedurfte es nicht; denn das Vergehen der Gefangenen war vor aller Welt offenbar und ihr Urteil schon am kaiserlichen Hofe gesprochen. Einige von ihnen waren sofort bei der Verhaftung ihres Todes gewiß. In dieser Überzeugung säumte der Rechtsgelehrte und einer der tätigsten unter den ehemaligen Direktoren, Martin Frühewein von Podoli, keinen Augenblick, als er zum Verhör geführt werden sollte, sich aus einem Fenster des weißen Turms in den Schloßgraben hinabzustürzen. Sein Leichnam ward noch an



demselben Tage gevierteilt, und bei den Jesuiten fehlte es nicht an der Bemerkung, daß dieser Tag der neunte Juni sei, an welchem sie vor einem Jahre Böhmen schmäählich verlassen mußten, unaussprechlich ergrimmt über Ausdrück und Beschuldigungen des Verbannungsbeschlusses, welchen Frühewein verfaßt hatte.

Weil Bouquoi schon vor einiger Zeit nach Mähren abgezogen war, hielt man Prags Besetzung unter Tilly nicht für stark genug, um das Blutgericht ausführen zu dürfen. Deswegen rückten am 17. Juni 1621 sieben Schwadronen sächsischer Reiter unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg ein, und den folgenden Tag ward an dem Rathause der Altstadt ein Blutgerüst errichtet, zu welchem eine Tür des Rathauses hinaufführte. Am neunzehnten brachte man dreiundzwanzig Gefangene bürgerlichen Standes aus den Gefängnissen der Alt- und Neustadt und zweiundzwanzig Herren und Ritter aus dem weißen Turm in das Schloß zusammen. Einer ward nach dem andern vor die Richter geführt, und siebenundzwanzig von ihnen wurden zum Tode verurteilt. Diesen gestattete man eine Frist von zwei Tagen, binnen welcher sie die Besuche ihrer Familien und Freunde annehmen dürften. Nur den Utraquisten unter ihnen erlaubte man, Geistliche ihrer Religion zu sehen, nicht den Picarden, nicht den Calvinisten. Die Jesuiten und Kapuziner waren sehr bemüht, einige der Verurteilten zum katholischen Glauben überzuziehen; doch es gelang ihnen bei keinem. In der Frühe des zwanzigsten Juni erschien eine große Schar von Frauen, Kindern, Verwandten der Verurteilten vor dem Hause des Statthalters und flehten um Gnade für sie unter lautem Weinen und Wehklagen. Lichtenstein durfte ihnen keinen Trost geben, und gegen Abend ward das Blutgerüst am Rathaus mit schwarzem Tuch überdeckt. Die Gefangenen, welche hier nicht verwahrt wurden, brachte man in verschlossenen Kutschen noch an diesem Tage dahin. Früh am andern Morgen um fünf Uhr hörte die Stadt einige Kanonenschüsse der Burg fallen und wußte, daß nun das Todesurteil an vielen ihrer kräftigsten und talentvollsten Männer, die lange ein Gegenstand öffentlicher Verehrung gewesen, vollzogen werden sollte. Alle Tore wurden gesperrt, auch das Brückentor, alle Gassen, die zum großen Ring der Altstadt führen, mit Truppen besetzt, die ohne Unterbrechung die Trommel rührten; der Platz selbst mit drei Fahnen Fußvolk und zwei Fahnen Reiter. Kürassiere zogen ohne Unterbrechung durch alle Gassen, und auf allen Plätzen hielt außerdem Mannschaft. Die kaiserlichen Richter nahmen ihren Sitz auf dem Altane des Rathauses, mit ihnen Burgemeister und Ratsmänner der Altstadt. Ein Regenbogen spannte sich über das Blutgerüst hin, und der Himmel fing an zu tröpfeln; aber der heiterste Tag breitete sich bald über den schauerlichen Anblick. — —

Vielleicht hätte Ferdinand das blutige Schauspiel zu Prag weniger nötig geglaubt, wenn Böhmen schon ganz in seiner Gewalt gewesen wäre. Mansfeld hatte die Sache Friedrichs von der Pfalz noch nicht verlassen, als dieser selbst sie aufgegeben, und führte den Krieg mit bewundernswürdiger Gewandtheit, Raschheit und gleich großer Raubgier in Böhmen fort. Er hatte daselbst mehrere haltbare Punkte inne, doch an Pilsen fortdauernd einen herrlichen Waffenplatz. Er selbst war nach der Oberpfalz gezogen, als die Kaiserlichen und

Bayern jene Stadt belagerten. Es gelang, die Befehlshaber in derselben zu bewegen, daß sie gegen eine bedeutende Summe den Platz übergaben. Ihr Feldherr ließ sie dafür zum Teil mit dem Strange hinrichten; denn er hatte draußen nur neue Kräfte sammeln wollen, um den Krieg in Böhmen desto furchtbarer fortzusetzen. Die weitere Entwicklung des Dreißigjährigen Krieges wollte nicht, daß er diese Absicht ausführte.

Inzwischen begann die Regierung eine gänzliche, doch allmähliche Umwandlung Böhmens mit Verweisung der kalvinistischen Prediger. Eine Zeit darauf legte man auch der lutherischen oder evangelischen Geistlichkeit Bedingungen vor, unter welchen allein sie in ihrem Kirchenamte bleiben durfte; und diese Bedingungen waren ihr unannehmbar. — —

Ferdinand glaubte den Majestätsbrief vernichten zu müssen, was freilich bei einem konsequent gerechten Verfahren auch dem Blutgerichte und jeder gewalttätigen Handlung hätte vorausgehen sollen. Kraft seiner Machtvollkommenheit erklärte er nun denselben für nichtig, ließ das Siegel von dem Original abreißen und die Unterschriften von Kaiser Rudolph und dem Oberstburggrafen Adam von Sternberg durchschneiden.

Darauf erfolgte der Befehl, daß alle nichtkatholischen Prediger und Schullehrer aus Böhmen vertrieben werden sollten; und kaiserliche Beamte durchzogen mit Dragonern das ganze Land, um diese Männer, denen immer viele Einwohner mit ihrer Habe folgten, nebst Weib und Kind über die Grenze zu bringen. Vor allen mußten auch die unkatholischen Lehrer am Karolinum von ihren Ämtern weichen, und dieses berühmte Institut, von welchem das Hussitentum ausging, geriet ganz in die Hände der Jesuiten am Klementinum. Nun sprach der Kurfürst von Sachsen nachdrücklicher und erinnerte, daß er den Kaiser gern in Verteidigung seiner Rechte und seiner Erbländer unterstützt habe, aber eben deswegen nicht gleichgültig ansehen könne, wenn sich derselbe um die schönsten Früchte des Sieges brächte, um den evangelischen Glauben zu unterdrücken. Er selbst werde bei seinen Glaubensgenossen in Deutschland dadurch in ein gehässiges Licht gestellt. Allein weit mehr wirkte auf Ferdinand Karaffas Gegenerinnerung, daß in der Sorge um das Ewige keine zeitliche Rücksicht bedacht werden könne. (Karl Ludwig von Woltmann, Inbegriff der Geschichte Böhmens, 1815.)

## DIE SCHLACHT BEI LÜTZEN

Ohne weitere Hilfstruppen beschloß Gustav den kaiserlichen Feldherrn anzugreifen, ehe er Pappenheim zurückrufen konnte. Waldstein wußte sogleich, daß die Schweden in Schlachtordnung von Naumburg gen Weißenfels zogen. Ein dreimal wiederholter Kanonendonner von Merseburg her rief seine Regimente zusammen. Sein Astrolog Seni sah des Zodiakus Kaltsinn gegen Gustav Adolf den ganzen gegenwärtigen Monat, den November hindurch. Auch rieten die triftigsten Gründe zur Schlacht. „Wir müssen jetzt“, sagte der Feldmarschall Holck zu Waldstein, „auf den König marschieren, ehe die Sachsen und Lüneburger mit ihm sich vereinigen. Ihn schützt jetzt keine Verschanzung; er muß im freien Felde schlagen. Tun wir es nicht, so wird

Leipzig, Freiberg, Meißen, Chemnitz abgeschnitten, wir werden von Boheim getrennt. Das ganze Land ist schwedisch gesinnt, der König findet Lebensmittel in Menge, er erhält gute Winterquartiere und kann, gut genährt, hernach das Kriegstheater nach Boheim und in die andern Erbstaaten versetzen. Des Kaisers Koffer sind leer, die erschöpften Untertanen können nicht einmal die letzten Auflagen zahlen, noch viel weniger können sie neue entrichten. Unsre Alliierten sind überwältigt, zwei Drittel von Deutschland sind verloren, eine Bataille ist das einzige Mittel, des Kaisers Partei neu zu beleben, seiner Waffen Ehre wieder herzustellen. Durch einen Rückzug verderben wir alles. Unsre Macht steht beisammen, die Generale leben einverständlich, die Truppen sind schlachtbegierig. Ohne Schlacht werden wir nicht lange mehr hier ausdauern können. Des Feindes Angriffe, die Kälte, Hunger und Mißvergnügen werden unser Volk verringern, der König wird es teilweise aufreißern. Ein Sieg hat jetzt den Wert von Deutschlands Hälfte, und er wird die nämlichen Folgen haben, welche der Feinde Sieg bei Leipzig im vorigen Jahr hatte. Nie werden wir wieder eine so große Armee beisammen haben. Der größten Wahrscheinlichkeit nach tragen wir den Sieg davon, hauptsächlich dann, wenn wir den Pappenheim zu uns rufen.“

Friedland zog auf die Ebene bei Lützen und rief Pappenheim auf das Eiligste von Halle zurück.

Auf beiden Seiten der Ebene liefen Gräben. Die Kaiserlichen vertieften den auf ihrer Seite, und Füsiliere wurden hineingelegt. In vier großen Vierecken stand das Fußvolk. Auf beiden Flügeln hielt die Reiterei. Waldstein hatte auf dem rechten zwischen beiden Reihen der Reiter noch ein Viereck des Fußvolkes gestellt: für den linken hoffte er die Verstärkung durch Pappenheim. In finsterner Nacht wurde die Schlachtordnung so gestellt.

Den Abend vor der Schlacht war Waldstein auf der Ebene von Lützen angelangt: noch später kam der König von Schweden und lagerte sich ihm gegenüber. In zwei Treffen teilte er seine Armee, auf dem rechten Flügel kommandierte er selbst, auf dem linken Bernhard von Weimar. Die ganze Nacht brachte er zu im Gespräch mit seinen Feldherren. Zwanzig Tausend Mann hielt er hinlänglich gegen die dreißig Tausend Waldsteins.

Für den Ruhm der beiden größten Feldherren Europas waren beide Heere begeistert. Sie wollten nun entscheiden, wer in einem Kampfe auf ebenem Felde bei Nürnberg gesiegt hätte. Die gespannte Welt sollte nun wissen, welcher Anführer der größere, welches Heer das tapfere sei; für manche Geister sollte auch entschieden werden, welcher Gott der mächtigste, ob der Katholiken oder der Evangelischen Beschützer.

Selbst an dem dämmernden Abend hätte Gustav noch gern geschlagen, ehe Pappenheim zurückkam. Allein es war so unmöglich, als früh am folgenden Tage. Ein dicker Herbstnebel lag da auf dem Felde: nur die leichten Reiter konnten sich in demselben begegnen. Geistliche Lieder tönnten von den Schweden zum Feinde hinüber, besonders der Gesang: Eine feste Burg ist unser Gott! Der Nebel verzog sich gegen Mittag. Das schwere Geschütz donnerte auf beiden Seiten. Wiederum dichter senkte sich der Nebel von neuem auf den Schauplatz der Vernichtung. Endlich bricht die Sonne allmählich durch, und

zugleich funkelt die Wut aus den Augen beider Heere gegeneinander. Gott mit uns! riefen die Schweden; Jesus Maria! die Kaiserlichen.

Gustavs Krieger stürzten an den Graben des Feindes: der Füsiliere Feuer, des schweren Geschützes Donner lockte sie in ein Blutbad, in einen Wald durchbohrender Spieße und Lanzen. Der König ergriff eine Lanze und führte seine Krieger von neuem zum Graben. Endlich durchbricht ein Regiment die feindliche Linie. Ungestüm drangen die Schweden weiter und eroberten einen Teil der kaiserlichen Batterie und richteten die Kanonen derselben auf die Vierecke des Fußvolks. Plötzlich schuf Waldstein Ordnung. Sein Geschütz wird wieder erobert, die Schweden werden bis an den Graben zurückgedrängt. Unwiderstehlich stürmt Gustav mit der Reiterei herbei, zum zweitenmal erobern seine Krieger das feindliche Geschütz, der linke Flügel Waldsteins flieht, und Gustav eilt, dem ankommenden Pappenheim zu begegnen. Indem er mit einem Reitergeschwader hinwegflog, zerschmetterte ein Schuß seinen linken Arm, stürzten ihn zwei Schüsse entseelt zu Boden.

Bernhard von Weimar bekam die traurige Kunde mitten im härtesten Kampf mit dem Feinde. Der König ist gefangen! rief er: ihn zu befreien raseten die Schweden. Sie eroberten die Batterie des rechten Flügels. Tödlich verwundet sank Pappenheim auf das Schlachtfeld und hauchte bald seinen Geist aus. Mit demselben schwand der Mut der Kaiserlichen. Umsonst war Waldsteins Toben: er mußte das Schlachtfeld an Bernhard von Weimar überlassen.

Mehrere Kugeln hatten in der Schlacht Friedlands Mantel durchlöchert, von einer war er leicht beschädigt; aber seine Verachtung des Todes hielt denselben von ihm entfernt. Düster und stürmisch wie die Herbstnacht war sein Gemüt; schweigend kam er um Mitternacht mit einem kleinen Geschwader nach Leipzig, ein Flüchtling, indem Bernhard von Weimar in Schlachtordnung blieb und die Erneuerung des Kampfes am folgenden Tage erwartete. Sie war unmöglich für den geschlagenen Feldherrn; denn sein ganzes Geschütz war verloren, sechs Tausend seiner Krieger lagen tot auf dem Schlachtfelde, die Zahl der Schwerverwundeten war groß, einige seiner tapfersten Anführer waren geblieben, unter seinen zerstreuten Scharen galt nichts als die Stimme der Furcht. Dagegen brannten die Schweden vor Wut, den Tod ihres Königs durch gänzliche Vernichtung des Feindes zu rächen. Ansehnliche Verstärkung zog ihnen zu. In dem Lande, welches der Schauplatz des Krieges war, fanden sie Freundschaft, aber Waldstein gewiß gänzlichen Untergang durch die Erbitterung der Einwohner, wenn sein Heer, von neuem geschwächt, keinen Schrecken mehr einflößte.

Er eilte mit seinem zerrissenen Heere nach Böhmen, um in den kaiserlichen Erbländern sich eine neue kriegerische Macht zu bilden. Vor dem Rathause zu Prag ließ er ein Blutgerüst errichten und auf demselben viele Krieger von jedem Range, welche der Feigheit und Zügellosigkeit an dem Tage bei Lützen angeklagt wurden, durch den Henker enthaupten. Fürstlich beschenkte er zugleich diejenigen, welche sich durch Tapferkeit und Besonnenheit in der Schlacht ausgezeichnet hatten. Dem Feldmarschall Holck stellte er frei, aus vier genannten böhmischen Herrschaften, deren jede aus sechzehn oder achtzehn Dörfern bestand, sich eine zum Eigentum zu wählen. Ottavio Picco-

lomini beschenkte er mit zehn Tausend Talern und viele Offiziere mit Ketten, an welchen sein Brustbild hing und wovon keine unter drei Tausend Taler wert war.

Das einzige, wodurch der Triumph der Schweden in Trauer verwandelt war, der Tod Gustavs, verbreitete allein noch Licht über Waldsteins Seele. In ihm hatte er den fürchterlichen Teilhaber bei seinem Plane gesehen, auf den Trümmern von Habsburgs Macht eine neue zu schaffen. Nun hatte er die Aussicht, bei demselben mit keinem Feinde mehr kämpfen zu müssen. Die Person des Königs war ihm weit gefährlicher gewesen als die schwedische Macht, und deshalb sagte er die merkwürdigen Worte, daß Gustav ein gewaltiger Soldat gewesen, wie es aber doch gut sei, daß er umgekommen; denn zwei Hähne vertragen sich nicht auf einem Miste. Dennoch hielt er stets den Gedanken fest, durch die Schweden den Ruin Österreichs zu befördern, aber sie alsdann zur Sicherheit seiner Herrschaft in Deutschland über die Ostsee zu jagen. (Karl Ludwig von Woltmann, Albrecht von Waldstein, 1803.)

## 2. PIETISMUS UND TOLERANZ

### NEUE ANSPRÜCHE INNERER RELIGIOSITÄT

Es ging damals beinahe durch das ganze zivilisierte Europa eine gewaltige und eigentümliche Erregung religiöser Natur. Die vielen und langen Glaubenskriege und die gegenseitigen Verfolgungen kirchlicher Parteien — mit all den Greueln, die sie in ihrem Gefolge hatten und die des heiligen Namens der Religion zu spotten schienen, welchen sie angeblich verherrlichen sollten — hatten in zahlreichen Gemütern jene Anhänglichkeit an ein bestimmtes kirchliches Bekenntnis ertötet und den Wunsch nach einer Gottesverehrung erweckt, welche weder mit den Spitzfindigkeiten theologischer Zänkereien, noch mit der Beengtheit kirchlicher Formen etwas zu tun hätte. Das religiöse Gefühl, unbefriedigt durch die dürre Buchstabengläubigkeit der herrschenden Orthodoxie, zog sich in sich selbst zurück und suchte in den lebendigen Offenbarungen des eigenen Gewissens oder der von Gott erleuchteten Vernunft die Befriedigung seiner Sehnsucht nach dem Göttlichen, die es weder in den Dogmen noch in den Gebräuchen der bestehenden Kirchen zu finden glaubte. Die heftigen Erschütterungen und die ungeheuren Wechselfälle, denen die Schicksale der einzelnen und ganzer Nationen in der damaligen Zeit wiederholt ausgesetzt waren, machten die Gemüter empfänglich für den Glauben an ein unmittelbares Eingreifen überirdischer, ebensowohl dämonischer als göttlicher Kräfte in den Gang der Menschengeschichte und gaben dem Hange nach dem Wunderbaren und Ahnungsvollen, nach mystischer Vertiefung in die Geheimnisse der Natur und nach magischem Verkehr mit Wesen einer andern Welt, immer neue Nahrung.

So zieht sich durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch und hier und da selbst noch ins 18. herein eine lange Kette von Erscheinungen sogenannter Mystiker, Schwärmer, Verzückter, Enthusiasten, Chiliasten (oder mit welchen Namen sonst die herrschende kirchliche Partei diese Verächter ihres Ansehens belegen mochte) — Personen zum Teil von wissenschaftlicher Bildung oder doch von ungewöhnlicher Naturbegabung, zum Teil auch einem bloßen dunklen Drange innerer Empfindung folgend, die einen ruhig, gemessen, edel und von wahrhaft praktischer Frömmigkeit, andere wildfanatisch, leidenschaftlich, ebenso über die bürgerliche Sitte wie über die kirchliche Autorität sich hinwegsetzend und in ihrem moralischen Verhalten, da sie auch hier nur der Leitung ihres inneren Triebes folgten, bisweilen von sehr zweideutigem Charakter.

Fast alle Länder und alle kirchlichen Bekenntnisse haben zu dieser zahlreichen und bunten Genossenschaft ihr Kontingent gestellt: Das hochkirchliche England seinen R. Fludd, seine Levellers, später seine Quakers und Shakers, das katholische Frankreich seine Labadisten, seine Bourignon und, in höherem Stile, Poiret; das kalvinistische Holland seine A. Schumann, das lutherische Deutschland endlich seinen Jakob Böhm und seinen Valentin Weigel, seine rosenkreuzerischen Geheimbünde, seine Kuhlmann, Hoburg, Gichtel und viele andere mehr.

Indessen waren alle diese Bewegungen — in Deutschland wenigstens — immer nur vereinzelte und ohne Einfluß auf die allgemeine Gestaltung des kirchlichen Lebens. Höchstens bildeten sich um die Apostel neuer Offenbarungen Gruppen von Anhängern, die bisweilen mit ihren Urhebern zugleich wieder verschwanden, bisweilen diese eine Zeitlang überdauerten, nur in seltenen Fällen sich auch äußerlich von der bestehenden Kirchengemeinschaft lossagten und zu förmlichen Sekten abschlossen, gewöhnlich bloß im Stillen, einzeln oder vereint, ihren schwärmerischen Ideen nachhingen. (Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, 1854/1880.)

## SPENER UND SEINE WIRKUNG

Spener, unbefriedigt durch die herkömmlichen Anstalten kirchlicher Andacht, genügte sich nicht, als einfach verständlicher Prediger den „lebendigen Glauben“ zu fördern, die „fleischliche Sicherheit“ zu bekämpfen, die „Heiligung des Lebens“ zu erbauen, nicht als Katechet freiwillig Sonntags nachmittags dem mangelhaften Religionsunterrichte des Volkes abzuhelpfen, sondern, erfreut und aufgemuntert durch den warmen Anteil, welchen ungesättigte Seelen außerhalb der „öffentlichen Verkündigung des Wortes“ an frommen Privatbesprechungen und gemeinsamem Bibellesen nahmen, begann er im August des Jahres 1670 die so berühmt und berüchtigt gewordenen „Collegia pietatis“. Männer der gebildetsten Kreise, Patrizier, wie die Ochsensteine, Uffenbach, hatten in der Klage sich geeinigt, daß in den gewöhnlichen Gesellschaften nur von weltlichen Dingen die Rede sei, und eine engere Gemeinschaft gewünscht, die es gestatte, sich untereinander in gottseligen Gesprächen zu ergehen. Da Zusammenkünfte der Art ohne Leitung eines Geistlichen leicht gefährlich wirken könnten, gab Spener sein Studierzimmer her, und bald fanden sich hier Leute aller Stände, Gelehrte und Ungelehrte, Kaufleute und Handwerker, Männer und Weiber jeglichen Alters beieinander, welche teils, wie die abgesonderten Frauen, bloß zuhörten, teils in vertraulicher Unterredung über die letzte Predigt, doch ohne theologische Kontroverse, auf Erregung einer lebendigen Frömmigkeit hinzuwirken strebten. Da niemand zu solchen wöchentlichen Versammlungen eingeladen, niemand ausgeschlossen war und der Reiz der Neuheit anzog, sah man in Speners Museum nicht selten durchreisende Fremde, besonders viele von hohem Range, denen der Liebling des Hauses Rappoldstein schon früher freundlich nähergetreten war und sie auf nahen Schlössern besucht hatte. Von Tag zu Tag die Gebrechen der lutherischen Kirche eindringlicher überschauend, überzeugt, daß eine Reformation niemals von der Obrigkeit ausgehen werde, schüttete Spener im Jahre 1675 in der Vorrede zur neuen Ausgabe der Arndschen Postille sein ganzes Herz über diese große Angelegenheit aus und verbreitete durch die „Pia Desideria“ sein herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der evangelischen Kirche und die dahin abzweckenden geistlichen Vorschläge über das horchende Deutschland. Die Hauptmomente: der Wunsch, nach Vorbild der alten apostolischen Kirche außer dem öffentlichen Gottesdienste noch andere Versammlungen zu stiften, in denen nicht allein Lehrer, sondern auch

andere, mit geistlichen Gaben ausgerüstete die Schrift läsen und einander sich belehrten, zweitens die Aufrichtung und Übung eines geistlichen Priestertums als allen Christen zugänglich, die Einschärfung der Lehre, daß es mit dem Wissen im Christentum nicht genug sei, sondern dies viel mehr in der Ausübung bestände, das Dringen auf eine andere Bildung der Prediger auf Universitäten und die Geringschätzung einer „bloßen Philosophie von göttlichen Dingen“, der Tadel der herrschenden Kanzelberedsamkeit, die Forderung von Duldsamkeit und Liebe gegen abweichende Glaubensansichten, endlich die Ermahnung, den „inneren oder neuen Menschen aus dem Schlafe zu wecken“, tönten mit unbegreiflicher Schnelligkeit in den Seelen von tausenden wider und brachten, verstanden, halb oder ganz mißverstanden, die nachhaltigste Bewegung in der kirchlich deutschen Welt hervor.

Schon aber lagen in der Gewährung der häuslichen Andacht, der Aufforderung zum geistlichen Priestertum, der Hintansetzung theologischer Gelehrsamkeit, der Verwerfung bisheriger Seelsorgertätigkeit, in der Gleichstellung religiöser Meinungsverschiedenheit und in der Lehre von der Erweckung des neuen Menschen, die Keime der Gefährdung aller geregelten Kirchlichkeit, die Gründe zum Separatismus, Konventikelwesen, pietestischem Hochmut, Verachtung des geistlichen Standes, enthusiastischer Träumerei und fanatischer Verzückung, welche dem Erbauer der neuen Kirchlein und seinem Werke so böse Nachrede, der lutherischen Kirche so viel Verwirrung bereiteten. Einmal losgelassen aus der Gefangenschaft, kannte der aufgeregte Geist keine Schranken; er bemächtigte sich der vorsichtig hingeworfenen Gedanken Speners von der „besseren Zukunft“, der Bekehrung der Juden, „dem Laienpriestertume“, der Wiedergeburt durch Buße und Ertötung des kreatürlichen Menschen, um, mit Heraufbeschwörung uralten gnostischen Wahnsinns, die alle Ordnung bedrohenden Versuche, solches Weltalter in einer wunderlichen Art des Kommunismus herzustellen, möglich zu machen. (Friedrich Wilhelm Barthold, Die Erweckten im protestantischen Deutschland, 1852/1853.)

## ZINZENDORF

Nikolaus Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf, Pottendorf und so fort, geboren 1700, ging im Jahr 1760 als ein Eroberer aus der Welt, desgleichen es wenige und im verflossenen Jahrhundert keinen wie ihn gegeben. Er konnte rühmen, daß er „in Herrenhut und Herrenhaag, Herrendick und Pilgerruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Oxford, Berlin, in Grönland, St. Cruz, St. Thomas, St. Jean, Barbesieu, Palästina, Surinam, Savannah, in Georgien, Carolina, Pennsylvanien, Guinea, unter Ungarn, Wilden und Hottentotten, desgleichen in Lett-, Liv-, Esthland, Litauen, Rußland, am Weißen Meer, in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, auf der Insel Man, in Äthiopien, Persien, bei den Boten der Heiden zu Land und See“, Gemeinen oder Anhänger habe. „Ruhig und gelassen“, sagt sein Lebensbeschreiber, „sah er umher, blickte und sprach die Seinigen liebevoll an, freute sich seines vollbrachten Lebens und des Segens, der ihm zuteil geworden war, und starb an einem Tage, dessen Losung bei seiner Gemeinde war: Er wird seine Ernte



fröhlich einbringen mit Lob und Dank.“ Acht Tage darauf ward er unter einem Gefolge von 2100 Leichenbegleitern und 2000 Fremden in größter Ordnung und Stille mit Ehrerbietung beerdigt. Zweiunddreißig Prediger und Missionare, deren einige aus Holland, England, Irland, Nordamerika und Grönland in Herrenhut eben anwesend waren, trugen wechselnd den Sarg unter Begleitung der ganzen Gemeinde mit Musik und Gesang, unter andern des Liedes:

Ei wie so selig schläfest du,  
Und träumest süßen Traum!

„Über ganz Herrnhut“, heißt es, „waltete in dieser Stunde ein allgemeiner, herzzührender, stiller Friede.“

Solche Wirkungen hervorzubringen, wurden Kräfte erfordert; entschieden weckte diese im Grafen Zinzendorf ein unablässiger Eifer, wie ers nannte, für seines Heilands Sache, von Kindheit und Jugend auf. Nichts konnte ihn abwendig machen oder ermüden, Seelen für ihn zu sammeln und zu verbinden; so drohende als überstandene Gefahren lockten ihn dazu an. Widerspruch machte ihn behutsamer, aber auch fröhlicher und kühner. Die unglaubliche Leichtigkeit, mit der er sein Werk trieb, tausenderlei gefällige Eingänge, die ihm dabei zu Gebot standen, eine Kühnheit mit Klugheit und Vorsicht, eine Heiterkeit, bei der er die Gegenwart des Geistes nie verlor, eine Popularität, die sich bisweilen zum Gemeinen herabließ, vor allem aber Lust und Liebe zu seinem Werk, charakterisieren ihn in Handlungen und Schriften, in Predigten und Liedern. Naturell (wie er es nennet) und herzlich zu sein, ist allenthalben, oft nicht ohne einige Anstellung sein Bestreben; dazu stand ihm die Sprache sehr biegsam zu Dienst; über alles, über Glaubensartikel und Sittenlehren, über Geheimnisse und Offenbarung spricht er seine Konversationssprache, oft Französisch-Deutsch, aber frei und frank, ohne Scheu, was man davon sagen werde. Er gab seiner Gemeinde also, ohne daß ers wollte, eine eigne vertraute Hof- und Herzenssprache, mit ihrem Mann und dessen Mutter, dem Geist zu reden, so wie mit Brüdern und Schwestern untereinander.

Nicht leicht läßt sich eine biegsamere Anstelligkeit denken, als dem Grafen zuteil geworden war. Ob er gleich, sobald er den geistlichen Beruf wählte, seinen Stand und dessen Vorzüge aufgegeben, so wußte er diese doch in jeder kleinen und großen Beziehung so unübertreffbar zu nutzen, daß man unschuldigerweise sagen könnte, er spielte wie mit seinem angeborenen, so auch mit seinem angenommenen Stande. Hofmeister, Graf, Prediger, Mährischer Bischof, Herr von Thurnstein, von Kochao, Bruder Ludwig, Pastor und Inspektor, Ordinarium seiner Gemeinen, ihr Gesetzgeber und Bruder, ihr Vorsteher und Diener; wußte er nach Ländern und Klimaten, nach Zeitumständen und Situationen allen allerlei zu werden, damit er nirgend und nie seinen Zweck verfehle. Nachreden und Gerüchte waren ihm für die Person gleichgültig; er wußte sie aber auch zum Besten seiner Sache zu lenken, wenigstens die Nachteile, die daher entsproßen möchten, zu mindern, worin ihm dann mehrere seiner Mitbrüder, insonderheit sein treuer, kluger, erfahrener Spangenberg beistand.

Zinzen dorf erreichte, was er erreichen wollte: „nicht eine Reformation der Welt, sondern“, wie ers nannte, „eine Konservation der Seelen des Heilandes und deren Sammlung auf seine näher herannahende Zukunft“. Diese Seelensammlung hat er bewirkt. (Herder, *Adrastea*, 1801/1804.)

### JUNG-STILLING ALS PIETIST

Jung-Stilling ist, wie er selbst bezeugt, im Pietismus erzogen worden. Sein Vater, in dessen Familie kalvinistische Einfachheit des Lebens überliefert war, begab sich in der Trauer über den frühen Verlust seiner Frau in den Verkehr mit einer Gesellschaft von Frommen, die sich in der Nähe seines Wohnortes angesiedelt hatten. Wie aus des Sohnes „Lebensgeschichte“ hervorgeht, haben sie den Grundsatz der Nachahmung Christi in dem Verzicht auf die Welt und in der Übung der Willenlosigkeit geltend gemacht; sie waren also quietistische Mystiker. Unter dem Einfluß dieser Methode wurde Stilling von seinem Vater erzogen und bis in sein 14. Lebensjahr in vollster Zurückgezogenheit gehalten. Seine lebhaftere Einbildungskraft fand ihre Nahrung teils an den Sagen von der schönen Melusine und dergleichen, teils an Reitz' Historie der Wiedergeborenen und Gottfried Arnolds Schriften. Alle diese Stoffe hat er in seinem Leben nicht vergessen. Diese zweiseitige Lektüre des Knaben ist nun vorbildlich für die Stellung, welche nachher der Mann behauptet hat. Er ist nämlich der erste, der das Konventikelgewand mit dem Gesellschaftskostüm vertauscht hat. Schon Lavater hat sich in dieser Richtung bewegt; indessen sein geistlicher Stand läßt die bezeichnete Veränderung weniger deutlich erkennen. Stilling ist nicht nur weltlichen Standes gewesen, sondern von Jugend auf haben seine mannigfach wechselnden Schicksale ihn mit vielseitiger Welterfahrung und mit Interesse an allem möglichen ausgerüstet. Bis in sein dreißigstes Lebensjahr stand er nun im Zusammenhang mit dem Pietismus und seinen Konventikeln im Bergischen Lande. Als er aber darauf sich entschlossen hatte, Medizin zu studieren, gewann er in Straßburg die Teilnahme an der Bewegung der deutschen Literatur, und hiermit erschloß sich ihm ein Gesichtskreis, welcher von dem Interesse seiner bisherigen Genossen weit ablag. Sein Antritt der ärztlichen Praxis in Elberfeld ferner nötigte ihn, in weltförmiger Erscheinung, mit Perücke und Haarbeutel, mit Hals- und Handkrausen aufzutreten; darum aber zogen sich die früheren Freunde, die ihn, wie er sagt, ehemals als Engel Gottes empfingen, von ihm zurück; und da er keine ihrer Versammlungen mehr besuchte, so achteten sie ihn für einen Abtrünnigen, übten ihr Gericht an ihm und verleumdeten ihn.

Dieser Zusammenstoß ist der Anlaß dazu, daß Stilling wiederholt die Gesamterscheinung des Pietismus ungünstig beurteilt. Er rügt hauptsächlich die Intoleranz, die in ihm gepflegt wird, sagt aber auch in seiner Lebensbeschreibung ganz unumwunden, daß die Pietisten den Schild der Religion und Gottesfurcht aushängen und dann doch nicht tun, was ihnen Religion und Gottesfurcht gebieten. Indessen nicht nur nahm er von diesen Urteilen die Rechtsschaffenen und Aufrichtigen immer aus, sondern seine Überzeugung vom

Christentum entfernte sich keineswegs von dem Boden, den der Pietismus behauptet, und seine religiöse Schriftstellerei richtete sich wesentlich an solche Leser, die im Pietismus standen. Nur war er darauf bedacht, ebenso wie Lavater das Humanitätsstreben des Zeitalters mit jener Auffassung des Christentums zu verbinden und diese durch jenes zu mäßigen. In der Stimmung des Gegensatzes zum Pietismus hatte Stilling in den „Scenen aus dem Geisterreiche“ (1793), einem christlichen Gegenstück zu Lucians Totengesprächen, unter dem Titel „die Pietisten“ geschildert, wie Vertreter dieser Richtung nach ihrem Tode über ihr Schicksal und das der anderen enttäuscht werden. Anstatt selbst zu der erwarteten Seligkeit zu gelangen, finden sie, daß dieselbe solchen zuteil wird, denen sie sie abgesprochen haben. An diesem Titel aber hatten sich „viele rechtschaffene und christliche Leser“ geärgert. Um also sie zu begütigen, setzte Stilling in der zweiten Ausgabe (1799) den Titel: „Die christlichen Pharisäer“, und sprach sich in seiner Zeitschrift „Der graue Mann“ über den ersten Titel und seine Meinung näher aus. Er unterschied nämlich zwischen wahren und falschen Pietisten. Er erinnerte daran, daß er selbst im Pietismus erzogen sei und demselben noch immer angehöre. Er bekennt ferner, daß die Pietisten das Volk des Herrn, das Salz der Erde und das geistliche Israel seien. Allein durch diese Zugeständnisse findet er sich berechtigt, auch die Fehler zu bezeichnen, an welchen die Gesellschaft leidet. Er nennt als solche den frömmelnden Anstand in Kleidern, Mienen und Gebärden, daß man zum Beispiel auf altfränkische Kleidung und dergleichen Gewicht legt, ferner den Gebrauch von stehenden Ausdrücken, die man als besondere Merkmale von Frömmigkeit geltend macht, weiter die Schätzung der Konventikel als eines wesentlichen Bestandteils des Christentums, endlich das Splitterrichten, welches der Deckmantel von nicht überwundener Eigenliebe ist. Und er fügt hinzu: „Glaubet mir, es gibt vortreffliche und Gott teure und werthe Seelen unter denen, die ihr für Weltmenschen haltet. Diese Seelen wissen selbst nicht, daß sie den wahren Buß-, Glaubens- und Verleugnungsweg gehen und gegangen sind, weil es ihnen niemand sagte; gerade so, wie ein sehr vernünftiger, aber ungelehrter Mann herrlich urteilt, ob er gleich die logischen Regeln, nach denen er urteilt, nicht benennen kann.“ Diese Erklärungen sind sehr merkwürdig. Der letzte Vergleich ist freilich nicht durchaus treffend; aber die Gesinnung, welche in dieser Anerkennung von protestantischer fides implicita laut wird, gehört ebenso gewiß zu der Humanität und Toleranz des 18. Jahrhunderts, als sie im Pietismus keine Wurzeln hat. In den Rügen, welche Stilling erteilt, erscheint dieselbe Richtung auf weltförmige Freiheit der Sitte und humane Zucht über sich selbst. Allein dadurch wird nicht ausgeschlossen, daß Stilling für seine Person den Boden des Pietismus festhält und den durch Aufklärung und französische Revolution bedrohten Bestand der christlichen Religion an ihn gebunden achtet. Den Pietisten nämlich rühmt er nach, daß sie darum grundgut und gebessert sind, weil sie den praktischen Glauben hegen an das natürliche Verderben der gesamten Menschheit, an die Erlösung durch das Leiden des menschgewordenen Sohnes Gottes, an dessen Regierung der Welt und an die Bekehrung und Heiligung des bußfertigen Sünders durch den heiligen Geist. Der Pietismus

bot ihm ferner die Form dar, in welcher die allgemeine Vereinigung der wahren Christen zunächst in der persönlichen Freundschaft erreicht wurde, um dann durch die nahe bevorstehende Vollendung der Kirche gerechtfertigt zu werden. „Ich will“, sagt er, „weder Calvinist noch Herrnhuter, noch Pietist heißen; das alles stinkt nach dem Sektengeist; ich bekenne mich allein zu der Lehre Jesu und seiner Apostel und trage dabei zum Unterschiede der verschiedenen politisch festgesetzten Religionsgesellschaften die Uniform der evangelisch-reformierten Kirche, bis es dann endlich zu den weißen Kleidern kommt.“ (Albrecht Ritschl, Geschichte des Pietismus, 1880/1886.)

## SCHATTENSEITEN DES PIETISMUS

Die ersten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Protestantismus, aus dem sie hervorgegangen. Die ersten Pietisten wollten nur den reinen Protestantismus darstellen, in derselben Weise, wie die Jesuiten den reinen Katholizismus. Daher sind sie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jesuiten. Die innige Gemeinschaft mit Jesus, die Bußfertigkeit, die Zerknirschung, die Entzückung und die Visionen, endlich die aufopfernde Dienstfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Missionen nach fremden Weltteilen sind beiden gemein, nur daß die Jesuiten die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietisten das nach ihrer Meinung Gute um seiner selbst willen taten. Die Pietisten wollten anfangs nur einen geläuterten Protestantismus und sich keineswegs von der protestantischen Kirche trennen. Wo dies geschah, war es doch immer nur im Namen des reinen Protestantismus, und schon daß es geschah, zeigt noch von dem Einfluß des alten Systems. Indem sie eine äußere Kirche gründeten, huldigten sie noch gleich den übrigen Protestanten nicht sowohl dem Gefühlsglauben allein, sondern auch einem Wortglauben, einer bestimmten Lehre. Daher sind auch ihre kleinen Kirchen ganz nach dem Typus der protestantischen gebildet. Wie die Protestanten sich in Lutheraner und Reformierte trennten, so die Pietisten in Herrnhuter und Methodisten. Wie die Lutheraner sich im nördlichen Deutschland in einer festen und einigen Kirche gründeten und Luther gleichsam als ihren Monarchen anerkannten, so taten die Herrnhuter in demselben Lande dasselbe und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformierten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhingen, so folgten die Methodisten in England hier Wesley, dort Whitefield.

In diesem Chaos zeigen sich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abschreckende Erscheinungen. Die Gemütskraft weiß sich noch nicht von den Einflüssen der Sinnlichkeit und einseitigen Verstandesrichtungen zu befreien. Diese fremden und widersprechenden Einflüsse richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemütern an und treiben zu Unnatur und Wahnsinn. Nicht das Gemüt ist schuld daran, sondern nur die Sinnlichkeit und eine falsche Verstandesbildung, welche sich der im Gemüt liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und sie mißbrauchen. Selbst Betrug mischt sich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz. Daher finden wir unter den Pietisten sinnliche verderbte Menschen, die mit den Gegenständen ihrer glühen-

den Andacht eine wahre Unzucht treiben; arme Sünder, die sich aus denselben Ursachen in die Arme der pietistischen Gnade und Wiedergeburt flüchten, aus welchen einige andere ihresgleichen katholisch werden; halbgebildete Schwärmer, die mit Auslegung der Schrift und Prophezeien die Köpfe ver-rücken, ohne die Herzen zu erwärmen; Fanatiker, die sich im eigenen Blut baden und selbstmörderisch opfern, um, wie sie sagen, für Christus zu sterben, gleich wie Christus für uns gestorben ist; endlich Heuchler aller Art, besonders in den niedern Klassen, Kaufleute und Gastwirte, die sich auf dem religiösen Wege Käufer und Gäste verschaffen, arme Abenteurer, die auf eine bequeme Weise Krippenreiterei treiben, und kokette Weiber, die unter dem Namen einer büßenden Magdalena nur die sündige spielen wollen. Alle diese Mißbräuche sind indes nicht dem Pietismus an sich, sondern der Stellung zuzu-schreiben, in welcher er sich jetzt noch befindet. Der Weltgeist, dem der Pie-tismus noch erliegt, treibt auf solche Weise Hohn und Spott mit ihm. Eine große Zahl von Pietisten sucht diesem Weltgeist dadurch zu entfliehen, daß sie sich von allem Irdischen so weit als möglich zurückziehen und nicht einmal mehr denken wollen. Dies ist der Quietismus im Pietismus, sein Ex-trem, die einseitigste Verirrung, deren er fähig ist. Zu diesem Quietismus sind die niedern Klassen am geeignetsten, weil der Stolz und Hochmut der Un-wissenheit denen am leichtesten wird, die wirklich am unwissendsten sind. Auch die ganz abgeschwächten Vornehmen suchen den Quietismus, um selbst in der äußersten Unfähigkeit noch eine Wollust zu finden. (Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur, 1836.)

### MANGEL AN GESUNDER ERDENLUST

Der Pietismus, zaghafter und ohne die entschlossene Begeisterung einer totalen Umkehr, die von keinen Konzessionen weiß, möchte zwischen jener klösterlichen Asketik und der weltlichen Zügellosigkeit sich in Poesie und Leben ein stillfrommes juste milieu zurechtmachen. Er will den Sinnengenuß und die Liebe sich allenfalls gefallen und wohlbekommen lassen, aber zugleich aus Furcht vor der Sünde die Lust neutralisieren. Die Farben sollen nicht brennen, die Blumen erst ängstlich fragen, ob sie nicht etwa zu kräftig duften und vielleicht ein paar Schwachköpfe berauschen könnten; das ganze gewaltige Leben soll in ein sanftes Handbuch der Moral umgeschrieben werden in usum Delphini: jener zerfallenen, wurmstichigen, hysterisch schreckhaften Un-schuld, die aus jedem Blütenkelche nur ihr eigenes heimliches Teufelchen aufdrucken und ihr ein Schnippchen schlagen sieht. Aber die schwüle Lang-weiligkeit eines solchen englischen Sonntags ist, abgesehen von der dabei kaum zu beseitigenden Heuchelei, ohne Zweifel unheilbrütender, als die unbefangene kecke Lust eines gesunden Volkes, das wieder einmal den Arbeitsschmutz der ganzen Woche von sich kehrt und sich innerlich stärkt. Denn rechte Freude ist eine ebenso starke Schwinge und lehrt ebenso herzynig beten als die Not, weil beide, worauf es doch am Ende ankommt, die Rinde der trägen Gleich-gültigkeit brechen, die das Herz vom Himmel scheidet. In jener temperierten, flauen, abgeblaßten Sitten-Diät und Selbst-Verhätschelung aber ist, wie in

### KAMPF GEGEN DEN GLAUBENSZWANG

Weil der gesunden Vernunft alle Wege versperrt worden, Gott nach ihrer Einsicht, unter einem angenommenen Christennamen zu verehren, so hat sie es endlich wagen müssen, sich bloß zu geben und rein heraus zu sagen: nein, es ist wahr, wir glauben das nicht, was das heutige Christentum zu glauben verlangt, und können es aus wichtigen Ursachen nicht glauben; dennoch sind wir keine ruchlosen Leute, sondern bemühen uns, Gott nach einer vernünftigen Erkenntnis demütigst zu verehren, unsern Nächsten aufrichtig und tätig zu lieben, die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers redlich zu erfüllen und in allen Stücken tugendhaft zu wandeln. Was haben nun die Vorsteher der christlichen Glaubenslehren noch für Rat übrig, da die Menschen so frech geworden sind, öffentlich zu bekennen, daß sie von keiner andren Religion als von der vernünftigen überführt sind? Was für Rat? Sie verdoppeln ihren Eifer und wenden alle Beredsamkeit an, zuvorderst den gemeinen Mann, hiernächst die Obrigkeit in gleichen Eifer zu setzen. Da klagen wir es den Gemeinen und christgläubigen Seelen, daß jetzt der Unglaube und die Freidenkerei von Tage zu Tage mehr einreißt und als der Krebs um sich fresse, daß hie und da so viele Unchristen, Naturalisten, Deisten, Religionsspötter und Gotteslästerer entstehen, die Gottes Wort Lügen strafen, Christi Verdienst mit Füßen treten, Kirche und Abendmahl verachten, ja wohl gar ihr Gift in verwegenen Schriften austreuen, oder daß auch selbst unter denen, die alle äußerlichen Gnadenmittel des Christentums gebrauchen, manche Heuchler und in ihrem Herzen bloße Unchristen und höchstens nichts als vernünftige Heiden sind. Das ist den Ohren des blindgläubigen Pöbels eine Posaune, welche die Religionsgefahr ankündigt und ihm Haß und Verfolgung wider alle, die nicht glauben sollen, einbläset. Denn der Pöbel glaubt so kräftig, daß er sich wohl auf seinen Glauben totschlagen ließe und andre gern totschläge, die das nicht glauben, was er glaubt. So bringen sie denn zur Unterdrückung der vernünftigen Religion ein ganzes Heer fürchterlicher Streiter auf die Beine, und die Obrigkeit muß nunmehr als Beschützerin des Glaubens die freidenkerischen Schriften in den Buchläden bei großer Strafe verbieten und durch des Scharfrichters Hand verbrennen lassen; wo nicht die entdeckten Verfasser gar vom Amte gesetzt oder ins Gefängnis gebracht oder ins Elend verwiesen werden. Dann macht man sich über die gottlosen Schriften her und widerlegt sie in aller Sicherheit nach theologischer Weise. Die Heuchelei, womit sich viele in der Christenheit zu ihrem innern Verdrusse behelfen müssen, zeugt wider die Herren Theologen, daß sie ein freies Bekenntnis der vernünftigen Religion durch Furcht und Zwang unterdrücken. — —

Wahrlich, solch Verfahren ist auf alle Weise zu mißbilligen. Ein Mensch, der ohne sein Wissen in der ersten Kindheit mit Gewalt zum Christen getauft ist und dem man den Glauben teils fälschlich angedichtet, teils in den unverständlichen Jahren ohne Vernunft eingepägt hat, kann nach keinem göttlichen oder

menschlichen Rechte gehalten sein, sobald er andere Einsichten von der Wahrheit bekommt, eben dasselbe zu glauben, was er als ein Kind in Einfalt zu glauben gelehret war; viel weniger kann er darum, daß er nun dem angedichteten und blindlings eingeflößten Glauben entsagt, strafbar werden oder die Vorzüge eines Menschen und Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft verlieren und mit allerlei zeitlichem Ungemach belegt werden. Warum hat man ihn auf solche unerlaubte Weise mit dem Glauben berückt? — Was haben die Herren Theologi für Recht, daß sie diejenigen, die doch eine vernünftige und wahre Religion haben und ausüben, sonst aber nichts wider den Staat und ihre Nebenmenschen oder in besonderen Tugendpflichten verbrechen, öffentlich vor dem gemeinen Haufen beschimpfen und verhaßt machen? Eigentlich gehören solche Dinge gar nicht auf die Kanzel. Denn die Zuhörer verstehen nichts von der Sache: und wenn sie aufrichtig die Gründe der Gegner zu wissen bekämen, würden sie nur irre werden.

Also hat auch da keine unparteiische Widerlegung statt. Wer zum Lehrer auf dem Katheder berufen ist, der mag immerhin gegen alle Ungläubigen und Irrgläubigen streiten. Aber ein Lehrer auf der Kanzel ist ein Lehrer der Gläubigen und Christen, bei welchen er die Überführung von der Wahrheit des Christentums billig voraussetzt. Was hat ein solcher mit denen zu schaffen, die draußen sind und zur Kirche nicht gehören? — Daß er sie da mit rednerischen Ausdrücken, welche die Einbildungskraft und Affekte erregen, und mit verhaßten Namen, wovon die Zuhörer nicht einmal richtige Begriffe haben, öfters zur Schau stellet: das dient zu nichts, als den unverständigen Eifer des blinden Pöbels wider unschuldige Leute in Feuer zu setzen. Zieht der Priester auf die Ungläubigen los, so denkt der gemeine Mann, dessen ganze Religion im Glauben besteht, daß es Leute sind, die gar keine Religion haben, die weder Gott noch Teufel, weder Himmel noch Hölle glauben. Denn er urteilt nach sich selbst: wenn bei ihm der Glaube wegfiel, so bliebe gar keine Religion übrig. Unchristen klingen in des Pöbels Ohren als ruchlose lasterhafte Bösewichter. Denn er ist einmal so unterrichtet, daß ein frommer Wandel allein aus dem Glauben, das ist aus dem Christentume, entstehen könne, und daß alle, die nicht Christen sind, notwendig allen Sünden ergeben sein müßten. Gleich als ob die gesunde Vernunft und das Naturgesetz nicht die eigentliche Quelle aller Pflichten und Tugenden wäre, woraus Christus selbst und die Apostel ihre Vorschriften geschöpft haben. (Lessing, Fragment eines Ungeannten, 1774.)

### LEHRMEINUNGEN

Das Christentum lehrte; unter den rednerischen Griechen lehrte es rhetorisch. Nun aber verflücht nichts so leicht in wohlgefällige Lehrmeinungen, als das Feuer der Rede. Im angenehmen Augenblick wird der neue Ausdruck empfangen und geboren; bewillkommend nimmt ihn das Chor der Schüler auf; er wird gepflegt und zum Abgott einer Formel erzogen. Dies mag dann bald ein anderer Rhetor nicht dulden; der unschuldige, vielleicht übertriebene Ausdruck wird mit einem schwarzen Zeichen bemerkt, bestritten, angeklagt,

verlästert und von der Gegenseite, vielleicht über die Gebühr, desto wärmer verteidigt. Die Väter kommen zusammen, ratschlagen, ob man den Ausdruck gelten lassen dürfe, sie holen Zeugnisse aus älteren Vätern, oft verstümmelt und verfälscht, für Ja und Nein. Man streitet, schlägt, überwirft sich; die Obrigkeit stellet sich dazwischen und macht Dekrete, politisch-theologische Dogmen. Jetzt bekommen die Lehrmeinungen eine andere Gestalt. Was einst schwüle Ausdünstung warmer Köpfe war, ist am Kirchenkimmel in die Luft gestiegen und blitzt und donnert. Neue kleine Jupiters, Bischöfe, Kaiser, Päpste werfen diese schweflichten Feuerstrahlen, die wenig erleuchten, desto mehr aber zünden, schrecken, zerschmettern und verwüsten, über die Gefilde der Christenheit. Der unterdrückte Haufe bewahrt seine verfolgten Lehrmeinungen um so strenger, weil er ihrethalb unschuldig litt; sie sind oder werden ihm jetzt Religion, und so wird begreiflich, wie Sätze haben Religion werden können, die es ihrer Natur nach gar nicht sind. Leide jemand für den Satz: „der Hecht ist blau“, müsse er ihn mit Gefahr seiner Ehre und seines Lebens verteidigen, der blaue Hecht wird ihm und seiner Familie Religion werden.

So kamen Lehrmeinungen ins Christentum, ja die Christenheit ward überdeckt mit Lehrmeinungen, wie mit Gebräuchen: denn beide knüpften sich fest aneinander. Wenn eine Meinung, so ungereimt sie war, sich an ein Fest, an einen Gebrauch, gar an eine Gesellschaft, an ein Institut heften konnte, so war sie geborgen; sie ward dadurch sanktioniert und geheiligt. Die Meinung weihete den Gebrauch, der Gebrauch die Meinung; der christliche Kalender ward jahraus jahrein eine Didaskalie roter Meinungen und Feiertage.

War dies verwerflich? Wenigstens wars natürlich: ohne ein fortgehendes Wunder konnte nichts anders werden. Das Christentum ist ein Teig, aus dem alles gemacht ward, was sich machen ließ; man hat darüber gedichtet und daraus gemalt; man hat es in Mysterien, Possenspielen, sogar auf Pfefferkuchen vorgestellt und Gesetze darüber gegeben; warum sollte man darüber nicht auch philosophieren, dogmatisieren, rhetorisieren, meinen? Wer kann Meinungen der menschlichen Wißbegierde, Volksmeinungen dem Volk, Lehrmeinungen einer Lehrsekte wehren?

Nur daß diese Lehrmeinungen nicht Religion werden! weder einem Schüler, noch weniger einem Staat, am wenigsten der ganzen Christenheit auf Erden. Denn wie darf dieser Lehrer dem Gewissen eines andern zur Religion machen, was seiner Natur nach nicht Religion, sondern erklärende, auslegende Meinung dieses Lehrers ist? So wenig Raphael oder ein andrer Maler, so wenig Klopstock, Milton oder ein anderer Dichter fordern wird, daß seine dichtende Darstellung für Geschichte erkannt und als solche bevollmächtigt werde; weit weniger muß ein Meiner verlangen, daß, sogar den Gesetzen der Auslegung zuwider, sein Meinen dem andern Religion werde: denn wer kann nicht, und was kann man nicht meinen?

An irgendeiner Lehrmeinung, das ist an einer Einkleidung, Dichtung, Erklärung, Auslegung und so fort sollte meine Religion meine innerste Gewissenhaftigkeit, mein Glaube, meine sicherste Zuversicht hangen? Welch ein Elender müßte ich, welch eine Elende müßte meine Religion sein! Und wer



dies Quid pro quo von mir forderte, wäre, wo nicht ein Heuchler, ein Tor, so doch ein sehr spaßhafter Religionsstifter.

Lehrmeinungen an Ort und Stelle sind sehr zu ehren; die Geschichte derselben ist eine Zeugin des fortstrebenden, wenn auch nicht immer des weiter gelangenden Menschenverstandes, seiner rastlosen Phantasie und Spekulation. Auch in der Christengeschichte ist die Fortleitung und Ausspinnung der Dogmen, so wie die ganze Ketzergeschichte, gewiß nicht ihr unmerkwürdigster Teil; manches gejagte oder losgebundene Roß schlug eben im Straucheln die hellsten Funken. Daß aber die Aristotelisch-scholastische oder irgendeine andere Religionsphilosophie Religion werden sollte, daran haben weder Duns Scotus, noch Petrus Lombardus, noch irgend ein anderer seraphisch-angelischer Doktor gedacht, wenn sie gesunden Verstandes waren. Sie dozierten, doktorierten, disputierten. Die Staatsreligion ging daneben ihren Gang fort, die Mystik den ihrigen; und das Christentum blieb, was es war, ein heiliger Same, hie- und dahin geworfen, in jedem guten Lande aber fruchtbar und seiner Natur nach frei von allen Systemen. (Herder, Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen, 1798.)

#### VERFOLGUNG DER „VERNÜNFTIGEN“ RELIGION

Daß die Intoleranz und Verfolgung in der ganzen Christenheit, gleichsam durch eine gemeinschaftliche Verabredung hauptsächlich und fast allein wider die vernünftige Religion gerichtet ist, das macht die Unbilligkeit noch größer und gereicht dem Christentume, besonders den Protestanten, zum unauslöschlichen Schandflecken. Denn die katholischen Mächte und Geistlichen dulden in ihren Ländern, wo das Papsttum herrscht, ohne Unterschied keine einzige fremde Religion; ein jeder Einwohner und Bürger soll und muß sich zu dem katholischen Glauben bekennen oder das Land räumen. Die Protestanten hingegen sind gemeinlich für die Toleranz und verstatten sonst allen Sekten in und außer der Christenheit ein freies Bekenntnis und einen öffentlichen Gottesdienst unter sich, ohne davon Unruhen im Staate zu befürchten oder im geringsten zu erfahren. Man findet, zumal in Holland, Katholiken, Lutheraner, Arminianer, Presbyterianer, Bischöfliche Engländer, Mennoniten, Synkretisten, Quäker, Separatisten, Fanaticos, Zinzendorfer, Griechen, Armenier, häufig portugiesische und deutsche Juden ungestört unter den Gliedmaßen der herrschenden reformierten Kirche wohnen, und man läßt einen jeden nach seiner Einsicht und Gewissen Gott verehren. Und so gibt es in England und den englischen Kolonien, wie auch in gewissen Städten der dänischen und schleswig-holsteinischen Botmäßigkeit, allerlei Sekten und Religionen, die ohne Unterschied gehegt und geschützt werden. Ich will nicht sagen, daß unter dem russischen Gebiete noch außer den Christen viele Türken und mancherlei Heiden stehen. Aber diejenigen allein, deren Religion einigermaßen nach der gesunden Vernunft schmeckt, als Arianer und Socinianer, oder die gar keine Offenbarung erkennen und bloß vernünftig denken oder leben wollen, die sind es, welche in der ganzen Christenheit sich nirgend einer bürgerlichen Toleranz zu gerösten haben, sondern allenthalben ausgestoßen,

verbannt, gehasset und verfolgt werden. So leidet man denn im ganzen Christentum lieber so manchen ungöttlichen Aberglauben, so manchen albernern Irrglauben und eitlen Zeremonientand, so manchen Wahn und phantastische Eingebung, ja lieber die abgesagten Feinde des christlichen Namens, als eine vernünftige Religion. Die wird für die ärgste und allgemeine Widersacherin der jetzigen christlichen angesehen, wider welche sich alle sonst noch so streitenden Parteien verschworen haben, sie gänzlich auszurotten. Hast du den jüdischen Glauben von deinen Vorfahren bekommen: wohl! bleibe ein Jude, sage ungescheut, daß du es bist und beschneide deine Kinder; du wirst in und außer der Christenheit auf der ganzen Welt sichern Aufenthalt finden und wohl gar freiwillig zum Bürgerrecht eingeladen werden. Hast du des Papstes, Luthers, Calvins Glauben: so ist allenthalben im Römischen und vielen andern Reichen Platz für dich. Bist du ein Mennonit, Separatist, Enthusiast: es hindert nichts, man wird dich hie und da unter den Protestanten herbergen und schützen. Aber glauben mußst du doch etwas, was es denn auch sei. Eine reine vernünftige Religion zu haben und zu üben, ist wenigstens in der Christenheit nirgend erlaubt. Gehe nur! — Wohin? Zu den Juden, Türken und Heiden? Aber ich habe auch deren Glauben nicht; sie werden mich ebenso gläubig hassen, verdammten, verfolgen und noch dazu meinen, sie tun Gott einen Dienst daran. Wir haben ein klares Beispiel davon an dem berühmtesten Uriel Acosta, den ich zwar übrigens nicht verteidigen will, aber der jedoch eine vernünftige Religion ohne Glauben an die jüdische oder christliche bekannte. Er war von Geburt und Erziehung ein Jude gewesen, und da er wegen der jüdischen Torheiten von ihnen abgetreten, dennoch auch kein Christ geworden. Nun hatte er also nirgend Schutz: er ward von seinen vorigen Glaubensgenossen aufs äußerste verfolgt, als ein Mensch, der gar keine Religion hatte, weil er weder ein Jude, noch ein Christ, noch Mohamedaner wäre. Als er sich endlich aus langem Überdruß der erlittenen Drangsale wieder zu der Synagoge wandte, ward er auf eine schändliche Weise in der jüdischen Versammlung nackt geißelt und mit Füßen getreten. Da hält er denn den pharisäischen Juden nicht unbillig vor: ob sie dann nicht wüßten, daß nach ihren eigenen Lehrsätzen, außerdem, eine wahre und seligmachende Religion sei, welche dem Menschen als Menschen angeboren worden und welche die gesunde Vernunft und das Gesetz der Natur lehre; die sie selbst dem Noah und allen Erzvätern vor dem Abraham zueigneten, welche ihn auch nach dem Gesetze Mosis berechnete, unter den übrigen Juden als einer der Nachkommen des Noah zu leben? Er kann daher seine Verwunderung nicht bergen, daß die christliche Obrigkeit den Juden in solchem Falle richterliche Gewalt und Strafen zugestünde und glaubt, wenn Christus selbst noch jetzt in Amsterdam bei den Juden wider ihre pharisäische Heuchelei predigte, und es gefiele ihnen, denselben abermal zu geißeln, so würden sie es da frei tun können. Sehet! so wird die vernünftige Religion bei allen Arten des Glaubens als eine allgemeine Feindin angelassen. (Lessing, Fragment eines Ungenannten, 1774.)

## BEWAFFNETE TOLERANZ FRIEDRICHS

Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von seiten der Regierung, entslug und jedem frei ließ, sich in allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eignen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom angenommenen Symbol hier oder da abweichenden Urteile und Einsichten, in der Qualität der Gelehrten, frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, daß bei Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das Mindeste zu besorgen sei. —

Die Denkungsart dieses Staatsoberhauptes geht noch weiter und sieht ein: daß selbst in Ansehung seiner Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, seinen Untertanen zu erlauben, von ihrer eignen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben, sogar mit einer freimütigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen; davon wir ein glänzendes Beispiel haben, wodurch noch kein Monarch demjenigen vorging, welchen wir verehren.

Aber auch nur derjenige, der, selbst aufgeklärt, sich nicht vor Schatten fürchtet, zugleich aber ein wohldiszipliniertes zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, kann das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: räsioniert so viel Ihr wollt und worüber Ihr wollt; nur gehorcht! So zeigt sich hier ein befremdlicher, nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge; so wie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, darin fast alles paradox ist. (Kant, Was ist Aufklärung, 1784.)

## IRONISCHE TOLERANZ GOETHES.

Sehr merkwürdig und folgerichtig waren mir die Unterhaltungen Lavaters und der Fräulein von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Christen gegeneinander über, und es war ganz deutlich zu sehen, wie sich eben dasselbe Bekenntnis nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbildet. Man wiederholte so oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Mensch habe seine eigne Religion, seine eigne Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dies nicht geradezu behauptete, so konnte ich doch im gegenwärtigen Falle bemerken, daß Männer und Frauen einen verschiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verhielt sich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingibt, alle Freude und Hoffnung auf seine Person legt und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut, Lavater hingegen behandelt den seinigen als einen Freund, dem man neidlos

und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreist und eben deswegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist. Welch ein Unterschied zwischen beiderlei Richtung! wodurch im allgemeinen die geistigen Bedürfnisse der zwei Geschlechter ausgesprochen werden. Daraus mag es auch zu erklären sein, daß zärtere Männer sich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar getan, Leben und Talente gewidmet und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben gespielt haben.

Wie meine beiden Freunde zueinander standen, wie sie gegeneinander gesinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Gesprächen, denen ich beiwohnte, sondern auch aus Eröffnungen, welche mir beide insgeheim taten. Ich konnte weder dem einen noch dem andern völlig zustimmen: denn mein Christus hatte auch seine eigne Gestalt nach meinem Sinne angenommen. Weil sie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten lassen, so quälte ich sie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwischen Wissen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung, allein die beiden Worte und die Begriffe, die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, eins sei so unzuverlässig als das andere. Daher beliebte es mir, mich zugunsten beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, sagte ich, komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgültig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dies hänge von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab und sei ganz gleichgültig. Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sei es gerade das Gegenteil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse. Das Wissen fange vom Einzelnen an, sei endlos und gestaltlos und könne niemals, höchstens nur träumerisch, zusammengefaßt werden und bleibe also dem Glauben geradezu entgegengesetzt.

Der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte, war so genau mit der Vorstellung verwandt, die Lavater von Christo lebendig in sich trug, daß es ihm unbegreiflich schien, wie ein Mensch leben und atmen könne, ohne zugleich ein Christ zu sein. Mein Verhältnis zu der christlichen Religion lag bloß in Sinn und Gemüt, und ich hatte von jener physischen Verwandtschaft, zu welcher Lavater sich hinneigte, nicht den mindesten Begriff. Ärgerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich sowie auf Mendelssohn und andere losging, und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein

Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich hinüberziehen, man müsse ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde. Diese Forderung, so unmittelbar dem liberalen Weltsinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegenstehend, tat auf mich nicht die beste Wirkung. Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Christ oder Atheist!“ Ich erklärte darauf, daß, wenn er mir mein Christentum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entschließen, zumal da ich sehe, daß niemand recht wisse, was beides eigentlich heißen solle. (Goethe, Wahrheit und Dichtung, 1811/1814.)

### 3. HISTORISCHES CHRISTENTUM

#### DER GESCHICHTLICHE JESUS MIT SEINEN JÜNGERN

Die Schüler, die Christus zu seinem Geschäft wählte, waren Männer; der jüngste unter ihnen wahrscheinlich Johannes. Nicht nur lag dieses in den Sitten der Zeit, da kein Rabbi und vor alters kein Prophet Unmündige zu Schülern der Weisheit annahm; sondern das Geschäft Christi selbst forderte Lehrlinge, die bald Lehrer, Mithelfer, ja gar Stellvertreter ihres Lehrers sein könnten: denn lange mochte, wie Christus es selbst wußte und bald sagte, sein Lauf auf Erden nicht dauern. Das Verhältnis, in dem er mit diesen seinen erwählten Freunden lebte, war mehr Sozietät als Schule, offenbar unterschied sich hierin Christus nicht nur von der Rabbinen, sondern selbst von Johannes' Schule. Johannes' Schule war dem Charakter des Lehrers zufolge ein strenges Institut; daher sie mit den Pharisäern den Jüngern Jesu Vorwürfe machte, warum diese nicht fasteten und sauer sähen, wie sie. Jesus antwortete im Scherz und verglich seine fröhlichen Begleiter mit Hochzeitleuten, die wohl so lange fröhlich sein könnten, als die Hochzeit währte. Die Zeit des Fastens und Trauerns werde sich auch schon finden. Wie mit Freunden ging Jesus mit seinen Jüngern um, ohne Stolz, ohne pedantische Frömmigkeit, ohne heuchlerische Absonderung. Was nicht verboten werden durfte, verbot er nicht und antwortete auf die Vorwürfe, die ihm deshalb gemacht wurden, meistens mit Salz oder in treffendem Scherz. So zum Beispiel über das, was zum Munde ein- und ausgehet; so über den Menschen, der ja doch besser als ein Schaf sei, und so fort, welche Antworten er den Jüngern oft erst erklären mußte. Wie treu er mit ihnen umging, zeigte die Geduld, mit der er ihre Fehler trug, die Langmut, mit der er ihre oft kindischen Fragen beantwortete, die Mühe, die er sich gab, den Stolz dieses, die Unachtsamkeit jenes, die törichten Erwartungen anderer ernst und gelinde zu bessern; endlich sein Abschied, in dem er ihnen ganz sein Herz enthüllte und ihnen mit dem Plan seines Reichs ihr eignes Schicksal aufschloß. Wie betrug er sich gegen seinen Verräter! und welch ein Zeugnis für ihn ist das Wort dieses rohen Menschen, als er das Geld hinwarf: „Es reuet mich, daß ich unschuldig Blut verraten habe“, und sich davonmachte und erhing. — Wie bald Jesus die Herzen gewann und die verschiedensten Menschen oft in einer einzigen Unterredung sich eigen machte, zeigt seine ganze Geschichte. Vorzüglich zeigt es das Betragen seiner Freunde und Feinde bei seinem Ausgange aus der Welt; daher jenes Zeugnis, das man dem Josephus zuschreibt, es nicht unrecht als einen Charakterzug Christi bemerkt, daß er seinen Freunden eine unzerstörliche Liebe eingeflößt habe: „auch nachdem er gekreuzigt war, ließen die nicht ab, ihn zu lieben, die ihn einmal geliebt hatten.“ Die Schriften der Apostel und die Gesinnungen, die sie ihren Schülern, zum Beispiel Ignatius, Polykarpus, von ihm einflößten, bezeugen dies genugsam. Als eine Sozietät brüderlicher Liebe und Eintracht bei reinen Sitten und einer heitern Denkart sollte sich das Christentum aufrecht erhalten und fortpflanzen; als eine Sozietät solcher Sitten und Denkart, nicht

als eine bloße Lehrschule, mußte Christus es also zuerst im Umgange mit einigen erlesenen Freunden gründen. Er wollte ihnen seine Denkart an bilden, nicht etwa bloß einlehren. (Herder, Vom Erlöser der Menschen, 1796.)

## ROMANTISCHE SEHNSUCHT NACH ERNEUUNG DES CHRISTENTUMS

Wo ist jener alte, liebe, alleinseligmachende Glaube an die Regierung Gottes auf Erden, wo ist jenes himmlische Zutrauen der Menschen zueinander, jene süße Andacht bei den Ergießungen eines gottbegeisterten Gemütes, jener alles umarmende Geist der Christenheit?

Das Christentum ist dreifacher Gestalt. Eine ist: als Zeugungselement der Religion, als Freude an aller Religion. Eine: als Mittlertum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein. Eine: als Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendig gewordenes Christentum war der alte katholische Glauben, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mitteilbarkeit, seine Freude an Armut, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten, in inniger, unteilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christentums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet, das alte Papsttum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaften Kirche Platz machen? Die andern Weltheile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. Sollte es nicht in Europa bald eine Menge wahrhaft heiliger Gemüter wieder geben, sollten nicht alle wahrhafte Religionsverwandte voll Sehnsucht werden, den Himmel auf Erden zu erblicken und gern zusammentreten und heilige Chöre anstimmen? Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Überirdischen durstige Seelen in ihren Schoß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

Sie muß das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießen. Aus dem heiligen Schoße eines ehrwürdigen europäischen Konziliums wird die Christenheit aufstehen und das Geschäft der Religionserweckung nach einem allumfassenden, göttlichen Plane betrieben werden. Keiner wird dann mehr protestieren gegen christlichen und weltlichen Zwang; denn das Wesen der Kirche wird echte Freiheit sein, und alle nötigen Reformen werden unter der Leitung derselben als friedliche und förmliche Staatsprozesse betrieben werden. Wann und wann eher? danach ist nicht zu fragen. Nur Geduld, sie wird, sie

muß kommen, die heilige Zeit des ewigen Friedens, wo das neue Jerusalem die Hauptstadt der Welt sein wird; und bis dahin seid heiter und mutig in den Gefahren der Zeit, Genossen meines Glaubens, verkündigt mit Wort und Tat das göttliche Evangelium und bleibt dem wahrhaften, unendlichen Glauben treu bis in den Tod. (Novalis, Die Christenheit oder Europa, 1799.)

## GESCHICHTLICHE EINREIHUNG DES CHRISTENTUMS: SCHLEIER- MACHER

Aus dem Wesen des Christentums folgt seine Geschichte. Die Hauptidee des Christentums von göttlich vermittelnden Kräften hat sich auf mancherlei Art ausgebildet und alle Anschauungen und Gefühle von Einwohnungen der göttlichen Natur in der endlichen sind innerhalb desselben zur Vollkommenheit gebracht worden. „So ist sehr bald die heilige Schrift, in der auch die göttliche Natur auf eine eigene Art wohnte, für einen logischen Mittler gehalten worden, um die Erkenntnis der Gottheit zu vermitteln für die endliche und verderbte Natur des Verstandes, und der heilige Geist, in einer späteren Bedeutung des Wortes, für einen ethischen, um sich ihr graduell anzunähern; und eine zahlreiche Partei der Christen erklärt noch jetzt bereitwillig jeden für ein vermittelndes und göttliches Wesen, der erweisen kann, durch ein göttliches Leben oder irgendeinen andern Eindruck der Göttlichkeit auch nur für einen kleinen Kreis der Beziehungspunkt aufs Unendliche gewesen zu sein. Anderen ist Christus eins und alles gewesen, und andere haben sich selbst oder dies und jenes für sich zu Mittlern erklärt.“ So sind Anschauungen und Gefühle hervorgetreten, „von denen in Christo und in den heiligen Büchern nichts steht“. Noch sind große Gegenden in der Religion für das Christentum nicht bearbeitet worden. Andere Anschauungen werden daher noch hervor-treten.

Das Christentum wird noch eine lange Geschichte haben. Wie sollte es auch untergehen? Die Grundanschauung jeder positiven Religion an sich ist ewig; daß aber diese Grundanschauung gerade als Mittelpunkt der Religion angesehen werde, dies gehört einer bestimmten Lage der Menschheit an. Und wie sie vorübergeht, kann die Religion in dieser Gestalt nicht mehr existieren. So ist eine lange Reihe von Religionen vorübergegangen. Wird nun auch für das Christentum der Untergang kommen wie für jene? „Das Christentum, über sie alle erhaben und historischer und demütiger in seiner Herrlichkeit, hat diese Vergänglichkeit seiner Natur ausdrücklich anerkannt: es wird eine Zeit kommen, spricht es, wo von keinem Mittler mehr die Rede sein wird, sondern der Vater alles in allem. Aber wann soll diese Zeit kommen? Ich fürchte, sie liegt außer aller Zeit. Die Verderblichkeit alles Großen und Göttlichen in den menschlichen und endlichen Dingen ist die eine Hälfte von der ursprünglichen Anschauung des Christentums; sollte wirklich eine Zeit kommen, wo diese sich nicht mehr aufdrängte?“ „Ich wollte es, und gerne stände ich auf den Ruinen der Religion, die ich verehere.“ (Wilhelm Dilthey, Leben Schleier-machers, 1870.)



## GÖRRES ALS GOTIKER

Unstreitig hat es zu allen Zeiten Charaktere gegeben, die als Repräsentanten einer andern, künftigen oder vergangenen Zeit betrachtet werden müssen. Wie im Mittelalter selbst Arnold von Brescia, Petrarca und andre Vorboten der neuen Zeit schon von protestantisch-republikanischem Geist durchdrungen gewesen, so hat unsre Zeit wieder ihre Repräsentanten des Mittelalters, die nicht auf eine äußere Weise durch Liebhaberei an jene Vergangenheit geknüpft, sondern innerlich von ihrem Wesen beseelt, organisch mit ihr verwachsen sind. Sie leben, denken und empfinden nur im Sinne des Mittelalters, alles tritt ihnen unter diesen Gesichtspunkt, und wenn sie zugleich die Bildung der neuern Zeit in sich aufgenommen, so huldigt dieselbe doch der mittelalterlichen Idee und dient nur, das Licht derselben in einer neuen Welt von Bildern, Gedanken und Empfindungen auszustrahlen. So erscheint Joseph Görres von Koblenz, einer der größten und merkwürdigsten Geister dieser Zeit, durchaus originell in seiner mittelalterlichen Illusion. Ich kann den Ausdruck dieses Geistes nur mit dem eines Straßburger Münsters oder Kölner Doms vergleichen. Wie man sagt, daß Winckelmann ein inwendiger Bildhauer und Tieck ein inwendiger Schauspieler sei, so könnte man auch von Görres sagen, er sei ein inwendiger Baumeister. Wenigstens mahnen uns alle seine Schriften in ihrem logischen Aufriß und in ihrem reichen phantastischen Schmuck beständig an die Kunst Erwins. In allen seinen naturphilosophischen, mythologischen, politischen und historischen Werken zeigt sich der Tiefsinn des gotischen Freimaurers. Alle diese Werke sind ästhetisch nicht anders zu betrachten, denn als Kirchen, wundersam durchdachte, vom tiefsten Grunde bis zur pyramidalischen Spitze planvoll durchgeführte, unerschöpflich reiche Kunstwerke, die sich aber von andern Gebäuden des menschlichen Geistes durch den Ausdruck des Christlichen, Heiligen, Kirchlichen sehr scharf unterscheiden. Görres hat über Natur, über den Geist, über Kunst, über ältere Geschichte und über neuere geschrieben und überall (einige jakobinische Jugendschriften ausgenommen) ist seine Ansicht die römisch-katholische, und es ist höchst interessant, zu sehen, wie die ganze moderne Weisheit unter diesem Gesichtspunkt sich ausnimmt. Wie die altkatholische Welt vom modernen Standpunkt aussieht, das haben uns tausend Schriftsteller gesagt, aber wie unsre moderne Welt von jenem altromantischen Standpunkt aussieht, das sagt uns nur Görres. Als ein Schüler Schellings hat er die Verwandtschaft der Schellingischen Philosophie mit der altkatholischen Mystik klar gemacht, und im Gegensatz gegen Oken, der nur von der Natur ausging, ist Görres von der Geschichte ausgegangen und hat die ganze Welt und Gottes Wirken in der Welt als ein lebendiges Werden, als ein schicksalvolles Ringen dargestellt. Görres bezeichnet im streng katholischen Sinn als die Grundkräfte alles historischen Lebens eine irdische, sondernde, zerstörende und in die niedere Natur hinabführende und eine göttliche, vereinende, erhaltende und einer höhern Natur entgegenführende Kraft, und im Kampfe dieser beiden Kräfte, der mit dem Siege der letzteren enden soll, sieht er die bald steigende, bald fallende und doch immer fortschreitende Bewegung der Weltgeschichte vorherbestimmt. Wie diese Kräfte gegenein-

ander stehn, jetzt die eine, jetzt die andere auf eine Zeit die Oberhand gewinnt, jetzt beide sich die Wage halten, wie sie erst in dem physischen Leben der Völker, dann im geistigen Leben sich bekämpfen, also folgen sich nach der Zwei- und Drei- und Vier- und Sechszahl die großen Perioden, die Werkeltage der Weltgeschichte, die endlich ein Sabbat, eine durch den Sieg der Gottheit geheiligte letzte Zeit, schließen soll. (Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur, 1836.)

### DOROTHEA TIECK

Schon früh zeigte Dorothea Tieck reiche Fülle des Talentes und eine Kraft, die ihren eigenen Weg gehen wollte. An den Dichtungen des Vaters bildete sie sich heran und wußte deren besonderen Charakter aufzufassen. Mit reger Teilnahme verfolgte sie seine Tätigkeit und ward die Genossin seiner Studien. Unter seiner Anleitung lernte sie die neuern Sprachen kennen und ihre Dichter lieben. Schon vor dem zwanzigsten Lebensjahre war sie mit Shakespeare und Calderon vertraut.

Nicht allein ein Teil des Talentes und der schnellen Auffassungskraft des Vaters war auf sie übergegangen, sie war auch Erbin seines Tiefsinns und seiner Schwermut. Wie reich ihr Leben nach einer Seite hin ausgestattet war, immer vermochte sie es nur mit dem Blicke des Ernstes zu betrachten. Und dieser Blick war schärfer für die schneidenden Kontraste, welche das Auge verwunden, als für die hellern, wohlthuenden Farben. Dieselben Zweifel, mit denen Tieck so oft gekämpft hatte, wiederholten sich bei ihr und warfen früh einen dunklen Schatten auf ihr Leben.

Aber das war es nicht allein. Die geistigen Schwingungen, welche die Romantik hervorgerufen hatte, setzten sich hier in einer spätern Generation fort. Die dichterische Stimmung, welche die Legende wiederbelebte und sich zum Glauben des katholischen Mittelalters neigte, war bei ihr zur Überzeugung geworden und in das Leben übergegangen. Das sehnsüchtige Bedürfnis der Religion fand nur in diesen Formen Ruhe und Frieden. Schon als Kind war sie mit ihrer Mutter zur katholischen Kirche übergetreten. Doch was ihr Frieden gab, war von manchen Gegensätzen unzertrennlich. Tiecks eigene religiöse Überzeugung war wesentlich protestantisch, das sprachen alle seine neuern Dichtungen aus. So kamen Augenblicke, wo sie sich von den Nächststehenden nicht verstanden glaubte und bei der kindlichsten Liebe zu ihren Eltern sich dennoch einsam fühlte. War es doch, als wenn gerade aus dem Verkehr mit den Menschen, mit welchen man am innigsten verbunden ist, die man am meisten liebt, auch die reichsten Schmerzen erwachsen müßten. Und was wollte dieses Leben überhaupt, in dem Freude wie Schmerz, wenn sie vorübergegangen waren, nur wie ein dunkler und fernliegender Traum erschienen? Wie bunt trieb alles durcheinander! Mit welchem Eifer jagten die Menschen dem Geringfügigen, Vergänglichen nach! In solchen Augenblicken konnte sie alles für ein leeres Spiel halten. Von einer tiefen und mit den Jahren steigenden Sehnsucht nach innerer Ruhe wurde sie ergriffen, in der sie diese verwirrenden Netze von sich abstreifen und den Gedanken, die einander anklagen und freisprechen, auf immer entfliehen könne. Nur die Einsamkeit

eines Klosters erschien als ein Hafen der geängstigten Seele, als letzte Lösung aller Fragen der Tod. — —

Nicht, daß sie jede Tätigkeit aufgegeben hätte, vielmehr eifriger ward sie als je, jede Minute Zeit kaufte sie aus, aber alle Tätigkeit hatte nur einen Zweck, nur ein Ziel. Ihre literarischen Arbeiten und Studien sah sie als eine ihr auferlegte Pflicht an. Nicht lange vor dem Tode der Mutter hatte sie die Übersetzung der „Leiden des Persiles und der Sigismunde“ beendet. Jetzt übernahm sie auf Raumers Rat und unter seiner Leitung die Bearbeitung von Sparks „Leben und Briefen Washingtons“. Auch die Beschäftigung mit den alten Sprachen setzte sie fort, aber immer mehr gewann dieses Studium einen religiösen, kirchlichen Charakter. Sie las die Schriften des heiligen Bernhard, der heiligen Therese, dann das Neue Testament im Urtexte, endlich lernte sie Hebräisch. Auch ihre Teilnahme an den Künsten, besonders der Musik, hatte diese Richtung. Sie studierte Generalbaß, um die alten kirchlichen Meister zu verstehen. Mit tiefster Erschütterung hörte sie Bachs Passion; dann glaubte sie, wie sie sagte, am Kreuze Christi selbst zu stehen. Denn was war alles Wissen? Ihr Wahlspruch ward: „Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen.“ (Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, 1855.)

## DEUTSCHLAND DER BODEN NEUER RELIGION

In Deutschland kann man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen. Deutschland geht einen langsamen, aber sicheren Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höheren Epoche der Kultur, und dieser Vorschrift muß ihm ein großes Übergewicht über die andern im Lauf der Zeit geben. In Wissenschaften und Künsten wird man eine gewaltige Gährung gewahr. Unendlich viel Geist wird entwickelt. Aus neuen, frischen Fundgruben wird gefördert. — Nie waren die Wissenschaften in besseren Händen und erregten wenigstens größere Erwartungen, die verschiedensten Seiten der Gegenstände werden ausgespürt, nichts wird ungerüttelt, unbeurteilt, undurchsucht gelassen. Alles wird bearbeitet; die Schriftsteller werden eigentümlicher und gewaltiger, jedes alte Denkmal der Geschichte, jede Kunst, jede Wissenschaft findet Freunde und wird mit neuer Liebe umarmt und fruchtbar gemacht. Eine Vielseitigkeit ohnegleichen, eine wunderbare Tiefe, eine glänzende Politur, viel umfassende Kenntnisse und eine reiche, kräftige Phantasie findet man hie und da und oft kühn gepaart. Eine gewaltige Ahnung der schöpferischen Willkür der Grenzenlosigkeit, der unendlichen Mannigfaltigkeit, der heiligen Eigentümlichkeit und der Allfähigkeit der inneren Menschheit scheint überall rege zu werden. Aus dem Morgentraum der unbehülflichen Kindheit erwacht, übt ein Teil des Geschlechts seine ersten Kräfte an Schlangen, die seine Wiege umschlingen und den Gebrauch seiner Gliedmaßen ihm benehmen wollen. Noch sind alles nur Andeutungen, unzusammenhängend und roh, aber sie verraten dem historischen Auge eine universelle Individualität, eine neue Geschichte, eine neue Menschheit: die süßeste Umarmung einer jungen über-

raschten Kirche und eines liebenden Gottes und das innige Empfängnis eines neuen Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Wer fühlt sich nicht mit süßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln, unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein, eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann und unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brot und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geatmet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wollust als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrauchenden Leibes aufgenommen wird. — (Novalis, Die Christenheit oder Europa, 1799.)

# DIE BILDUNG BIS ZUR AUFKLÄRUNG

## I. WELTLICHE KUNST UND WISSENSCHAFT

### LÖSUNG DER KUNST VON DER KIRCHE

Es hat wenig daran gefehlt, daß die Reformation in ganz Deutschland gesiegt und der deutschen Gesamtkirche die Gestalt gegeben hätte. Welches alsdann die Stellung der Kunst in dieser geworden wäre, läßt sich nicht berechnen. Die Auswirkung der Reformation nach der verneinenden Seite hin beginnt da, wo sie genötigt wurde, eine Sonderkirche zu bilden. Das Ende der künstlerischen Blütezeit fällt mit diesem Moment zusammen. Was die Glaubensbewegung der Kunst an positivem Gehalt gegeben hat, liegt in den vorangehenden Jahrzehnten. Man begreift, daß das religiöse Leben vorher, da es noch im Zustande wogender Ahnung und Sehnsucht sich befand, gern in einer Gleichnissprache redete, wie die Kunst eine ist; war aber das religiöse Erlebnis zur Bekenntnisformel erstarrt und ans unantastbare Wort gebunden, dann hatte die Kunst hier nichts mehr zu sagen. Das eine ist Kunst der Reformation, das andere Kunst des Protestantismus. In den Jahren der werdenden Reformation standen Kunst und Religion in lebendigstem Ineinandewirken, und nur aus der Totalität des Lebens sind sie, die eine wie die andere, zu begreifen. Luther und Dürer gehören notwendig zueinander, kein Würfelspiel des Zufalls hat sie zu Zeitgenossen gemacht.

Im Spiegel der Kunst haben wir die fortschreitende Individualisierung der mittelalterlichen Gesellschaft deutlich beobachten können. Nun tat sie ihren größten Schritt, indem sie auf das Gebiet der Religion übergriff und als höchstes Recht des einzelnen Menschen es in Anspruch nahm, auf seinem eigenen Wege und durch seine eigene Arbeit sein Verhältnis zu Gott sich zu bilden. Eine Kirche im Sinne des Mittelalters konnte dabei nicht länger bestehen, und die ganze, ungeheuer große Aufgabe, welche diese Kirche bisher der Kunst gestellt hatte, war hinfällig geworden. In dem tragischen Konflikt zwischen Religion und Kirche wurde die Kunst zerrieben. Die Kunst war nun wohl frei. Aber zugleich war ihr der mächtige Unterbau, den sie im metaphysischen System und der regimentalen Ordnung der mittelalterlichen Kirche besessen hatte, entzogen. Noch war eine religiöse Kunst möglich, aber nur als eine individuelle und subjektive. Die Tendenz dazu war offenbar schon vor dem Auftreten Luthers vorhanden. Wir haben als Vorboten der Lösung von der Kirche das Versiegen der kirchlichen Baukunst bemerkt. Nun trat auch in den darstellenden Gattungen das unmittelbar dem Kirchendienst gewidmete Bild zurück hinter der freien, außerkirchlichen Darstellung religiöser Stoffe, und neben beiden gewannen die weltlichen Gegenstände von Jahr zu Jahr mehr Raum. Wie klein ist doch in der Produktion Albrecht Dürers die Zahl der Altarbilder! Die Fülle und Wahrheit seines persönlich-religiösen Lebens strömt in seinem graphischen Werk aus und zuletzt in seinem Apostelbilde,

das kein Kirchenbild mehr ist. Die beiden größten Bildhauer der Epoche, Peter Vischer und Hans Backofen, haben keinen einzigen Altar geliefert. Weiter Grünewald: er hat allerdings Kirchenbilder und nur sie gemalt, aber mit einer persönlichen Souveränität der Bildgestaltung, die keiner früheren Zeit erlaubt gewesen wäre; dadurch gehört er, obgleich in seiner kirchlichen Haltung ein Altgläubiger, künstlerisch zur Reformation. Ein weiteres Beispiel: Holbeins Madonna mit der Bürgermeisterfamilie — für Altgläubige gemalt, doch ein sehr wenig altgläubiges Bild. Wie demütig hatten bis dahin die Bildnisfiguren der Stifter, zwerghaft klein, zwischen die Heiligen sich geschmiegt oder auf den Flügeln einen Nebenplatz gesucht: — hier bilden sie mit der Muttergottes zusammen eine einzige Familie. Der Unterschied zwischen mittelalterlicher Devotion und der neuen, vertrauensvoll die Nähe der göttlichen Personen suchenden Frömmigkeit kann nicht schlagender ausgedrückt sein. — In alledem liegt ein freies persönliches Wollen des Künstlers, wie es früheren Zeiten unbekannt gewesen war; sie ist das genaue Seitenstück zu dem, was wir oben als religiöse Autonomie des Einzelmenschen bezeichnet haben. Der Künstler ist nicht mehr gebunden, aber auch nicht mehr getragen von Massenempfindungen. Er darf selbst sein in seinem Werk; und damit hängt weit mehr als in früheren Zeiten der Wert des Geschaffenen von dem spezifischen Gewicht der schaffenden Persönlichkeit ab. (Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1921ff.)

#### DIE VERNUNFT ALS TRÄGERIN DER NEUEN WELTLICHKEIT

Die Hoffnungen auf eine Religion der Vernunft empfangen schon seit dem 15. Jahrhundert eine immer zunehmende Stärke durch die Erfolge dieser Vernunft in der Unterwerfung der Natur durch das Wissen. Die Epoche der Erfindungen und Entdeckungen war bedingt durch die Veränderungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Die fortschreitenden praktischen Ziele dieser Gesellschaft in der städtischen Industriearbeit, im Handel, in der Medizin enthielten überall neue Aufgaben. Was konnte diese Gesellschaft, deren zunehmende städtisch unruhige Bevölkerung nach verbesserten Produktionsmitteln und rascherem Seeverkehr verlangte, mit den scholastischen Disputierkünsten an den alten Universitäten anfangen? Nur auf dem Wege des Versuchs, der Rechnung, der Entdeckung, der Erfahrung konnte das Denken den Forderungen des Lebens genügen. Und nun lagen in derselben neuen bürgerlichen Gesellschaft, aus welcher diese modernen Aufgaben entsprangen, auch moderne Mittel ihrer Auflösung. Denn in ihr bildete sich nun im Gegensatz zu der antiken Trennung der arbeitenden Hand von dem wissenschaftlichen Geiste die schöpferische Verbindung der Industriearbeit mit dem wissenschaftlichen Nachdenken. Diese Verbindung der Arbeit mit dem forschenden Geiste im Schoße einer freien bürgerlichen Gesellschaft hat das Zeitalter der Autonomie und Herrschaft der Vernunft herbeigeführt. Es entstanden Hilfsmittel der experimentellen und messenden Wissenschaft, Erfindungen im Dienste der Herrschaft der Arbeit über die Natur, wie der Kompaß, das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die fortschreitende Technik, Gläser zu schleifen.

Bald haben dann diese Erfindungen zu Ergebnissen geführt, welche eine außerordentliche Steigerung der Souveränität des Menschen gegenüber der Natur zur Folge hatten. Hierbei verwoben sich überall die Ideen der Alten mit dem vordringenden konstruktiven Geist der neuen Zeit. Als in wenigen Jahren hintereinander, von jenem 12. Oktober 1492 bis zum Jahre 1522 die Entdeckung Amerikas, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Erreichung des Stillen Ozeans und die erste Erdumsegelung einander folgten, hatte sich die menschliche Vernunft den Erdball unterworfen und begann sich auf ihm einzurichten. Und indem so die Kugelgestalt der Erde definitiv festgestellt war, tat sich ein unermeßlicher astronomischer Horizont auf; von der zunächstliegenden Hypothese der Achsendrehung aus gelangte Copernicus zu der endlichen Feststellung der größten Hypothese der antiken Welt. Die Bedürfnisse der Seefahrt haben den astronomischen Arbeiten Interesse und Hilfsmittel zugewandt. Dunkle und nicht ganz verstandene Nachrichten über die heliozentrische Hypothese haben Copernicus zu der größten Erweiterung hingeleitet, welche die Welterkenntnis jemals erfahren hat; zu derselben Zeit, in welcher der alternde Luther im Symbolglauben sich vergrübelte, entstand in dem Kopf eines katholischen Domherrn dieses wichtigste wissenschaftliche Werk der Menschheit. Die Erschließung des Universums durch das rechnende Denken wurde dann durch Kepler und Galilei fortgeführt. Und unter dem Einfluß derselben sozialen Bedürfnisse der neuen bürgerlichen Gesellschaft wurde endlich auch der erste entscheidende Schritt getan, die komplexen Phänomene dieses Universums einer wirklichen Analysis zu unterwerfen, welche die einfachen gesetzlichen Verhältnisse heraushob. (Wilhelm Dilthey, Die Autonomie des Denkens, 1891/1893.)

## DIE NEUE MEDIZIN ALS NATURWISSENSCHAFT

Die griechische Heilkunde, wie sie einst Galen systematischer als seine Vorgänger, aber schon nicht mehr in voller Originalität zusammenfaßte, hatte einen weiten Weg gemacht, um nach Deutschland zu gelangen: — wie sie von arabischen Sammlern begriffen, dann durch die Vermittlung des Kastilianischen in ein barbarisches Latein übertragen und etwa von italienischen Kommentatoren dem Bedürfnis der Zeiten angenähert worden, so ward sie damals auf den deutschen Universitäten gelehrt; der Kanon des Avicenna, der Kommentar des Johann d'Arcohi über eine Schrift Arrasis waren die geschätztesten Lehrbücher, die man zum Beispiel noch in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts in Wittenberg brauchte. Es leuchtet ein, daß aus diesem Grunde die Kunst nicht gedeihen konnte, zumal da sich ihr eine große Anzahl mittelmäßiger Köpfe widmete, die man ohne Schwierigkeit zu Doktoren erhob.

Man muß sich diesen Zustand vergegenwärtigen, um die Opposition des Paracelsus dagegen zu begreifen. Im hohen Gebirg aufgewachsen, wo sich mancherlei sonst verschwundene Kenntnisse erhalten hatten, im Umgang mit Geistlichen von geheimnisvoller Erfahrung, mit Freunden chemischer Versuche, wie Siegmund Fugger zu Schwaz, in stetem Verkehr mit Bergleuten,

Hüttenarbeitern, dem gemeinen Mann überhaupt, hatte Paracelsus nicht allein Mittel kennengelernt und durch glückliche Kuren erprobt, sondern sich auch Weltansichten gebildet, die allem widersprachen, was auf den hohen Schulen galt. Als er 1527 zu Basel auftrat, erklärte er zuvörderst, daß er nichts auf fremde Autorität lehren werde. Er spottete über den Prozeß der ererbten Rezepte; den Kanon des Avicenna hat er einst in ein Johannisfeuer geworfen; er wollte von nichts als von der Natur hören: denn nur die Bücher seien wahrhaft und ohne Falsch, welche Gott geschrieben; die Elemente müsse man studieren, der Natur nachgehen von Land zu Land, da jedes einzelne nur ein Blatt des großen Buches sei; die Augen, „die an der Erfahrung Lust haben“, die seien die wahren Professoren, und wie er sonst seinen Widerwillen gegen die Schriftgelehrsamkeit ausspricht. Auch das, was er leistete, ist in neueren Zeiten wieder mehr zu Ehren gekommen: auf einen Laien, der seine Bücher durchläuft, macht besonders seine Ansicht von der fortwirkenden Energie des einmal angeregten Lebens Eindruck, von der dem Organismus eingeborenen und denselben von innen her erhaltenden Kraft der Natur. Es lebt in ihm ein sinnvoller, tiefer und mit seltenen Kenntnissen ausgerüsteter Geist, der aber von dem einen Punkt aus, den er ergriffen, die Welt zu erobern meint, — viel zu weit ausgreifend, selbstgenügsam, trotzig und phantastisch, wie solche wohl in der deutschen Nation noch öfter hervorgetreten sind. — —

In der Medizin war es zunächst, eben wie in anderen Wissenschaften, erforderlich, auf die echteren Quellen der Belehrung zurückzugehen. In Wittenberg auf die Notwendigkeit, sich vor allem des Hippokrates wieder zu bemächtigen, aufmerksam gemacht, unternahm Johann Cornarus hierzu eine Reise nach Italien; aber schon in Basel kam ihm sozusagen sein Autor selber entgegen: im Jahre 1526 war der griechische Text von Aldus, wiewohl sehr unkorrekt, gedruckt worden und vor kurzem angelangt. Bei dem ersten Studium durchdrang sich Cornarus noch mehr mit der Überzeugung, daß die Griechen die einzigen wahren Meister der Heilkunde seien, die man nur zuvörderst wieder bekannt machen müsse. Mit Hilfe einiger Handschriften, die Froben herbeischaffte, stellte er einen bei weitem richtigeren Text auf und konnte es dann wagen, auch eine Übersetzung zu versuchen, ein Werk, von dem sein Lebensbeschreiber rühmt, es werde seit zwei Jahrtausenden in der lateinischen Sprache vermißt: so ganz fühlte man sich diesseits noch als wesentlichen Bestandteil der alten lateinischen Kulturwelt. Hierauf erscheinen an den Universitäten Vorlesungen über Hippokrates und den echten Galen, dem Cornarus einen ähnlichen Fleiß zuwandte; bei der Prüfung der Doktoranden legte man wohl eine Stelle aus den Aphorismen oder eine Definition Galens zur Erklärung vor. Es begann eine allgemeine Reaktion gegen die Araber. Leonhard Fuchs, ein glücklicher Nebenbuhler des Cornarus, sah ihre Wissenschaft fast aus dem Standpunkte einer nationalen Feindseligkeit an, als eine solche, durch die, wenn sie länger bestünde, der Untergang der Christenheit befördert werden würde: niemals seien die Griechen von ihnen verstanden worden; ihre Theorien und ihre Heilmittel seien gleich verwerflich; er seinerseits werde nicht aufhören, gegen diese Sarazenen zu streiten. Nun konnte man sich aber in der Medizin unmöglich wie in der Jurisprudenz



an die hergestellten Texte halten; man ward durch die Alten selbst zu eigener Beobachtung der Natur fortgetrieben, nur auf eine ganz andere Weise, als Paracelsus im Sinne gehabt, eben auf dem von den Alten angebahnten, noch nicht vollendeten Wege.

Die ersten wichtigen Erfolge erlangte man in der Anatomie, nachdem man sich einmal der Vorurteile entschlagen, die bisher eine genügende Untersuchung des menschlichen Körpers verhindert hatten. Es war eine auffallende Neuerung, daß Dr. Augustin Schurf in Wittenberg im Juli 1526 die Anatomie eines Kopfes vornahm. Etwas Ähnliches versuchte ein anderer Deutscher, Johann Günther von Andernach, zu Paris; doch wollte er weder von den Arabern, noch vollends von Galen lassen. Einer seiner Schüler aber, Andreas Vesalius, aus einer Familie von Ärzten, die von Wesel herstammten, geboren in Brüssel, tat endlich den entscheidenden Schritt. Vesalius war gleichsam von Natur zum Anatomen bestimmt: von Kindheit auf hatte er sich halb aus Mutwillen an Tieren geübt; in Paris trieb er sich mit Lebensgefahr auf dem Kirchhof des Innocentius oder den Höhen von Montfaucon herum, um aus den Gebeinen, die er auflas, womöglich ein ganzes Skelett zusammenzusetzen. Eben daran hatte es Galen gefehlt, und bald wurde der mutige junge Mann der Irrtümer des alten Meisters inne. Er war erst 29 Jahre alt, als er im Jahre 1543 sein Werk über den Bau des menschlichen Körpers zu Basel drucken ließ, das die Grundlage aller späteren Anatomie geworden ist. Es fand um so mehr Eingang, als ein Schüler Tizians, Johann von Calkar, den Text mit vortrefflichen Abbildungen erläuterte. Wäre Vesalius nicht als Leibarzt Karls V. dem Hofe gefolgt, so hätte er vielleicht die Entdeckungen noch vollendet, die er angefangen, und wenigstens seine Schüler nicht bestritten, die sie wirklich gemacht hatten.

Auf jeden Fall war hierdurch der große Schritt geschehen, auf den alles ankam: die innere Kraft des von den Alten angeregten forschenden Geistes führte über die Grenzen ihrer Wissenschaft hinaus. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1839/1847.)

## DAS WELTLICHE LATEIN

Die neuere lateinische Poesie war immer ein Zeichen, daß man die Alten kannte und liebte, daß man über neuere Gegenstände im Sinne der Alten dachte, daß man ihr Richtmaß an diese neuen Gegenstände zu legen wagte. Sie hat viel Gutes gewirkt. Latein sagte man, was man in der Landessprache nicht sagen konnte oder durfte, nachahmend sprach man gleichsam den Alten nach und sagte ihnen seine Lektion auf; man freute sich, daß man sie aus ihnen gelernt und ungefährdet aufsagen konnte. Über die Vorurteile seiner Zeit, seines Ordens, Volks und Standes hob mancher sich, ohne daß ers wußte, auf Schwingen irgendeines alten Dichters empor; oder wenn er hierzu nicht Kraft genug hatte, kam er doch nachahmend dem Geschmack und besseren Verständnis des Dichters, in dessen Weise er schrieb, näher und ward, auch nachhallend, mit ihm vertrauter. Endlich schloß sich durch die neuere lateinische Poesie eine Gesellschaft zusammen, von der vorher noch keine Zeit

gewußt hatte; in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, den britannischen Inseln, den nordischen Königreichen, in Livland, Polen, Preußen, Ungarn, in Deutschland, Holland und so fort hat man lateinisch nicht nur versifiziert, sondern hier und da gewiß auch gedichtet. Italien, Frankreich, Deutschland, Polen, vor allen Holland hat Männer gehabt, die mit dem Latein wie mit ihrer Muttersprache umzugehen wußten und in ihm Gedichte gaben, die in jeder Landessprache Aufmerksamkeit gebieten würden. Selbst die vortrefflichsten, die der Sprache und Poesie ihrer Nation eine bessere Gestalt gaben, hatten diese meistens im Lateinischen zuerst versucht, wie außer den Italienern die Beispiele Milton, Cowley, Grotius, Heinsius, Opitz und fernere zeigen. Fast alle Reformatoren, Erasmus, Luther, Zwingli, Melanchthon, Camerarius, Beza, waren Liebhaber der Alten, Liebhaber der griechischen und lateinischen Dichtkunst. Die gebildetsten Staatsmänner, wie Thomas Morus, de Thou, Hopital, Botschafter, Päpste, Kardinäle waren lateinische Dichter. Ein Helikon vereinigte sie und weckte Stimmen vom Ätna bis zum Hekla, vom Ausfluß des Tago bis zur Weichsel und der Düna. (Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793/1897.)

### DAS NEUE BILDUNGSDEUTSCH

Leibniz hatte seine Werke teils in lateinischer, teils in französischer Sprache geschrieben. Christian Wolff heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibniz nicht bloß systematisierte, sondern auch in deutscher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienst besteht nicht darin, daß er die Ideen des Leibniz in ein festes System einschloß, noch weniger darin, daß er sie durch die deutsche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte; sein Verdienst besteht darin, daß er uns anregte, auch in unserer Muttersprache zu philosophieren. Wie wir bis Luther die Theologie, so haben wir bis Wolff die Philosophie nur in lateinischer Sprache zu behandeln gewußt. Das Beispiel einiger wenigen, die schon vorher dergleichen auf Deutsch vortrugen, blieb ohne Erfolg, aber der Literarhistoriker muß ihrer mit besonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rheine geboren und 1361 ebendasselbst, ich glaube zu Straßburg, gestorben ist. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Mystikern, die ich als die platonische Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren seines Lebens entsagte dieser Mann allem gelehrten Dünkel, schämte sich nicht, in der demütigen Volkssprache zu predigen, und diese Predigten, die er aufgezeichnet, sowie auch die deutschen Übersetzungen, die er von einigen seiner früheren lateinischen Predigten mitgeteilt, gehören zu den Denkmälern der deutschen Sprache. Denn hier zeigt sich schon, daß sie zu metaphysischen Untersuchungen nicht bloß tauglich, sondern weit geeigneter ist als die lateinische. Diese letztere, die Sprache der Römer, kann nie ihren Ursprung verleugnen. Sie ist eine Kommandosprache für Feldherren, eine Dekretalsprache für Administratoren, eine Justizsprache für Wucherer, eine Lapidarsprache für das steinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den

Materialismus. Obgleich das Christentum mit wahrhaft christlicher Geduld länger als ein Jahrtausend sich damit abgequält, diese Sprache zu spiritualisieren, so ist es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler sich ganz versenken wollte in die schauerlichsten Abgründe des Gedankens, und als sein Herz am heiligsten schwoll, da mußte er deutsch sprechen. Seine Sprache ist wie ein Bergquell, der aus harten Felsen hervorbricht, wunderbar geschwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnisvollen Steinkräften. Aber erst in neuerer Zeit war die Benutzbarkeit der deutschen Sprache für die Philosophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimstes Werk offenbaren können, wie in unserer deutschen Muttersprache. Nur auf der starken Eiche konnte die heilige Mistel gedeihen. (Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, 1834.)

### LOSLÖSUNG VON DER BIDLICHKEIT DES RELIGIÖSEN VORSTELLENS

Bildlos war das Urchristentum gewesen, bildlos ebenso das Urdeutschum. Das griechische Denken blieb anschaulich auch in seiner christlichen Metamorphose, und dies ging aufs Mittelalter über. Für die deutsche Reformation aber, und eben darum ist sie so deutsch, lag der religiöse Vorgang ganz im Innerlichen und Unsichtbaren. „Der germanische Geist löste sich los von der Bildlichkeit des religiösen Vorstellens, welche als Erbe Griechenlands die theologische Metaphysik der abendländischen Völker beherrscht hatte.“ Es war die Wendung dieser Denkweise ins Praktische, wenn Luther schon in seinem Manifest an den deutschen Adel heilige Kleider, heilige Orte, Umgang mit heiligen Dingen für gänzlich gleichgültig erklärte. Luther war, woran er selbst immer wieder erinnerte, ein Sohn des Volkes. Eine unterste uralte Schicht primitiven Deutschtums, bis zu welcher die fremden Kultur-rezeptionen nie vorgedrungen waren, kam durch ihn zur Auferstehung und zur Macht; er war im geistigen Typus ein Zeitgenosse des Heliand-Dichters: — von der Antike war er weltweit entfernt. Dies ist der letzte Grund seiner Feindschaft mit Erasmus; für den Protestantismus, dem er das Gepräge gab, war die ganze große Erziehungsarbeit, durch welche die Kirche in langen Jahrhunderten den deutschen Geist der Kunst aufgeschlossen hatte, umsonst getan. Womit Luther die Herzen rührte, das war seine mächtige Sprachkunst, die in seinem Munde hinreißende Musik wurde. Seine Bibelübersetzung und die durch den protestantischen Schulunterricht im Volk verbreitete Leselust haben mehr als etwas sonst der bildenden Kunst das Wasser abgegraben. Zugespitzt gesagt: das deutsche Volk hat sich durch zu vieles Lesen die Augen verdorben. Die wahren protestantischen Künste wurden in Zukunft Poesie und Musik. (Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1921 ff.)

## 2. HUMANISMUS UND RENAISSANCE

### DIE WENDEZEIT

Wir befinden uns auf dem Punkte, wo die Scheidung der älteren und neueren Zeit immer bedeutender wird. Ein gewisser Bezug aufs Altertum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menschen, die sich auf ihre eignen Kräfte verlassen.

Man sagt von dem menschlichen Herzen, es sei ein trotzig und verzagtes Wesen. Von dem menschlichen Geist darf man wohl Ähnliches prädicieren. Er ist ungeduldig und anmaßlich und zugleich unsicher und zaghaft. Er strebt nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten reinern Tätigkeit, und dann bebt er wieder davor zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorschreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt sei, daß er verlieren müsse, indem er gewinnt: denn ans Wahre wie ans Falsche sind notwendige Bedingungen des Daseins gebunden.

Daher wehrt man sich im Wissenschaftlichen solange als nur möglich für das Hergebrachte, und es entstehen heftige langwierige Streitigkeiten, theoretische sowohl als praktische Retardationen. Hiervon geben uns das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert die lebhaftesten Beispiele. Die Welt ist kaum durch die Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt, so muß sie sich schon in sich selbst als rund abschließen. Kaum deutet die Magnetnadel nach entschieden Weltgegenden, so beobachtet man, daß sie sich ebenso entschieden zur Erde nieder neigt.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver ist kaum erfunden, so verliert sich die persönliche Tapferkeit aus der Welt oder nimmt wenigstens eine andere Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf seine Faust und Gott löst sich auf in die blindeste Ergebenheit unter ein unausweichlich bestimmendes, unwiderruflich gebietendes Schicksal. Kaum wird durch Buchdruckerei Kultur allgemeiner verbreitet, so macht sich schon die Zensur nötig, um dasjenige einzuengen, was bisher in einem natürlich beschränkten Kreise frei gewesen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Überzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Copernikus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst fest abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht tun, der Mittelpunkt des Weltalls zu sein. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen: denn was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugnis der Sinne, die Überzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens; kein Wunder, daß man dies alles nicht wollte fahren lassen, daß man sich auf alle Weise einer solchen Lehre entgensetzte, die denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekanntem, ja ungeahneten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen berechnete und aufforderte. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

## PETRARCA: DIE ENTDECKUNG DES NEUEN MENSCHEN

Sein Ruhm war nach dem Urteil des venezianischen Senats der größte, den unter den Christen seit Menschengedenken ein Moralphilosoph und Dichter erlangt hatte. Virgils Geist und Ciceros Beredsamkeit schienen sich nach einem Ausdruck der Florentiner in ihm mit menschlichen Gliedern bekleidet zu haben. Es waren nicht seine Sonette, in denen er doch auch mitten in der überlieferten Spitzfindigkeit der Liebe und erkältenden Allegorien ergreifende Momente des Lebens neu und eigen darzustellen wußte, was diesen magischen Zauber auf seine Zeitalter übte. Dieser lag auch nicht in der historischen und ästhetischen Divination, mit welcher er unter seinen Manuskripten, deren manche er dem Staub langer Vergessenheit entrissen hatte, oder unter den Trümmern von Rom, wo einst die „ungeheuren Männer“ gewirkt hatten, in sich das Denken und Leben seiner Vorfahren zu erneuern verstand. Am wenigsten lag dieser Zauber in den wissenschaftlichen Sätzen seiner Moralphilosophie, welche er aus Cicero, Seneca und Augustin zusammenraubte. Keine von all diesen Leistungen hätte ihm seinen Weltruhm eingetragen. Aber all dies waren Bestandteile und Erscheinungen von dem, was diesen geheimnisvollen Zauber übte. In seinem 32. Jahre, so berichtet er einem Freunde gleich nach dem Vorgang, wanderte er den Mont-Ventoux aufwärts. Die Majestät des Rundblicks über die Sevennen, den Golf von Lyon und den Rhonefluß erweiterte ihm die Seele. Gehörte er doch unter die ersten, denen damals Naturgefühl im modernen Sinne ein Bestandteil ihres Lebensgefühls geworden war. Die Sonne neigte sich vor dem Einsamen. Er schlug die Konfessionen des Augustin auf, die ihn oft auf seinen Gängen begleiteten, und las: „Und die Menschen gehen hin, um die Bergeshöhen zu bewundern und die ungeheuren Fluten des Meeres und den breiten Lauf der Ströme und den weiten Kreis des Ozeans und die Bahnen der Gestirne — sich selbst aber lassen sie außer acht, vor sich selbst bleiben sie ohne Bewunderung.“ Er mußte gedenken, daß auch den Philosophen der Alten die Menschenseele das Wissenswürdigste und Bewunderungswürdigste gewesen sei. So berührte sich damals in ihm an jenem Tage das sokratische *Scito te ipsum*, das augustinische *Noli foras ire, in te ipsum redi, in interiore homine habitat veritas*, und seine eigne Beschäftigung mit den individuellen, unvergleichbaren lebendigen Zuständen seiner Seele. Das war etwas Eigenes und ganz Neues. In diesen Zeiten völliger Verweltlichung der Kirche, Wand an Wand mit der Korruption von Avignon, ein Italiener, der in den großen, römischen Autoren seine Vorfahren liebte, und ein Dichter, der alle scholastischen Spinnewebe für einen Moment vollen Lebens hinzugeben bereit war: so konnte er die Idee fassen, ein voller ganzer Mensch sein zu wollen, sein Leben voll und ganz auszuleben. Das Gefühl des Lebens und seine dichterische Abspiegelung erfüllten seine Jugend, Denken über sich selbst, über den Menschen und über unser Schicksal seine späteren Jahre. Nichts hatte ihm in der Wissenschaft Geltung, als was auf den Menschen sich bezog. — — Daß ein Mensch mit den natürlichen Gefühlswechseln der Lebensalter, der Liebesfülle der Jugend, der Ruhmbegierde männlicher Jahre und

der Weltsattheit, ja dem Weltschmerz des Alters sich sehen ließ — dies gerade entzückte die Zeit. Die philosophische Einsiedelei von Vacluse, aus welcher er seine Briefe gern datierte „in der Stille der Nacht“ oder „bei dem Anbruch der Morgenröte“, war ihm und seiner Zeit eine Wahrheit. Er hat ein Buch *de vita solitaria* geschrieben; es atmet ganz die Freude an Ruhe, an Freiheit und an Muße, um zu sinnen und zu schreiben. Nichts hatte er im Leben mehr ersehnt als die Dichterkrönung auf dem Kapitol von 1341, und doch war ihm die Stimmung auch eine Wahrheit, in welcher er sich fragte, ob er nicht besser durch Wald und Feld, unter Bauern, die von seinen Versen nicht wußten, spazieren gegangen wäre. In dem Ruhm genoß er den Widerschein seiner eigenen Persönlichkeit. Den Ruhm bei den Zeitgenossen fand er unbequem, aber die merkwürdigen Aufzeichnungen über sein Leben und seine Person widmete er ruhmesebawußt und ruhmeseesättigt „der Nachwelt“. (Wilhelm Dilthey, Auffassungen und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert, 1891/1893.)

### DIE NEUE MENSCHENART

In dem Ringen von Renaissance und Reformation um die Befreiung des Geistes ging die Reformation auf die religiöse Stellung des Bewußtseins in ihrer natürlichen freien Lebendigkeit zurück; Macchiavelli erneute den römischen Herrschaftsgedanken; Grotius, Descartes, Spinoza auf der Grundlage der Stoa die Autonomie der sittlichen und wissenschaftlichen Vernunft. Aber in dieser Epoche des 15. und 16. Jahrhunderts, so voll von Spannungen, von neuer Energie und Kraftentwicklung, ist zugleich alles neu. Die jungen Nationen haben sich zu Einheiten formiert. Aus dem permanenten Kriegszustande des Mittelalters haben sich geordnete Rechtszustände, Industrie, Handel, Wohlstand der bürgerlichen Klassen, Städte als Mittelpunkte spontaner industrieller Tätigkeit und wachsenden Komforts entwickelt. Die Macht der feudalen und kirchlichen Verbände ist in der Abnahme begriffen. Die Menschen blicken in eine grenzenlose Zukunft. Europa bildet ein Arbeitsfeld, auf welchem Industrie und Handel mit wissenschaftlichem Erfinden und Entdecken, mit künstlerischem Gestalten verbunden. Und dies ungestüme Treiben neuer Kräfte hat die regelten Bahnen nicht gefunden, in denen es heute so wohl diszipliniert dahinfließt. Unbändige individuelle Kraft spricht daher aus den Entdeckern und Erfindern jener Tage. Sie offenbart sich in der neuen Politik der Landesherrn und dem Selbstgefühl des städtischen Bürgers, in jedem Anstreben gegen Druck, in den heroischen erzgegossenen Gestalten des Donatello, Verocchio, Michelangelo, in dem fiebernden Puls der dramatischen Handlung und der Helden von Kyd, Marlowe, Shakespeare, Massinger so gut als in den Grundbegriffen der Dynamik von Galilei. Wie ein echter Held Marlowes, Mortimer, im Moment vor der Hinrichtung sagt:

„Beweint mich nicht,  
der diese Welt verachtend, wie ein Wanderer  
nun neue Länder zu entdecken geht.“

Mit der Renaissance treten die Epikureer, der Stoiker, der naturtrunkene Pantheist, der Skeptiker und der Atheist wieder auf. Und zum ersten Male unter den jungen germanisch-romanischen Völkern erscheinen alle diese Färbungen der Lebensstimmung und des Glaubens im offenen Tageslichte und mit offenem Visiere. Lorenzo Valla, Erasmus, Macchiavelli, Montaigne, Justus Lipsius, Giordano Bruno vertreten Lebensstellungen des Menschen. Von den italienischen Tyrannengesichtern strahlt ein diabolischer, verlockender Glanz von Atheismus und Epikureismus ringsum aus, und auch Fürsten der alten Monarchien zeigen einen nur durch Friedrich II. im Mittelalter unter den Fürsten so repräsentierten neuen Typus freier geistiger, von der Renaissance durchtränkter Bildung. Überhaupt vermännigfachen sich nun in dieser freieren Luft, da der neue humanistische Geist nach Leben verlangt, das in der Phantasie nachgeföhlt werden kann, die Charakterformen. Ganz verschiedene Typen der Lebensführung treten allmählich auf: der fromme Katholik in seinen verschiedenen Formen bis zum Jesuiten, der independente Glaube des Protestanten, als eine einheitliche Willensverfassung, welche von Gott stammt und als solche nur Gottes Gerichte unterworfen ist, die Abschattungen von diesem Glauben zum Deismus hin in den Sekten, der auf der Kraft der Vernunft ruhende Philosoph, der von Epikur belehrte moderantistische Weltmann, endlich der atheistische Sinnenmensch. Und zugleich entsteht eine vertiefte Energie des Denkens über den Menschen und über das moralische Gesetz unter jedem dieser Typen. (Wilhelm Dilthey, Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert, 1891/1893.)

#### ENEAS SILVIO ALS HUMANIST

Enea Silvio kam, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, wie ein eben erst flügge gewordener Vogel von der sanesischen Hochschule nach Basel, ohne bewußte Absicht, ja vielleicht ohne eine Ahnung von dem, was er hier eigentlich wollte. In einem Alter von 26 Jahren war er dem verhaßten Rechtsstudium, dem Drängen der Verwandten, der bedrückenden Lage glücklich entlaufen. Er entsagte damit dem regelmäßigen Fortkommen auf einer bestimmten Bahn des Berufes, er stürzte sich als ein kecker Abenteurer in die bewegte Welt. Seine Bildung und seine Kenntnisse waren die eines Schöngelstes, sein einziger Zweck war, wenn man von einem solchen reden konnte, die Erfüllung dunkler Verheißungen, die Ehrgeiz und Ruhmesliebe im tiefsten Innern ihm vospiegelten. Er war sich zu schöner Talente bewußt, um sie schon in jungen Jahren einem einschränkenden Berufe dienstbar zu machen.

Das Studium des Altertums wurde damals immer noch mit einer Art von Ehrfurcht ergriffen und betrieben, es spannte den Ehrgeiz gar leicht ins Höchste und Idealische hinaus. Die Gestalten der antiken Helden und Staatenlenker glänzten aus ehrwürdiger Ferne wie verklärt hinüber, und zumal die der großen Autoren, die nicht durch Geburt und Umstände, sondern nur durch sich selbst diese Götterhöhe erreicht, waren ganz geeignet, in einer jugendlichen Seele das Feuer des Nachstrebens zu entzünden. Redner wie

Demosthenes, vor dem ein kriegerischer König zitterte, wie Cicero, der den Namen „Vater des Vaterlandes“ erwarb, Dichter wie Virgilus und Horatius, von denen man überzeugt war, daß sie der Kaiser auf dem Kapitol mit dem Lorbeer gekrönt und stets in seiner Umgebung gehabt, das waren die leuchtenden Vorbilder des unklaren Strebens.

Enea kam als Dichter nach Basel, das heißt nach damaliger Redeweise als Stilist in lateinischer Sprache. Da alles Schöne, was dem römischen Altertum entsprossen, geschichtliche und philosophische Werke, Reden und familiäre Briefe, mit einem poetischen Zauber umkleidet erschien, verlor sich ganz der Begriff, daß die Dichtkunst an metrische Form oder an das freie Walten der Phantasie über den Stoff geknüpft sei. Poesie und Eloquenz waren ziemlich gleichbedeutende Wörter. Wer die strenge Gelehrsamkeit der theologischen, juristischen, medizinischen oder scholastisch-philosophischen Fachdisziplin aufgab, wer den Humaniora im Sinn und in Nachahmung des Altertums lebte, wer statt der starren, dogmatisierenden Form der Hochschulen die freie und künstlerische der augusteischen Periode sich aneignete, der war ein „Dichter und Redner“. — —

Wir haben nur zwei Reden Eneas aus seiner Basler Periode. In der einen empfahl er, als von einer Verlegung des Konzils um der Griechen willen die Rede war, das mailändische Pavia; die andere war eine Festpredigt am Tage des heiligen Ambrosius. Die Reden fanden viel Beifall bei den Vätern des Konzils: Pavia aber wurde nicht gewählt und die Predigt trug vielleicht zur Besserung des Stils, nicht aber zu der der Sitten bei.

Es war die Zeit, wo Enea, nachdem er jahrelang die Verhandlungen des Konzils angehört hatte, endlich glaubte, den Schüler aus- und den Meister anziehen zu dürfen. „Uns gefielen Unsere Schriften nach Art der Dichter, die ihre Gedichte wie Kinder lieben“, so bekannte er als Papst in der Retractationsbulle. Die Fertigkeiten und Kenntnisse, die er in stillen und mühsamen Studien errungen, sollten endlich den Fleiß belohnen, den geistvollen Dichter und Redner zu Ehren bringen. Er empfahl sich den versammelten Vätern im voraus, wenn er mit zuversichtlichem Stolze sagte: „Ich verachte nicht die Kunst der Rede und der Wohlredenheit, wie ich es bei den meisten in dieser Versammlung sehe, welche jene Kunst höchlich verabscheuen und es ausprechen, sie hätten keine Beredtsamkeit und wollten auch keine haben.“ — So sollten sie denn fühlen lernen, was der Schüler der Alten vermöge. Wie leicht und flüssig rollt die Rede dahin, wie so klar und rund sind ihre Perioden, wie wohlgeordnet und eingeteilt die Gedanken und Argumente, wie lebhaft und eindringlich die Wendungen, wie zierlich die Bescheidenheitsfloskeln, wie wortreich und begeistert die ausgeschütteten Lobeserhebungen! Und doch, die rechten Licht- und Glanzpunkte gab der polierten und eleganten Rede erst die Fülle der klassischen Zitationen aus Virgilius und Sallustius, aus Ennius und Cicero, aus Livius und Juvenalis, ja, irgendein glücklich aufgegriffener Vers aus dem Homeros oder Euripides, alle verschwenderisch und bunt durcheinander gemischt. Solche Sprüche und Beispiele glänzten, wie am goldenen Geschmeide der Besatz von Edelsteinen, oder wie im silberströmenden Bächlein hineingeworfene Blumen. Der Hörer wurde von Wort



zu Wort, von Satz zu Satz, von einer Schönheit zur andern mit fortgetragen, er wußte vor Entzücken kaum, wie ihm geschah. — —

Was Enea auf dem Basler Konzil im Anknüpfung gegen Papst Eugen, das war der Humanismus jener Zeit überhaupt der Hierarchie und dem Glauben gegenüber. Aus seiner Jugendfülle entsprang seine Frivolität, die gegen verrottete Zustände überall am erfolgreichsten ankämpfte. Er griff den bestehenden Geschmack an, der im Mittelalter ebensowohl von der Kirche ausging wie Glaube und Wissenschaft, der ihr Kind und ihr Eigentum war. Der Humanist, der den Formelkram der Rechtsgelehrten lächerlich machte, fühlte im Innern denselben Widerwillen gegen den angeschwollenen Wust der Dogmatik, wenn auch seine Worte hier vorsichtiger waren. Die Reize des Altertums, die Sinn und Herz erfreuten, standen einmal im unlöslichen Widerspruch gegen die mönchische Formenwelt und unterwühlten ihre Macht über die Gemüter. Folgerichtig hätte die päpstliche Hierarchie den Humanismus als die gefährlichste Ketzerei ausstoßen, verfolgen und ausrotten müssen. Aber sie nahm ihn vielmehr in ihre Dienste, wie Eugen einen Biondo und Poggio, oder sie nahm ihn selbst in sich auf, wie die humanistischen Päpste vom fünften Nicolaus bis zum zehnten Leo beweisen. — —

Wenn Papst Pius II. das Gebiet der römischen Kirche durchreiste, war es ihm nicht nur eine Quelle von Einkünften, nicht nur mit Kirchen und Kapellen, mit Klöstern und Burgen besetzt, sondern ein geschichtlich heiliges Land. Selten stieß er auf einen Ort, einen Berg oder einen Fluß, von dem er nicht etwas Altertümliches zu sagen wußte, der ihm nicht das Wort irgendeines klassischen Autors belebte. Bei Tivoli zeigte man ihm unter andern Denkmälern der römischen Zeit auch die Trümmer einer Villa Hadrians, von welcher Spartianus berichtet. Der Papst suchte sich die Mauerstücke zu deuten und ihren einstigen Zusammenhang in seiner Phantasie herzustellen. „Die Zeit hat alles entstellt. Die Mauern, welche einst gemalte Tapeten und golddurchwirkte Vorhänge bedeckten, bekleidet jetzt wilder Epheu. Dornen und Brombeer wachsen, wo einst die Tribunen im Purpur dasaßen, und in den Gemächern der Königinnen wohnen Schlangen. So vergänglich ist die Natur alles Irdischen!“ Zu einer Reise nach Albano, die er im Mai 1463 unternahm, bewog ihn weniger die Einladung des Kardinals Scarampo, sondern nach seinem eignen Geständnis vorzugsweise das Altertum der Stätte. Auf der Straße vor der Via Appia fand er mannigfache Ruinen, besonders den Hippodrom von S. Sebastiano und die Stücke des großen Obelisken, der einst das Ziel der Wagenlenker gewesen. Er fand das Grabmal des Metellus, die Reste zerstörter Villen, die mächtigen Wölbungen einstiger Aquädukte. Er sah bei Albano, von Bäumen überwachsen, den Basalt der Appischen Straße, Grabmäler, ihrer Marmorbekleidung beraubt. Ja, er erkannte die Ringmauern des alten Alba, die Fundamente seiner einstigen Gebäude und die vollständigen Umrisse des Theaters, dessen mittlerer Teil in den Berg eingehauen erschien, während man unter dem Brombeergebüsch noch die alten Sitze fand. Von den großen Wasserbehältern, die meistens unter dem Gestrüppe verborgen liegen und deren ein gelehrter Florentiner 30 entdeckt haben wollte, sah Pius nur 4 wohlerhaltene. In dem Schlosse der Savelli, welches der Kar-

dinal von Aquileja zerstört und wiederhergestellt hatte, zeigte man dem Papste Spuren des Palastes, den einst Ascanius bewohnt. Er aber erkannte am Bau der Gewölbe, daß hier vielmehr Thermen aus der Kaiserzeit gestanden. Auch an das Grabmal der curiatischen Drillinge, das man ihm wies, wollte Pius nicht glauben, weil er die livianische Erzählung den Monumenten widersprechend fand. Am nemorensischen See, dessen Lieblichkeit ihn entzückte, hatte vor einigen Jahren ein besonderer Fund die Antiquare beschäftigt. Es war ein Fahrzeug, welches der Kardinal Prospero Colonna durch genuesische Taucher aus einer Tiefe von zwölf Ellen hatte hervorziehen lassen. Auch fand man im Grunde des Sees bleierne Röhren, auf welchen mit Majuskelschrift der Name Tiberius Cäsar stand, und man schloß daraus, daß das Boot zum Vergnügen des Kaisers gedient. Pius sah davon nur noch einige Balken von Lärchenholz. (Georg Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, 1856/1863.)

### LEON BATTISTA ALBERTI ALS UNIVERSALMENSCH

In allem, was Lob bringt, war Leon Battista von Kindheit an der Erste. Von seinen allseitigen Leibesübungen und Turnkünsten wird Unglaubliches berichtet, wie er mit geschlossenen Füßen den Leuten über die Schultern hinwegsprang, wie er im Dom ein Geldstück emporwarf, bis man es oben an den fernen Gewölben anklingen hörte, wie die wildesten Pferde unter ihm schauderten und zitterten — denn in drei Dingen wollte er den Menschen untadelhaft erscheinen: im Gehen, im Reiten und im Reden. Die Musik lernte er ohne Meister, und doch wurden seine Kompositionen von Leuten des Faches bewundert. Unter dem Drucke der Dürftigkeit studierte er beide Rechte, viele Jahre hindurch, bis zu schwerer Krankheit durch Erschöpfung; und als er im 24. Jahre sein Wortgedächtnis geschwächt, seinen Sachensinn aber unversehrt fand, legte er sich auf Physik und Mathematik und lernte daneben alle Fertigkeiten der Welt, indem er Künstler, Gelehrte und Handwerker jeder Art bis auf die Schuster um ihre Geheimnisse und Erfahrungen befragte. Das Malen und Modellieren — namentlich äußerst kenntlicher Bildnisse, auch aus dem bloßen Gedächtnis — ging nebenein. Besondere Bewunderung erregte der geheimnisvolle Guckkasten, in welchem er bald die Gestirne und den nächtlichen Mondaufgang über Felsgebirgen erscheinen ließ, bald weite Landschaften mit Bergen und Meeresbuchten bis in duftige Fernen hinein, mit heranfahrenden Flotten, im Sonnenglanz wie im Wolkenshatten. Aber auch was andere schufen, erkannte er freudig an und hielt überhaupt jede menschliche Hervorbringung, die irgend dem Gesetz der Schönheit folgte, beinah für etwas Göttliches. Dazu kam eine schriftstellerische Tätigkeit zunächst über die Kunst selber, Marksteine und Hauptzeugnisse für die Renaissance der Form, zumal der Architektur. Dann lateinische Prosadichtung, Novellen, von welchen man einzelnes für antik gehalten hat, auch scherzhafte Tischreden, Elegien und Eclogen; ferner ein italienisches Werk „Vom Hauswesen“ in vier Büchern, ja eine Leichenrede auf seinen Hund. Seine ernstesten und seine witzigen Worte waren bedeutend genug, um gesammelt zu werden; Proben davon, viele Kolumnen lang, werden in der Lebensschil-

derung mitgeteilt. Und alles, was er hatte und wußte, teilte er, wie wahrhaft reiche Naturen immer tun, ohne den geringsten Rückhalt mit und schenkte seine größten Erfindungen umsonst weg. Endlich aber wird auch die tiefste Quelle seines Wesens namhaft gemacht; ein fast nervös zu nennendes höchst sympathisches Mitleben an und in allen Dingen. Beim Anblick prächtiger Bäume und Erntefelder mußte er weinen; schöne, würdevolle Greise verehrte er als eine „Wonne der Natur“ und konnte sie nicht genug betrachten; auch Tiere von vollkommener Bildung genossen sein Wohlwollen, weil sie von der Natur besonders begnadigt seien; mehr als einmal, wenn er krank war, hat ihn der Anblick einer schönen Gegend gesund gemacht. Kein Wunder, wenn die, welche ihn in so rätselhaft innigem Verkehr mit der Außenwelt kennenlernten, ihm auch die Gabe der Vorahnung zuschrieben. Eine blutige Krisis des Hauses Este, das Schicksal von Florenz und das der Päpste auf eine lange Reihe von Jahren hinaus soll er richtig geweissagt haben, wie ihm denn auch der Blick ins Innere des Menschen, die Physiognomik, jeden Moment zu Gebote stand. Es versteht sich von selbst, daß eine höchst intensive Willenskraft diese ganze Persönlichkeit durchdrang und zusammenhielt; wie die Größten der Renaissance, sagte auch er: „Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen.“ (Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 1860.)

#### ANTIKE UND NATUR BEI MANTEGNA

Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Francesco Squarcione, gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh sich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihm nicht allein den treuesten und entschiedensten Unterricht gönnt, sondern ihn sogar an Kindesstatt annimmt und also mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieser herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und sie an ihm gleichfalls den Künstler wie den Menschen anzuerkennen und zu schätzen weiß, in solchem Grade, daß ihm eine Tochter Jakobs, die Schwester von Johann und Gentile, angetraut wird, da verwandelt sich die eifersüchtige Neigung des ersten väterlichen Meisters in einen grenzenlosen Haß, sein Beistand in Verfolgung, sein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künstlern, denen im fünfzehnten Jahrhundert der hohe Wert antiker Kunst aufgegangen war; er selbst arbeitete in diesem Sinne nach Vermögen und säumte nicht, seine Schüler unverrückt dahin zu weisen. — Es sei sehr töricht, war sein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur suchen, es mit eigenen Kräften ihr abzugewinnen zu wollen, da unsere großen griechischen Vorfahren sich schon längst des Edelsten und des Darstellenswertesten bemächtigt und wir also aus ihren Schmelzöfen schon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Grus der Natur nur mühselig ausklaubend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müssen.

In diesem Sinne hatte sich denn der hohe Geist des talentvollsten Jünglings unablässig gehalten, zur Freude seines Meisters und eignen großen Ehren.

Als nun aber Lehrer und Schüler feindselig zerfallen, vergißt jener seines Leitens und Strebens, seines Lehrens und Unterweisens; widersinnig tadelt er nunmehr, was der Jüngling auf seinen Rat, auf sein Geheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet sich mit der Menge, welche einen Künstler zu sich herabziehen will, um ihn beurteilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit, damit sie einen Vergleichungspunkt habe, nicht den höheren, der im Geiste ruht, sondern den gemeineren äußeren, wo sich denn Ähnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Kopie allenfalls in Anspruch nehmen läßt. Nun soll Mantegna nicht mehr gelten: er vermag, so heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen, seine herrlichsten Arbeiten werden als steinern und hölzern, als starr und steif gescholten. Der edle Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm eben vom Standpunkte der Antike die Natur nur desto natürlicher, seinem Kunstblick verständlicher geworden, er fühlt sich ihr gewachsen und wagt auch auf dieser Woge zu schwimmen. Von dem Augenblick an ziert er seine Gemälde mit den Ebenbildnissen vieler Mi bürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt und so den edelsten, würdigsten Menschen das erfreulichste Denkmal setzt, so verschmährt er nicht, auch seltsam ausgezeichnete, allgemein bekannte, wunderlich gebildete, ja den letzten Gegensatz, Mißgebildete darzustellen.

Jene beiden Elemente nun fühlt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verflochten. Das Ideelle, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Wert und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewalt-samkeit herein, und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht, wie er angekommen, wieder ganz vom ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier. Das Studium der Antike gibt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber selbst das größte Talent, welches in seiner Bildung einen Zwiespalt erfuhr, indem es sich zweimal, und zwar nach entgegengesetzten Seiten, auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend ist, diesen Widerspruch ganz auszugleichen, das Entgegengesetzte völlig zu vereinigen, so wird jenes Gefühl, von dem wir zuerst gesprochen, das uns vor Mantegnas Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelösten Widerstreit erregt. Indessen möchte es der höchste Konflikt sein, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, da er ein solches Abenteuer zu bestehen zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte. (Goethe, Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna, 1820/1822.)

## DAS CINQUECENTO

Das Cinquecento setzt ein mit einer ganz neuen Vorstellung von menschlicher Größe und Würde. Alle Bewegung wird mächtiger, die Empfindung hat einen tieferen, leidenschaftlicheren Atemzug. Man beobachtet eine allgemeine Stei-

gerung der menschlichen Natur. Es bildet sich ein Gefühl aus für das Bedeutende, für das Feierliche und Großartige, dem gegenüber das Quattrocento in seiner Gebärde ängstlich und befangen erscheinen mußte. Und so wird denn aller Ausdruck umgesetzt in eine neue Sprache. Die kurzen hellen Töne werden tief und rauschend, und die Welt vernimmt wieder einmal das prachtvolle Rollen eines hochpathetischen Stiles. —

Das ist die große Gebärde des 16. Jahrhunderts. Bei Lionardo ist sie schon da, still und fein, wie es seine Art war. Fra Bartolommeo lebt von dem neuen Pathos und spricht hinreißend, wie mit der Gewalt des Sturmwindes. Das Beten der Mater misericordiae und das Segnen seines Auferstandenen sind Erfindungen von der größten Art: wie dort das Gebet in der ganzen Gestalt aufflammt und wie hier Christus segnet, voll Nachdruck und Würde, dagegen muß alles frühere wie Kinderspiel erscheinen. Michelangelo ist von Hause aus kein Pathetiker, er hält keine langen Reden, man hört das Pathos nur rauschen wie eine mächtige unterirdische Quelle, aber an Wucht der Gebärde vergleicht sich ihm keiner. Der Verweis auf die Figur des Schöpfers an der Sixtinischen Decke mag genügen. Raffael hat in seinen männlichen römischen Jahren sich ganz mit dem neuen Geist erfüllt. Was für eine große Empfindung lebt in dem Teppichentwurf zur Krönung der Maria, was für ein Schwung in der Gebärde des Gebens und Empfangens! Es gehört eine starke Persönlichkeit dazu, um diese mächtigen Ausdrucksmotive in der Gewalt zu behalten. (Heinrich Wölfflin, Die klassische Kunst, 1898.)

### SINNBILDICHE JÜNGLINGSGESTALTEN IN FLORENZ

Florenz war nie reich an Standbildern. Sieht man von den obligaten des neunzehnten Jahrhunderts ab, so bleibt im Grunde nur der David des Michelangelo als Darsteller des alten Stadtstaates, und der ist seit Jahrzehnten seiner eigentlichen Bestimmung, vor dem Stadthaus als Wahrzeichen der Republik zu stehen, entzogen worden. Daß die Florentiner, die anfangs nach ihm mit Steinen geworfen hatten, ihn dennoch im Laufe der Jahrhunderte zu ihrem Standbild erhoben, darauf deutet die durch Volkssammlung kürzlich zustandekommene Kopie, die nun am alten Standort aufgestellt ist. Dieser David, einst der Gigant genannt, weil er aus einem gigantischen Marmorblock gehauen, ursprünglich nur die Ausnutzung eines von einem früheren Künstler verhaunenen Steines bedeutete, entbehrt trotz des vorher Gesagten der florentinischen Geste. In die Reihe der Daviddarstellungen Gaddis, Donatellos, Verrocchios gerückt, erschlägt er seine Vorgänger, ohne jedoch etwas von der Anmut des „bräunlichen schlanken Knaben“ zu zeigen, die seit dem seltsamen Kampf zwischen David und Goliath untrennbar ist von der Gestalt des jungen Siegers. Nicht als ob es dem David Michelangelos an Weichheit neben der Kraft und dem Trotz gebräche. Gewisse Stellen des Körpers, von denen seine Schnellkraft mitbestimmt wird, ermangeln bei scheinbarer Schlankheit doch der Spannung: geheime Üppigkeiten wohnen ihm inne. Darüber vermag die stählerne Spaltung der Gelenke nicht hinwegzutäuschen, so wenig wie der trotzige, fast wild herumgeworfene Kopf, der den uns un-

sichtbaren Gegner mißt. Das phidiasische Vorbild, der eine der Rosselenker vom Monte Cavallo, das Michelangelo vor Beginn seiner Arbeit am David fünf Jahre hindurch in Rom vor Augen gehabt hatte, bringt uns zum Bewußtsein, daß das kraftvollste Werk aus Michelangelos ersten Mannesjahren schon von jener Einsamkeit durchdrungen ist, die das Leben als dumpfes Hinbrüten oder als Kampf bis aufs Messer begreift. Der antike Gigant hängt im Laufe an seinem edlen Roß, das er mit seinem kühnen Blick und festen Zugriff bändigt. Und neben ihm tut dasselbe sein sanfterer Bruder, der zu ihm gehört wie Harmodios zu Aristogeiton, wie Kastor zu Pollux, trotzdem man der ursprünglichen Aufstellung als Gruppe nicht mehr gewiß ist. Nicht umsonst heißt man sie auch die Dioskuren vom Monte Cavallo. Ihre einzige Mischung von fast liedhaft Bewegtem mit Heroischem, möglich erst nach voraufgegangenem menschlichen Erleben, ist von den Künstlern selten wahrgenommen worden. Ihr griechischer Hauch hat das Leben des kaiserlichen, päpstlichen und italienischen Rom bis heute zu überdauern vermocht. Wir nannten die athenischen Tyrannenmörder, von deren Doppelstandbild — in derselben Ausfallstellung wie die Rosselenker — eine Nachbildung auf uns gekommen ist. Unterstützt hier die männliche Kraft des älteren Freundes das Jünglingsfeuer des beleidigten jüngeren, so ist im David Michelangelos das Doppelwirken jener in eine einzige Figur geallt: der zornige Mann, der feurige Knabe, Abwehr auf den frechen Angriff eines Feindes, der die hüllenlose Blüte eines Stammes bedrängt, Stolz und Hoffnung der Ahnen, Zeuger kommender Geschlechter. Uns erschüttert mehr noch als die Wucht der noch im Zarten gewaltigen Glieder, mehr als der heilige Zorn des Auges unter drohender Braue die Einmaligkeit der Gestalt. Jene Rosselenker sind größer in den Ausmaßen, Gigant ist allein der David. Die Geschichte und die Dichtung von Florenz lehren, daß ein Gigant nicht Sinnbild dieser Stadt werden konnte. Ihre Sinnbilder waren längst geschaffen, und so wurde der David des Michelangelo als Jünglingsstandbild ihres stärksten Bildners eines ihrer Wahrzeichen. Künstlerisch hat es als Beispiel nicht gefruchtet, das zeigen Bandinellis und Ammanatis wüste Übersteigerungen in seiner nächsten Umgebung. Nur seine Muskelkraft ist wahrgenommen worden, die Kraft seiner unbeugsamen Seele blieb unübertragbar, sucht heute noch mit demselben, fast lechzenden Blick nach dem, der sie erkenne.

Was ist das andere Lebensbild, das bei Raffaels Eintritt in Florenz in einem Sinne hat wirken können, wie wir ihn ähnlich in der für die Öffentlichkeit bestimmten antiken Bilderei vermuten. Donatellos und Verrocchios Davidfiguren standen nicht so frei am Platze wie der 1504 vorm Palazzo Vecchio aufgestellte David des Buonarroto, Donatellos Bronze erst im Hofe des Mediceer-, dann im Hofe des Signorenpalastes, Verrocchios Davidknabe die ersten zehn Jahre gleichfalls im Palast der Mediceer, seit 1476 an der Treppenwange im Palazzo Vecchio. Doch wird ein anderes Werk aus der Werkstatt des Verrocchio seit 1483 dem Volke sichtbar gemacht: in die von Donatello geschaffene Marmornische an Or San Michele wird die Gruppe von Christus und Thomas hineingestellt. Die der Via Calzaioli zugekehrte Nische faßt eigentlich nur die Statue des Erlösers, er steht allein auf der ihn erhöhenden

flachen Basis. Der mit kostbaren Sandalen, in schönem Mantelwurf an ihn herantretende langlockige Jüngling scheint, da er auf der Straße unten vorbeiging, aus Neugier heraufgestiegen zu sein und nähert sich nun der Seite des Herrn, wo die offene Wunde bloßliegt. Der reiche Jüngling nähert Zeige- und Mittelfinger der äußerst feingliedrigen Rechten der vom Herrn bloßgelegten Wunde, dieser macht über dem Haupte des Jünglings eine offene Gebärde, von der man nicht weiß, bedeutet sie das Ecce oder will sie dennoch heimlich segnen. Christus zeigt im Antlitz den fast slawischen Typus des Erlösers, wie er seit Donatellos Spätwerken, zumal seit den Kanzeln von San Lorenzo, aus Florenz nicht mehr verschwunden ist, das Antlitz des Jünglings Thomas ist stets im Halbschatten, so daß nur der Umriß des Kopfes, die Kontur des rechten Brauenbogens und der rechten Wange in der Wirkung mit-sprechen. Leonardo, dessen Jünglingsbild Verrocchio hier verewigt hat, wie in seinem Bronzedavid das Bild des Knaben, hat gewollt, daß er so und nicht anders gezeigt werde. Er hat selbst kurz zuvor in dem Engel der Taufe Christi für Vallombrosa und im Jungen König seiner „Anbetung“ noch einmal die Bilder beider Altersstufen geschaffen, und wenn er bei der Aufstellung der Thomasgruppe bereits in Mailand weilte, so ist seine Anwesenheit im Hause Verrocchios doch für vier von den sieben Arbeitsjahren belegt. Der Thomas tritt leise auf und in menschlicheren Maßen als Michelangelos Gigant. Hüten wir uns, deshalb anzunehmen, seine Wirkung wäre minder eindringlich gewesen. Die besondere Art der Grausamkeit, wie scheinbar anmutig betastet wird, damit man glaube, das ernstliche Interesse an Tatsachen um der Tatsachen willen, hat hier gesiegt über den Geist der Gemeinschaft, aus dem alle Kräfte der Vergangenheit bezogen wurden. Wir dürfen es deshalb auch nicht leicht nehmen, wenn es Leonardo wenig später gelungen ist, für die kommenden Jahrhunderte der Auflösung das Bild des Verrats jener Gemeinschaft zu schaffen. Seine Dreiergruppen im Abendmahl von Santa Maria delle Grazie zu Mailand, voran die Dreiergruppe Judas, Petrus, Johannes zur Rechten Christi, bezeichnen dies. Der Künstler, dem es gelingen konnte, den Liebesjünger, der in frühern Florentiner Darstellungen dem Evangelium gemäß an der Brust des Herrn lag bei dem Mahle, von dem Herrn zu trennen und hineinzureißen in eine Verschwörergruppe, in der Judas als der Edelste wirkt, durfte sich rühmen, das menschliche Vorbild abgegeben zu haben für die Bildnergruppe, in welcher das Opfer des Herrn zum Gegenstand einer Forschung gemacht worden ist. Neuere, auch selbst in Florenz lebende Beobachter sind geneigt, die Macht des Bildes gering einzuschätzen bei einem Volk, das so verstandesmäßig begabt sei und so in ständigen politischen Querelen befaßt wie das florentinische. Man kann indessen nicht daran vorüber, daß dieser Stadt nach dem größten bildschaffenden Dichter die größten bildenden Künstler Italiens, ja im Zeitalter der Wiedergeburt Europas entstammen. Man mag darüber höhnen, daß die guten Wollenweber von Florenz das Bedürfnis fühlten, ihre Zunft durch ein großes Bildnerwerk verherrlicht zu sehen, man mag über die wächsernen Weihgeschenke höhnen, die im verstandesmäßigen Florenz Macchiavells zu Hunderten lebensgroß im Chor der Annunziatenkirche aufgestellt waren, man mag nachsichtig lächeln über die rappresentazioni, die Darstel-

lungen der Verkündigung und der Himmelfahrt, die in derselben Annunziatenkirche, in S. Maria del Carmine und San Felice in Piazza von Knaben und Jünglingen vom dreizehnten bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre vor andächtigem Volk, vor staunenden fremden Priestern und Fürsten als lebende Bilder gezeigt wurden: das „kinderliebe“ Florenz jener Zeit würde hell auf-lachen über das, was man ihm heute zugesteht an Nahrung für seinen Geist und seine Sinne. Denn wenn jene Florentiner die Ursprünge weniger kannten als heut auf dem Erkenntniswege jedes Schulkind, so erfuhren sie beglückend am eigenen Leibe das Verhängnis des wirkenden Leibes, der zur wirkenden Form wird durch den Verewigungsdrang seines Bildners.

Zu den Jugendbildern der großen Meister tritt als drittes das Bild eines fürstlichen Jünglings, der ein Menschenalter lang die Künstler von Florenz beschäftigt hat: Giuliano Medici. Botticelli, der am Hofe des jungen Magnifico eine ähnliche Bedeutung gehabt hat wie in Lorenzo Magnificos letzten Lebensjahren der junge Michelangelo, war der Verkündiger jener Gestalt. Schon in seinen frühen Madonnenbildern in den Uffizien, wo aus dem Engelkranz der eine Engel uns anschaut, im Louvre, wo der Johannesknabe den unvergeßlich wissenden Blick hat unter den Rosen des Hages, während in der gleichzeitigen Madonna in Boston Giulianos älterer Bruder Lorenzo als Knabenengel zu der Jungfrau tritt, einen Ölzweig im Haar, eine Schale voll Trauben und Ähren in Händen. Dann jener denkwürdige Sebastian (jetzt in Berlin) mit dem herben Adel des Zwanzigjährigen, in Vorahnung des nahen Todes von Pfeilen der Leib durchbohrt, der fünf Jahre darauf am Ostermorgen 1478 „aus unzähligen Wunden blutend“, innerhalb der Chorschranke des Florentiner Domes niedersank — nach welchem ein anderer Künstler, Antonio Pollaiuolo, seinen Sebastian malte mit einem weniger edlen Jüngling des florentinischen Patriziats als Modell (Vasari). Auch in Botticellis Mars- und Venusbild, in dem der Sieger im Turnier von 1475, Liebling des wankelmütigen Volkes, in Verbindung gebracht wird mit der von ihm und andern gefeierten, im Beatrixalter verstorbenen Geliebten Simonetta Vespucci als schlafender Kriegsgott, zu dessen Füßen Venus wacht, ein anderes Mal im Florabild als Götterbote, mit seinem Stabe die Nebel scheuchend am Rande des Frühlingshains, durch dessen zarte Stämme Flora und ihr Gesinde schreiten, unter denen fast schwermütig die junge Liebesgöttin deutend steht, zwischen ihr und Giuliano die drei Grazien. Und wieder im Anbetungsbild der Uffizien der junge Sieger, scheinbar umringt von dem heiteren Hofstaat der Medici, gesenkten Blickes, voll ernster Hoheit, während der Bruder Lorenzo, vom Freunde umschlungen, die Hand am Schwert, neben seinem geliebten Schimmel als der Prachtige erscheint. Der an der Schwelle der Mannesjahre von Mörderhand gefallene Giuliano aber lebt, gleich der gefeierten schönen Simonetta, noch eine Weile fort in Vers und Bild, zuletzt durch Savonarolas Tod aufs neue der Sehnsucht des trauernden Botticelli nahegebracht und in Darstellungen der Pietà gebannt, zumal in das Hochbild im Poldi-Museum zu Mailand, wie jener frühe Sebastian für einen Pfeiler von Santa Maria Maggiore in Florenz gemalt: wo, ein Gegenbild des schlafenden Mars, der jünglinghaft gebildete Erlöser nun statt von Venus behütet und von Satyrknaben umspielt, be-



klagt wird von Johannes und den drei Frauen am Grabe. (Wilhelm Stein, Raffael, 1923.)

## LIONARDO ALS KÜNSTLER UND FORSCHER

Unter allen Künstlern der Renaissance ist Lionardo derjenige gewesen, der am meisten Freude an der Welt gehabt hat. Alle Erscheinungen fesseln ihn. Das körperliche Leben und die menschlichen Affekte. Die Formen der Pflanzen und Tiere und der Anblick des krystallhellen Bächleins mit den Kieselsteinen am Grunde. Die Einseitigkeit der bloßen Figurenmaler ist ihm etwas Unbegreifliches. „Siehst du nicht, wieviel verschiedenerlei Getier es gibt, und so Bäume, Kräuter, Blumen, welche Mannigfaltigkeit gebirgiger und ebener Gegenden, Quellen, Flüsse, Städte, wie verschiedene Trachten, Schmuck und Künste?“

Er hat Gefühl für feine Hände, für den Reiz durchsichtiger Gewebe, für zarte Haut. Er liebte im besonderen das schöne weiche, wellige Haar. Auf Verrocchios Taufbild hat er ein paar Grasbüschel gemalt, man sieht sofort, daß er sie gemacht hat: Keiner besitzt ein gleiches Gefühl für die natürliche Zierlichkeit der Gewächse.

Das Starke und das Weiche ist ihm gleichmäßig vertraut. Wenn er eine Schlacht malt, so überbietet er alle im Ausdruck der entfesselten Leidenschaft und ungeheurer Bewegung, und daneben weiß er die zartesten Empfindungen zu beschleichen und den eben verschwebenden Ausdruck festzuhalten. In einzelne Charakterköpfe scheint er sich verbissen zu haben mit dem Ungestüm eines geschworenen Wirklichkeitsmalers, und dann plötzlich wirft er das wieder ganz weg und überläßt sich den Visionen idealer Bildungen von einer fast überirdischen Schönheit und träumt jenes leise, süße Lächeln, das wie der Widerschein eines innern Glanzes aussieht.

Er empfindet den malerischen Reiz der Oberfläche der Dinge und denkt dabei als Physiker und Anatom. Eigenschaften, die sich auszuschließen scheinen, sind bei ihm vereinigt: das unermüdliche Beobachten und Sammeln des Forschers und die subtilste künstlerische Empfindsamkeit. Er begnügt sich nie, den Dingen nach ihrer äußeren Erscheinung als Maler gerecht zu werden: mit dem gleichen leidenschaftlichen Interesse wirft er sich auf die Ergründung des inneren Baues und der Lebensbedingungen aller Wesen. Er ist der erste Künstler, der systematisch die Proportionen des menschlichen und tierischen Körpers untersucht und von den mechanischen Verhältnissen beim Gehen, Heben, Steigen, Tragen sich Rechenschaft gegeben hat, und er ist derselbe, der zugleich die umfassendsten physiognomischen Beobachtungen angestellt und über den Ausdruck der Gemütsbewegungen zusammenhängend nachgedacht hat.

Der Maler ist für ihn das klare Weltauge, das alle sichtbaren Dinge beherrscht. Auf einmal erschließt sich die Welt in ihrer ganzen Fülle und Unerschöpflichkeit, und Lionardo scheint sich mit allem Lebendigen durch eine große Liebe verbunden gefühlt zu haben. Einen bezeichnenden Zug der Art teilt Vasari mit, daß man ihn gelegentlich auf dem Markt Vögel habe kaufen

sehen, um sie der Freiheit zurückzugeben. (Heinrich Wölfflin, Die klassische Kunst, 1898.)

### MICHELANGELO UND RAFFAEL

Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Kapelle zurück, ließen die Galerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr an den eisernen Stäben weg, deswegen auch die Schwindligen zurückbleiben; alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michelangelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixieren. Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bring ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raffaels, und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Teile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegeneinander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurteil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren. Denn anfangs ist doch alle Teilnahme nur einseitig. (Goethe, Italienische Reise, 1816/1817.)

### MICHELANGELO UND PALLADIO

Michelangelo hat die Antike nie in dem Sinne studiert, daß sie ihm alleiniges Vorbild und Richtschnur sein sollte.

Schon der Jüngling bewies durch seine Statue eines geflügelten Engels, die er mit Erfolg für alt ausgab, daß er sein Können dem der klassischen Meister gleichstehend achtete und daß er über die ihm zu eng scheinenden Grenzen derselben hinaus Größeres zu leisten gedachte. „Wer anderen nachläuft“, rief er den Kopisten der Antike zu, „wird nie voranmarschieren, und wer nicht aus sich heraus etwas Gutes schaffen kann, dem werden auch die Werke anderer wenig nützen!“

So ist Michelangelo der Vater des Stils geworden, den wir Barock nennen. Palladio ist der Meister innerer, auf dem Studium der Antike basierender Gesetzmäßigkeit. Er strebt nicht nur nach der Form, sondern auch nach dem Geist der Alten, den er in seinen Werken mit einer geradezu erstaunlichen Schärfe zu treffen wußte. Es werden erst kommende Jahrhunderte entscheiden können, ob Palladio oder Schinkel geistig der klassischen Architektur näher stehen!

Suchte Michelangelo im Zentralbau ein originell christliches Gotteshaus zu schaffen, so strebte Palladio danach, die Kirche mit den Formen des Tempels künstlerisch zu versöhnen; trachtete jener, im Palast die Wucht und den in sich geschlossenen Trotz der kriegerisch bewegten Zeit zum Ausdruck zu bringen, so suchte dieser in der offenen Heiterkeit des Landlebens dienenden

anmutigen Villen sich zu betätigen; rang jener in der kühnsten Profil- und Detailbildung nach eigenen Ausdrucksformen, entfernte er sich absichtlich von den in Rom so nahe liegenden antiken Vorbildern, so scheute sich dieser, eine Gliederung anzuwenden, für die er nicht an einer Ruine den Beleg ihrer Klassizität zu beschaffen gewußt hätte; war jenem alles daran gelegen, die individuelle Idee zum schärfsten Ausdruck zu bringen, unbekümmert darum, daß dem Gliede im Dienst des Ganzen Gewalt angetan werde, so suchte dieser vor allem nach dem inneren Gleichmaß von Raum und Einzelform; hier der Kampf und Drang eines heftig bewegten groß wollenden Gemütes, dort die Ruhe einer in sich und in ihrem Ideal klaren Seele.

Im Kampfe zwischen dem individuellen und gesetzmäßigen Schaffen trennen sich ganz scharf und präzise die Herrschaft der beiden Parteien nach Zeit und Ort ab. Man könnte die Kunst der Folgezeit in eine michelangelleske und palladianische scheiden.

Wo im Staats- oder Gesellschaftsleben der Zug nach logischer Klärung, nach festen Formen, nach gesetzlicher Regelung der Verhältnisse vorwaltet, wo die Verstandestätigkeit überwiegt, da wird man überall die Geistesart Palladios vorherrschend finden. So in Rom, solange der Gedanke der Reform wirksam war, so vorzugsweise in England und Holland, in Frankreich, seit unter Ludwig XIV. die Gesellschaft eine skeptisch-philosophierende wurde, so in Deutschland und Italien seit Beginn des französischen Einflusses und der ihm folgenden klassischen Bewegung.

Wo aber das Gemütsleben, namentlich in religiöser Beziehung, vorwaltete, wo eine brünstige Frömmigkeit herrschte, wo zugleich das keck sich vordrängende Ich die gesellschaftliche Ordnung bezwang, die menschliche Regel und das Gesetz von den Unterströmungen mächtiger Leidenschaften durchbrochen und die Willkür herrschend wurde, da ist Michelangelos Geist mächtig. So in dem durch den Jesuitismus zum Triumph gebrachten Rom des endenden 17. Jahrhunderts, weiterhin durch ganz Italien, in Belgien, im protestantischen und jesuitischen Deutschland. (Cornelius Gurlitt, Geschichte des Barockstiles in Italien, 1887.)

## RAFFAEL NACH SEINEN BILDNISSEN

Das innige Leben, welches sich in den Werken Raffaels ausspricht, macht uns mit ihm vertraut; sie erregen ein Verlangen, auch durch den Anblick seiner Gestalt die Idee zu beleben, welche wir uns von ihrem Urheber machen. Diesen Wunsch dürften die Bildnisse, die uns von ihm übriggeblieben sind, einigermaßen befriedigen, indem sie ihn als Knaben, als Jüngling und als Mann in mehreren größtenteils eigenhändigen Darstellungen bis in seine letzte Lebenszeit gegenwärtig machen. Sie mögen eine Schilderung seines moralischen und physischen Wesens vertreten — man bemerkt in ihnen selbst den Gang in der Ausbildung seines Charakters; in den früheren von seinem Vater und Timoteo della Vite das angeborne unbefangene Selbstgefühl; später die Bescheidenheit, mit der er bei Betrachtung der Werke anderer sich selbst beurteilte, die leidende Sehnsucht und das Entzücken, mit dem er in höheren

Sphären lebte. In dem Gemälde der Philosophie, als er den Gipfel des Ruhmes erreicht hatte, erscheint er neben seinem Lehrer, bescheiden, aber mit mehr Haltung und Zufriedenheit; in dem letzten Bildnisse, das wir von ihm haben, sehen wir ihn mehr als vorher in der wirklichen Welt lebend handeln und wirken.

Der helle Blick und die wahrheitsliebende Natur Raffaels verbürgen uns, daß er sich selbst so gemalt hat, wie er war. Einige seiner Bildnisse stellen ihn als bloße Porträte, ohne weitere Beziehung dar; andere, die ihn in größeren Gemälden einführen, ohne jedoch einen Anteil an der Handlung zu nehmen, überliefern seine Gesichtszüge ebenso getreu; — oft erkennt man ihn in einer Nebenfigur, bei welcher er sich selbst oder dem Urheber des Gemäldes zum Vorbilde gedient hat. In keinem derselben sehen wir ihn in einer leidenschaftlichen Lage; man bemerkt in seinen Gesichtszügen nichts von dem Auffallenden, womit das Genie sich oft durch bestimmtere Züge offenbart; sie deuten alle eine für jeden Eindruck empfängliche, zärtliche und teilnehmende Gemütsstimmung an; nichts konnte ihn aus seiner Fassung bringen, er kannte weder Furcht noch Zorn; das Schöne und Gute, das Edle und Erhabene ist das Element, in dem sein Geist sich frei bewegte; die Schöpfungen seiner Phantasie entstanden ohne Anstrengung in ihm, er stellte sie dar ohne Mühe. Diese unwandelbare Ruhe finden wir oft in der Gestalt der wahrhaft großen Männer, bei denen die Leidenschaften und Stürme des Lebens nur die Oberfläche eines stillen, tiefen Meeres zu bewegen scheinen. Es ist kein geringer Genuß, solche Eigenschaften in der edlen Bildung und in den regelmäßigen Zügen derjenigen Wesen zu bewundern, die auf der Stufe stehen, wo der Mensch sich an die höhern Naturen schließt, von deren Gestalt wir uns keine Vorstellung machen können. (Friedrich Rehberg, Raffael Sanzio aus Urbino, 1824.)

#### VERGEGENWÄRTIGUNG DES JUNGEN RAFFAEL

Den umbrischen Wanderungen entwachsen, begegnen wir dem jungen Raffael in Rom. Papst Alexander VI. Borgia läßt durch den umbrischen Meister Pinturicchio im Vatikan eine Reihe von Gemächern ausmalen. Einer der Hauptgehilfen Pinturicchios bei diesen Arbeiten ist Tiberio, und mit ihm zieht Raffael in die ewige Stadt. Das ist um 1493—94. In einer Hauptdarstellung jener Gemächer, der Disputation der heiligen Katharina vor dem Kaiser Maxentius, in der des Papstes Tochter Lucrezia als die unerschrockene Heilige dargestellt wird, krönt der Knabe Raffael die Gruppe der Doktoren, die zur Rechten stehen. In dieser Gruppe ist zum erstenmal der umbrische Malerkreis vereinigt. Wir lernen den Pinturicchio kennen in seiner Prachtliebe und Neigung, sich mit schönen Dingen, aber auch mit schönen Menschen geschmückt zu zeigen. Ein Jüngling mit keck wippender Feder am Barett hält sich zu ihm, er selbst ist mit goldener Brustkette und schweren Ohrringen geziert, sein knapper runder Schädel hier kurz geschoren. Perugino, würdig und fest, blickt getrennt von seinem frühern Schüler durch zwei Gehilfen in mächtigen Turbanen uns an. Über den Gehilfen aber zuhöchst in der von Nebenfiguren verhüllten Pyramide wird man des hohen Knaben in

reichem Lockenfall gewahr. Über den ernsten dunkel sinnenden Augen, den hohen Brauenbögen sitzt, die Stirne halb verdeckend, eine Kappe, zwischen deren aufgeklappten Rändern eine Borte in Kreuzform aufgenäht ist. Es ist nicht allein der unverwechselbare Blick, der den Betrachter bannt, es ist der helle Schimmer voller Wangen, einer Haut aus anderm Stoff und wie mit andern Mitteln gemalt, als die der jugendlichen Gefährten auf dem Bilde. Ein wenig heiterer, doch nicht so hoheitsvoll, schaut noch einmal ein jugendliches Gesicht, dem seinen ähnlich, aus der Gruppe hinter des Kaisers Thron. Hat er die Gabe, da und dort die Knaben einander näher zu bringen, Freundespaare zu bilden? Wir wissen es nicht. Wir sehen zwar am Fuß der Pyramide dem Pinturicchio nahe zwei Pagen mehr höfisch liebenswürdig einander zugewandt, zur Linken aber das traute Spiel der jüngeren Knaben, und leicht vergessen wir ob solcher verwandelnden Kraft das Zwiegespräch des Kaisers mit der Heiligen und die Beratung der beiden Weisen unterm Torbogen der Mitte.

Hat Raffael in völliger Geborgenheit die Zeit in Rom verlebt, oder ist er etwa einmal auf einem der zügellosen Feste insgeheim erschienen? Fast möchte man es glauben, wenn man im Bild der Musica den jungen Harfner am Throne sitzen und spielen sieht. Er ist es und ist es wieder nicht. Sein Antlitz ists mit der untrüglichen leichten Neigung, und seine weich spielenden Hände sind es, aber an dem derben „römischen“ Körper eines Fünfzehnjährigen. Schon hat er, wie wir vorhin bereits andeuteten, sich hineingebildet in den jugendlich schmiegsamen Stoff auch älterer Knaben, die nun mit seinen Augen sehen, mit seinen Händen greifen, seine Harfe spielen. Die Künstler des Kreises aber stehen als seine Werker abseits. (Wilhelm Stein, Raffael, 1923.)

## DER NEUBAU VON ST. PETER

Der gewaltige Julius II. (1503—1513), schon als Kardinal baulustig bis zur höchsten Anstrengung seiner Kräfte, unternahm den Neubau von St. Peter und dem Vatikan in einem freien und großen Sinne, wie ihn kaum je ein Bauherr gehabt hat. Hohen Mutes, in Kampf und Krieg gegen die Feinde der Kirche unerschütterlich und hartnäckig, pflegte Julius von allen Dingen, die ihn einmal ergriffen, dergestalt entflammt zu werden, daß er das kaum Erdachte auch gleich durchgeführt zu sehen erwartete. Unter andern großen Gaben besaß er nun auch eine wunderbare Begeisterung des Bauens, mochte sie auch die Schuld sein an mehr als einem Unterbau, der nicht weiter geführt wurde. Überdies hatte er Männer um sich, wie Bramante, Raffael, Baldassar, Peruzzi, Antonio Sangallo, Michelangelo und andere. Bramante, damals als der größte von allen geltend, hatte endlich an ihm einen Papst gefunden, wie er ihn wünschte, beredt wie er war, gewann er ihn für einen Neubau von St. Peter, welcher der Größe des päpstlichen Namens und der Majestät des Apostels würdig wäre; er ließ den Papst bald Ansichten, bald andere Zeichnungen für die künftige Kirche sehen, kam immer von neuem darauf zurück und schwur dem Papst, daß dieser Bau ihm einen einzigen

Ruhm sichern werde. Julius II. in seinem hohen und weiten Sinn, wo für kleine Dinge keine Stelle war, stets auf das Kolossale gerichtet — „magnarum semper molium avidus“ —, ließ sich von dem Meister gewinnen und beschloß die Zerstörung der alten und den Aufbau einer gewaltigen neuen Peterskirche. Dabei hatte er gegen sich die Leute fast aller Stände, zumal die Kardinäle, welche auch gerne eine neue und prachtvolle Kirche gehabt hätten, aber den Untergang der alten, für den Erdkreis ehrwürdigen Basilika mit ihrer Menge von Heiligengräbern und großen Erinnerungen bejammerten. Der Papst aber blieb beharrlich, warf die Hälfte der alten Kirche nieder und legte die Fundamente der neuen den 15. April 1507. Mit diesem Bau, so schwankend dessen Schicksale einstweilen waren, stellte sich das Papsttum auf lange Zeit an die Spitze alles Monumentalen im ganzen Abendlande. (Jacob Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien, 1868.)

### RAFFAEL UND JULIUS II.

So glücklich es für Julius den Zweiten war, Künstler wie Raffael und Michelangelo bereit zu finden, die seinen weitausschauenden Planen die Hände bieten konnten, ebenso glücklich war es auch für diese, durch einen so mächtigen Beschützer zu Unternehmungen aufgefordert zu werden, ohne welche sie den ganzen Umfang ihrer Talente nicht an den Tag legen und selbst den Gipfel ihrer Größe nicht hätten erreichen können. Raffael eilte mit großem Jubel nach Rom, als er den Ruf des Papstes erhielt, der ihm bei einem sehr freundlichen Empfange die Malereien in einem der dazu bestimmten Zimmer im Vatikan auftrag.

In den Gemälden seiner Jugendjahre hatte er sich an die Empfindungen gehalten, welche einem zärtlichen Gemüte zuerst bekannt werden; er malte am liebsten die Madonna mit dem Jesuskinde; später auch den Erlöser am Kreuze, am Grabe und in der Glorie von Engeln umgeben. In dem Palaste des Oberhauptes der Kirche fühlte er sich aufgefordert, die Dreieinigkeit in ihrer ganzen Glorie dem Auge gegenwärtig zu machen. Hier beginnt eine neue Epoche in seinem Leben, in welcher er zeigt, daß er alles unternehmen konnte, da ihm alle Mittel zu Gebote standen und nichts für seine Fähigkeiten zu gewagt war. Er faßte die Idee, in der Stanza della segnatura oder delle scienze den ganzen Umfang der geistigen Natur des Menschen bildlich darzustellen; das Göttliche oder die Religion in der sogenannten Disputa; das Wissenschaftliche in dem Gemälde der Philosophie, der Schule von Athen; das Gebiet der Phantasie in dem Parnas, und das, was die Völker regiert, — wodurch der Mensch sich selbst beherrscht, in dem Gemälde der Gerechtigkeit, Stärke und Mäßigung.

Er fing mit den Deckengemälden an, in welchen die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Poesie und Gerechtigkeit die vier Hauptgemälde erklären, über denen sie sich befinden. In dem Gemälde der Religion wollte er die Geheimnisse der Offenbarung und ihre Beziehung auf den Menschen, — beides, den Himmel und die Erde in ihren geheimen Verhältnissen darstellen. Auf dem Altare ist die Hostie; an beiden Seiten beschäftigen sich die Statt-

halter Christi, Prälaten, Doktoren, Gelehrte und Laien mit den Geheimnissen der christlichen Religion. In dem oberen Teil des Gemäldes erscheint (ihnen unsichtbar, aber allgegenwärtig) über dem Gewölke, welches dem Menschen das Überirdische verhüllt, die Gottheit — mit den Propheten, Patriarchen, Evangelisten, Märtyrern und Verteidigern der Kirche. Der heilige Geist schwebt in der Mitte; Christus schaut herab mit unaussprechlicher Teilnahme und Liebe; Johannes der Täufer deutet auf den Erlöser; die Mutter Gottes betet ihn an. In der oberen Sphäre trägt Gott der Vater mit einer Hand die Erde, die er mit der andern segnet. — —

Julius der Zweite, welchem diese Werke neben seiner Liebe zu den Künsten auch in Hinsicht des Ruhms, ein Beschützer derselben zu sein, am Herzen lagen, erstaunte bei dem Anblicke dieses ersten Gemäldes und rief aus: Wie — dieser Knabe! Come — questo ragazzo! —

Neben seinem Oheim Bramante — zu Tränen gerührt, in tiefer Demut knieend — empfing Raffael den Segen des heiligen Vaters, und wie von einem höheren Geiste beseelt, stand er auf, vor Freude und Zufriedenheit strahlend. — Ein Gefühl, wie es nur die Sieger bei den olympischen Spielen ergriffen haben kann! (Friedrich Rehberg, Raffael Sanzio aus Urbino, 1824.)

#### SCHILDERUNG EINES BILDES VON TIZIAN

Noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es überleuchtet alle, die ich gesehen habe. Ob mein Sinn schon geübter oder ob es wirklich das vortrefflichste sei, weiß ich nicht zu unterscheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren starrt, umhüllt eine ansehnliche bischöfliche Gestalt. Den massiven Hirtenstab in der Linken, blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er soeben eine göttliche Berührung empfangen zu haben scheint. Hinter ihm eine schöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Teilnahme nach dem aufgeschlagenen Buche hinschauend. Ein ernster Alter dagegen zur Rechten; dem Buche ganz nahe, scheint er dessen nicht zu achten: die Schlüssel in der Hand, mag er sich wohl eigenen Aufschluß zutrauen. Dieser Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor sich hinsehend, bescheiden ergeben. In dem Zwischenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmlischen gekehrt; denn oben offen ist das halbrunde Gemäuer, das sie sämtlich umschließt. Dort bewegt sich in höchster Glorie eine herabwärts teilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schoße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja scheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten schweben Engel, Kränze schon im Vorrat haltend. Über allen aber und über dreifachem Strahlenkreise waltet die himmlische Taube, als Mittelpunkt und Schlußstein zugleich. Wir sagen uns: hier muß ein heiliges altes Überliefertes zum Grunde liegen, daß diese verschiedenen unpassenden Personen so kunstreich und bedeutungsvoll zusammengestellt werden konnten. Wir fragen nicht nach Wie und Warum, wir lassen es geschehen und bewundern die unschätzbare Kunst. (Goethe, Italienische Reise, 1816/17.)

## ZWEI BILDER: PAUL VERONESE

Hochzeit zu Kana: Christus mit seinen Aposteln sitzt freilich im Mittelgrund am Tische ziemlich unbedeutend; und sie sind bloß deswegen da, weil sie dasein müssen, weil wir andern Menschenkinder uns keinen sinnlichen Begriff von den Gestalten dieser Wundermänner machen können.

Die Hauptsache aber bleibt immer der Schmaus, das Fest und der Wein über alle Weine; erste erfreuliche Bekräftigung unserer Religion nach Johannes. Und in dieser Rücksicht ist das Stück voll Laune, und die Begebenheit darin erzählt, wie eine spanische romantische Novelle. Die Hauptfiguren sind ein Tisch mit Spielleuten, die auf lieblichen Instrumenten Musik machen. Paul selbst spielt die Geige der Liebe, Tizian den Regenten der Harmonie, den Baß Bassano, Tintorett andere Instrumente. Sie sind meisterhaft gemalt, haben treffliche Gestalten, passenden Ausdruck und sind schön gekleidet. Am Tische der Braut ist eine Sammlung der ersten Menschen dieser Zeit, alles voll Chronikwahrheit und Laune, sie müssen ihm das Drama aufführen. Die Luft im Hintergrunde ist gar leicht und heiter. Architektur, Gefäße und Speisen verzieren sehr gut. Die Beleuchtung breitet das Ganze auseinander und scheint vollkommen natürlich. Wer sieht so etwas nicht gern und weidet seine Augen daran.

Familie des Darius: Man kann das Stück den Triumph der Farben nennen. Mehr Harmonie, mehr Pracht, mehr Lieblichkeit ist nicht möglich schier zu zeigen. Außerdem herrscht noch Wahrheit des Ausdrucks in allen Köpfen, die meistens Porträte sind. Wenn man nicht an die alte Geschichte denkt und glaubt, es wäre der Sieg eines Helden der neueren Zeiten: so ist es ein wahrhaftes Meisterstück durchaus. Die Architektur im Hintergrunde gibt den Ton zum Ganzen, und es gehörte so tiefes Gefühl im Auge von Farbe, Pracht und Harmonie derselben dazu, wie Paul hatte, um auf einem solchen weißen Grunde die Gesichter und Stoffe so hervorgehen und leben zu lassen. Die Gruppe der vier weiblichen Figuren, die der Alte in eine Pyramide bringt, ist durchaus reizend, die Gesichter lebendig und von wunderbarer Frischeit. Alexander hat einen schönen Jünglingskopf, der freilich eher Weibern gefallen kann, als die Welt bezwingen. Daß er ganz bis auf die Füße von oben herab in Purpur überein gekleidet ist, macht zwar einen großen roten Fleck bei längerer Betrachtung, doch hebt es ihn als Hauptfigur hervor. — Parmenion hat einen herrlichen Kopf und ein zauberisches gelbes Gewand, die Prinzessinnen haben schön geflochtenes blondes Haar. Und welche Menge Figuren wie auf der Hochzeit fast alle in Lebensgröße! Man kann dies wohl das prächtigste und zauberischste Gemälde nennen, was Farben betrifft, mit jedem Blicke quillt neuer Genuß daraus fürs Auge, nächst dem noch göttlichem und reichern Hingang zum Tempel der Madonna als Kind in der Scuola della Carità von Tizian, dem Triumph aller Malerei. Sie werden lange unübertroffen bleiben und einzeln in der Welt dasein. (Wilhelm Heinse, Ardinghella und die glückseligen Inseln, 1785.)



## DER HUMANISMUS IN DEUTSCHLAND

An einem andern Punkt setzte der Angriff gegen das Mittelalter durch den Humanismus ein. Er ging ebenso bewußt wie ungeberdig laut ans Werk. Seine Zielscheibe war die scholastische Schulgelehrsamkeit. Er schwelgte in ihrer Verachtung. Eine durchaus neue Bildung sollte geschaffen werden und durch diese ein neuer Lebensstil. So groß der Unterschied zwischen deutschem und italienischem Leben war, auch dem deutschen Humanismus schwebte etwas wie eine künstlerische Gestaltung des ganzen Daseins vor. Sein praktisches Verhältnis zur Kunst blieb doch ein einseitiges: es wurden mit eifrigem Fleiß Verse gemacht, und Liebe zur Musik war in diesem Kreise sehr verbreitet, aber wir finden nicht, daß der deutsche Humanismus, mindestens nicht der ältere, zur bildenden Kunst ein Verhältnis gesucht hätte. Die Begeisterung, eine rein literarische, für die großen Künstler des Altertums steigerte nur den Hochmut, mit dem diese lateinischen Poeten auf die heimischen Maler und Schnitzer als bloße Handwerker herabsahen. Konrad Celtis, der berühmte Erzhumanist und Poeta laureatus, der in den neunziger Jahren in Nürnberg lebte und den Zustand der Stadt mit vielseitig und scharf auffassendem Blick betrachtete und schilderte, erwähnt mit keinem Wort die Nürnberger Kunst. Wenn Enea Silvio, durch viele Jahre ein Gast Deutschlands, zu seinen dortigen Freunden vom wundersamen Zusammenhang zwischen eloquentia und pictura, Petrarca und Giotto sprach und die Hoffnung äußerte, auch der Norden werde diese doppelte Blüte des Genius noch erleben, so verstanden sie ihn nicht. Ihre Klassikerausgaben wie ihre eigenen Poesien mit Holzschnitten schmücken zu lassen, war ihnen willkommen — zumal die Straßburger Offizinen und wenig später die Nürnberger und Augsburger taten sich seit 1490 darin hervor —, allein sie beweisen auch, daß es sich allein um stoffliche Interessen handelte. Stilgeschichtlich gehören diese illustrierten Bücher zur Spätgotik, nicht zur Renaissance. —

Der Humanismus dachte sich die erhoffte Wiedergeburt des klassischen Altertums doch keineswegs als ein Sich-Weggeben des deutschen Wesens. Vielmehr erwachte in ihm ein sehr bewußter deutscher Patriotismus. Der Gedanke der Reichsreform fand in seinen Kreisen beregte Unterstützung. Die von ihm unzertrennliche persönliche Ruhmsucht steigerte und klärte sich zu nationalem Ehrgefühl. Die Freude am deutschen Altertum, für welche die eben entdeckte Germania des Tacitus zur rechten Stunde kam, stärkte den Glauben an eine herrliche Zukunft: man schwärmte, Deutschland werde bald den Welschen die Herrschaft des Geistes entrissen haben. Es gibt heute viele Deutsche, welche besonders deutsch zu denken meinen, wenn sie in der Aufnahme der Renaissance eine Verdunkelung und Schwächung des nationalen Bewußtseins sehen und sie demnach beklagen. Sie kennen nicht die deutsche Geschichte und das deutsche Schicksal. Wir sind anders beschaffen als die lateinischen Völker. Wenn diese auf einem Höhepunkt ihres Kraftgefühls stehen, dann schließen sie sich ab, konzentrieren ihren Stilwillen, im Leben wie in der Kunst, auf eine national begrenzte Form, denken an fremde Völker nur als an Objekte geistiger Beherrschung. Die Deutschen

aber werden grade in den Momenten, in denen sie sich am stärksten fühlen, vom Drange erfaßt, mit ihrer geistigen Existenz das nationale Gehege zu durchbrechen, Fremdes in sich aufzunehmen und damit über sich selbst hinaus zu wachsen. Dreimal in unserer Geschichte haben wir Rezeptionen der Antike erlebt. Das erstemal unter Karl dem Großen, das drittemal in dem mit unserer klassischen Dichtung und Philosophie zusammengehenden Neuhumanismus; in der Mitte steht die Renaissance des 16. Jahrhunderts. Waren das Zeiten der Schwäche, des gesunkenen Selbstvertrauens, der Unfruchtbarkeit unseres nationalen Genius? (Georg Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1921 ff.)

## DIE BEREDSAMKEIT IM HUMANISMUS

In Italien standen die Meister des lebhaften, sorglosen Stils, ein Filelfo, Bruni, Poggio und Guarino, den ängstlichen Grammatikern entgegen. In ihnen macht sich die neue Weltanschauung, die humanistische, am schärfsten geltend. Sie begründen den Stand der freien Schriftsteller, die um ihren Ruhm, nicht im Interesse der Kirche oder der scholastischen Wissenschaft schreiben. Aus dem leidenschaftlichen Drange, sich hervorzutun und die Ewigkeit des Andenkens zu sichern, erwächst die Kunst des Wortes, der Rede, sie wird zur unberechenbaren Macht, deren Bewußtsein den Wortführern wie ein Rausch zu Kopfe steigt. Sie fühlen sich zur Lenkung des Staates, auch wohl der Kirche berufen; sie sind in der Tat die Herren der öffentlichen Meinung, die neuen Autoritäten: man beruft sich auf diesen oder jenen Großgeist, wie früher auf den heiligen Geist.

Dieser entschiedensten und kühnsten Humanistenschule gehört Enea Silvio an. Wir begreifen wohl, daß er gerade in den Jahren, da er in Staat und Kirche eine höchst untergeordnete Stellung einnahm, da er im fremden Lande allein stand, desto inniger an seiner Kunst hing, desto mutiger auf seine Beredsamkeit pochte, desto stolzer seinem Genius huldigte. Das Altertum erschien ihm in einem blendenden Strahlenglanze und als die paradiesische Welt, in welcher ein edler Geist allein zu leben, von welcher allein er eine passende Nahrung zu ziehen vermag. Seine Heldengestalten und seine Schriftsteller verehren heißt, ihm nach der Tugend streben; ihnen nachzueifern, wenn auch nur in pathetischer Redekunst, heißt ihm tugendhaft und ein großer Mann sein. So verleiht die Wohlredenheit die Flügel zur Größe und zum Tempel des Ruhmes, sie ist bei weitem die erste Wissenschaft: nur auf ihrer Grundlage gefördert, werden die einzelnen Disziplinen des Schweißes wert, Leben und Welt werden zuletzt durch ihre Macht bestimmt und geregelt. Enea sieht in der Eloquenz den ersten Faktor selbst eines so nüchternen Dinges wie der Politik. Wie könnte man, sagte er, ohne sie Provinzen beruhigen und politische Freundschaften anknüpfen? Man sehe doch auf diejenigen Fürsten des Jahrhunderts, die kaum ihre eigene, geschweige die römische Sprache reden können; sie sind der Verachtung preisgegeben und erhalten sich nur durch Furcht. Dagegen die Redner und Dichter, welche die Staatsreden halten und die Staatsbriefe schreiben, welche endlich mit Klios Griffel das Urteil der Nachwelt lenken, welche die Tugend loben und gegen das Laster donnern,

sie wachen im höchsten Sinne über dem Staate, sie führen ihn zur Größe und Herrlichkeit. „Die Wohlredenheit ist eine hohe Sache, und um die Wahrheit zu gestehen, es gibt nichts, was so sehr die Welt regiert wie die Eloquenz.“ Darum gaben die Alten mit Recht dem Dichter den Lorbeerkrantz so gut wie dem Triumphator, der den Landesfeind überwunden. (Georg Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, 1856/1863.)

## DER DEUTSCHE HUMANISMUS UND DIE KÜNSTE

Wie die Sprache und der Name sollten alle Lebensformen zur Anmut und Würde des Altertums zurückgeführt werden. Hier lag nun die Berührung der neuklassischen Poesie mit den darstellenden Künsten besonders nahe, und gerade bei Celtis wird uns das Streben des deutschen Humanismus, diese Verbindung herzustellen, recht anschaulich. „Den wundersamen“ Zusammenhang zwischen Literatur und Kunst, eloquentia und pictura, Petrarca und Giotto, hatte schon der geistreiche Enea Silvio seinen deutschen Freunden zum Bewußtsein zu bringen versucht und dabei die Hoffnung ausgesprochen, auch der Norden werde diese doppelte Blüte des Genius erleben. Rudolf Agricola war selbst eifriger Maler und Musiker, wie er überhaupt das Ideal der durchgebildeten Persönlichkeit zu verwirklichen strebte. Celtis, ohne diesen Reichtum der Begabung, hat dafür die künstlerische Gestaltung des Daseins als eine Forderung des neuen „goldenen Zeitalters“ klar erkannt und geltend gemacht. In der ersten Ode des ersten Buches verkündet er die Niederlage der alten häßlichen Barbarei auf allen Gebieten. „Wir tanzen, singen und malen nicht schlecht“; schon kehrt nicht nur der klassischen Literatur, sondern auch den Künsten ihr alter Glanz zurück. Leidenschaftliche Liebe und Pflege der Musik ist ein hervorstechender Charakterzug der Renaissance; gleich vielen bedeutenden Humanisten — ich nenne nur Petrarca, Ficino, Agricola, Reuchlin — erscheint auch Celtis in der Theorie und Praxis dieser Kunst wohl bewandert. Er spielte selbst verschiedene Saiteninstrumente, stand in freundschaftlichem Verkehr mit tüchtigen Musikern und suchte die antike Verbindung von Poesie und Gesang dem musikalischen Leben der Gegenwart anzupassen. Daß er auch der Kirchenmusik Aufmerksamkeit schenkte, zeigt ein Epigramm, das über die arge Verweltlichung der heiligen Weisen und den unwürdigen Mißbrauch der Orgel klagt. In seiner Schilderung der Nürnberger Kirchen vergißt er nicht die gewaltige Wirkung des vollen und harmonisch von den Gewölben widerhallenden Orgeltons, die Verstärkung durch Blasinstrumente und Cymbeln macht ihm allerdings einen „orgiastischen und korybantischen“ Eindruck. Aber seine besondere Neigung galt echt humanistisch dem Versuch, die antike Lyrik wieder sangbar zu machen. Einen guten Boden fanden diese Bestrebungen in Wien unter der Ägide Maximilians, der selbst an musikalischen Dingen lebhaften und tätigen Anteil nahm. Im Jahre 1507 gab Celtis mit dem Tiroler Musiker Peter Tritonius eine Reihe von eigenen und horazischen Oden, sowie von kirchlichen Hymnen in vierstimmigem Satz heraus. Die Oden sollten mit der Flöte, Laute und Pfeife begleitet, der Vortrag bis auf die Bewegungen des

Sängers dem Versbau und der Stimmung des Gedichts angepaßt werden. Dreifach und vierfach glücklich preist Celtis das deutsche Land, das jetzt „nach griechischem und römischem Brauch seine Lieder singt“.

Der weitere Schritt zur szenischen Darstellung war bereits getan. Nachdem das deutsche Volksschauspiel längst den kühnen Versuch gemacht hatte, Paris und „die drei nacketen Göttinnen“ auf die Bühne zu bringen, folgte im Jahre 1497 jene Aufführung einer Reuchlinschen Komödie im Haus des Bischofs Dalberg, die eine unabsehbare Reihe lateinischer Dramen eröffnet. Kurz darauf ließ Celtis in der Aula der Wiener Universität Stücke von Plautus und Terenz durch seine Schüler aufführen, es war, wie der Rektor selbst aufgezeichnet hat, „ein höchst merkwürdiger, von mir und den andern nie zuvor gesehener Aktus“. Viel anziehender als diese Schulkomödien, die ja nachmals im sechzehnten Jahrhundert ein fester Bestandteil des höheren Unterrichts geworden sind, dünkt uns die freie Verwertung der klassischen Formen und Gestalten zum Festspiel; diese „Vermischung des Dramas mit der Pantomime“ entspricht dem phantastischen Zug der Renaissance vortrefflich. Ein solches Zeitbild voll Glanz und Leben stellt auf deutschem Boden vielleicht zuerst der ludus Dianae dar, der, von Celtis verfaßt, gelegentlich einer Dichterkrönung vor König Maximilian, seiner italienischen Gemahlin Blanca Maria und den Herzögen von Mailand aufgeführt wurde. Die Spieler waren Celtis und seine humanistischen Freunde, aber sogar Maximilian selbst, der ja „in Banketten und Mummereien über andere Könige war“, hatte seinen Teil an der Handlung. Wir finden uns ganz in die mythologische Herrlichkeit der italienischen Hoffeste versetzt, wie auch ein Italiener, der königliche Kanzler Petrus Bononus, kurz darauf Bischof von Triest, unter den Darstellern erscheint. Nach einem von Merkur gesprochenen Prolog nähert sich die „gehörnte“ Diana mit ihrem Gefolge von Nymphen, Satyren und Faunen, um dem König als dem größten Jäger ihren Bogen, Köcher und Wurfspieß darzubringen, worauf ihre Begleitung ein Loblied auf das Königspaar anstimmt und die Nymphen ihre Herrin umtanzen. Im zweiten Akt übernimmt Sylvanus die Verherrlichung Maximilians, Bacchus und seine Genossen tanzen ein Ballett und singen vierstimmig zur Flöte und Zither. Der nächste Akt bringt als Mittelpunkt des ganzen Festes die Dichterkrönung, der junge Humanist Longinus Eleutherius, der als Bacchus einen Lobspruch auf den deutschen Rebensaft rezitiert und zum Schluß auch den Kahlenberger und die Weinstadt Wien nicht vergißt, wirft sich dem König zu Füßen und empfängt in aller Form den erbetenen Lorbeerkranz, der Chor der bekränzten Satyren und Bacchantinnen fällt mit einer dreistimmigen Ode ein. Dann reitet der trunkene Silen auf seinem Esel einher, auf seine Bitte läßt der König durch seine Schenken in goldenen Bechern Wein kredenzen, während Pauken und Hörner ertönen. Zuletzt verabschieden sich sämtliche Mitspieler, geführt von Diana, mit Gesang. Am nächsten Tag wurden sie, 24 an der Zahl, vom König bewirtet; daß ihn hierfür ein Dankgedicht als Verächter der „stinkenden Kutten“ feiern durfte, zeugt für den freien Standpunkt des geistvollen Habsburgers. In einem späteren Festspiel, das nach Maximilians Sieg über die Böhmen (September 1504) zu Wien öffentlich aufgeführt wurde, wirkte der

König zwar nicht persönlich mit, gestattete aber, daß man ihn nebst den Kurfürsten auf die Bühne brachte, außerdem erschienen Merkur, Apollo und die Musen, Bacchus und die Satyrn nunmehr auch vor größerem Publikum, und der Darsteller des Königs versicherte zum Schluß sämtliche Mitspieler seiner Huld und Gnade. Dieses originelle Theaterleben der Wiener Humanisten fand nach dem Tode des Celtis noch einmal Gelegenheit zu einer glänzenden Schaustellung; beim Fürstenkongreß von 1515 führten junge Adlige vor dem jungen Karl von Burgund, der Königin Maria und dem Kardinal Matthäus einen „Streit der Wollust mit der Tugend“ auf, wobei Venus und Cupido, von Pallas überwunden, samt ihrem Anwalt Epikur in die Hölle wandern mußten. — —

Zweifellos fallen die ersten Berührungen zwischen der Nürnberger Kunst und dem Humanismus zeitlich mit dem Aufenthalt des Celtis in dieser seiner Lieblingsstadt zusammen. Im Jahre 1491 vereinigten sich Hartmann Schedel und Wohlgemut zur illustrierten Herausgabe der berühmten Weltchronik, die zwei Jahre später erschien, eben als Celtis die Veröffentlichung einer illustrierten Mythologie plante. Die Holzschnitte der Weltchronik fassen freilich das Altertum ungefähr in der Weise der älteren Straßburger Illustration, hinter der sie übrigens durch ihre Vermeidung des Nackten noch zurückstehen, ein paar nackte Putten sind die einzigen schüchternen Vorboten der Renaissance. Celtis trat schon 1493 in Beziehung zu der Nürnberger Kunst, er schickte seine Vorschriften für den Zeichner und korrespondierte mit Schreyer sowohl über die Gemälde, womit der Freund des Altertums sein Haus als einen „Museumshain“ schmückte, als über die Illustration zu seinem eigenen Leben des Heiligen Sebald. Ein solches Dokument für das Verhältnis des Humanisten zum Künstler hat uns Hartmann Schedel in den Entwürfen aufbewahrt, die Celtis für die Holzschnitte der Amores (1502) lieferte. Sie beschränken sich allerdings auf die Verteilung der Figuren und der dazu gehörigen Beischriften im Raum. Um so deutlicher tritt uns in den ausgeführten Holzschnitten die Mythologie, Allegorie und Symbolik entgegen, deren eigentümliche Wiedergabe jedenfalls auf sehr eingehende briefliche Anweisungen des Celtis schließen läßt. Während das Titelblatt auf den seltsamen Parallelismus der Amores und der deutschen Geographie hinweist und der zweite Holzschnitt, die Überreichung des Werks an den Kaiser, in der gotischen Einfassung ein paar muntere geflügelte Putten zeigt, führt uns das dritte Blatt ganz in die Gedankenwelt des gelehrten Autors. Hier thront die Philosophie, als reich geschmückte und gekrönte „Königin aller Wissenschaften“ aufgefaßt, in der Rechten drei Bücher, in der Linken das Szepter. — —

Auf dem Bild des sterbenden Celtis, im Jahre 1507 von Hans Bruckmair gefertigt, sind die Ungeheuerlichkeiten der früheren tastenden Versuche überwunden, Haltung und Gewand der trauernden Götter Merkur und Phöbus, die nackten Putten, die Lorbeergirlanden und die Inschrifttafel mit ihrer schönen Kapitale gehören ganz der Renaissance.

Während so der Humanismus die deutsche Illustration zur Beschäftigung mit der Stoffwelt des Altertums anzuweisen suchte, hatte ein Dürer bereits den nackten menschlichen Körper so „antikisch“ angeschaut, wie es das

Auge des unkünstlerischen Gelehrten nimmer vermochte. — — Vergeblich eiferte ein Geiler von Kaisersberg gegen die unchristliche Vorliebe der Bildschneider und Maler für das Nackte, das ihm selbst bei dem Jesuskind anstößig dünkte. Läßt sich doch sogar der mönchische Johannes von Butzbach in seiner Schrift über die berühmten Maler (1505) zu einem begeisterten Lob auf die unaussprechliche Schönheit der sichtbaren Welt hinreißen, die Gott als der größte Maler so herrlich geschaffen hat, daß wir sie nie genug bewundern können. Aber vor allem die menschliche Gestalt verkündet den Ruhm des Künstlers. „Sooft ein frommer Christ die schöne Erscheinung eines Menschen erblickt, soll er dem allerschönsten Gott ob dieser Anmut lobsagen.“ (Friedrich von Bezold, Konrad Celtis, „der deutsche Erzhumanist“, 1883.)

### MARTIN SCHONGAUER

Hauptsächlich als Kupferstecher ist der Meister tätig, welcher als Deutschlands größter Künstler in dieser Epoche und als Lehrer für die nächste dasteht, Martin Schongauer, schon von seinen Zeitgenossen so hoch in Ehren gehalten, daß sie ihn als *pictorum gloria*, der Maler Preis, bezeichneten. Seine Familie stammte aus Augsburg, er aber, wohl bald nach 1420 geboren, war in Kolmar angesessen und tätig, wo er im Jahre 1499 gestorben zu sein scheint. Von hier aus verbreitete sein Einfluß sich über das ganze südliche Deutschland, und in Schwaben besonders bleibt keiner davon unberührt. Unter denen, welche der Heimat die flandrische Kunstart vermittelten, steht er an höchster Stelle. Er ist selbst ein Schüler des Roger van der Weyden gewesen, das wird in einem Briefe des Lütticher Malers Lambert Lombard an Vasari ausdrücklich gesagt und geht auch aus Schongauers Werken mit größter Entschiedenheit hervor.

Aber alles, was wir als Verschiedenheiten der deutschen Kunstweise von der flandrischen kennengelernt, gilt ganz besonders von ihm. Auch er ist mehr Erfinder als Darsteller, mehr Zeichner als Maler. Was ihm aber ganz eigentümlich und dabei ein durchaus vaterländischer Zug ist, das ist die seelenvolle Reinheit der Empfindung, die alles verklärt, was er schafft. Es ist, als hätten sich mit den Vorzügen Rogers die Meister Stephans zusammengefunden. Trotz seiner flandrischen Schule wacht in ihm wieder der alte heimische Idealismus mit seinen Vorteilen und Nachteilen auf. Mag er von der neuen realistischen Kunstart auch noch soviel aufgenommen haben, mag er durch sie besonders zu einer großen Schärfe in der Zeichnung gekommen sein, so daß er die Glieder, namentlich die Hände, gewöhnlich zu mager bildet und bei den Gewändern, die sonst in den Hauptmotiven glücklich sind, die eckigen, ungeschönen Brüche der Niederländer vorherrschen läßt; so tritt uns dennoch in seinen Gestalten jene hohe Idealität entgegen, welche der deutschen Kunst in der vorigen Epoche eigen war. Eine holde, unbefangene Lieblichkeit, eine stille Freudigkeit und Gottesahnung, eine Innigkeit des Gemütes, wie bei den großen Kölnischen Malern, sehen wir bei ihm. Und doch ist seine Auffassung wieder im Grundton eine verschiedene. Nicht Kindlichkeit wie bei den Kölnern waltet bei ihm. Den Charakter seiner Gestalten möchten wir, im Gegen-

satz hierzu wie zu der ernsten Männlichkeit des Hubert van Eyck, als den einer milden Weiblichkeit, einer reinen Jungfräulichkeit bezeichnen. Hierzu stimmt diese holde Bescheidenheit im Auftreten, die noch mehr Schönheit und Bedeutung, als äußerlich zur Erscheinung kommen, im Innern verbirgt. Adelliger, lauterer, seelenvoller vermögen die besten Italiener ihre Engel- und Madonnengesichter nicht zu bilden, die bei unserem Meister dabei stets so klar sind, daß man bis auf den Grund des Herzens blicken kann. Männer und Greise gelingen ihm nicht im gleichen Maße. So edel seine Apostel und Verkünder des göttlichen Wortes sind, so wenig reichen sie eigentlich aus. Milde Würde genügt da nicht, wo man einen unter den Kämpfen des Lebens erprobten Charakter sucht. Frauen, Mädchen und Jünglinge muß man von ihm sehen oder mitunter auch seine Christusgestalten, welche alle Niederländischen Bilder des Heilands hinter sich lassen. Nur eine Seite vom Charakter des Erlösers ist bei Schongauer betont, aber diese auf desto schönere Weise: unbeschreibliche Sanftmut und Milde thronen in diesen Zügen. — — Aber nicht nur die Zartheit, Wärme und Innigkeit des Gefühls, auch ein kühner Hang zum Phantastischen offenbart sich bei Schongauer, wie ja überhaupt diese beiden Züge in der deutschen Kunst so gern vereinigt sind. Die Großartigkeit seiner Einbildungskraft zeigt sich am glänzendsten in der Versuchung des heiligen Antonius, welches von allen seinen Kupferstichen das Prachtblatt ist. In den abenteuerlichen Gestalten der acht Dämonen, welche, mit allen Schrecken, die sich nur ersinnen lassen, ausgestattet, den Eremiten in die Luft emporgerissen haben, ist alles, was bei dem Künstler sonst noch von einer gewissen Scheu und Unsicherheit in den Bewegungen zu finden ist, besiegt; hier tritt dem Beschauer eine so zügellose Keckheit und hinreißende Gewalt entgegen, daß selbst Michelangelo sich versucht fühlen konnte, dies Blatt in der Jugend zu kopieren. Von minder günstiger Seite aber zeigt sich dies phantastische Element in den Szenen aus der Leidensgeschichte des Herrn. Solche Szenen gibt Schongauer, wie die meisten seiner Landsleute, gern, während den Niederländern durchweg friedlichere Vorwürfe zusagen und sie nur selten an Darstellungen gehen, in denen Kampf und aufbrausende Leidenschaften vorherrschen. Wenn der schleichende Verräter naht, die wilde Rotte den Heiland ergreift, wenn heuchlerische, aufgeschwemmte Pfaffen ihn verdammen und der laute Hohn, die freche Mißhandlung von Alt und Jung über den Gottessohn hereinbricht, überall ist, um Rohheit und Verworfenheit der Widersacher zu schildern, die äußerste Häßlichkeit und Verzerrtheit als Mittel gewählt. Das geradezu Fratzenhafte hat sich eingedrängt und geht weit über die Grenze des Erträglichen; wahre Kretins sind unter den Gestalten. Nicht Mangel an Schönheitsgefühl ist hiervon der Grund; wir haben ja gerade Schongauers Sinn für das Zarte und Liebliche schätzen gelernt; auch keine humoristische Absicht hat ihn geleitet, sondern volle, unbefangene Redlichkeit. Das innerlich Häßliche muß ihm auch äußerlich häßlich sein; der Geist muß sich den Körper bauen. Diese bizarren Übertreibungen, die von so widerwärtigem Eindruck sind und bei einem so lebenswürdigen Künstler desto mehr überraschen, haben darin ihren äußeren Grund, daß die Maler jener Zeit Stoff, Vorgänge und Gestalten aus den geistlichen Dramen oder

Mysterien entlehnten. Hier waren den Schergen des Herrn übertrieben-burleske Rollen zugewiesen, und von hier aus waren sie dem Volke nicht nur als boshaft, gemein und entmenschlich, sondern auch als äußerlich abschreckend bekannt. Aber der letzte Grund ist doch ein innerlicher, ist immer wieder die Reaktion des gotischen Idealismus, welcher in das Phantastische umschlägt, indem er über das Reale hinausstrebt, aber nicht nach der richtigen Seite, indem er sich das Wirkliche zu geben müht und es doch verzerrt und in solcher Weise überall die gefährliche Klippe für die deutsche Kunst, selbst Dürer noch mit eingeschlossen, bildet.

Unmittelbar neben diesen Ausartungen aber treten die schönsten Züge der Milde und Innigkeit bei Schongauer auf, so in der Passionsfolge selbst, so in den verschiedenen Darstellungen des Heilandes am Kreuze, bei denen er sich bestrebt, die Situation immer neu und anders zu fassen, mögen wir nun den Erlöser erblicken, wie Engel sein Blut auffangen oder wie er dem betauernden Lieblingsjünger die Mutter empfiehlt, mag das Schergengesindel unter dem Holze um Jesu Kleider losen und den Trauernden Worte des Hohnes zurufen oder der Hauptmann vom Tode des Gerechten ergriffen sein, mag endlich Christus bereits ausgelitten haben und nun der gewaltsamen Erschütterung eine milde Wehmut folgen. Daß auch der Künstler, trotz jener bizarren verletzenden Einzelheiten, schon eine staunenswerte Großartigkeit der Komposition entfalten kann, zeigt die große Kreuztragung, der umfangreichste aller seiner Stiche. —

Aber mag sich Martin Schongauer in seinen Kupferstichen auch noch so vielseitig und erfinderisch zeigen, das ganze Vollgewicht seines Könnens und seiner Persönlichkeit ruht dennoch in jenen wenigen Gemälden, die man als eigenhändige Schöpfungen von ihm betrachten kann, den Altarflügeln aus Kloster Isenheim im Museum zu Kolmar und der „Madonna im Rosenhag“ in der Sakristei der dortigen Martinskirche. Dies ist ein schöner, tief dichterischer Gegenstand, den die Kölnischen Meister schon liebten und welcher recht der deutschen Empfindung entspricht. Der Italiener liebt es mehr, die Gottesmutter als thronende Himmelskönigin darzustellen, der Deutsche will sie nahe und echt menschlich sehen. Auf einfacher Gartenbank sitzt sie mit dem Kinde, ganz in Rot gekleidet, in mehr als lebensgroßer Gestalt, unter dem Fuße saftiges Grün, vor einer blumenreichen Hecke mit kleinen gefiederten Gästen, hinter welcher lauter Goldglanz strahlt. Von hier ist freilich noch weit bis zu den Schöpfungen eines Hubert van Eyck, aber seit diesem war im Norden gewiß nichts gemalt, das an Majestät und Andacht neben Schongauers Madonna besteht. Hier hat sich mehr wie sonst der holdsten Schönheit ein wahrhaft persönlicher Charakter gesellt, hier strahlt aus den Zügen nicht jungfräuliche Reinheit und natürliche Innigkeit allein; ihres Wesens und ihrer Sendung, wie der Bestimmung des göttlichen Knaben, der sich an sie schmiegt, ist sie sich bewußt; ihr hoher, bedeutungsvoller Ernst, dem eine leise Wehmut sich beimischt, legt Zeugnis dafür ab. Auf ebenso hoher Stufe, im Vergleich zu allen nordischen Leistungen der Zeit, steht auch, trotz der herben Magerkeit in Marias Händen und der Gestalt des Kindes, das Verständnis des Körperlichen, welchem der sichere, grandiose Wurf des Gewandes ent-



spricht. Solch ein Werk beweist, wie sehr der Künstler über das handwerk-  
mäßige Wesen ringsumher hinausgehen konnte, sobald er alle Kraft zusam-  
mennahm, und erklärt sein geistiges Übergewicht, seinen staunenswerten  
Einfluß auf Nah und Fern. Dies Bild enthält die Summe alles damals in Deutsch-  
land Erreichbaren und Erreichten. (Alfred Woltmann, Holbein und seine  
Zeit, 1866/1868.)

## DÜRER UND DIE ANTIKE

Als Ausgangspunkt dient Dürer immer seine Verehrung für die Kunst und  
Weisheit des klassischen Altertums, seine Klage um deren Untergang und  
seine Achtung vor den neuen Bestrebungen der Italiener. In der Widmung  
seiner Meßkunst an Pirkheimer heißt es: „In was Ehren und Würden aber diese  
Kunst bei den Griechen und Römern gewesen ist, zeigen die alten Bücher ge-  
nugsam an; wiewohl sie in der Folge gar verloren und über tausend Jahre ver-  
borgten gewesen und erst vor zweihundert Jahren wieder durch die Welschen  
an den Tag gebracht worden ist“ — oder wie es in der Proportionslehre einmal  
heißt: vor anderthalbhundert Jahren. Man sieht, daß Dürer die neue Blüte  
der Kunst an die Epoche der Renaissance knüpft. In der Vorrede zu seinem  
Proportionswerke soll nach seinem ausdrücklichen Wunsche hervorgehoben  
werden, „daß er die Welschen sehr lobe in ihren nackten Bildern und zumal  
in der Perspektive“. Im Jahre 1513 aber schreibt Dürer: „Die große Kunst des  
Malens ist vor vielen hundert Jahren bei den mächtigen Königen in großer  
Achtbarkeit gewesen, denn sie machten die fürtrefflichen Künstler reich  
und hielten sie würdig, denn sie erachteten solche Sinnreichigkeit für ein  
Schaffen, gleichförmig dem Gottes. Denn ein guter Maler ist inwendig voller  
Figuren, und wenns möglich wäre, daß er ewiglich lebte, so hätte er aus  
den inneren Ideen, davon Plato schreibt, allzeit etwas Neues durch die Werke  
auszugießen. Vor vielen hundert Jahren sind annoch etliche berühmte Maler  
gewesen, als mit Namen: Phidias, Praxiteles, Apelles, Poliklet, Parrhasius,  
Lisippus, Protogenes und die anderen, deren einige ihre Kunst beschrieben  
und zumal kunstvoll angezeigt und klar an den Tag gebracht haben; doch  
sind ihre löblichen Bücher uns bisher verborgen und vielleicht gar verloren  
gegangen — einst geschehen durch Krieg, Austreibung der Völker und Ver-  
änderung der Gesetze und Glauben, was da billig zu beklagen ist von einem jeg-  
lichen weisen Mann. Es geschieht oft durch die rohen Unterdrücker der  
Kunst, daß die edlen Ingenia ausgelöscht werden, denn so sie die in wenigen  
Linien gezogenen Figuren sehen, vermeinen sie, es sei eitel Teufelsbannung.  
So ehren sie Gott mit etwas, das ihm widerwärtig ist; und menschlich zu reden,  
hat Gott ein Mißfallen über alle Vertilger großer Meisterschaft, die mit großer  
Mühe, Arbeit und Zeit erfunden wird und allein von Gott verliehen ist. Ich  
habe oft Schmerzen, daß ich der vorgenannten Meister Kunstbücher beraubt  
sein muß; aber die Feinde der Kunst verachten diese Dinge.“  
Merkwürdiger noch ist eine ältere erste Fassung dieser Stelle, in welcher  
Dürer seine Ansichten über das Verlöschen der alten Kunst noch deutlicher  
ausdrückt. Die Aufschreibung muß aus einer Zeit stammen, in welcher die  
Einwirkung der italienischen Renaissance im Sinne Mantegnas in Dürer noch

lebhaft nachklang, so daß er gar in einer unmittelbaren Nachahmung der Antike das Heil der modernen Kunst erblicken konnte. Diese erste Fassung lautet folgendermaßen: „Plinius schreibt, daß die alten Maler und Bildhauer, als Apelles, Protogenes und die anderen gar kunstvoll beschrieben haben, wie man ein wohlgestaltetes Gliedermaß der Menschen machen soll. Nun ist es wohl möglich, daß solche edle Bücher im Anfange der Kirche unterdrückt und ausgetilgt worden seien, um der Abgötterei willen. Denn sie haben gesagt, der Jupiter soll eine solche Proportion haben, der Apollo eine andere, die Venus soll so sein und der Herkules so, desgleichen mit den anderen allen. Sollte dem also gewesen sein und wäre ich zu derselben Zeit zugegen gewesen, so hätte ich gesprochen: O lieben heiligen Herren und Väter! um des Bösen willen wollet die edle, erfundene Kunst, die da durch große Mühe und Arbeit zusammengebracht ist, nicht jämmerlich unterdrücken und gar töten, denn die Kunst ist groß und schwer, und wir mögen und wollen sie lieber mit großen Ehren in das Lob Gottes wenden; denn in gleicher Weise, wie sie die schönste Gestalt eines Menschen ihrem Abgotte Apollo zugemessen haben, also wollen wir dieselben Maße brauchen zu Christo dem Herren, der der schönste aller Welt ist; und wie sie Venus als das schönste Weib gebildet haben, also wollen wir dieselbe zierliche Gestalt in keuscher Weise beilegen der allerreinsten Jungfrau Maria, der Mutter Gottes; und aus dem Herkules wollen wir den Samson machen; desgleichen wollen wir mit den anderen allen tun.“ (Moriz Thausing, Dürer, 1876.)

### NÜRNBERG ALS RENAISSANCESTADT

Im XV. Jahrhundert war Nürnberg eben der Mittelpunkt des gesamten europäischen Handelsverkehrs. Noch war der Seeweg nach Ostindien nicht entdeckt, und die Warenzüge nahmen von Venedig ihren Weg hierher, um in die Hansestädte und nach dem höheren Norden zu gelangen. Ebenso bildete die Stadt den natürlichen Stapelplatz aller Erzeugnisse des deutschen Gewerbefleißes, die den bedürftigen Hinterländern des Ostens, namentlich Polen und Ungarn, zugeführt wurden. Die Reichtümer, welche dafür aus aller Herren Ländern in die Hände der patrizischen Kaufherren flossen, wurden gleich an Ort und Stelle wieder produktiv durch die in allen Zweigen aufblühende Industrie. Die Freude am Schaffen war Hoch und Nieder gemein in Nürnberg. Der Wohlstand, der daraus entsprang, gewährte hinwiederum die Muße zur Vertiefung und Verfeinerung der Tätigkeit, deren Früchte immer mehr das Ziel einer edlen Ruhmsucht wurden. Die Liebe zur Arbeit war es, was die Bürgerschaft Nürnbergs zur Wertschätzung der höchsten irdischen Güter führte, die Handwerker zur Ausübung der Kunst, die reichen Vollbürger zur Pflege der Wissenschaft. Nicht unter so rastlosen Stürmen, wie in Florenz und im alten Athen, sondern in einträchtigem wohlgeordnetem Zusammenleben hat hier ein deutsches Gemeinwesen von höchstens hunderttausend Seelen gleichfalls auf beiden Gebieten nach dem Höchsten gerungen. Dem Gedeihen im Inneren entsprach denn auch der Glanz und die Bedeutung der Republik nach außen. Im deutschen Binnenlande war sie unstreitig die Königin

der Städte, und nicht bloß die benachbarten Gemeinwesen, sondern auch Bischöfe und Fürsten suchten ihre Freundschaft, in Streitfällen ihre Vermittlung. Den Eindruck einer Weltstadt machte daher Nürnberg auf Johannes Butzbach von Miltenberg, als derselbe um 1470 als junger Schütz mit seinem rohen Beans ihren weithin sichtbaren Türmen und Zinnen sich näherte.

Die fortwährende Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten, die Beteiligung am Welthandel und die dadurch veranlaßten häufigen Reisen hatten den Gesichtskreis der Nürnberger Patrizier frühzeitig erweitert. Insbesondere mußte der rege Verkehr mit Venedig im XV. Jahrhundert in ihnen den Sinn für klassische Studien wecken. Als nach dem Meinungs austausch auf den großen Konzilien von Konstanz und Basel und durch die Förderung des Aeneas Sylvius humanistische Bildung sich auch in Deutschland verbreitete, beeilte sich Nürnberg, die ersten Vertreter der neuen Richtung heranzuziehen. Der Würzburger Gregor von Heimburg, von welchem Aeneas Sylvius sagen konnte, er sei ohne Widerrede der Gelehrteste und Beredteste unter den Deutschen, und wie einst Griechenland nach Latium geflogen sei, so scheine jetzt in ihm Latium nach Deutschland zu fliegen; dieser auf dem Felde der klassischen Literatur wie auf dem der Politik und kirchlichen Opposition gleich erfahrene Mann; ferner Martin Mayr, der spätere, freisinnige Kanzler des Erzbischofs von Mainz, und der durch sein Übersetzungswerk hochverdiente Niklas von Wyle waren um die Mitte des XV. Jahrhunderts der Reihe nach als Konsulenten und Ratschreiber in den Diensten der Stadt. Der Letztgenannte gab bereits im Jahre 1445 jungen Leuten in Nürnberg Unterricht in der deutschen und lateinischen Sprache. Der damalige Plarrer von S. Sebald, Heinrich Leubing, ward durch Gregor dem Studium der alten Literatur gewonnen, indes der Probst von S. Lorenz, Thomas Pirkheimer, bereits zu den klassisch gebildeten Männern seiner Vaterstadt zählte. Ulrich von Hutten konnte ihr daher mit Recht nachrühmen, sie sei die erste unter den deutschen Städten gewesen, welche die schönen Wissenschaften gepflegt habe.

Nachdem Gregor von Heimburg in den sechziger Jahren Nürnberg verlassen hatte, bildete Johann Müller Regiomontanus, der berühmteste Astronom seiner Zeit, daselbst einen neuen Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen. Er ließ sich 1471 hier nieder, weil er, wie er sagte, keine Stadt finden konnte, die für seine Studien geeigneter wäre. Er verfaßte hier einen großen Teil seiner Schriften, baute astronomische Instrumente und legte für seine Zwecke eine eigene Druckerei an. Sein eifrigster Schüler und der Erbe seiner Schriften war jener Bernhard Walther, dessen mit einem Observatorium versehenes Haus beim Tiergärtner Tore nachmals in den Besitz Dürers überging. Lange behauptete seitdem Nürnberg in den mathematischen Wissenschaften den ersten Rang unter den deutschen Städten, auch die Universitäten nicht ausgenommen. Nach allen Richtungen fand so der neuerwachte Wissenstrieb seine Nahrung in Nürnberg. — —

Unter den Patriziern, welche sich die Pflege der klassischen Literatur besonders angelegen sein ließen, steht obenan Sebald Schreyer, geboren 1446 und von 1482—1503 Kirchenmeister bei S. Sebald. Er hatte sich zwar erst in seinen späteren Jahren den Studien zugewendet, aber mit solchem Erfolg, daß sein

Haus bald der Sammelplatz aller Gelehrten wurde. Nicht bloß durch sein Wohlwollen, auch mit seinen Vermögen unterstützte er Künste und Wissenschaften; er war es, der Schedels Weltchronik zum Druck beförderte. Johann Löffelholz und Johann Pirkheimer, Wilibalds Vater, holten sich ihre Bildung in Italien, studierten in Padua die Rechte, wurden Rechtskonsulenten der Vaterstadt und besaßen kostbare Bibliotheken. Alle diese gelehrten Nürnberger waren durch Freundschaft nicht bloß untereinander, sondern auch mit einem Manne verbunden, der bei der Einführung der klassischen Studien in Deutschland eine hervorragende Rolle spielt, nämlich mit Konrad Celtes. Dieser ward im Jahre 1487 vom Kaiser Friedrich III. in Nürnberg zum Dichter gekrönt, der erste Deutsche, der den kaiserlichen Lorbeer empfangt. Er hielt sich seitdem gern in der Stadt auf; mit fast allen oben genannten Männern stand er in Briefwechsel, wie auch mit Charitas, der gelehrten Schwester Wilibald Pirkheimers; auf Sebald Schreyer hat er eine seiner schönsten Oden gedichtet. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Nürnberg 1491 wollten ihm die Freunde einen Lehrstuhl der klassischen Literatur errichten, und als er nicht festzuhalten war, wurde die Stelle seinem Freunde Heinrich Groninger verliehen. Der Zufluß so reicher Bildungselemente konnte in Nürnberg um so tiefer eingreifen, da der Bewegung der Geister hier keine starre Autorität im Wege stand, weder eine scholastische Gelehrtenzunft noch eine mächtige Klerisei. (Moriz Thausing, Dürer, 1876.)

#### DER ISENHEIMER ALTAR

Man hat oft davon gesprochen, daß das deutsche Kunstleben auf seinen Höhepunkten in einem persönlichen Doppelgipfel sich darzustellen geneigt sei, und weist dabei auf Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Von viel tieferer Bedeutung als bei diesen ist die innere Gegensätzlichkeit im zeitlichen Nebeneinander bei Dürer und Grünewald. Hier liegt die Doppelung nicht in der Zufälligkeit des Persönlichen oder der schnellen Folge zweier Phasen der Abwandlung, vielmehr ist sie der notwendige Ausdruck des das Zeitalter durchaus erfüllenden Dualismus: In Dürer der Drang zum Universellen, in Grünewald die scharf persönliche Prägung einer spezifisch deutschen Tradition. In Dürer die Verpflichtung zur Sicherung der Kunst durch die Vernunft und eine bis zur Selbstverleugnung strenge Selbstzucht; Grünewald ein seinem Dämon hingeebener Nachtwandler. Dürer der Technisch-Allseitige; Grünewald mit einer zu dieser Zeit ungewöhnlichen Einseitigkeit Maler und nur Maler. Dürer zu weitestem Umfang der Wirkung und des Ruhmes gelangend, über die deutschen Grenzen hinaus, aber unverrückt sein Zentrum in seiner Vaterstadt nehmend; Grünewald ohne örtliche Wurzeln, einsam, früh vergessen. Dürer umspannte die ganze Problematik der Zeit, Grünewald ließ vieles, was in ihr lag, unberührt, in anderem aber gingen seine Ahnungen schon über sie hinaus. Und auch noch dieser Gegensatz: Dürers Leben und Schaffen liegt klar vor uns ausgebreitet, unser Bild von Grünewald ist äußerlich voller Lücken, innerlich voller Rätsel. Aber letztlich ist nicht nur von Gegensätzen zu sprechen; gerade weil sie im Persönlichen

so stark sind, fühlen wir erst recht es durch: wieviel beiden durch Zeit und Volk gemeinsam ist. —

Ein Werk vom Umfang des Isenheimer Altars hat Grünewald nicht mehr zu malen Gelegenheit gehabt. Der Auftrag war einer der größten, die je der deutschen, der nordischen Kunst zugekommen sind. An Umfang übertrifft er den Genter bei weitem und auch alle von Dürer ausgeführten. Altertümlicher als dieser ist er insofern, als er am Zusammensein von Malerei und Holzplastik noch festhält. Der Aufbau wurde kurz vor der Französischen Revolution zerstört, die Teile haben sich fast vollständig erhalten und sind im Museum in Kolmar. Die Zahl der Gemälde ist, die Predella eingerechnet, neun. Die Wandlung ergab drei Ansichten: im geschlossenen Zustand (der nur in der Fastenzeit nicht verändert wurde) die Kreuzigung, zwei Tafeln zu einer Bildfläche zusammengenommen, und auf den Flügeln die Heiligen Antonius und Sebastian; im zweiten Zustand Christi Geburt und Engelkonzert, daneben auf den Flügeln Verkündigung und Auferstehung; im dritten Zustand der vertiefte Schrein mit der plastischen Sitzfigur des Titelheiligen nebst den Seitenfiguren Augustinus und Hieronymus, und auf den wieder der Malerei überlassenen Flügeln die Versuchung des Antonius und sein Besuch beim Einsiedler Paulus. Die Reihenfolge der Wandlungen ist in Form und Inhalt auf den Kontrast angelegt: zuerst die tragische Schicksalserfüllung düster und bleischwer, dann die in mystischem Überschwang erfaßte strahlende, klingende, jubelnde Überwirklichkeit, zuletzt Beruhigung in festem, plastischem Dasein. Der Eindruck im Moment der Wandlung muß überwältigend gewesen sein, indem sich mit dem bildnerischen Prinzip des räumlichen Zusammenseins das der Schaubühne entnommene des zeitlichen Hintereinanders verband. Grünewald gibt etwas noch nie Gesehenes: ein weites, ödes, steiniges Hügel-land, über das die schwarze Nacht niedersinkt, ganz monoton, nur am tief-liegenden Horizont ein matter Lichtschein. Vor der Finsternis stehen in fahler gespenstischer Helligkeit die Figuren. Der Umriß gewinnt damit höchste Macht. Und daß sie alle reliefartig in einer Ebene stehen, gibt ihrer Erscheinung eine starre Gebundenheit, die am Schluß einer so sehr um Tiefe bemüht gewesenen Epoche als überaus derb und asketisch empfunden worden sein muß. Dem am Marterholz Hängenden ist höchste physische Wucht geliehen; der Künstler wußte genau, was er damit erreichte, daß er ihn im Maßstab größer bildete als die unter dem Kreuze Stehenden: wie groß muß die Bergeslast der Qualen gewesen sein, bis selbst dieser herkulische Körper unterlag. Nichts von Verklärung ist an ihm, nicht einmal stoische Ergebung. Gegen dieses Bild des Grausens wirken die Körperverkrümmungen der älteren Kunst wie ein kühles Ornament, auf einen durch die Renaissance erzogenen Italiener müßte es unbeschreiblich abstoßend gewirkt haben. Und daneben steht fanatisch unerschütterlich der letzte Prophet des Alten Bundes, Johannes der Täufer, wie die Verkörperung des unerbittlichen Ratschlusses, daß dieses geschehen mußte. Mitleid ist nur auf der andern Seite; aber es ist ganz zur körperlichen Qual geworden. Selbst die Predella mit der Beklagung am offenen Grabe bringt keinen mildernden Ausklang. Mit der Pracht und Furchtbarkeit dieses Toten läßt sich nichts vergleichen. Die Zeit hat, besonders

in der Plastik, viele schöne Beklagungsgruppen aufzuweisen: hiergegen erscheinen sie alle flach in der Empfindung. — —

Man tritt vor die zweite Reihe noch ganz erschüttert von dem Eindruck der ersten. Jetzt, indem die Flügel aufgeschlagen werden, eröffnet sich auch der Zusammenhang des göttlichen Planes, in dem das Opfer des Sohnes eine bittere Notwendigkeit war. Wir sehen in der Verkündigung, wie das Wort Fleisch werden will; und in der Auferstehung, wie das Fleisch in den Geist zurückkehrt. In der Mitte zwischen ihnen die Geburt des Heilands. Allerdings ist es nicht das altgewohnte Weihnachtsbild. Es ist nicht die Legende, sondern der Mythos gemalt. Ich kenne aus der älteren deutschen Kunst nur ein einziges Analogon: in dem Bilde des sogenannten Meisters Franke auf dem Hamburger Altar von 1420. Wie dort fehlt Joseph, wie dort sind die Hirten nur weit hinten auf dem Berge sichtbar, wie dort erscheint am obersten Bildrande Gottvater und sendet aus dem Gewölk goldene Strahlen herab. Es fehlt — auf dem Isenheimer Bilde ebenso — die gewohnte Kennzeichnung des Schauplatzes der Geburt als Hütte oder Ruine. Dafür wird eine Gartenmauer mit geschlossener Pforte sichtbar: — jedermann verständlich als der Hortus conclusus, das Symbol der unverletzten Jungfräulichkeit. So ist also das Mysterium, das der Realismus des 16. Jahrhunderts fast vergessen hatte, mit allen Mitteln betont, aber doch so, daß das Übernatürliche in die Ferne gelegt wird. Der Vordergrund steht in irdischer Nähe. Maria hat nichts Transzendentes an sich; sie ist nicht die zarte Jungfrau, sondern die stolze, reiche Mutter; in strahlendem Glück hebt sie den kräftigen Knaben zu sich empor aus der Wiege. Wendet sich der Blick dann weiter auf die linke Hälfte, so wogt uns schon wieder die überirdische Welt entgegen. Ein Vorhang ist zurückgezogen vor einem dunklen Raum, in dem ein phantastisches Mysterienspiel beginnt. Vorn spielt ein Engel auf der Gambe dem Christuskind etwas vor; weiter hinten ein kapellenartiger Einbau; dann wieder ein die Geige streichender Engel, umschwebt von geflügelten Cherubinen, und vor ihnen eine mädchenhafte Frauengestalt, Maria als Königin der Engel. Was bedeutet sie in diesem Zusammenhang? Wie es scheint, dies: Die dogmatische Basis ist die Lehre, daß die Fleischwerdung Christi eine doppelte Erlösung brachte: den Menschen und den Engeln. Daher der doppelte Lobgesang: Gloria in excelsis — pax in terra. (Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1921 ff.)

#### BILD DES JÖRG GYSIN VON HOLBEIN

Aus den Jahren 1532—1536 haben wir Bildnisse deutscher Kaufleute vom Stahlhofe, von Holbeins Hand gemalt. Diese Porträts pflegen gewisse gemeinsame Kennzeichen zu haben. Meist zeigen sie den Dargestellten in halber Figur und ringsum allerlei Beiwerk und Gerät, das mit großer Liebe ausgeführt ist. Auf Briefadressen pflegt in deutscher Sprache der Name des Dargestellten, sein Wohnort London, gewöhnlich auch noch die genauere Adresse: im Stahlhofe, zu stehen. Außerdem finden wir meist sein Alter samt der Jahrszahl, seinen Wahlspruch oder auch ein paar lateinische Verse, auf das Porträt

bezüglich, alles sorgsam und an passender Stelle angebracht. Den Namen des Malers zeigt keines dieser Bilder.

Das an Umfang wie an Kunstwert hervorragendste Bild dieser ganzen Gruppe, ja überhaupt eine der schönsten Leistungen Holbeins ist das Porträt des Jörg Gysin. Dieser war ein spezieller Landsmann des Künstlers. Die Familie Gysin (oder Gyze, wie meist auf dem Bilde steht) ist in der Baseler Gegend heimisch; noch heute kann man im benachbarten Städtchen Liestall diesen Namen auf den Aushängschildern fast an jedem Hause lesen. Wir erblicken einen Mann in jüngeren Jahren, bartlos mit ziemlich langem blonden Haar, angetan mit schwarzer Mütze, rotem Unterkleid von einem schillernden Stoff und schwarzem Überrock, beide oben ausgeschnitten, so daß man das fein gefältelte weiße Hemd sieht, welches die Brust bedeckt. Er ist eben damit beschäftigt, einen Brief zu öffnen, und zwar einen Brief seines Bruders, wie die deutlich geschriebene Adresse zeigt:

Dem erszamen  
Jergen gisze to lunden  
In engelant Mynem  
broder to handen.

Der Abgebildete sitzt hinter einem Tisch, auf welchem ein prächtiger gemusterter Teppich liegt, der sich heute zur Nachahmung empfehlen würde; vor ihm das mannigfaltigste Geräte, wie es in die Schreibstube eines Kaufmannes gehört, Schreibzeug, Schere, Feder und Petschaft, ein großes Rechnungsbuch, ein rundes Henkelgefäß wohl von zartestem venetianischem Glase, welches Blumen, namentlich Nelken, enthält, und dessen Durchsichtigkeit und Klarheit unvergleichlich dargestellt sind. Eine Kugel für Bindfaden hängt herab, zwei Borde zu beiden Seiten enthalten Bücher, Ringe, Schlüssel, eine Uhr mit Petschaft, eine Goldwage. Den Hintergrund bildet eine grüne Wand. In diesem Beiwerk hat die Feinheit der Ausführung bis in das Kleinste, die erschöpfende Charakteristik der verschiedensten Stoffe, Gold, Stahl, Glas, nicht ihresgleichen. Es ist mit einer so liebevollen Genauigkeit, einer so richtigen Empfindung gemacht, daß der größte Stilleben-Maler späterer Zeiten, der in solchen Motiven sein höchstes und eigentliches Ziel sieht, nicht damit wetteifern kann.

Ungesucht angeordnet, als ob nur der Zufall hier gewaltet, sind alle die Dinge notwendig, um die künstlerische Stimmung, auf welche es dem Maler ankam, hervorzurufen. Wir sehen nicht bloß die Person des jungen Kaufmanns, sondern in die gewöhnliche Stätte seines Wirkens blicken wir hinein, mitten in Ausübung seines täglichen Berufes treffen wir ihn an. Und wie paßt seine ganze Erscheinung, sein Wesen, sein Ausdruck da hinein! Dieses echte Bild eines deutschen Mannes, deutsch in den Formen des Gesichts, der großen geraden Nase, der stark und schwer gebildeten Unterpartie des Gesichtes, den feuchtglänzenden Augen voll Gemüt und Redlichkeit, die auf den Beschauer gerichtet sind! Welch ein tüchtiger Kern, welche prunklose Rechtschaffenheit, welche schlichte Verständigkeit sprechen aus diesem Manne! Mit Gelassenheit und Überlegung tut er, was er täglich zu tun gewohnt ist, selbst beim Öffnen des Briefes aus der Heimat läßt er sich Zeit und wird uns Rede

und Antwort stehen, falls wir ihn befragen. Holbein, treu wie immer, hat diese Persönlichkeit vor uns hingestellt, ohne zu ihrem Abbild das Mindeste von dem Seinigen hinzuzutun, ohne sie in irgendeinem Zuge über das, was sie in Wirklichkeit ist und was sie täglich scheint, zu erheben. Aber was dieser Mensch ist und hat, das ist hier auch ganz gegeben, tief aus dem Innern ist der Kern seines Wesens hervorgeholt und in die Erscheinung gerufen.

Vielleicht in keinem Bildnis kann man Holbein so gründlich kennenlernen, als in diesem Werke, zu dessen sonstigen Vorzügen noch seine seltene Erhaltung kommt. Nur das Schwarz des Überrocks ist mit der Zeit etwas stumpf und undurchsichtig geworden. Sonst finden wir hier, wie das die Art des Anzugs und des Beiwerks mit sich brachten, eine Mannigfaltigkeit der Töne, einen Reichtum der Palette, wie sie bei Porträten des Meisters nicht häufig sind. Der Ton ist klar, zart und leuchtend, und während uns beim Anschauen des Einzelnen in nächster Nähe das Machwerk als ein wahres Wunder scheint, ist auch der Eindruck des Ganzen beim Anblick von der Ferne nicht minder schlagend. Es befriedigt und erschließt uns ungeahnte Schönheiten, je länger wir es anschauen. (Alfred Woltmann, Holbein und seine Zeit, 1866/1868.)

#### HÖHEPUNKT DES DEUTSCHEN HUMANISMUS IN ERASMUS

Überblicken wir die ersten dreißig Lebensjahre des Erasmus, so war er in unaufhörlichem inneren Widerspruch mit dem Kloster- und Studienwesen jener Zeit aufgewachsen und geworden, was er war. Man könnte sagen: er war gezeugt und geboren in diesem Gegensatz; sein Vater hatte sich mit seiner Mutter nicht vermählen dürfen, weil er für das Kloster bestimmt war. Ihn selbst hatte man auf keine Universität ziehen lassen, wie er wünschte, sondern in einer unvollkommenen Klosteranstalt festgehalten, die ihm sehr bald nicht mehr genügte; ja, man hatte ihn durch allerlei Künste mit der Zeit vermocht, selbst in ein Kloster zu treten und die Gelübde abzulegen. Erst dann aber fühlte er ihren ganzen Druck, als er sie auf sich genommen: er hielt es schon für eine Befreiung, daß es ihm gelang, eine Stelle in einem Kollegium zu Paris zu erhalten: jedoch auch hier ward ihm nicht wohl: er sah sich genötigt, skotistischen Vorlesungen und Disputationen beizuwohnen, und dabei klagt er, daß die verdorbene Nahrung, der kahmige Wein, von denen er dort leben mußte, seine Gesundheit vollends zugrunde gerichtet haben. Da war er aber auch schon zu dem Gefühl seiner selbst gelangt. Sowie er noch als Knabe die erste Spur einer neuen Methode bekommen, war er ihr mit geringen Hilfsmitteln, aber mit dem sicheren Instinkt des echten Talentes nachgegangen; er hatte sich eine dem Muster der Alten nicht in jedem einzelnen Ausdruck, aber in innerer Richtigkeit und Eleganz entsprechende, leicht dahinfließende Diktion zu eigen gemacht, durch die er alles, was es in Paris gab, weit übertraf. Jetzt riß er sich von den Banden, die ihn an Kloster und Scholastik fesselten, los; er wagte es, von der Kunst zu leben, die er verstand: er unterrichtete und kam dadurch in fördernde und seine Zukunft sichernde Verbindungen; er machte einige Schriften bekannt, die ihm, wie sie denn mit ebenso viel Vorsicht als Virtuosität abgefaßt waren, Bewun-



derung und Gönner verschafften. Allmählich fühlte er, was das Publikum bedurfte und liebte: er warf sich ganz in die Literatur. Er verfaßte Lehrbücher über Methode und Form, übersetzte aus dem Griechischen, das er dabei erst lernte, edierte die alten Autoren, ahmte sie nach, bald Lucian, bald Terenz — er zeigte allenthalben den Geist feiner Beobachtung, welcher zugleich belehrt und ergötzt; was ihm aber hauptsächlich sein Publikum verschaffte, war die Tendenz, die er verfolgte. Jene ganze Bitterkeit gegen die Formen der Frömmigkeit und Theologie jener Zeit, die ihm durch den Gang und die Begegnisse seines Lebens zu einer habituellen Stimmung geworden, ergoß er in seine Schriften, nicht daß er sie zu diesem Zwecke von vornherein angelegt hätte, sondern indirekt, da, wo man es nicht erwartete, zuweilen in der Mitte einer gelehrten Diskussion, mit treffender unerschöpflicher Laune. Unter anderem bemächtigte er sich der durch Brant und Geiler populär gewordenen Vorstellung von dem Element der Narrheit, welches in alles menschliche Treiben und Tun eingedrungen sei: er führte sie selbst redend ein, Moria, Tochter des Plutus, geboren auf den glückseligen Inseln, genährt von Trunkenheit und Ungezogenheit, Herrscherin über ein gewaltiges Reich, das sie nun schildert, zu dem alle Stände der Welt gehören. — —

Dem populären Angriffe fügte Erasmus aber auch einen gelehrten, tieferen hinzu. Das Studium des Griechischen war im fünfzehnten Jahrhundert in Italien erwacht, dem Latein zur Seite in Deutschland und Frankreich vorgedrungen und eröffnete nun allen lebendigen Geistern jenseits der beschränkten Gesichtskreise der abendländischen kirchlichen Wissenschaft neue glänzende Aussichten. Erasmus ging auf die Idee der Italiener ein, daß man die Wissenschaften aus den Alten lernen müsse, Erdbeschreibung aus Strabo, Naturgeschichte aus Plinius, Mythologie aus Ovid, Medizin aus Hippokrates, Philosophie aus Plato, nicht aus den barocken und unzureichenden Lehrbüchern, deren man sich jetzt bediene; aber er ging noch einen Schritt weiter: er forderte, daß die Gottesgelahrtheit nicht mehr aus Skotus und Thomas, sondern aus den griechischen Kirchenvätern und vor allem aus dem Neuen Testament geschöpft würde. Nach dem Vorgang des Laurentius Valla, dessen Vorbild überhaupt auf Erasmus großen Einfluß gehabt hat, zeigte er, daß man sich hierbei nicht an die Vulgata halten müsse, der er eine ganze Anzahl Fehler nachwies; er selbst schritt zu dem großen Werke, den griechischen Text, der dem Abendlande noch niemals bekannt geworden, herauszugeben. So dachte er, wie er sich ausdrückt, diese kalte Wortstreiterin Theologie auf ihre Quellen zurückzuführen; dem wunderbar aufgetürmten System zeigte er die Einfachheit des Ursprungs, von der es ausgegangen war, zu der es zurückkehren müsse. In alle dem hatte er nur die Zustimmung des großen Publikums, für das er schrieb. Es mochte dazu beitragen, daß er hinter dem Mißbrauch, den er tadelte, nicht einen Abgrund erblicken ließ, vor dem man erschrocken wäre, sondern eine Verbesserung, die er sogar für leicht erklärte, daß er sich wohl hütete, gewisse Grundsätze, welche die gläubige Überzeugung festhielt, ernstlich zu verletzen. Die Hauptsache aber machte sein unvergleichliches literarisches Talent. Er arbeitete unaufhörlich, in mancherlei Zweigen, und wußte mit seinen Arbeiten bald zustande zu kommen: er hatte nicht die

Geduld, sie aufs neue vorzunehmen, umzuschreiben, auszufeilen: die meisten wurden gedruckt, wie er sie hinwarf; aber eben dies verschaffte ihnen allgemeinen Eingang: sie zogen eben dadurch an, weil sie die ohne allen Rückblick sich fortentwickelnden Gedanken eines reichen, feinen, witzigen, kühnen und gebildeten Geistes mitteilten. Wer bemerkte gleich die Fehler, deren ihm genug entschlüpfen? Die Art und Weise seines Vortrages, die den Leser noch heute fesselt, riß damals noch weit mehr jedermann mit sich fort. So ward er allmählich der berühmteste Mann in Europa: die öffentliche Meinung, der er den Weg bahnte vor ihr her, schmückte ihn mit ihren schönsten Kränzen; in sein Haus zu Basel strömten die Geschenke; von allen Seiten besuchte man ihn; nach allen Weltgegenden empfing er Einladungen. Ein kleiner blonder Mann, mit blauen, halbgeschlossenen Augen, voll Feinheit der Beobachtung, Laune um den Mund, von etwas furchtsamer Haltung: jeder Hauch schien ihn umzuwerfen, er erzitterte bei dem Worte Tod. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1839, 1847.)

### STADT UND LANDSCHAFT BEI CELTIS

Die reifste Frucht seiner Beobachtungsgabe bietet Celtis in der mit Recht berühmten Beschreibung der Stadt Nürnberg. — Wie anziehend schildert Celtis die bescheidene Fröhlichkeit, womit sich Alt und Jung die schönen Sommerabende an der Bleiche lustwandelnd und singend vertreiben, oder die festlichen Waffenspiele auf der Haller Wiese, wo unter dem Schatten einer vierfachen Baumreihe die Quellen sprudeln, der dichte Rasen grünt, vom Burghügel das Lied der Vögel herüberschallt. Die Anekdote vom alten Kaiser Friedrich, der alle Knaben unter zehn Jahren in den Burggraben einlädt und mit Lebkuchen beschenkt, weiß er ebenso hübsch zu erzählen, wie die tragikomische Geschichte von der Panik, die bei der Schaustellung der Reichskleinodien durch einen vorwitzigen Raben und ein paar fallende Dachziegel verursacht wird. Mit ergreifenden Zügen veranschaulicht er uns die Schrecken der Hungersnot von 1491, die Scharen zerlumpter und ausgemergelter Bauern, die sich verzweifelnd vor den Kirchen der Stadt lagern und Almosen heischen, die schauerliche Todeslust, womit ein wegen Diebstahls Verurteilter den Strick als einzige Erlösung aus dieser Not begrüßt. Die Tröstung und Speisung der Aussätzigen, die Einkleidung der Klosterfrauen, die Schützenfeste und Exerzitien, der unerfreuliche Sport des Zutrinkens, die mannigfaltigen Trachten der Bürger, von der ernsthaft anständigen Gewandung der Ratsherren bis zum stutzerhaften Durcheinander aller ausländischen Moden, Kleidung und Schmuck der Frauen, kurz alles, was irgendwie die Aufmerksamkeit eines Wanderers erregen kann, wird von dem wißbegierigen und mitteilbaren Humanisten vermerkt; schenkt er doch sogar dem öffentlichen Steintragen zänkischer und kupplerischer Weiber sowie dem unheimlichen Schauspiel der rabenumflatterten Richtstätte einen Blick. Sein besonderes Wohlgefallen erregen die schönen hohen Giebelhäuser und die zierlichen Erker, deren Säulenschmuck und reiche Vergitterung, Butzenscheiben und Zierpflanzen ihm den Eindruck königlicher Pracht vervollständigen. Schon

Enea Silvio hatte ja gefunden, daß die deutschen Bürger besser wohnten, als die Königin von Schottland. In der Charakteristik der Bevölkerung fehlt natürlich weder der „Nürnberger Witz“ der Männer, noch die gewinnende Feinheit der Frauen. Celtis vergleicht den leicht beweglichen und zur Prahlererei geneigten Sinn der Nürnberger mit dem Sandboden ihrer Heimat und findet den Grundzug einer vorsichtigen Klugheit (*ingenium varum*) glücklich heraus. Auch jene aus Selbstsucht entspringende ängstliche Höflichkeit, die zu einer heuchlerischen Sorgfalt für die dem anderen zukommende Ehre führt, entgeht ihm nicht. Das Stadtwappen, den Adler mit Frauenkopf, erlaubt er sich, an einen landläufigen Scherz anknüpfend, auf die unbestrittene Herrschaft der hübschen „männergewaltigen“ Nürnbergerinnen zu deuten. Wenn er mitten in dieser lebendigen Auffassung der Gegenwart die Mönche, Druiden und die Feuerarbeiter Zyklopen nennt, auf der Hallerwiese die Bilder Apollos und der Musen vermißt, die Kirchenglocken wie etwas ganz Fremdartiges beschreibt, so kann man ihm solche kleine Schwächen leicht nachsehen und nur bedauern, daß wir von der geplanten Beschreibung Deutschlands nichts als dieses Bruchstück besitzen.

Sehr ausführlich behandelt Celtis die geographische Lage und was damit zusammenhängt, Beschaffenheit der Atmosphäre und des Bodens, Klima, Gesundheitsverhältnisse und Rasse dieses „Zentrums von Europa“. Das gemäßigte gesunde Klima und die geringe Bewegung der Luft führt er auf den Sandboden und die Abwesenheit stagnierender Gewässer zurück; aber auch auf die geistige Anlage der Bevölkerung schreibt er der trockenen Atmosphäre einen entscheidenden Einfluß zu, indem die Freiheit von schädlichen Dünsten nicht nur für die körperliche Gesundheit, sondern auch für die Schärfe und Spannkraft des Geistes sehr förderlich sei. Ein gegenteiliges Beispiel von den schädlichen Einwirkungen übergroßer Feuchtigkeit und mangelhafter Ernährung liefern ihm die Anwohner der Donau. Auch das Vorherrschen des brünetten Typus und die auffällige Dialektmischung in Nürnberg wird nicht vergessen, ebensowenig die Eigentümlichkeit des dortigen Sandsteins, der sich unter dem Einfluß von Sonne und Luft zu trefflichem Baumaterial härtet. Die Gestaltung des Terrains mit den umgebenden „einem deutschen Sattel“ vergleichbaren Hügeln, mit den weit verzweigten, „meerbuchartig“ vor- und zurücktretenden Waldungen mit dem natürlichen Mittelpunkt des Burgbergs, erregt das Interesse des eifrigen Geographen. Aber mit der nämlichen Sorgfalt schildert er die künstliche Benutzung und Befestigung der natürlichen Situation, wobei er auf die Umwallung und die Ummauerung, auf die verschiedenartige Konstruktion der Türme, auf die geräumigen Wehrgänge und die strategische Bedeutung der Toranlagen eingeht. Die künstliche Befruchtung des widerspenstigen Sandbodens, die Aufforstung entwaldeter Strecken, Nürnbergs uralte Metallindustrie und die Erfindung des Drahtziehens, die Straßenpflasterung und Wasserversorgung der Stadt, kurz alle Seiten des wirtschaftlichen Lebens werden berührt; die besonderen Liebhabereien des Humanismus, wie die Ableitung aller modernen Verhältnisse aus der Antike oder die Bevorzugung einer sagenhaften Urgeschichte, treten nur selten zutage und müssen einer frischen Anschauung des Wirklichen das Feld räumen. — —

Seine poetischen Schilderungen erscheinen allerdings zum Teil den Alten nachgebildet, auch wohl ins Mythologische übersetzt. Ich erinnere nur an jene Ode, worin er die Rheinüberschwemmung unter dem Bild einer vom Meer-gott berufenen Versammlung der Flußgottheiten darstellt. Mit stürmischer Hast drängen die Quellnymphen auf den Ruf des Vaters Oceanus aus ihrem moosigen Versteck hervor, sie lassen ihre Haare im Südwind flattern, schmücken und spiegeln sich im Sonnenlicht, schütteln den Tau von den Gliedern und prüfen singend die Kraft ihrer Arme, ob sie die wogende Brandung der See zu teilen vermögen. Das ist ein antikes Naturgemälde, dagegen bewegt er sich in der freien Nachgestaltung der Renaissance, wenn er das Kreisen der Sternbilder um die Erde mit einem Moriskentanz vergleicht, als dessen Mittelpunkt die gefeierte Schönheit in anmutiger Ruhe die wilde Huldigung entgegennimmt. Daß aber Celtis von dieser Einkleidung ganz abzusehen und landschaftliche Eindrücke in einfachen Zügen festzuhalten weiß, zeigen viele Stellen seiner Gedichte und namentlich seiner Beschreibung von Nürnberg. Er weidet sein Auge an dem Panorama der Alpen, das sich auf der Höhe bei Freising über der rauschenden Isar darbietet, er ärgert sich über das flache schattenlose Terrain um Ingolstadt und preist die hochgelegene Burg des Bohuslav von Hassenstein, die lieblichen Neckarufer Heidelbergs, die Nürnberger Burg, von deren Höhe er die Stadt und als ihre Umkränzung den „herzynischen“ Wald zu seinen Füßen liegen sieht. Auch das imponierende Bild, das Nürnberg dem von außen Kommenden bietet, wird erwähnt. Die Lage der deutschen Klöster in anmutigen Tälern, unter dem Schatten uralter Eichen, erregt sein Entzücken, dem Laubwald des südlichen Deutschland stellt er (freilich nicht sehr genau) die dunklen Nadelwälder des Nordens gegenüber, die, von hallenden Gießbächen durchrauscht, ihn an die Schauer der Unterwelt mahnen.

Diese Schwärmerei für den deutschen Wald und seine unverkümmerte „immergrüne Herrlichkeit“ birgt Elemente der Empfindsamkeit und der Mystik. Ein Liebhaber der Sonne, der Wälder und Berge wird Celtis in der von seinen Freunden verfaßten Biographie genannt. Er selbst bezeugt mehr als einmal, daß er sich im Schatten des Waldes und in der freien Himmelsluft der Gottheit näher fühlt, als in den dumpfen Mauern der Kirche, die Stille der Natur redet ihm mächtiger zum Herzen als das Geschrei eines dünnkelhaften Pfaffen. Zwei seiner besten Oden verteidigen diesen einsamen Gottesdienst in der großen Natur.

Hic mihi magna Jovis subit omnipotentis imago  
Templaque summa dei.

Hier schauen die Gewaltigen des Himmels unmittelbarer in die Brust des Menschen, als von den bemalten Wänden der Gotteshäuser, hier gemahnt ihn das Farbenspiel des Sonnenuntergangs an Sterben und Vergehen. Dieses Hineintragen der eigenen Empfindung in die Natur empfängt noch eine weitere Vertiefung durch den Einklang der platonischen Naturbeseelung. Marsilio Ficino empfiehlt in seinem „Buch des Lebens“ den Aufenthalt unter freiem Himmel, an hochgelegenen und heiteren Orten, wo die Strahlen der Gestirne ungehindert auf den Menschen wirken können, insbesondere aber ist für die

überwiegend „sonnige“ Natur der literati der Genuß von Sonnenlicht, Luft und Wein unentbehrlich. Deshalb zieht es den echten Poeten so unwiderstehlich ins Freie und den Philosophen unter das Himmelsgewölbe, an welchem die Lenker der Geschicke dahinschreiten. Wieder und wieder schaut er empor zu ihren alles bewegenden und durchdringenden Strahlen und sendet sein Gebet in die Nacht:

O nox perpetuis decora stellis,  
Quas divum facies levas coruscas!

(Friedrich von Bezold, Konrad Celtis, „der deutsche Erzhumanist“, 1883.)

## VERBINDUNG VON RELIGION UND WISSENSCHAFT IN REUCHLIN

Reuchlin war groß und wohlgestaltet, würdig in all seinem Tun und Lassen, von einer äußerlichen Ruhe und Milde, die seinem Talente gleich auf den ersten Blick Vertrauen verschafften. Er war kein Autor, der den Beifall des großen Publikums der lateinischen Welt hätte gewinnen können: seine Diktion ist nur mittelmäßig; Sinn für Eleganz und Form beweist er eigentlich nicht. Dagegen zeigte er einen Durst, zu lernen, einen Eifer, mitzuteilen, die ihresgleichen nicht hatten. Er beschreibt selbst, wie er seine Wissenschaft stückweise zusammengebracht, Brosamen, die von des Herrn Tische fielen, — zu Paris und im Vatikan, zu Florenz, Mailand, Basel, am kaiserlichen Hofe, wie er dann, jenem Vogel des Apollonius gleich, den Weizen anderem Geflügel zum Genuß überlassen habe. Mit einem Wörterbuch, das besonders dazu beitrug, die älteren scholastischen zu verdrängen, kam er den lateinischen, mit einer kleinen Grammatik den griechischen Studien zu Hilfe; er sparte weder Mühe noch Geld, um die klassischen Autoren, entweder handschriftlich oder wie sie die italienischen Pressen verließen, über die Alpen hinüberzubringen: in seiner Behausung berührte die wundervollste Hervorbringung der entferntesten Jahrhunderte, die homerischen Gedichte, zuerst in ihrer echten Gestalt den deutschen Geist, der sie einst der Welt wieder vollkommener verständlich machen sollte. Noch höher aber als alles dies schlugen die Zeitgenossen sein Studium des Hebräischen an, dem eben jene sporadischen Bemühungen hauptsächlich galten. Darin sah er selbst sein eigentümlichstes Verdienst. „Es ist vor mir keiner gewesen,“ ruft er mit wohlbegründetem Selbstgefühl einem seiner Gegner zu, „der sich verstanden hätte, die Regeln der hebräischen Sprache in ein Buch zu bringen, und sollte dem Neide sein Herz zerbrechen, dennoch bin ich der Erste. Exegi monumentum aere perennius.“ Hierbei hatte er nun das meiste jüdischen Rabbinern zu danken, die er allenthalben aufsuchte, von denen er keinen vorüberziehen ließ, ohne etwas von ihm gelernt zu haben, die ihn aber nicht allein auf das Alte Testament, sondern auch auf ihre übrigen Sachen, vor allem die Kabbala führten. Reuchlin war ein Geist, dem die grammatisch-lexikalischen Studien an und für sich nicht völlig genug taten. Nach dem Vorgang seiner jüdischen Lehrer wandte er sich auf die Mystik des Wortes. In dem Namen Gottes in der Schrift, in ihrer elementaren Zusammensetzung findet er zugleich das tiefste Geheim-

nis des göttlichen Wesens: denn Gott, der sich des Umgangs mit der heiligen Seele freut, will sie in sich verwandeln, in ihr wohnen; Gott ist Geist, das Wort ist ein Hauch, der Mensch atmet, Gott ist das Wort. Die Namen, die er sich selbst gegeben, sind ein Widerhall der Ewigkeit: da ist der Abgrund seines geheimnisvollen Wesens ausgedrückt: „der Gottmensch hat sich selbst das Wort genannt“. Da fassen gleich in ihrem ersten Ursprung die Studien der Sprache in Deutschland das letzte Ziel ins Auge, die Erkenntnis des geheimnisvollen Zusammenhanges der Sprache mit dem Göttlichen, ihrer Identität mit dem Geiste. Reuchlin ist wie jene Entdecker der neuen Welt, seine Zeitgenossen, welche bald nach Norden, bald nach Süden, bald geradeaus nach Westen das Meer durchschneiden, die Küsten finden und bezeichnen und dabei nicht selten, indem sie einen Anfang machen, schon am Ziele zu sein glauben. Reuchlin war überzeugt, daß er auf seinem Wege der platonischen und aristotelischen Philosophie, die bereits wiedergefunden worden, auch die pythagoreische hinzufüge, die aus dem Hebraismus entsprungen. Auf den Fußstapfen der Kabbala glaubte er von Symbol zu Symbol, von Form zu Form sich bis zu der letzten, reinsten Form zu erheben, die das Reich des Geistes beherrsche, in der sich die menschliche Beweglichkeit dem Unbeweglich-Göttlichen näherte. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1839/1847.)

#### DAS NEUE TESTAMENT DER ASTRONOMIE

Kopernikus selbst erzählt die Veranlassung zu seinen neuen Untersuchungen in der Zuschrift an Papst Paul III., die er seinem Werke *De revolutionibus orbium coelestium* vorgesetzt hat, und die als ein Meisterstück von Vortrag angesehen werden kann. Der Menschenkenner wird fast in jeder Zeile mit Verwunderung bemerken, mit welcher Feinheit der Mann die innigste Überzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache, ohne zu heucheln oder zu kriechen, in die Sprache männlicher Bedachtsamkeit zu kleiden und als Geistlicher mit dem Oberhaupte seiner Kirche sogar ein wenig philosophisch von dem Weltgebäude zu sprechen gewußt hat, welches damals bekanntlich allgemein für ein Gebiet nicht der Philosophie, sondern Sr. Heiligkeit angesehen wurde.

„Was mich“, sind ungefähr seine Worte, „auf den Gedanken brachte, die Bewegungen der himmlischen Körper anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bei seinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit sich selbst war. Der eine erklärte so, der andere anders, und keiner tat den Phänomenen ganz Genüge. Wenn es an einem Ende gut damit ging, so fehlte es dafür am andern. Ja, man blieb nicht einmal den Grundsätzen, die man doch angenommen hatte, getreu. Daher war es auch nicht möglich, dem Ganzen eine gewisse stete, symmetrische Form zu geben. Es glich vielmehr einem Gemälde von einem Menschen, wozu man Kopf und Füße von diesem, die Arme und übrigen Glieder aber von jenem genommen hatte, wovon aber keines zum andern paßte, also eher einem Monstrum, als einer regelmäßigen Figur. Verfolgt man den Gang der dabei gebrauchten Schlüsse,

so findet sich, daß bald etwas fehlt, bald etwas da ist, was nicht dahin gehört. Wären aber auch alle Voraussetzungen richtig, so müßte doch die Erfahrung auch alles bestätigen, was man daraus folgern kann; das ist aber der Fall nicht. Da ich nun“, fährt er fort, „lange bei mir über die Ungewißheit dieser Lehren nachgedacht hatte, so ward es kränkend für mich, zu sehen, daß der Mensch, der doch so vieles so glücklich erforscht hat, noch so wenig sichere Begriffe von der großen Weltmaschine habe, die der größte und weiseste Werkmeister, der Schöpfer der Ordnung selbst, für ihn dahingestellt hat. Ich fing zu dem Ende an, so viel Schriften der Alten zu lesen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu sehen, ob nicht irgendeiner unter ihnen anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweisen, die jene Lehre öffentlich in den Schulen gelehrt hatten.“ —

Kopernikus las also. Die erste Stelle, die ihm auffiel, war, wie er selbst dem Papst erzählt, eine beim Cicero und nachher eine andere beim Plutarch. In jener wird mit deutlichen Worten gesagt: Nicetas von Syrakus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne ständen überhaupt stille und außer der Erde sei nichts beweglich in dem Weltgebäude, diese aber drehte sich mit großer Schnelligkeit um ihre Achse, und so ließe es, als drehe sich der Himmel, und die Erde stände stille. In der andern versichert Plutarch eben dieses von dem Pythagoräer Ekphantus und Heraklides aus Pontus, sagt aber vorher noch, der Pythagoräer Philolaus habe gelehrt: die Erde drehe sich um das Feuer in einem schrägen Kreise, dergleichen die Sonne und der Mond durchliefen. Dieses gab mir nun“, fährt er fort, „Veranlassung, auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Ob nun gleich eine solche Meinung absurd schien, so dachte ich doch, man würde auch mir eine Freiheit nicht versagen, die man so vielen andern vor mir zugestanden hatte, nämlich beliebige Kreise und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erscheinungen am Himmel zu erklären. Als ich nun anfang, die Erde sowohl um ihre Achse, als um die Sonne beweglich zu setzen, und dieses mit meinen lange fortgesetzten Beobachtungen verglich, so fand sich eine solche Übereinstimmung mit den Phänomenen, und alles fügte sich nun so gut zusammen, daß kein Teil mehr verrückt werden konnte, ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren.“

Dieses ist die kurze Geschichte der Veranlassung zu einem Gedanken, mit welchem eigentlich wahre Astronomie ihren Anfang nahm. Nun bedenke man diese Veranlassung und vergleiche den Wink mit der Wirkung, die er auf den Domherrn zu Frauenburg hatte.

In den Alten finden sich ein paar Stellen, worin im Vorbeigehen gesagt wird, die Erde drehe sich um ihre Achse und laufe in einem Kreise um das Feuer. Diese Behauptungen zeichnen sich durch nichts vor vielen andern aus, die man bei den Alten antrifft und deren Unrichtigkeit anerkannt ist. Tausende hatten sie gelesen und nicht geachtet. Es wird dabei nichts bewiesen und nichts darauf gegründet. Fast das ganze Altertum ist wider sie und darunter einige der größten Genies aller Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee, daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen allgemein. Ohnehin schon, durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins, mit der Sprache aller

Völker notwendig verwebt, erhielt sie nun überall durch den Beifall jener Weisen auch noch wissenschaftliches Ansehen. Es ging immer weiter. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit dem sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräisch: so wurde daraus endlich ein Gottesurteil. Jene erste Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie exkommuniziert; sie in Schutz zu nehmen, war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: Diese von den größten Weisen des Altertums verworfene, verächtlich scheinende, verrufene, mißliche und halsbrechende Idee, die selbst einer der größten Denker neuerer Zeit, der Stifter wahrer Naturlehre, Baco von Verulam, der die Kopernikanische Lehre sogar kannte, noch verwerflich fand: diese lernt Kopernikus aus flüchtigen Beschreibungen kennen; sie erregt seine Aufmerksamkeit, er prüft sie und — nimmt sie in Schutz. Dieses tat ein Domherr des fünfzehnten Jahrhunderts, mitten unter Domherren, nicht unter dem sanften Himmelsstriche Griechenlands oder Italiens, sondern unter den Sarmaten und an der damaligen Grenze der kultivierteren Welt. Er verfolgt diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt nicht ein paar Jahre hindurch, sondern durch die Hälfte seines siebenzigjährigen Lebens; vergleicht sie mit dem Himmel, bestätigt sie endlich, und wird so der Stifter eines neuen Testaments der Astronomie. Und dieses alles leistete er, welches man nie vergessen muß, fast hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Tintenstrichen geteilt waren. Das tat der Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, der, selbst vom Himmel stammend, sein eigenes Wesen in dessen Werke hinaustrug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innere Stärke freier geblieben war. Kepler sagt dieses in wenigen Worten mit großer Stärke: Copernicus, vir maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber. (Georg Christoph Lichtenberg, um 1790.)

#### ABSCHLUSS DES SECHZEHNTEHnten JAHRHUNDERTS: BACO VON VERULAM

Was Baco von Verulam uns hinterlassen, kann man in zwei Teile sondern. Der erste ist der historische, meistens mißbilligende, die bisherigen Mängel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger scheltende Teil. Den zweiten würden wir den belehrenden nennen, den didaktisch dogmatischen, zu neuen Tagewerken aufrufenden, aufregenden, verheißenden Teil.

Beide Teile haben für uns etwas Erfreuliches und etwas Unerfreuliches, das wir folgendermaßen näher bezeichnen. Im historischen ist erfreulich die Einsicht in das, was schon dagewesen und vorgekommen, besonders aber die große Klarheit, womit die wissenschaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt sind; erfreulich das Erkennen jener Vorurteile, welche die Menschen im einzelnen und im ganzen abhalten, vorwärts zu schreiten. Höchst unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienste der Vorgänger, gegen die Würde des Altertums. Denn wie kann man mit Gelassenheit an-



hören, wenn er die Werke des Aristoteles und Plato leichten Tafeln vergleicht, die eben, weil sie aus keiner tüchtigen, gehaltvollen Masse bestünden, auf der Zeitflut gar wohl zu uns herüber geschwemmt werden können. Im zweiten Teil sind unerfreulich seine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen, seine Methode, die nicht konstruktiv ist, sich nicht in sich selbst schließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweist, sondern zum Vereinzeln Anlaß gibt. Höchst erfreulich hingegen ist sein Aufregen, Aufmuntern und Verheißten.

Aus dem Erfreulichen ist sein Ruf entstanden; denn wer läßt sich nicht gern die Mängel vergangener Zeiten vorerzählen? Wer vertraut nicht auf sich selbst, wer hofft nicht auf die Nachwelt? Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einsichtsvolleren bemerkt, aber wie billig geschont und verziehen.

Aus dieser Betrachtung getrauen wir uns das Rätsel aufzulösen, daß Baco so viel von sich reden machen konnte, ohne zu wirken, ja, daß seine Wirkung mehr schädlich als nützlich gewesen. Denn da seine Methode, insofern man ihm eine zuschreiben kann, höchst peinlich ist, so entstand weder um ihn, noch um seinen Nachlaß eine Schule. Es mußten und konnten also wieder vorzügliche Menschen auftreten, die ihr Zeitalter zu konsequenteren Naturansichten emporhoben und alle Wissens- und Fassungslustigen um sich versammelten.

Da er übrigens die Menschen an die Erfahrung hinwies, so gerieten die sich selbst überlassenen ins Weite, in eine grenzenlose Empirie; sie empfanden dabei eine solche Methodenscheu, daß sie Unordnung und Wust als das wahre Element ansahen, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne. Es sei uns erlaubt, nach unserer Art das Gesagte in einem Gleichnis zu wiederholen.

Baco gleicht einem Manne, der die Unregelmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebäudes recht wohl einsieht und solche den Bewohnern deutlich zu machen weiß. Er rät ihnen, es zu verlassen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verschmähen, einen andern Bauplatz zu suchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er ist ein trefflicher Redner und Überreder; er rüttelt an einigen Mauern, sie fallen ein, und die Bewohner sind genötigt, teilweise auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an zu ebnen, und doch ist es überall zu enge. Er legt neue Risse vor, sie sind nicht deutlich, nicht einladend. Hauptsächlich aber spricht er von neuen, unbekanntem Materialien, und nun ist der Welt gedient. Die Menge zerstreut sich nach allen Himmelsgegenden und bringt unendlich Einzelnes zurück, indessen zu Hause neue Pläne, neue Tätigkeiten, Ansiedelungen die Bürger beschäftigen und die Aufmerksamkeit verschlingen.

Mit allem diesem und durch alles dieses bleiben die Baconischen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, besonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, sondern historisch auf uns wirken wird, welches nun bald möglich sein sollte, da sich zwischen ihm und uns schon einige Jahrhunderte gestellt haben. — —

Und sollten wir einen Blick auf das sechzehnte Jahrhundert zurückwerfen, so würden wir seine beiden Hälften voneinander deutlich unterschieden finden. In der ersten zeigt sich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernst hervortritt. Sie ruht auf der

zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Was in dieser geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in seinem ganzen Wert, in seiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine solche Erscheinung. Hier zeigt sich zwar ein Konflikt zwischen Autorität und Selbsttätigkeit, aber noch mit einem gewissen Maße. Beide sind noch nicht voneinander getrennt, beide wirken aufeinander, tragen und erheben sich.

In der zweiten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit schon viel stärker. Schon ist es jedem bequem, sich an dem Entstandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer stärker, und wie einmal in der Religion protestiert worden, so wird durchaus und auch in den Wissenschaften protestiert, so daß Baco von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menschheit verzeichnet worden war. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

### ÜBERGANG VON RENAISSANCE ZU BAROCK IN DEUTSCHLAND

Schon vor dem Dreißigjährigen Kriege einmal hatte es so ausgesehen, als wollte jenes großartig mächtige Raumgefühl, das die Deutschen auch im Mittelalter vor den Franzosen vorausgehabt haben, sich an italienischen Gedanken neu entzünden. Damals, an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, blieb es in der Minderheit. Die Nation im großen eilte schon auf die Katastrophe hin. Sie war wie gebannt durch religiöse Kämpfe und Sorgen. Die Architektur spiegelte etwas wie allgemeine Zersetzung wider. Soviel Phantasie an Erkern und Portalen, so viele echte und originelle Schönheit im einzelnen die „deutsche Renaissance“ besaß — sie zeigte nur selten die Fähigkeit, im großen zu denken. Das Handwerk, der berechtigte Ruhm Deutschlands, war zum Schaden der Architektur allzusehr im Vordergrund. Nicht Raumbildung, sondern Glieder-, ja Schmuckbildung war die Stärke der Zeit. Schreinermeister schrieben die Lehrbücher der Baukunst. Die Jesuiten selbst tasteten zwischen einer Art Gotik und der Renaissance herum — es war eine große Verworrenheit und Unordnung.

In sie hinein schlug damals wie ein dröhnender neuer Klang die gewaltige Raumschöpfung von St. Michael zu München. Die schwäbisch-bayrische Hochebene — Augsburg, Landshut, München voran — war schon vorher der erste Aufnahmeweg für italienische Spätrenaissance gewesen. Herzog Wilhelm V., der eifrige Anhänger der Gegenreformation, holte mit den Jesuiten zugleich einen Baugedanken ins Land, der so nur aus Italien kommen konnte, dessen ganze Ausführung aber schon wesentlich in deutsche Hände kam, und der dann nach der künstlichen Pause des Dreißigjährigen Krieges und seiner nächsten Folgen nur in Deutschland wieder aufgegriffen und erstaunlich weitergebildet wurde. Es war eine Umwandlung des römischen Gesu nach dem Raumbilde des einheitlichen Saales hin. Im Grundplane war die erhöhte Kuppel fortgelassen, eine einzige gewaltige Tonne überwölbte das Ganze in gleicher Höhe. Und im Aufbau waren über den Kapellen Emporen eingefügt, die Kapellenwände selbst aber nichts anderes, als eingezogene

Strebemauern. Dadurch war ein wundervoll mächtiger Raum geschaffen, von einer Breite und Einheitlichkeit, wie sie bislang unter der Herrschaft des mittelalterlichen Gliederbaues immer erst geahnt werden konnte, nirgends aber großartiger als in Deutschland — man denke an Straßburg, Magdeburg, Münster — erträumt worden war. So italienisch der unmittelbare Gedanke war, er schlug doch an eine Saite des deutschen Raumgeföhles an.

Niemand kann sagen, was nun hätte werden können, wenn nicht der Dreißigjährige Krieg dazwischengefahren wäre. St. Michael selbst blieb einzig. Aber ein verwandter Geist lebt doch in den Jesuitenkirchen von Eichstätt, Dillingen, Neuburg weiter, in den Werken der Graubündener Gilg Vältin und Hans Albertaler. Und in der profanen Baukunst waren Elias Holl von Augsburg und Jakob Wolf von Nürnberg verwandte, und zwar wirklich große und selbständige Geister. Hier war — mit Mitteln der italienischen Nachklassiker, Palladios vor allem — eine Richtung auf dem Wege, die das Ganze und Mächtige, das Große und Einheitliche mitten in dem Gewirr der zu vielen, zu kleinen, zu schreinerhaften Formen durchsetzte. Diese Richtung wurde wohl wirklich durch die Katastrophe abgewürgt; nur, daß Deutschland, sobald es wieder zum Schaffen frei wurde, auch diese Richtung wieder aufnahm, daß die einzige ganz konsequente Schule des deutschen Kirchenbarocks, in der Werk auf Werk, Meister auf Meister an einer Aufgabe fortarbeiteten, die oberschwäbische nämlich, genau bei der Fassung von St. Michael einsetzte, um sie immer schwäbischer und immer deutscher zu gestalten. (Wilhelm Pinder, Deutscher Barock, 1913.)

### 3. SCHULEN · KIRCHEN · HÖFE

#### GIORDANO BRUNO IN PARIS LONDON WITTENBERG ROM

Giordano Bruno ist im Jahre 1548 geboren. In Nola, einer wahrscheinlich von Griechen gegründeten Provinzialstadt am nordwestlichen Fuß des Vesuv, um welche alle Zauber tropischer Lebensfülle ausgebreitet sind. Tasso sagt einmal: „Die Erde bringt überall die ihr ähnlichen Bewohner hervor“ (*‘La terra simili a sè gli abitator produce’*). Bruno war der Sohn dieses Landstrichs zwischen Vesuv und Mittelmeer. Feurig wie der Vesuv und das brennende Luftmeer über diesem Lande, gleichsam eine Äußerung der Naturkraft, die dort in der üppigen Vegetation waltet, und von Kontrasten launisch bestimmt, wie der Landstrich sie zeigt. Er erzählt im lateinischen Gedicht *De Immenso*, wie dem Knaben, im Kontrast zu den mit Kastanien, Lorbeeren und Myrten bedeckten Umgebungen Nolas, der Vesuv als eine düstere, unfruchtbare Masse erschien: als er sich ihm aber näherte, umgaben ihn auch hier Reben und tropische Naturfülle; damals zuerst habe er erkannt, daß die Natur überall schön sei.

In den Jahren seiner Kindheit und ersten Jugend lag noch der erste Glanz der Renaissance über Italien. Michelangelo und Tizian waren noch am Leben. Aber schon gelangte der Jesuitenorden unter seinem zweiten General Lainez zum Bewußtsein seiner welthistorischen Mission, und das Trienter Konzil sammelte alle innere Kraft des Katholizismus. Man könnte sich denken, daß er sich in heiterer Lebensfülle zu einem großen Dichter entfaltet hätte, wie sein älterer Zeitgenosse Tasso und der jüngere Ariost. War doch eine mächtige Einbildungskraft in ihm. Aber sie war, wie in Lionardo und Galilei, verbunden mit einem außerordentlichen Vermögen wissenschaftlicher Kombination und einem feinen tiefdringenden Verstande. Da entschied es nun über sein Leben, daß er nach dem gewöhnlichen humanistisch-scholastischen Unterricht jener Tage in seinem 14. oder 15. Jahre (1562 oder 1563) in den Dominikanerorden eintrat. Im Kloster des heiligen Dominikus zu Neapel, wo einst Thomas von Aquino gelebt und gelehrt hatte, verweilte er zuerst, empfing die Priesterweihe 1572, dann hielt er sich an verschiedenen benachbarten Orten zeitweise zu kirchlichen Diensten auf, bis 1576 ist er im Orden geblieben. In diesen langen 15 Jahren bis zu seinem 28. Lebensjahre legte er den Grund zu einer selten ausgebreiteten philosophischen Belesenheit und zu soliden astronomischen Kenntnissen, wodurch ihm dann, sobald er das Kloster verließ, ermöglicht wurde, in der Philosophie und Astronomie zu unterrichten. Zugleich versuchte er sich im Kloster in tragischer und in komischer Dichtung. Er schrieb wahrscheinlich schon dort in erstem Entwurf das Lustspiel *Il Candelajo*, dessen derber Zynismus nach Klosterluft riecht, und eine verlorene Allegorie *l’arca di Noè*, die den Rangstreit der Tiere und die Würde des Esels gewiß in demselben burlesken Ton behandelt hat, wie denn auf diesem Boden derbe Stoffe und Spaßmacherei heimisch waren. Doch müssen den genialen Jüngling damals die großen kirchlichen Streitigkeiten auch ernst berührt haben! Denn schon der Novize entfernte aus seiner Zelle die Hei-

ligenbilder und behielt nur das Kruzifix. Er empfahl einem Genossen, statt der sieben Freuden der Madonna das Leben der heiligen Väter zu lesen. Mit 18 Jahren faßte er dann Zweifel an der Trinität, der Gottheit Christi und der Verwandlung im Meßopfer. Solche Ketzereien nahm die neue katholische Restauration ernster, als das in den guten alten Zeiten Leos X. üblich gewesen war. So entwich Giordano Bruno aus dem Kloster. Er stand nun im 28. Jahre, seine Lehrjahre waren zu Ende. — —

Brunos Aufenthalt in England von 1583—1585 bildet den Höhepunkt seines Lebens. In Paris vordem und nun in London fand er etwas von dem Glück, nach welchem seine Irrfahrt ging, Ruhm, Gunst der Könige und der Großen, Neigung der Frauen. Die italienische Renaissance war das gesellschaftliche und geistige Element, dessen feiner durchdringender Duft das höfische und dichterische Leben jener Tage ganz erfüllte. Welchen Zauber Giordano Brunos Unterhaltung besaß, geht daraus hervor, wie er über die Köpfe der angesehensten und achtbarsten Gelehrten hinweg seinen Weg zum Hof und der ersten Gesellschaft fand. Er war durch Heinrich III. an dessen Gesandten von Castelnau empfohlen worden, und nach einem Universitätsturnier in Oxford, in welchem er für das Kopernikanische Weltsystem wieder eines seiner fruchtlosen Kampfspiele bestanden hatte, lebte er im Hause des französischen Gesandten als einer der Kavaliere desselben. Er war mit Philipp Sidney innig befreundet. Dieser Neffe Leicesters und Liebling der Königin war das Musterbild vornehmer höfischer Sitte, ritterlichen Mutes und kunstvoller vornehmer Poesie. Die Durchdringung des kraftvollen und exzentrischen englischen Geistes mit dem der italienischen Renaissance kam in ihm zur glänzenden Erscheinung. Er war Platoniker. Wenn er in seinem Sonettenkranz erzählt, wie die Tugend die Gestalt Stellas angenommen habe, „sie jenen Himmel sehen lassend, den heroische Seelen infolge ihres inneren Fühlens sehen“: so erinnert dieser Übergang der persönlichen Liebesleidenschaft in das Ideelle und Mystische an den Sonettenkranz des Giordano Bruno aus der Zeit seiner Freundschaft mit ihm. Überhaupt bildet die Verwandtschaft des Sonettenkranzes von Bruno, des andern von Sidney und des dritten von Shakespeare, welche an demselben Hof und in derselben Epoche nacheinander entstanden sind, eines der fesselnden Probleme der Literaturgeschichte. Dem Philipp Sidney waren auch zwei seiner schönsten philosophischen Kunstwerke gewidmet. Die vornehmsten Engländer jener Tage hat Giordano Bruno gesehen und kennengelernt. Die Königin Elisabeth selber hörte ihm mit Vergnügen zu, und er hat ihre Freundlichkeit mit Lobsprüchen von einer besonders übertriebenen höfischen Überschwenglichkeit erwidert. In der feinsinnigen Geselligkeit im Hause Castelnaus erweiterte sich seine Seele zu den ihr natürlichen Maßverhältnissen. Nun erst fühlte er sich selbst. Und so traten in dieser glücklichen Zeit, in einem Zeitraum von weniger als zwei Jahren hintereinander, in italienischer Sprache die sechs philosophischen Kunstwerke hervor, welche ihn zum größten philosophischen Schriftsteller seines Jahrhunderts gemacht haben. Man bemerkt öfter, wie eine besonders glückliche Lage des Gemütes in einer bestimmten Lebensperiode den Leistungen eines Schriftstellers eine Kraft und Harmonie verleiht, welche er hernach nie wieder erreicht. So ging

es damals Bruno in dem England der Elisabeth und des Shakespeare. Hierzu trat aber ein inhaltliches Wachstum seiner großen Seele in dieser großen Umgebung. Nirgend anders als in dem Vaterlande Shakespeares und Carlyles hätte er die herrliche Schrift über „den Heldenwahnsinn“ so schreiben können. In diesem Lande, im vertrauten Umgang mit Sidney, in der Anschauung dieser heroischen Welt, welche auch den Gesichtskreis Shakespeares ausmachte, steigerte sich der Enthusiasmus des Plotin in ihm zum aktiven heroischen Lebensgefühl, ward sein dichterisch philosophischer Geist aller Fesseln schulmäßiger Tradition ledig, und so überließ er sich in der Sprache seiner Heimat zum erstenmal ganz den Eingebungen seines Genius, in tief sinnigen wissenschaftlichen Kombinationen, in ungestümer Polemik und in ausgelassenem Scherz. Und so ist es gekommen, daß dieselbe Regierungzeit der großen Königin neben den größten Dramen aller Zeiten durch einen Fremden an ihrem Hof die vollkommensten philosophischen Kunstwerke des Jahrhunderts hervorbrachte. Beide Klassen von Werken haben dieselbe Verschwendung im Reichtum, dieselbe Verbindung von Melancholie und Humor — wie das Motto einer Komödie lautete: In der Melancholie heiter, in der Heiterkeit melancholisch (In tristitia hilaris, in hilaritate tristis) — und denselben exzentrischen und überladenen Stil des ausgehenden Jahrhunderts. Die italienischen Werke dieser Londoner Jahre, hingeworfen in fliegender Eile, mit der Sicherheit des Genius, bezeichnen die Reife der Jugend.

Als er London verließ, schied er sich von seinem Glück. Er folgte dem aberufenen Gesandten nach Paris. Er kam dorthin ganz anders als das erste mal, als der Vertreter einer neuen Weltansicht, welche er schriftstellerisch zur Darstellung gebracht hatte. Unterstützt von seinem Schüler Johann Hennequin, unternahm er nun in öffentlichen Disputationen zu Pfingsten 1586, gegenüber der Kirche, dem Aristoteles und Ptolemäus die Bewegung der Erde, die Unendlichkeit des Weltalls, kurz, seine monistische Philosophie zu verteidigen. Es war derselbe Konflikt zwischen der seit zwei Jahrtausenden herrschenden Weltansicht und der neuen Zeit, wie er ihn in der Oxforder Disputation schon durchgekämpft hatte, nur daß er an diesem Hauptsitz der katholischen Spekulation sich steigerte und verschärfte. Er mußte sofort Paris verlassen. — —

In der Stadt Luthers kam ihm die Bedeutung des deutschen Geistes zum Bewußtsein. Der Ausdruck hiervon ist seine Abschiedsrede an das deutsche Athen vom 8. März 1588. Diese Rede ist ein höchst merkwürdiges Dokument über die Freiheit, welche selbst in dieser Zeit noch in Wittenberg bestand. „Ich kam zu euch als Fremder, exiliert und flüchtig, ein Spielball des Schicksals, unansehnlich von Gestalt, dürftig, gunstlos, beladen mit dem Haß der Menge und daher den Törichten und Gemeinen verächtlich“. Da haben ihm die Autoritäten der Universität Freiheit der philosophischen Forschung gewährt, er dankt ihnen, daß sie ihn mit vornehmer Sinn getragen und seinen Feinden kein Ohr geliehen. Er spricht aber den Eindruck, welchen Deutschland im Jahrhundert der Reformation auf ihn machte, in höchst bemerkenswerten Worten aus. „Gewähre, o Jupiter, daß sie ihre eigenen Kräfte erkennen mögen und den Fleiß höheren Dingen zuwenden, dann werden sie nicht mehr

Menschen, sondern Götter sein.“ An dieser Stätte von Luthers Wirksamkeit kommt über ihn das Gefühl der heroischen Größe desselben; „als der Stellvertreter des Höllenfürsten durch abergläubischen Kultus und stumpfsinnige Ignoranz das Weltall infizierte und keiner da war, der es wagte, der gefräßigsten Bestie entgegenzutreten und Trotz zu bieten: Welcher sonstige Teil Europas und der Welt hätte uns jenen Alkiden hervorbringen können?“ „Gesehen hast du, o Luther, das Licht, den göttlichen Geist vernommen, bist dem auch Königen entsetzlichen Feinde waffenlos entgegengetreten, hast mit dem Wort ihn besiegt.“ Dies Gefühl der heroischen Größe Luthers als oratorische Phrase zu nehmen, ist kein Grund erfindlich. Bruno war, als er diese Worte niederschrieb, im Begriff, Wittenberg zu verlassen. Die Befreiungstat Luthers hob diesen sicher in seinen Augen aus der ganzen von ihm wenig respektierten Masse der Protestanten heraus. Indem er sie anerkannte, war darin keine Art von Zustimmung zu dem Glaubensprinzip der Reformation, das er damals wie immer verworfen hat. —

Der Prozeß Brunos ist neuerdings aus venetianischen und römischen Akten der Inquisition aufgeheilt worden. Man sieht jetzt, welches Gewicht die Kurie auf diese Sache legte, welche bedeutenden Köpfe bei der Behandlung derselben beteiligt waren, wie man von den denunziatorischen Aufzeichnungen des jungen venezianischen Edelmannes, welcher ihn in das Netz der großen Spinne Inquisition gelockt hatte, auf die Schriften Brunos zurückging, durch deren Übereinstimmung mit der Denunziation diese ja erst beglaubigt werden konnte und in der Hauptsache auch wirklich beglaubigt worden ist. Wenn Mocenigo ihn sagen hörte, daß ihm keine Religion gefalle, er wolle eine neue Sekte unter dem Namen der neuen Philosophie stiften, so ist auch dies in Übereinstimmung mit einer Mitteilung des Priors des Karmeliterklosters in Frankfurt: „wenn er wolle, könne er es dahin bringen, daß die ganze Welt nur eine Religion habe“, und beide Berichte stimmen mit seinen Schriften überein, nach welchen alle partikularen Religionen durch den Vernunftglauben aufgelöst und ersetzt werden sollen, so daß dieser dann als die Universalreligion zurückbleibt. Man bemerkt, daß Bruno einerseits die bequeme doppelte Buchführung, welche philosophische und theologische Wahrheiten unterschied, benutzte und skrupellos gegen seine Überzeugung sich in letzter Beziehung unterwarf. Aber das ist nun das entscheidende Resultat dieser Akten, daß man in Rom sechs Jahre lang den Prozeß hinauszog, um ihm einen Widerruf seiner eigentlichen Philosophie abzugewinnen; daß er aber hierzu durch keine Art von Druck zu bestimmen gewesen ist. Dies entschied sein Schicksal. Wenn Erzählungen in Rom umliefen, er habe gesagt, daß er freiwillig als Märtyrer für die Wahrheit sterbe, so entsprach dies genau dem Sachverhalt. Am Morgen des 17. Februar 1600 ist er vor dem alten Theater des Pompejus verbrannt worden. Als man dem Sterbenden, von dem kein Schrei zu vernehmen war, ein Kruzifix vor die Augen hielt, wandte er sich mit finsterner Miene verächtlich von demselben ab. (Wilhelm Dilthey, Giordano Bruno, 1891/1893.)

## DIE KRAFT DES DEUTSCHEN GEISTES IM BAROCK

Der neue Lebenswille erscheint schon in jenen ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts mit wahrhaften Taten; nur nicht da, wo wir ihn allein zu suchen gelehrt worden sind; nicht in den Künsten, die mit der Welt der Gegenstände arbeiten, nicht in der Plastik oder Malerei, auch nicht in der Literatur, sondern in der Musik und in der Baukunst. Es ist durchaus kein Zufall, daß Händel und die Bachs mit den großen Baumeistern, wie Schlüter, Pöppelmann, Prandauer und Neumann, zeitlich zusammengehören. Hier, wo das künstlerische Schaffen am tiefsten vor der Oberfläche alles äußeren Geschehens verborgen sich vorwärtsbohrte, in der Musik wie im architektonischen Traume, waren die beiden reinsten Möglichkeiten, Grenzenloses und Ungreifbares zu gestalten. Mancher jener Meister war kaum imstande, einen deutschen Brief zu schreiben — das war schon eine zweite Sorge —, aber indem er das ganze Formengut der glücklicheren Nachbarn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich brachte, um seine eigene eigenwillige Schönheit darüberzusetzen, stellte er sich dennoch zu den großen ernsten Zeugen für die Unsterblichkeit des Volkes nach der langen Epoche der Katastrophen. Diese Zeit des „Verfalls“ bedeutet für uns eine neue Jugend.

Es gab damals über die Architekten hinaus eine schwärmerische Begeisterung für Architektur, die als künstlerische Volksstimmung später durch die literarische ersetzt wurde, genau so wie die vordersten Kräfte in der zweiten Jahrhunderthälfte überhaupt nicht mehr in der Architektur, sondern in der Literatur zu finden sind. Aber für die Zeit um 1710, die Zeit Schlüters, Hildebrandts und Pöppelmanns, muß man sich etwa Augsburger Bibelillustrationen ansehen, wie sie für den Vertrieb im großen berechnet wurden: die Vorgänge sind völlig belanglos, überhaupt nicht zu erkennen; dafür schwelgt die Phantasie im Aussinnen von Raumkonstellationen. Die Handlung ist Staffage aus winzigen Püppchen. Was man sehen will, sind riesige Hallen, Bogengänge, Kuppelräume, ungeheuer malerisch verschmolzen und immer durch langgestreckte Raumideen auf das Unendliche verweisend — Bauphantasien. Man träumte von Architektur — später, zu Goethes Zeit, galt in der Illustration nur Handlung und Bedeutung. Das war dann auch die gleiche Zeit, in der jener behaglich-üppige Genuß an Raum, wie er heute noch aus ganzen süddeutschen Bürgerstraßen des frühen 18. Jahrhunderts spricht, sich in das „Biedermeierische“ verzog, in der auch die bürgerliche Baukunst dünner und magerer zu werden begann. Diese stetig erkaltende Baukunst stand im Schatten einer übermächtigen Literatur; dafür reichte dann freilich die literarische Gestaltung bis in die Briefe der einfachsten Gebildeten hinein. Jene Poesie dagegen, die mit den grandiosen Bauten unserer Barockmeister gleichzeitig ist, konnte erst stammeln. In Christian Günthers Strophen erscheint als ungebändigte Sinnlichkeit, was Pöppelmann oder Neumann souverän und sicher vortragen. Es ist da eine unterirdische Verbindung, eine zweifellose Gemeinschaftlichkeit in der Evolution des deutschen Geistes, des Geistes überhaupt; sobald in der Architektur der Zug der kühnen Persönlichkeit zurückging, tauchte er im Gebiete der bewußten literarischen Darstellung wieder



empor, hieß nicht mehr Pöppelmann und Neumann, sondern Klopstock und Lessing und führte die Glanzzeit unserer Literatur herauf. — —

Das deutsche Volk ist nicht so geartet, daß es in den bildenden Künsten sich viele unmittelbare Schüler schüfe, es hat sich nur selten um formale Voraussetzungen bemüht. Aber mit seiner tiefen Sehnsucht nach dem Letzten und Schwersten, seinem Triebe, das Einzelne und Einzige hervorzubringen, ist es gerade dann stark und reich geworden, wenn die großen Lehrgänge zu Ende waren, wenn in allgemeiner Gärung und Lösung nur die freie Stärke des einzelnen retten konnte, wenn jeder selbst schwimmen mußte, wenn nicht die Schule galt, sondern die Phantasie. So war es in der Zeit um 1500, und so war es um 1700; in der Zeit Dürers, Holbeins, Grünewalds, Krafts, Vischers, Stossens, Backofens — und im deutschen Barock. Um 1500 waren es vor allem die Künste gegenständlicher Darstellung: Malerei, Graphik, Plastik, um 1700 war es fast allein die Architektur. Beide Male darf man den Reichtum und die Bedeutung nicht am unmittelbaren Erfolge oder gar an unmittelbarer Nachfolge messen. Vor die Weiterwirkung deutscher Kräfte nach außen darf man in diesen Dingen ruhig immer eine gewisse Zeit einlegen. Aber wie arm sieht heute in den Dingen bildender Kunst das Frankreich um 1500 gegen das Deutschland um 1500 aus! Und heute sehen wir auch, daß von diesem selben Deutschland mehr Ausstrahlungen — Dürers und Holbeins zum Beispiel — nach außen gegangen sind, als man früher gespürt hat. Mit dem Barock wird es vielleicht nicht anders sein. Es gibt heute schon einzelne Franzosen, die im Bruchsaler Treppenhause oder vor dem Würzburger Schlosse gestehen, daß diese Vereinigung von Glut und Eleganz bei ihnen nicht vorkommt. — —

Es ist keinem wahrhaft großen Meister verwehrt, das Gewaltigste an Raumkunst auszudrücken, — auch wenn die Fülle der Mittel sich bis in das unmöglich Scheinende vermehrt hat. Diese Mittel brauchten nur an Menschen zu gelangen, die nicht von ungeheuren Kulturleistungen erschöpft waren — wie die Italiener um 1700 —, die vielmehr eine elementare Absicht auf große Architektur mit sich brachten. Gerade dann konnte aus späten Mitteln und jungem Willen eine Kunst vom seltsamsten Dufte entstehen.

Dies war, durch ein tragisches Wunder, die Lage der Deutschen. In einem durch eigene Leistung herrlich gewordenen, nun aber verwüsteten und zerrissenen Lande, gestoßen und zerschlagen, aber von unbesiegbarer Naturkraft, von jeher nach innen horchend und von schwerer Zunge, nun noch durch eine verwilderte Sprache, durch ein barbarisiertes Denken gehindert, alle neue Sehnsucht gleich in die geliebten dichterischen Formen auszugießen, sahen sie den ganzen unendlich bunten Reichtum auf sich zukommen, zu dem die Kunst der Nachbarn sich entwickelt hatte, und fanden — genau wie einst im frühen Mittelalter — in den Formen der „stummen“ Baukunst die Sprache für den inneren Drang und Klang. Wären sie wirkliche Barbaren gewesen, so hätten sie im Rausche ertrinken müssen. Ihre Kräfte hatten wie unter Schnee gelegen, sie waren wohl gefroren und steif, aber sie brauchten sich nur zu recken. Es war dieses Mal ein günstiger Fall der gewohnten Erscheinung, daß das Große in Deutschland gern unmodern ist. Die ganze Ent-

wicklung von Michelangelo bis Bernini und weiter noch hatten die Deutschen verschlafen. Nun traten sie, erwacht, mit Absichten auf, in denen noch jung und gegenwärtig war, was die andern längst verloren hatten. Die künstlerischen Mittel, die sie der Allgemeinentwicklung entnahmen, waren an sich etwas Letztes und Spätes — aber die Gedanken, die sich ihrer bedienten, waren von beinahe altertümlicher Großartigkeit. Nirgends besaß man damals mehr die Gewalt des Wollens, die aus dem neu werdenden Deutschland aufsprang. Man mußte nur schnell lernen. Nur eine Generation lang herrschten die Italiener, in der nächsten waren sie von deutschen Schülern umgeben — spätestens in der dritten gab es den deutschen Barock. — —

Der Prozeß der Verdeutschung ist klar zu übersehen. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nahm der Salzburger Domneubau Santino Solaris ein nordisches Problem in Angriff: Die hohen Westtürme, die der Fassade im Sinne des römischen Gesu seitlich anzuschließen waren. Im Passauer Dome Luragos und Carlones, in der Würzburger Stift-Haugskirche Petrinis, in der Münchener Theatinerkirche Agostino Barellis, wo immer Italiener in Deutschland bauten, kehrte auch dieses Problem wieder. Die Italiener bauten in Deutschland anders als in Italien. Und diese Problemstellung war das erste. Dann aber wurde es überall so, wie es in Würzburg zu beobachten ist. Dort hatte seit 1660 Antonio Petrini den Barock in Gang gebracht. Um 1700 umgaben ihn schon zwei selbständige Mitarbeiter: der eine war Valentino Pezzani, der andere aber — auch wenn er nicht Josef Greising geheißen haben sollte — nach Ausweis seines deutschen Spätrenaissancegefühls sicher ein Deutscher. Dann kam Neumann und mit ihm eine hohe und originelle Reife, an der selbst die französischen Zeitgenossen schon den deutschen Charakter verspürt haben: „viel auf italienisch Manier und etliches Teutsche dabei“. Seine Generation hatte sich schon in die beiden Aufgaben höchster Macht- und Prachtentfaltung hineingefühlt, die das Zeitalter den Meistern anbieten konnte. Es waren die Kirche und der Palast; — Aufgaben also, die zwar höchst zweckvoll gelöst werden können, deren ausgesprochener vornehmer Zweck es jedoch der Form immer gerne nahelegt, selbst zum Zwecke zu werden. Für die großen Gedanken, in denen sich die erwachende Kraft des Landes gleichsam Luft machen mußte, ehe sie die Sprache wiederfand, waren hier die besten Gelegenheiten zur Entfaltung gegeben. Die Gegenreformation war nicht mehr der stärkste Auftraggeber. Die Kriege, der Dreißigjährige wie die des Prinzen Eugen, hatten einen neuen Schwertadel geschaffen, der besonders im österreichischen Deutschland neue Aufgaben der Profankunst stellte. Neben ihnen traten die weltlichen und besonders die zahlreichen geistlichen Fürsten auf. Und die allergrößte Beachtung verdienen diejenigen Bauherren, die Kirche und Palast zugleich in höherer Vereinigung forderten: die Klöster. Hier waren Bauherr und Baumeister sich seelisch am nächsten; hier steckte vieles vom Besten des deutschen Volkes. Seine alte Liebe zur Kunst — ohne die die enorme Entwicklung des deutschen Handwerkes in den guten Zeiten gar nicht zu erklären wäre — hatte sich in den schlechten Zeiten hier ihre Oasen geschaffen. In der allgemeinen Verarmung war sie auf die Reserven zurückgedrängt, die einstmals im Mittelalter den Ausgang aller Kunst überhaupt ermöglicht

hatten; und von hier aus trat sie einen neuen Triumphzug an. Man muß einmal durch die inneren Räume eines gut erhaltenen barocken Klosters — am besten wohl die von S. Florian bei Linz — gehen, um zu verstehen, daß sich hierher etwas Ewiges am deutschen Menschen, seine Liebe zum Festen und Prächtigen in der unmittelbaren Umgebung, hineingerettet hatte. Man betrog sich wohl selbst hier mit dem Vorwande, Gasträume für fremde Fürstlichkeiten halten zu müssen. Der Anlaß war da, aber er wurde über allen Maßstab hinaus befriedigt. Es war eine Sehnsucht nach solider Pracht um ihrer selber willen, und sie entsprach genau der Sehnsucht des ganzen Volkes; sie rief eine seiner ältesten Tugenden, die Phantasie im Handwerk, wieder wach. Man darf darauf hinweisen, daß gerade durch die Klösteraufträge einer neuen Blüte aufgeholfen wurde, die das ganze 18. Jahrhundert gelebt hat. Denn viel mehr, als der Laie ahnt, geht hier unter fremdem Namen. Wieviel Glanz auch des französischen Rokoko ist deutsche Leistung! In Versailles haben zuweilen mehr Deutsche als Franzosen gearbeitet. Und gerade die allergrößten Namen, die der „Gloire“ gedient haben, sind die Namen frisch zugewanderter Deutscher, Oeben, Riesener, Schwertfeger, ja, gerade der allerberühmteste: Charles André Boulle, in Wahrheit Karl Andreas Buhl!

Und doch ist das geschichtlich Wichtigere und geistig noch Höhere die große Baukunst. Es wird für den Instinkt der deutschen Klöster immer ein ehrenvolles Zeugnis bleiben, daß sie genau zu der Zeit, in der sich der nationale Barock aus dem italienischen herausbildete, von einem Bauehrgeiz ergriffen wurden, der völlig an den architektonischen Rausch erinnert, wie wir ihn aus Chronistenberichten des Mittelalters, besonders des 11. Jahrhunderts, kennen. Überall wurden die alten Kirchen, auch wenn sie groß und höchst lebensfähig waren, niedergerissen, um unerhörten Gesamtanlagen Platz zu machen. Wieder ging man über jeden praktischen Sinn hinaus. Man muß sich klar machen, daß die riesenhaften Gesamtpläne von Einsiedeln, Weingarten, Ebrach, Fulda, Banz, Melk, S. Florian, Göttweig, Klosterneuburg — um nur einiges zu nennen — alle gleichzeitig in den verschiedensten Gegenden des süddeutschen Kunstgebietes geschaffen und begonnen wurden. Es sind Anordnungen ganzer Palastfolgen um Kirchen und auf Kirchen hin. (Wilhelm Pinder, Deutscher Barock, 1913.)

## DER BAROCKALTAR BERNINIS

Kein Künstler der Welt hat gleiche Verehrung bei seinen Zeitgenossen gefunden, wie Giovanni Lorenzo Bernini (geb. 1599 zu Neapel, gest. 1680 zu Rom), keiner aber auch ist so schnell und so tief in Mißachtung gesunken, wie der Meister, welcher während seiner langen Künstlerlaufbahn, fast zwei Menschenalter hindurch, für den ersten Architekten und Bildhauer Roms und Italiens und somit der ganzen Welt galt. Wie seine Umgebung kaum Worte genug fand, ihn zu feiern, wie der stolzeste König des Jahrhunderts, Ludwig XIV., ihn gleich einem Prinzen von Geburt empfing und hielt, so glaubte die spätere Kritik nicht genügend scharfe Ausdrücke finden zu können, um seine Werke zu verdammen. Sein Name wurde als bezeichnend für den

höchsten Ungeschmack sprichwörtlich verwendet, derselbe, welcher so lange Zeit als der glänzendste, nur mit dem Michelangelo zu vergleichende Stern am Kunsthimmel gestrahlt hatte.

Bernini war schon als Kind bewundert, schon lange ein gefeierter Bildhauer, schon als der neue Michelangelo bezeichnet, ehe er sich mit dem Regierungsantritt Urbans VIII. (1623—1644) der Architektur zuwendete, indem er das Tabernakel von St. Peter entwarf und ausführte, jenes Werk, welches mehr als irgendein anderes das Schicksal seines Schöpfers nach der guten wie der schlimmen Seite teilte. Aus früherer Zeit kennen wir nur die Fassade der kleinen Kirche St. Bibiana (1625), eine so schlichte, maßvolle und streng in den Formen des Domenico Fontana gehaltene Anlage, daß schwerlich jemand in ihr die Erstlingsarbeit des gewaltigen Umbildners der architektonischen Formen vermuten wird.

Eines Tages befand sich Bernini, so ist uns überliefert, mit Anibale Caracci, der aber schon 1605, als Bernini nur 6 Jahre zählte, gestorben war, und andern tüchtigen Meistern im St. Peter. Beim Umkehren soll Caracci gesagt haben, es werde eines glänzenden Geistes bedürfen, um einen Altar zu schaffen, der der mächtigen Kirche entspreche. Und der junge Bernini soll geantwortet haben: Ach, würde ich es doch! (Ah, foss io quegli!). Beide Künstler waren also im Anblick des noch leeren Domes, selbst noch vor Fertigstellung des Langhauses, sich einig, daß ein Altar unter die Kuppel gehöre. Und deshalb gerade hierher, während doch bei allen anderen Zentralkirchen derselbe in der Ostendung des Chores liegt, weil St. Peter zu groß ist, daß ein Wandaltar den ganzen Bau beherrschen könnte, weil der Chor zu lang und die Kuppel zu mächtig ist. Unter letzterer allein durfte der Altar stehen, wollte er, wie er doch soll, im Mittelpunkt des Interesses sich befinden. Stünde er nicht hier, so würde St. Peter noch weniger wie heute den Eindruck des Kirchlichen in dem Sinne machen, daß man alsbald erkennt: hier werden gottesdienstliche Handlungen vorgenommen, statt in dem Sinne: hier ist der Frömmigkeit ein Denkmal gesetzt. Es offenbart sich in dem jungen Werk eben klar der Einfluß der kirchlichen Reform. Ja, selbst Berninis Altar erfüllt den Raum noch nicht genug, um im ersteren Sinne St. Peter dem Beschauer alsbald verständlich zu machen. Er ist keineswegs zu groß für die kirchliche Bedeutung, die er im Raum einnimmt. Er steht aber auch in künstlerischer Hinsicht am rechten Platz: nicht unmittelbar im Mittelpunkt der Vierung, sondern hinter demselben, so daß für den vom Langhaus Kommenden die Kuppel nun erst recht über der Konfession und dem Tabernakel schwebend erscheint.

Die Form des Baues war bedingt durch die Umgebung. Noch war die Inkrustation der Kuppelpeiler nicht vollendet. Die architektonischen Massen waren ungegliedert und wirkten mit der ganzen Wucht ihrer Riesengröße. Neben diesen allen Maßstab überschreitenden Verhältnissen mußte der Altar, wenn er als Herz der Kirche sich Geltung verschaffen wollte, mit reich entwickelten Formen, neben den starren Geraden der Pilaster als bewegte Umrisslinie, neben der architektonischen Strenge als freies, der Fesseln des Materials tunlichst entledigtes Gebilde in die Erscheinung treten.

Die alte Idee des Tabernakels ist durch Bernini ebenso neu als geistvoll fort-

gebildet. Er mußte auf die frühere Art der völligen Überdeckung des Altars mit einer Kuppel verzichten, da an dem gewählten Standorte in St. Peter dadurch dem Tisch des Herrn alles Licht genommen worden wäre. Hierdurch gelangte er zu dem phantastischen, aber auch phantasievollen Aufbau, welcher nun das Grab des heiligen Petrus umgibt.

Diese geistreiche Lösung der schwierigen Frage rief denn auch einen Sturm der Begeisterung hervor. Es war der Bruch mit der veralteten, trockengewordenen Überlieferung aus der Schule Vignolas. Tausendfältig wurde der Altar von St. Peter wiederholt. Mit ihm war Berninis Ruhm als Architekt begründet. Schon jetzt erkannte man den Mann, der die Architektur eine neue Sprache zu reden lehren sollte. Und wirklich, mag das Tabernakel des 17. Jahrhunderts auch nach unserer Erkenntnis der stilistischen Eigenart des 16. Jahrhunderts nicht in den Bau Bramantes und Michelangelos hineinpassen, nach der Auffassung jener Zeit tat es dies im höchsten Grade. Denn es war eine Steigerung, der vollendete Ausdruck des von letzterem in St. Peter hineingetragenen Geistes der Befreiung von der Antike zu selbständiger Ausdrucksform, es war der stolz bewegte Festhymnus der triumphierenden Kirche inmitten des Ruhmesglanzes derselben.

Und noch heute muß man Berninis Arbeit als einzig mögliche Lösung gelten lassen. Wer wagt nur vermutungsweise auszusprechen, was Michelangelo selbst an jene Stelle gesetzt haben würde, wer aber wagt auch zu hoffen, daß irgendeine folgende Zeit etwas Besseres als Bernini zu schaffen vermocht hätte oder vermögen werde? (Cornelius Gurlitt, Geschichte des Barockstiles in Italien, 1887.)

#### RÖMISCHE UND DEUTSCHE ELEMENTE IN FISCHER VON ERLACH

Johann Bernhard Fischer von Erlach erblickte im Juli 1656 zu Graz als Sohn des Bildhauers Johann Baptist Fischer das Licht der Welt. Die Fischer waren eine ursprünglich wahrscheinlich aus Österreich stammende, aber in den Niederlanden ansässige Familie. Das Adelsprädikat war den niederländischen Vorfahren nicht eigen gewesen, es wurde unserm Fischer erst (nach 1700) in Österreich verliehen und durch ihn vom bürgerlichen Namen seiner Mutter entlehnt. Die früheste Jugend brachte er im Hause des Vaters und auch unter dessen fachlicher Führung zu. Durch die bei Graz ansässigen Fürsten Eggenberg und die gräfliche Familie Dietrichstein erfuhr die Fischersche Familie mannigfache Förderung; den jungen Johann Bernhard dürfte die Fürsorge des Eggenbergschen Hauses zu Studienzwecken nach Prag geleitet haben. Dort hielt er sich jedoch nicht lange auf; die Sehnsucht nach Italien, die ihn schon in der Heimat beherrscht hatte, trieb ihn nach jenem gelobten Lande der Kunst. Wer ihm die Studienreise dorthin ermöglicht hat, wissen wir nicht; jedenfalls begegnen wir ihm 1674/75 als Schüler und Mitarbeiter Philipp Schors bei der Restauration der Kirche St. Antonio in Rom und 1683 mit dem gleichen Künstler in Neapel. 1687 finden wir Fischer als kaiserlichen Ingenieur in Wien angestellt und somit unter dem Befehle Ludovico Ottavio Burnacinis.

Wie der Künstler seit seiner Ankunft aus Italien so schnell zu einer Stelle bei Hofe gelangt war, ist uns nicht überliefert. Seine Tätigkeit für den Erzbischof von Salzburg beginnt 1693; es ist nicht ausgeschlossen, daß Fischer dem in Prag geborenen Fürsterzbischof Johann Ernst, dessen Geschlecht dort auch einen Palast besaß, von der böhmischen Hauptstadt her aus seiner früheren Zeit bekannt gewesen ist. Jedenfalls war er bis zum Tode dieses Erzbischofs dessen Generalarchitekt und erfreute sich seiner höchsten Gnade und Vorliebe. Es muß jedoch bemerkt werden, daß sich Fischer während dieser Zeit größtenteils in Wien aufhielt und nur zeitweilig nach Salzburg begab; denn er hatte neben der Leitung der Salzburger Bauten gleichzeitig eine ganze Reihe architektonischer Aufträge in der Kaiserstadt zu bewältigen.

Fischer von Erlach hat seine Laufbahn keineswegs schon als Architekt begonnen, sondern als Bildhauer, wie es auch sein Vater gewesen. Erst im Verlaufe seiner Studien, besonders aber durch die Eindrücke, die er in Rom empfang, fand sein Genius die Bahn, auf der er Unsterbliches zu schaffen berufen war. Immerhin betätigte er sich auch später noch auf dem Gebiete der Plastik, zum Beispiel 1687 an der Grabensäule in Wien.

Bei näherem Eingehen auf Fischers Architektur läßt sich erkennen, daß der Unterschied zwischen ihr und der bis dahin verbreiteten Bauweise ein ziemlich bedeutender ist. Die Erklärung dafür ist in jener Umkehrtendenz zu suchen, die sich damals in Rom in der Architektur geltend machte, in jenem Streben nach Monumentalität und Einfachheit — allerdings innerhalb des barocken Stiles — gegenüber der überhand nehmenden kleinlichen Überladung. Der Typus des großen, hoheitsvollen Barock, ein gewisses Zurückstreben auf ältere Vorbilder, wie es der Architektengruppe aus der Familie der Fontana, dem Maratta, den Schors und anderen als Charakteristikum eigen war, ging auf Fischer über und bestimmte ihn, in seiner Kunst ebenfalls gegen die verwilderten Auswüchse der Renaissance zu opponieren. Die (deutsche) Familie der Schor, die dem an geschickten Meistern aller Fächer so fruchtbaren Tirol angehörte, unter ihnen besonders Johann Paul Schor, übte auf den jungen Fischer einen sehr großen Einfluß aus.

Die erwähnte Reform bestand also darin, daß diese Meister das Architektonische im Bauwerk wieder zur Hauptsache machten und dem Übergreifen des Malerischen in ihr Fach Schranken setzten. Diese edlere, reinere Kunstrichtung war es, die Fischer aus Italien mitbrachte. Was die barocken Baukünstler vor Fischer diesseits der Alpen geschaffen haben, hat fast noch durchwegs den Charakter des Malerischen in der Architektur. Ihre Kirchen waren architektonisch größtenteils unbedeutend, dagegen entfalteten jene Künstler in der verschwenderischen Pracht der Stuckornamentik des Inneren ihr ganzes malerisches Talent. Dem setzte nun Fischer den geordneten, wohlgegliederten Zentralbau, die majestätische Kuppel, die logisch aufgebaute Fassade und den Pilasterbau der Palaststockwerke als echte Architekturleistungen auch in unseren Ländern entgegen. In seinem theoretischen Werke bezieht er sich auf Palladio, Serlio, Ligorio, Donato. Die Theoretiker der Renaissance und die auf der Kenntnis des Vitruv und der antiken Bauten fußenden Lehrmeister sind also die Grundfesten Fischers. Dabei finden wir in seinen Bauten keine Ernüch-

terung im akademischen Sinne; Fischer von Erlach ist vielmehr vollständig im Barock geblieben; im Sinne des Effektvollen, Großen, Pompösen mag er daher auch ein Schüler Berninis genannt werden. — —

Die Kollegienkirche ist dasjenige Bauwerk in Salzburg, an dem Fischers Geist sich am deutlichsten und am reinsten offenbart. Ohne auf malerische Wirkung zu verzichten, wie sie zum Beispiel an der Fassade angestrebt und erreicht ist, legt Fischer in dem Bau das Hauptgewicht auf Monumentalität. Die Kirche ist eine architektonische Schöpfung im vollsten Sinne des Wortes; denn gerade hier gibt sich die reinigende Umkehrtendenz innerhalb der barocken Baukunst zu erkennen; der Bau beruht gänzlich auf den Studien nach den großen Theoretikern der Renaissance, so daß er mit seiner stolzen Formeneinfachheit, alles Dekorative verschmähend, als ein Wendepunkt in der Entwicklung des österreichischen Barock dasteht. Wie stark aber in diesem Prachtbau die individuelle Gestaltungskraft Fischers, seine persönlichste Ausdrucksweise mitspricht, und welches das innerste Wesen des Fischerschen Geistes ist, darüber hören wir am besten den vorzüglichsten Kenner des Meisters und seiner Kunst, Albert Ilg. Er sagt:

„Die gekrümmte Fassade mit den gewaltigen Bogenstellungen, die Ballustradenkrönung, die Doppeltürme, die Ochsenaugen und die Anbringung der Kuppel mit ihren Rundfenstern, das sind echt Fischersche Motive von großartigster Wirkung. Noch gewaltiger erfaßt indes der Eindruck des Inneren, ähnlich dem der Domkirche und dennoch in seinen kunstgeschichtlichen Gründen wesentlich verschieden davon. Scamozzi und Fischer sind Architekten, welche, auf theoretischer Basis von der Bewunderung der Antike ausgehend, ihre Gebilde nach deren Mustern kenntnisreich zu gestalten suchen; während aber dem ersteren, der den Meistern der klassischen Renaissance noch nahesteht, der Geist größerer poetischer Freiheit selbst da, wo er seinen Vitruv appliziert, die Hand leitet, bewältigt den Epigonen ein stärkerer Zug nach Selbständigkeit, der ihn, von den Urquellen abgetrennt, der Phantastik entgegenführt. Indes, wir verstehen in diesem Falle nicht etwa krause, wilde Formenwillkür unter Phantastik, sondern etwas anderes, wie es sich gerade in einem Geiste, wie dem Fischers, herausbilden mußte. Gewaltige Riesenhaftigkeit der Anschauung ist sein Charakteristikon, etwas Zyklopenhaftes, das den kleinlichen Schmuck des Ornamentes verschmählt. . . . Überall geht er mit dem glühendsten Enthusiasmus, mit dem strengsten Pathos auf die Wirkung durch das Übergewaltige aus, das ihm das Geheimnis des Zaubers in allen antiken Formen zu sein scheint, und er versteht es, durch solche Riesensockel der Wandpilaster, wie sie die Universitätskirche aufzuweisen hat, durch die kaltstolze Einfachheit der Dekoration, durch die Kühnheit der Gewölbe den Beschauer fühlen zu lassen, welch wunderbarer Kreis des Gedankens darin beruht, daß den Menschen die Göttergröße seines eigenen Werkes erstlich niederdrückt, wenn er den kleinen Leib erblickt neben diesen Titanenformen der Vorzeit, und daß es seinen Geist dann wieder mit prometheischem Stolze emporhebt, wenn er erwägt, daß eben dieses kleine Gehirn und Herz es seien, die tote Massen aufzutürmen wissen zu derartiger olympischer Größe.“ (Anton Eckardt, Die Baukunst in Salzburg während des XVII. Jahrhunderts, 1910.)

## RUBENS ALS HAUSHERR UND STAATSMANN

Rubens wären auch in Italien die größten Erfolge gewiß gewesen. Er würde ohne Zweifel in dem glänzenden Künstlerkreise Italiens einer der Ersten und Größten geworden sein. Aber ein eigentlich neues Element hätte er auf diese Weise nicht in die Kunstgeschichte einführen können. Dies war das der Nationalität. Denn darin liegt eben seine große geschichtliche Bedeutung, alle Elemente der damaligen Bildung im Sinne seiner Nationalität aufgefaßt und verschmolzen zu haben. Das konnte er nur, wenn er in seiner Heimat, mitten unter den nationalen Einflüssen weiter schuf. So allein konnte er den Abschluß der nordischen Kunstentwicklung bilden, was er nach einer Seite ebenso entschieden getan, als Rembrandt nach der andern. Wie er aber diesen seinen Entschluß, im nationalen Sinne in der Heimat zu wirken, ausführte, läßt einen deutlichen Blick in das Verhältnis tun, in dem in seinem Innern der Künstler zum Welt- und Hofmann stand. Man wünschte, indem man ihn zum Hofmaler ernannte, ihn in Brüssel zu behalten. Die Liebe der Erzherzöge und die Freundschaft des Ministers Spinola hätten ihm hier eine hohe und einflußreiche Stellung gesichert. Rubens dagegen nahm von der ihm zugeordneten Ehre nur das an, was seinen Künstlerberuf nicht beeinträchtigte. Anstatt sich in das festgegliederte Leben des Hofes einzufügen, zog er es vor, sich ein neues zu schaffen. „Ich bin des Hoflebens satt“, sagte er später einmal von dem französischen, und „ich hege einen Abscheu dagegen“, von dem englischen Hofe. Man hat dies wohl aus anderen Gründen zu erklären gesucht, wie aus dem Ärger über verspätete oder ganz ausgebliebene Zahlungen; aber der eigentliche Grund lag tiefer. Es war der, daß der Künstler in ihm den Hofmann überwog. Die erste Äußerung dieser Gesinnung war eine faktische; sie ist in der Weigerung ausgesprochen, seinen Aufenthalt in Brüssel zu nehmen. Er stellte die Bedingung, in Antwerpen leben zu dürfen. Und nun, da man dies, wenn auch gewiß nicht gern, bewilligt hatte, beginnt eine neue Zeit für ihn; ein Leben, so reich an geistigen Interessen und so glänzend zugleich, daß man fast das Ideal eines Künstlerlebens darin sehen möchte. — — In seinem Hause lebte er in gänzlicher Unabhängigkeit. Und zwar trägt diese Unabhängigkeit einen glänzenden, ich möchte sagen, fürstlichen Charakter an sich. Es ist bekannt, mit welcher Pracht er sich ein Haus errichtete. Breite Treppen führten zum Atelier empor. Ein Rundbau, nach dem Muster des Pantheons in Rom, war zur Aufnahme seiner kostbaren Kunstsammlung bestimmt. Innerhalb dieses schönen und unabhängigen Lebens tritt dann aber die rastlose Tätigkeit des Künstlers um so auffallender und lobwürdiger hervor. Am frühen Morgen — im Sommer schon um vier Uhr — erhob er sich, hörte die Messe und ging an die Arbeit, die er nur kurz vor Tisch unterbrach, um der Unterhaltung mit Freunden zu pflegen oder einen Spazierritt auf edelem Rosse zu machen. Im Essen und Trinken war er mäßig, wie einst Michelangelo; er wollte durch Speisengenuß die geistige Schöpfungskraft nicht lähmen. Nach der Tagesarbeit bot der Verkehr in der Familie — er hatte sich schon 1609 mit Elisabeth Brandt verheiratet — oder mit Freunden Erquickung dar. Besuche empfing er während der Arbeit; er selbst machte deren keine.



Wie sein Sinn auf die Kenntnis und geistige Durchdringung des klassischen Altertums gerichtet war, so nicht minder auf den Besitz antiker Kunstwerke. Mit wie großen Opfern er sich deren zu verschaffen suchte, geht aus dem Erwerb der Kunstsammlung des Lord Carleton hervor, dem er zum Äquivalent derselben die Auswahl unter vielen seiner besten Bilder freistellte und außer kostbaren Teppichen noch eine bedeutende Summe baren Geldes auszahlte. — — Eine der ruhmvollsten Seiten in Rubens' Leben ist seine politische Tätigkeit. Ich meine nicht die äußeren Ehren, mit denen ihn die ersten Höfe der Welt überhäuften. Diese hat er mit vielen Staatsmännern traurigen Rufes zu teilen. Ich meine den größeren Ruhm, immer nach seiner Überzeugung und immer nur für einen Zweck gewirkt zu haben, den er einmal als heilbringend für sein Vaterland erkannt hatte. Von dem Augenblick an, daß Rubens zu politischer Tätigkeit berufen wurde, hat er keinen andern Zweck verfolgt, als unter den gegebenen Verhältnissen für sein Vaterland zu wirken, den Druck, den dasselbe unter der spanischen Herrschaft zu erdulden hatte, zu erleichtern, alle verschlimmernden Ereignisse abzulenken. Zu letzteren gehörte vor allem der Krieg, gleichviel mit welcher der damals streitenden Mächte. In der Gewinnung und Erhaltung des Friedens ist zugleich der Wunsch seines Herzens und das Ziel seiner politischen Laufbahn enthalten. Darauf zielten die Unterhandlungen, die er auf seiner Reise in Holland mit Gerbier, dem Agenten Karls I., zu führen hatte; darauf seine Reise nach Madrid und die kurz darauf folgende nach London, die das ersehnte und für sein Vaterland heilbringende Resultat herbeiführte; darauf endlich, und zwar auf einen Frieden mit den vereinigten Staaten von Holland, die letzte Reise nach dem Haag, die ihm so tiefe persönliche Schmach bringen sollte — wenn anders die Beleidigungen der Gemeinheit dem Edlen zur Schmach gereichen können. Aber gleichviel, ob äußere Ehre oder äußere Schmach ihn getroffen, die innere Ehre, die über dieser wie jener erhaben ist, hat er sich in vollstem Maße bewahrt, und es darf nicht als sein geringster Ruhm erachtet werden, daß das freie Belgien noch heute die Tätigkeit segnet, die Rubens für das Wohl des spanischen Belgiens entfaltet hat. (Ernst Guhl, Kunst und Künstler des siebzehnten Jahrhunderts, 1856.)

### RUBENS ALS MALER

Ogleich sich gegen Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts in allen Fächern der Malerei in den Niederlanden einzelne Regungen, einen besseren Zustand herbeizuführen, zeigten, blieb es doch einem ausgezeichneten Geiste vorbehalten, daselbst eine völlige Umgestaltung der Malerei zu bewirken; und dieser Geist war Rubens. Wie er durch und durch ein niederländisches Naturell war, so führte er auch seine Landsleute in der Malerei auf den Weg zurück, auf welchen die Natur sie ursprünglich angewiesen hat, lebendige Auffassung der einzelnen Naturerscheinung, vortreffliche Ausbildung des Kolorits. Seiner ganzen Zeit und seinem eigenen Naturell nach mußten sich diese Eigenschaften indes in ganz anderer Art zeigen, als dieses bei den van Eycks der Fall gewesen war. Sowohl in der Ausführung als in der Färbung suchten die van Eycks,

soweit es ihre darstellenden Mittel irgend möglich machten, die Natur so wiederzugeben, daß ihre Bilder selbst in der Nähe dem Eindruck derselben nahekommen; über diese große Sorgfalt, welche sie auf das Einzelne verwandten, wurde indeß die Haltung des Ganzen weniger berücksichtigt. Rubens ging dagegen von der Gesamthaltung aus und begnügte sich im Einzelnen, welches dem Ganzen streng untergeordnet wurde, die Gegenstände in größter Lebendigkeit so darzustellen, wie sie in der Natur in einer gewissen Entfernung erscheinen. Der Mittel, welche ihm zur Ausbildung dieser Richtung in seiner Zeit dargeboten wurden, nämlich der ausgebildeten Lehre der Linienperspektive und des Helldunkels sowie der breiten Manier, welche Tizian und seine Schule zuerst in größter Vollkommenheit ausgeübt hatte, bemächtigte er sich mit um so größerer Energie, als dieselbe der Natur seines Genies im höchsten Grade zusagte. Anstatt der längst verschwundenen echt religiösen Begeisterung, welche die Eycks beseelte und selbst über leidenschaftliche Handlungen eine gewisse Feier ausgoß, war der Geist von Rubens so von der Lust am Dramatischen erfüllt, daß selbst Gegenstände, deren Natur eine ruhige Darstellung erfordert, von ihm in lebhaft bewegter Weise aufgefaßt wurden. Einem Geiste, in dessen glühender und ewig schaffender Phantasie immer neue Gestalten in größter Lebhaftigkeit aufstiegen, mußte selbst der kürzeste Weg, sie äußerlich zu fixieren, noch zu lang dünken, er mußte daher das Bedürfnis fühlen, sich eine Malart anzueignen, die das, was er wollte, möglichst schnell ausdrückte. Sein seltnes technisches Geschick, sein außerordentlicher Farbensinn kam ihm hierbei trefflich zustatten. Mit bewundernswürdiger Meisterschaft lernte er die rechten Töne sogleich an die rechten Stellen setzen, ohne sie auf dem Bilde selbst noch viel durcheinander zu quälen, und nachdem er sie leicht miteinander vereinigt hatte, wußte er dem Ganzen durch einige Meisterstriche an den gehörigen Stellen, welche er unvermalt stehen ließ, die letzte Vollendung zu geben. Diese der Geistesart von Rubens so durchaus entsprechende Behandlung ist Ursache, daß seine Werke mehr als die irgendeines anderen Malers das Gepräge des ursprünglichen, frischesten, lebendigsten Ergusses der Phantasie an sich tragen. Rubens kann daher vor allen anderen neueren Künstlern im höchsten Sinne des Worts ein Skizzist genannt werden. Spricht sich nun in seinen meisten Bildern überhaupt ein heiterer, lebensfroher, durch kein äußeres Mißgeschick getrübt Sinn, ein urkräftiges Behagen aus, so bekundet sich dieses doch ganz besonders in der Art, wie er koloriert hat. Man könnte Rubens als Koloristen den Maler des Lichts, so wie Rembrandt den Maler des Dunkels nennen. Alles ist bei Rubens nämlich in das reine Element des vollen Lichts getaucht, die verschiedenen Farben blühen in üppiger Pracht und Herrlichkeit nebeneinander und feiern demohngeachtet, harmonisch aufeinander bezogen, einen gemeinsamen Triumph. Manche seiner großen Bilder machen daher einen ähnlichen Eindruck wie eine Symphonie, in welcher die vereinigten Töne aller Instrumente fröhlich, prächtig und gewaltig klingend daherrauschen. Kein anderer Maler hat bei so allgemeiner Helligkeit einen so satten Ton im Licht, ein so kräftiges Helldunkel hervorzubringen gewußt. Nur wenige sind in der trefflich abgestuften Haltung des Ganzen, in der Art, wie jede Fläche bestimmt angegeben ist, mit ihm

zu vergleichen. Die Färbung des Fleisches aber ist bei Rubens von solcher Glut und Transparenz im Ton, daß es gar wohl zu begreifen ist, wie Guido Reni, als er das erste Bild von ihm sah, verwundert ausrief: Mischt dieser Maler Blut unter seine Farben?

Zu seinem Naturell gehört außer jenem Drang zur dramatischen Auffassung, zur skizzenhaften Behandlung, außer jenem heiteren Behagen ein vorwaltender Sinn für das Übermächtige, Gewaltige, Derbsinnliche, welches ihn fast nie zu einer feineren Auffassung der Form, nur äußerst selten zum würdigen Ausdruck erhabener und edler oder gar sanfter und milder Charaktere gelangen ließ. Ja, er war so wenig imstande, aus dem Kreise der Eindrücke von Menschen, wie sie sich ihm früh in seinem Vaterlande eingepägt hatten, hinauszugehen, daß selbst, wenn er nach anderen Meistern, zum Beispiel Leonardo da Vinci, kopierte, er alle Köpfe unwillkürlich in seine niederländische Weise übersetzte und auch den übrigen Formen des Körpers seine gewohnte, reichlichere Fülle und Ausladung erteilte.

Bei Gegenständen, wie so viele aus der Heiligen Schrift, bei deren Darstellung es auf den Ausdruck hoher sittlicher Reinheit, Heiligung des Gemüts, ruhiger Beseligung ankommt, oder die wir nicht ohne edle Anmut, ohne Schönheit und Feinheit der Formen uns denken können, wie so viele aus der Mythologie der Alten, kann Rubens allerdings in der Regel keineswegs befriedigen. Denn abgesehen, daß ihm der Sinn für diese Eigenschaften in einem gewissen Grade abgeht, wird hier auch die nachteilige Seite jenes raschen Hinwerfens des ersten Gedankens, der Mangel an Studium durch Verzeichnungen und Mißformen, willkürliches und unruhiges Faltenwesen, häufig unangenehm fühlbar. Sein Christus erweckt daher fast nie, seine Madonnen nur sehr selten eine würdige Vorstellung.

In seiner ganzen Größe erscheint Rubens aber in solchen Gegenständen, die wirklich eine dramatische Behandlung erfordern, zumal bei welchen es recht eigentlich den Ausdruck gewaltiger Kraft, heftig erregter Leidenschaften gilt, wo er sich also seinem Genius mit voller Begeisterung hingeben kann. Namentlich trage ich kein Bedenken, ihn, wo es darauf ankommt, die momentanen Äußerungen eines auf das gewaltsamste bewegten Lebens auszudrücken, die nur in der Phantasie ausgebildet und festgehalten werden können, für den größten unter allen neueren Malern zu halten.

Wie tief aber dem Kunstnaturell von Rubens die Lust an Darstellung der derbsten Sinnlichkeit eingepflanzt war, geht aus den vielen von ihm behandelten Gegenständen hervor, worin die Venus Pandemos und Bacchus der Trunkenbold die Hauptrolle spielen, und die Darstellung von solcher Energie ist, sich oft in einer so niederen Sphäre hält, daß viele Naturen dadurch entschieden abgestoßen werden. (G. F. Waagen, Petrus Paulus Rubens, 1832.)

#### WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE UNTER LUDWIG XIV.

Schon im Jahre 1666 war die Akademie der Wissenschaften gestiftet; mit Ausgange des Jahrhunderts, 1699, ward sie erneut und in einem reineren Geschmack zusammengeordnet. Eins ihrer Hauptgesetze war, in Erforschung

der Natur kein Lehrgebäude oder Träumereien a priori anzunehmen. Ihr großer Vorgänger Descartes hatte sie darin scheu gemacht: denn dieser große Mann hatte viel geträumt.

Keine Akademie in Europa verband so viele berühmte Namen untereinander, als diese vor und seit ihrer Ernennung; sie traf in den glücklichen Zeitraum, in dem sie aus allen Ländern Erfinder und Forscher sich aneignen konnte. Galileis Schüler, Viviani, gehörte noch zu ihr und durfte in Florenz Ludwig zu Ehren sein Haus mit der Inschrift: „Aedes a Deo datae“ bezeichnen. In Deutschland Leibniz, Bernoulli, Tsirnhausen; in Holland Hartsoeker, Huygens, Ruysch, Böhre; Newton in England; in Italien Cassini, Bianchini, Marsigli, Manfred und so fort; der Schöpfer Rußlands selbst, Peter, ließ sich zu ihrer Zunft zählen. In Frankreich hat sie verdienstreiche Männer, den Kanzler de l'Hopital, Vauban, Tournefort, de la Hire, Homberg, Malebranche, den Minister d'Argenson und mit dem Fortgange des Jahrhunderts größere und größere Bearbeiter der Wissenschaft als ihre Glieder gekannt, bis vorm Ausgang des Säkulums fast ohne Widerrede und Eifersucht andrer Nationen die größten Astronomen und Rechner, Naturforscher, die alles durchspähten, Scheidekünstler, die eine neue Schöpfung entdeckten, in ihrer Mitte waren. Die Namen Réaumur, Mairan, Mariotte, le Sauveur, Clairaut, Condamine, Buffon, d'Alembert, la Grange, la Place, Lavoisier, Fourcroy werden sich aus der Geschichte des menschlichen Geistes nie verlieren.

Verdienstreich ist die Hand, die zu einem Gebäude den Grund legt, in welchem sich die sonst zerstreuten und vergessenen Bemühungen der untersten Geister sammeln. Ihr fortgehender Fleiß wächst zu einer Pyramide, die oben ein ewiger Kranz kränzet; indes bei andern Nationen einer hier, der andre dort in den Grüften gräbt oder in den Felsklüften huet, ohne vielleicht seine Mühe nur zutage fördern zu können, geschweige daß sie Pfeiler oder Säule eines Tempels würde. Keine Akademie hat ihre Beobachtungen so aneinanderhängend fortsetzen können, mithin sich fortwährend selbst gebessert, genutzt und geläutert, als diese. Auch mit verändertem Namen ist und bleibt sie Ludwigs ewiges Werk, das die wildesten Zeitstürme selbst nicht haben vernichten mögen. Unzerstörbar bauen sich die Wissenschaften fort, reihen sich aneinander und breiten ihre Erfolge still oder laut über die Welt aus.

Denn nicht das Gefundene allein ist Gewinn, sondern die Geister, die es finden. Je mehr diese miteinander einverstehn und, wenn auch nicht ohne Neid, wetteifernd nach einer Methode, zu einem Zweck, öffentlich unterstützt, miteinander arbeiten; je schlichter sodann ihr Vortrag, je klarer und verbreiteter ihre Sprache ist, je mehr diese sich von jedem Unrat entfernt hält, indem sie nur das Reinste der Wissenschaft rein lehret: um so mehr wird eine solche Akademie eine Stiftung und Versammlung (ecclesia) des Geistes der Wissenschaften selbst, der über alle Zeiten und Völker reichet. Terrasson hat Recht, daß die Akademie der Wissenschaften auch den Geschmack vollkommener gemacht habe, indem sie die wahren Grundsätze der Urteilskraft im Menschen nicht etwa disputierend feststellte, sondern tätig erwie. — —

Wie fand das neue Jahrhundert die Künste, die der junge König entweder geerbt hatte oder die unter ihm durch Colbert aufgeblüht waren? Die meisten

hatten den Greis verlassen; er stand im Andenken ihrer Vergangenheit allein. Corneille und Molière, Quinault und Lulli waren längst — Racine mit dem Jahrhundert gestorben; selbst der Geschmack an ihren Werken hatte sich geläutert, Poussin, le Sueur, Le Brun und so fort waren dahin; an den Werken des letzten sowie des le Moine, Puget, Girardon hatte man sich satt geschaut, und es war vorauszusehen, daß die Bäder des Apollo einst mit Moos bedeckt ständen. Trauriges Schicksal der schönen Künste, wenn sie am Willen oder an der Luft eines Einzigen haften! In seiner Jugend spielen sie um ihn her; aus dem Frühling begleiten sie ihn etwa bis in den Sommer des Lebens; im Herbst, im Winter, wo sind sie? Der Nachfolger führt eine andre Jugend herbei.

Noch mißlicher ist ihr Los, wenn sie gerade am Geschmack, gar an der Eitelkeit des Einzigen hängen, dem sie sich gleichsam einverleiben. Bald wird man dieser Enge satt; die Persönlichkeit gehet vorüber. Corneille hatte seinen Geschmack, romantisch wie er war, selbst gebildet; Racine, mit weicherem Herzen und feineren Studien, bildete ihn, zumal in den letzten Jahren, dem Hofe, der Maintenon gefällig zu. Und wie beschränkt war Molière selbst auf dem Hoftheater! Er hing am Wort, am bedeutenden Stillschweigen des Königs, seine lustigeren Stücke waren für die Provinzen. Die zartesten Stellen Quinaults bedauert man oft, daß sie neben dem übermäßigen Lobe stehen, das Ludwig indes selbst mit- und nachsang. Daher die beschränkte Dezenz der französischen Bühne; daher, daß bei den größten Talenten der Meister, bei unzählig Schönen im einzelnen sie sich fast in keiner Kunstart zur hohen Reinheit des griechischen Genius erheben durfte: denn dieser kennt das Hof-Etikette nicht. Die wahre Kunst ist nicht eitel. Nicht der äußern Wirkung wegen steht sie da, viel weniger zu einer flüchtigen Parasiten-Wirkung. Ihr Gesetz des Wahren, Guten und Schönen hat sie in sich und muß es für strenge vollenden. Außer den Fesseln der Versifikation und Sprache unterscheidet sich der französische Ausdruck also am meisten dadurch von der Kunst der Alten, daß er fast immer zu sehr auf äußere augenblickliche Wirkung gestellt ist, selten also der Eitelkeit ganz entsaget.

Durchaus aber nicht, daß man hiermit die Vorzüge der französischen Kultur verkennen oder verkleinern wolle. Allerdings war in den schöneren Tagen der Regierung Ludwigs sein und seines Hofes Geschmack in Europa der anständigste. Die italienischen Concetti vereinfachte er zu echtem Witz und Geist; fast ist unter Ludwig nichts Grobes, nichts Barbarisches geschrieben. Und doch schrieb damals fast jeder, der sprechen konnte, insonderheit Memoirs und Briefe, Männer und Weiber, Prinzen und Prinzessen, Feldherrn und Künstler, jeder konnte sprechen und schreiben. Und der edelste Ton, in dem man schrieb, war wie Ludwig sprach, anständig, höflich, mäßig; so daß jedesmal die Worte mehr zu bedeuten schienen, als sie bedeuteten, indem sie immer das Lindeste im weiten Umfange sagten. Dieser erhabene Schein war Ludwigs Stärke; er ist Charakterstil der besten Schriftsteller und Schriftstellerinnen seines Zeitalters, die man immer noch, wenn auch nur ihres schönen Anstandes wegen, gern liest. (Herder, *Andrastea*, 1801/1804.)

## LEBENSARTUNG DES DESCARTES

Das Leben dieses vorzüglichen Mannes wie auch seine Lehre wird kaum begreiflich, wenn man sich ihn nicht immer zugleich als französischen Edelmann denkt. Die Vorteile seiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu-statten, selbst in den Schulen, wo er den ersten guten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik erhält. Wie er ins Leben tritt, zeigt sich die Facilität in mathematischen Kombinationen bei ihm theoretisch und wissen-schaftlich, wie sie sich bei andern im Spielgeist äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er seinen geselligen Charakter aufs höchste aus. In Absicht auf Betragen erinnere man sich, daß er Zeitgenosse, Freund und Korrespondent des hyperbolisch-complimentösen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geistreiche Art gleichsam parodiert. Außerordentlich zart behandelt er seine Mitlebenden, Freunde, Studiengenossen, ja, sogar seine Gegner. Reizbar und voll Ehrgefühl entweicht er allen Gelegenheiten, sich zu kompromittieren; er verharrt im hergebrachten Schick-lichen und weiß zugleich seine Eigentümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher seine Ergebenheit unter die Aussprüche der Kirche, sein Zaudern, als Schriftsteller hervorzutreten, seine Ängstlichkeit bei den Schicksalen Galileis, sein Suchen der Einsamkeit und zugleich seine ununter-brochne Geselligkeit durch Briefe.

Seine Avantagen als Edelmann nutzt er in jüngern und mittlern Jahren; er besucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeste; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reise be-wegen; er scheut weder Mühe, noch Aufwand, noch Gefahr, um nur alles mit Augen zu sehen, um mit seinesgleichen, die sich jedoch in ganz anderm Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigsten Ereignissen seiner Zeit ehrenvoll teilzunehmen.

Wie man dieses Aufsuchen einer unendlichen Empirie an ihm verulamisch nennen könnte, so zeigt sich an dem stets wiederholten Versuch der Rück-kehr in sich selbst, in der Ausbildung seiner Originalität und Produktions-kraft ein glückliches Gegengewicht. Er wird müde, mathematische Probleme aufzugeben und aufzulösen, weil er sieht, daß dabei nichts herauskommt; er wendet sich gegen die Natur und gibt sich im einzelnen viel Mühe; doch mochte ihm als Naturforscher manches entgegenstehen. Er scheint nicht ruhig und liebevoll an den Gegenständen zu verweilen, um ihnen etwas ab-zugewinnen; er greift sie als auflösbare Probleme mit einiger Hast an und kommt meistens von der Seite des kompliziertesten Phänomens in die Sache. Dann scheint es ihm auch an Einbildungskraft und an Erhebung zu fehlen. Er findet keine geistigen lebendigen Symbole, um sich und andern schwer aus-zusprechende Erscheinungen anzunähern. Er bedient sich, um das Unfaß-liche, ja das Unbegreifliche zu erklären, der krudesten sinnlichen Gleich-nisse. So sind seine verschiedenen Materien, seine Wirbel, seine Schrauben, Haken und Zacken niederziehend für den Geist, und wenn dergleichen Vor-stellungsarten mit Beifall aufgenommen wurden, so zeigt sich daraus, daß eben das Roheste, Ungeschickteste der Menge das Gemäßeste bleibt.

In dieser Art ist denn auch seine Lehre von den Farben. Das Mittlere seiner Elemente besteht aus Lichtkügelchen, deren direkte gemessene Bewegung nach einer gewissen Geschwindigkeit wirkt. Bewegen sich die Kügelchen rotierend, aber nicht geschwinder als die gradlinigen, so entsteht die Empfindung von Gelb. Eine schnellere Bewegung derselben bringt Rot hervor und eine langsamere als die der gradlinigen Blau. Schon früher hatte man der mehrern Stärke des Stoßes aufs Auge die Verschiedenheit der Farben zugeschrieben. Cartesius' Verdienste um den Regenbogen sind nicht zu leugnen. Aber auch hier wie in andern Fällen ist er gegen seine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein für allemal ganz original sein; er lehnt nicht allein die lästige Autorität ab, sondern auch die förderliche. Solche Geister, ohne es beinahe selbst gewahr zu werden, verleugnen, was sie von ihren Vorgängern gelernt und was sie von ihren Mitlebenden genutzt. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

### FENELON

Wenn ein Sterblicher Gaben des Herzens und des Verstandes in Einfalt, Würde und Lieblichkeit zu vereinigen und alle unter das strenge Gesetz der reinen Hingabe seiner selbst zu bringen wußte, wars Fénelon. So erscheint er in seinen Schriften; der er war, nach dem einstimmigen Zeugnis seiner Feinde selbst, im Leben: Docteur, Eveque et Grand Seigneur in der liebenswürdigsten Verleugnung aller Hoheit seines Standes und Charakters. Lese man von ihm Ramsay, höre man hie und da nur einzelne Worte von ihm und lese seine Briefe, es spricht, es schreibt ein Himmels-Genius unter den Menschen, der von seinem Erdengeschlecht weder Dank noch Ruhm begehret. Desto tiefer lebte er im Herzen seiner Freunde, die ihn, aller Verbote ungeachtet, bis an den Tod liebten, denen auch er nachstarb, weil, wie er sagte, mit ihnen sein Herz von allem Irdischen frei sei.

Aber auch er war durch die Geschichte der Guion und seinen geheimen Neider Bossuet scharf geläutert; edler kann man sich kaum betragen, als er sich bei jedem Schritte betrug. Die tiefste Demütigung, die ihm vor den Augen seiner ganzen Kirche geschah, ward ihm indes zur größten Ehre, so wie ihm die Jahre der Demütigung Ludwigs zum edelsten Siege gereichten, ohne daß er an Sieg auch nur dachte. Er gab was er hatte und vermochte der kranken notleidenden Armee und genoß ebensoviel Verehrung von den Feldherren des feindlichen Heeres, als eine grenzenlose Liebe von allen, die ihn umgaben. Nicht seine Kirche, aber die Menschheit hat ihn kanonisiert.

Schade, daß Fénelons Schriften für so wenige in unserer Zeit sind, da sie alle zu einzelnen, bestimmten Zwecken geschrieben, immer nur seinem Amt, seiner Pflicht dienten. Bei seinem Telemach dachte er nicht daran, mit Homer oder Virgil zu wetteifern. Seinem Zöglinge, einem künftigen König Frankreichs, dem die Regierung Ludwigs vor Augen war, sollten, statt der Märchen, die er sonst gehört hatte, und statt der Begebenheiten, die er täglich sah, in Sitten und Gesinnungen andre Muster, Personen des Altertums sollten ihm vortreten, zu seiner Lehre, zu seiner Warnung. Anspielungen auf seines Königs Regierung, sofern sie irgend vermeidlich waren, verschmähte seine

reine Seele, wie schon der Anstand, der ihn in allem begleitete, und sein großer Verstand sie verschmäht haben würde. Ein gleicher Zweck leitete ihn bei seinen Gesprächen, bei seinen wenigen Fabeln; nichts ist für das Publikum, alles ist für den ihm Anvertrauten, persönlich, zeitmäßig. So seine Gewissensratschläge, seine geistlichen Aufsätze, seine Briefe; reine Unterhaltungen mit sich oder mit andern, aus Geist und Herz, zu Herz und Geist, ohne Rücksicht auf Stil und Machwerk. Gedacht und gesprochen ist alles, nicht geschrieben. Daher die Einfalt, daher die Lieblichkeit, in der vielleicht Franz von Sales sein Vorbild war. Er übertraf ihn weit an politischem Verstande, an feiner Herzens- und Weltkenntnis. (Herder, *Adrastea*, 1801/1804.)

## DIE JESUITEN IN INGOLSTADT

Es ist sehr bezeichnend, daß die Jesuiten den Kampf gegen das evangelische Wesen da begannen, wo es seine Stärke hatte: Auf dem Gebiete des Unterrichts und der Schule. An den Universitäten, die in der vordersten Reihe der protestantischen Bewegung standen, faßten sie zuerst festen Fuß. In Ingolstadt, der einzigen bedeutenden deutschen Hochschule, auf welcher die altgläubige Richtung noch herrschend war, begegnen wir zuerst ihrer Wirksamkeit. Freilich war diese Universität sehr herabgekommen. In der Mitte der vierziger Jahre zählte die theologische Fakultät nur einen Professor; als Johann Eck, der alte Gegner Luthers (1543) starb, war sie ganz verwaist. Bald nach Ecks Tod war Le Jay in Ingolstadt erschienen und hatte dessen Vorlesungen übernommen. Als er nach kurzer Zeit ging, erbat Herzog Wilhelm ihn sich von neuem, und Ignatius gesellte ihm aus freien Stücken zwei der tüchtigsten Genossen zu: Salmeron und den jungen Peter Canisius aus Nymwegen in Gelderland. Kurz vor des Herzogs Tod, im Jahre 1549 trafen sie ein und begannen ihre höchst erfolgreiche Wirksamkeit. Canisius verstand es, eine Reihe von Studenten persönlich an sich zu fesseln. Er feierte den Triumph, durch Vermittlung seines Gönners, des Bischofs von Eichstädt, des Kanzlers der Universität, zu deren Rektor gewählt zu werden. Alles war im besten Gange, die Umgestaltung der Universität in jesuitischem Geiste schien unmittelbar bevorzustehen, schon war den Jesuiten die Gründung eines eigenen Kollegiums versprochen; da starb der Herzog, und nun sahen die frommen Väter sich von dem fast erreichten Ziel weit verschlagen. Denn während Herzog Wilhelm ein strenger Papist und eifriger Jesuitenfreund gewesen war, der die neue Lehre selbst mit Gewaltmitteln verfolgte, huldigte sein Sohn und Nachfolger Albrecht V. den Grundsätzen der Toleranz und hatte deshalb für die „spanischen Priester“ wenig Sympathien. Aber der Klugheit des Canisius war auch er nicht gewachsen. Der Umstand, daß der Herzog sich um den Abschluß des Passauer Vertrages und des Augsburger Religionsfriedens besondere Verdienste erworben hatte, benutzte der schlaue Jesuit, um ihm vorzustellen, daß er durch solche Haltung zu Rom in den Verdacht heimlicher Ketzerei geraten müsse, und daß es kein besseres Mittel gebe, sich von diesem Verdacht zu reinigen als Begünstigung des Ordens Jesu. Solche Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Im Jahre 1555 errichtete der Herzog ihm in



Ingolstadt ein Kollegium und stattete es reichlich aus. Nun kehrten die Patres (1556) dorthin zurück und begannen alsbald mit Bemühungen, sich zu Herren der Ingolstädter Hochschule zu machen. Nicht eher ruhten sie, bis sie am Ziel waren. Mit der akademischen Freiheit, der Freiheit des Lehrens und Lernens war es da vorbei; die Universität wurde ganz auf das Niveau einer jesuitischen Unterrichtsanstalt herabgedrückt. Ingolstadt wurde eine Hauptstelle des Jesuitismus, von der aus er sein Netz über Deutschland spannte.

Schon im nächsten Jahre wurden Jesuitenschulen in den drei Hauptplätzen des bayrischen Landes, in München, Landshut und Straubing in Aussicht genommen, und 1559 wurde in der Residenzstadt München ein zweites bayrisches Jesuitenkollegium gegründet, dem dann in den siebenziger Jahren als drittes das zu Landshut folgte. Die Virtuosität des Unterrichts der Loyoliten und die Feinheit ihrer äußeren Lockmittel brachten ihre Anstalten rasch in Flor. Die Poetenschulen verödeten in demselben Maße, als der Besuch der ihrigen zunahm. (Johann Gustav Droysen, Geschichte der Gegenreformation, 1893.)

### COMENIUS, DER SCHULREFORMATOR IM NORDEN

Von geringen Eltern, in drückender Dürftigkeit, in einem Orte, der gar keine Schule hatte, wurde Comenius, der berühmte Verbesserer des Schulwesens, geboren. Seine Eltern gehörten der Sekte der sogenannten Mährischen Brüder an. Das Bedürfnis des Unterrichtes nötigte sie, ihn, wiewohl erst im 14. Jahre, auf die Schule zu Herbörn in Hessen zu schicken, wo er die lateinische und griechische Sprache, die übrigen Anfangsgründe höheren Wissens, endlich auch die Philosophie und Gottesgelehrtheit erlernte.

Er kehrte nach seiner Heimat zurück. 1614 wurde er der Schule zu Prerau, 1616 jener zu Fulneck als Rektor vorgesetzt. Hier legte er den Grundstein seines großen pädagogischen Namens. Weit und breit drang der Ruf von der überaus großen Leichtigkeit und Geschicklichkeit, mit welcher er der Jugend in unverhältnismäßig kurzer Zeit die Anfangsgründe der griechischen und lateinischen Sprache beizubringen wußte.

Die Prager Schlacht auf dem Weißen Berge (1620) zerstörte dieses Institut und Comenius' schönste Hoffnungen. Die spanischen Soldaten plünderten Fulneck, legten es zum Teil in die Asche, und Comenius verlor an einem Tage sein ganzes Vermögen, seine ausgesuchte Büchersammlung und (was das Schmerzlichste war) die unersetzlichen Früchte seiner mühesam durchlebten Jugendjahre, alle seine Handschriften. Das bald darauf über alle protestantischen Prediger in Böhmen und Mähren ausgesprochene Urteil der Verbannung stürzte ihn in den tiefsten Abgrund des Unglücks. Die Liebe zur Heimat flößte ihm anfänglich den Mut ein, jenes harten Befehles ohngeachtet sich bei seinem Freunde, dem Freiherrn Georg Sadowsky von Slaupna, verborgen zu halten, aber die furchtbaren Beispiele unerbittlicher Strenge, womit jene Vertreibung vollzogen, die Strafe des Todes, womit ihre Übertreter belegt wurden, zwangen ihn gar bald, mit blutendem Herzen dem Vaterland auf ewig Lebewohl zu sagen und sich nach Polen zu flüchten. Zu Lissa schlug er seinen Sitz auf. Bald wurde ihm die Oberaufsicht über die dortige

und über die umliegenden protestantischen Schulen übertragen und er zum Superintendenten der ganzen zahlreichen Versammlung der Mährischen Brüder ernannt. Hier war es, wo Comenius die Krone seiner philologischen Werke, seine *Ianua linguarum reserrata* herausgab. Keinem Werke, außer der Bibel, ist ein solch glänzendes Zeugnis ihrer Gemeinnützigkeit zuteil geworden, wie diesem, welches von der lateinischen in die deutsche, ungerische, slawische, französische, italienische, englische, spanische, schwedische, dänische und holländische Sprache und sogar in die türkische, mongolische, arabische und persische übersetzt worden ist.

Es war beinahe keine Nation in Europa, welche nicht Comenius unter den schmeichelhaftesten Einladungen zu sich berufen hätte, um die wichtigste aller Anstalten, den öffentlichen Unterricht, in seine Hände niederzulegen. Die ersten darinnen waren die Schweden. — Dieser ersten folgte eine noch weit lockendere Einladung der Briten. Wirklich zog Comenius (1641) nach London, in demselben Jahre, als der schwache König Karl Strafford, seinem treuesten Freunde, selbst das Todesurteil sprach und dadurch den festesten Grundstein jener Bürgerkriege legte, in denen er acht Jahre später sein eigenes Leben auf dem Blutgerüst geendigt hat.

Wenn im Innern die Zwietracht tobt, verliert der Überlegung weise Stimme jede Glaubwürdigkeit, der ganze Lebensplan beschränkt sich auf die Notwehr, der Zukunft denkt niemand weiter. Darum sind Krieg, Hunger, Pest nicht so schrecklich, als Unruhen im Innern. Auch Comenius floh aus England, — nach Schweden. Der Reichskanzler Axel Oxenstierna befahl ihm, zu Elbingen in Preußen eine Organisation der öffentlichen Unterrichtsanstalten für Schweden auszuarbeiten. Sein Werk erhielt den Beifall der gelehrtesten Männer und der höchsten Kollegien des Reiches.

Gleichwohl begab sich Comenius, bevor er noch die ihm aufgetragene nochmalige Übersicht und Verbesserung seiner Schrift vollendet hatte, zu dem Fürsten von Siebenbürgen, Sigmund Rakoczy, der ihm die Einrichtung aller dem öffentlichen Unterrichte geweihten Institute und namentlich der Schule zu Patack übertrug. Auch hier war seines Bleibens nicht. Er kam wieder nach Lissa. Dort wartete seiner der härteste Schlag. Die durch seine nimmersatten Lobreden auf den großen Schwedenkönig Gustav Adolf schwer gereizten katholischen Polen verbrannten jenen Ort noch einmal und raubten wieder seine Habe und Bücherschätze. — Neuerdings begannen seine Wanderungen. Erst barg er sich in Schlesien, dann hielt er sich in Brandenburg, in Hamburg, in Lothringen, zuletzt in Amsterdam auf, dort fand er eine reiche Ernte, dort starb er auch im achtzigsten Jahre seines Alters. Die letztere Zeit seines Lebens gab er Weissagungen, die aller Welt den Untergang des von ihm so glühend gehaßten Papsttumes und des Hauses Österreich verkünden sollten.

Comenius war überaus belesen, glücklich, dasjenige aufzutreffen und zusammenzustellen, worin die Mühe des Denkens und Erfindens bereits andere über sich genommen hatten. Sein Blut wallte zu heftig, — zu überfüllt, zu üppig war seine Einbildungskraft, als daß die kalte ungefärbte Stimme rücksichtsloser reiner Wahrheit bei ihm hätte Eingang finden können. Demzufolge beherrschte ihn ein unerträglicher und ganz unvernünftiger Dünkel. Er war fest überzeugt,

Gott selbst spreche mit ihm. Nachdem die Zeit seine Weissagungen wider den Heiligen Stuhl und das Haus Österreich längst Lügen gestraft hatte, nachdem Gustav Adolf, Richelieu, Cromwell, Rakoczy, König Karl Gustav, die er zu Werkzeugen der himmlischen Rache auserkoren hatte, längst weder das Leben noch die Kraft, noch den Willen mehr hatten, jenen zu schaden, hatte er gleichwohl die eherne Stirne, seine Prophezeiungen gegen jeden Spott, gegen jede Klage und gegen die gesunde Vernunft selbst unerschütterlich zu verteidigen. Seine grammatikalischen Verdienste fördern die *Ianua linguarum*, der *Orbis pictus* und das in dem Brande von Lissa zugrunde gegangene große Universallexikon der böhmischen Sprache auf die späte Nachwelt. Seine mährischen Altertümer, seine Geschichte des uralten Geschlechts von Zierotin erwarben ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Historikern seiner Zeit. (Joseph Freiherr von Hormayr, Österreichischer Plutarch, 1807/1814.)

### MARTIN OPITZ UND DIE GRÜNDUNG DER DEUTSCHEN GELEHRTENPOESIE

Martin Opitz entstammt dem protestantischen deutschen Mittelstand: als Kind eines angesehenen leidlich wohlhabenden Bürgers und einer geistig geweckten Mutter ist er im Dezember 1597 in Bunzlau am Bober geboren. Gelehrte Neigungen waren in der Familie erblich. Bunzlau selbst war ein Hochsitz protestantischen Schulwesens in Schlesien seit der Reform Valentin Troitzendorfs, dessen Lateinunterricht Melanchthon rühmte. Schlesien war das östliche Einfallstor der Renaissance . . . damals glänzte Kochanowski als polnischer Ronsard. Der Geist Melanchthons — die Verbindung von Bibelfrömmigkeit mit Humanismus — schwebte über der Erziehung des jungen Opitz, die erst sein Oheim Christoph Opitz leitete, dann Valentin Senftleben, ein gütiger und weltkundiger Schulmann. Opitz blieb ihm stets zugetan und widmete ihm sein lateinisches Erstlingsbuch, eine Epigrammsammlung, *Strenarum libellus* (1616). In seiner Vaterstadt schon knüpfte er seine ersten Kameradschaften, mit Kaspar Kirchner und Bernhard Nübler, auch sie Begleiter seines ganzen Wegs, wie ihm denn bei einer gewissen Kühle doch eine menschengewinnende und -haltende Anmut, eine echte Verbindlichkeit eignete: er war ein Virtuose nützlicher Freundschaft und bedenklicher Liebschaften. Siebzehnjährig bezog er, frühreif und vielgewandt, ebenso begabt zum Aufnehmen wie zum Anwenden, das Breslauer Gymnasium und erwarb durch Lateinpoesien die ersten Gönner, humanistisch gebildete Honoratioren Breslaus, Ärzte, Juristen, Scholarchen. Sie veranlaßten ihn, mit dem sicheren Brotstudium der Juristen die anmutige Gelehrsamkeit zu verbinden, Sprachkunde und Redekünste. Auf dem Beuthener *Schönaichianum*, einer reformiert-humanistischen Hochschule, begann er die eigentliche Gelehrtenbahn, indem er auch hier die Bildung zu Verbindungen nützte. Ein habsburgischer Würdenträger, Tobias Scultetus von Bregoschütz, ward sein gelehrter Mäzen. In Beuthen ahnte ihm beim Blick auf die literarischen Zustände Deutschlands sein Beruf, die Begründung vaterländischer Gelehrtenpoesie: davon zeugt sein „Aristarchus“ 1617, eine lateinische Abhandlung über den poetischen Wert

der deutschen Sprache. Von Beuthen zog er, nach kurzem Verweilen in Frankfurt an der Oder, 1618 nach Heidelberg, dem Hochsitz neuester Bildung, sinnlicher Hofpracht, reger Geselligkeit, gelockt vom Ruhm der Bibliothek und dem Glanz des Hofes. Unter den Lehrern zog ihn zumeist Jan Gruter an, der gefeierte Masseneditor klassischer Autoren. Heidelberg war ein Markt der Bildungsgüter: französische, holländische, englische Einflüsse hatten hier die deutsche Dumpfheit geschmeidigt und einen höfischen Formensinn gereift, einen freieren Verkehr, der sich von der Pfarr- und Schulluft des östlichen und nördlichen Deutschland lockend abhob — dort war noch ein deutscher Nachsommer der südlichen Renaissance. Der wache junge Literat fand auch dort Gönner, Freundschaften, Buhlschaften. In Briefen seiner Heidelberger Freunde, Lingelsheim, Zinkgref, Barth, atmen wir die Morgenluft des späthumanen Strebens im Kreis neudeutscher Lerner und Hoffer: sie fühlten sich als „neue Zeit“. Der Ausbruch des Krieges störte diese Blüte, Hof und Universität verfielen. Opitz ging nach Holland, zumal zum Führer des niederländischen Humanismus, Daniel Heinsius. Dessen niederländische Verse weckten ihn zur Dichtung in heimischer Sprache: an dem stamm- und klangverwandten Muster gingen ihm die Möglichkeiten deutscher Prosodie auf. Weniger Lust an Land und Leuten, als das Bedürfnis nach Lehrern, Gönnern, Gefährten trieb ihn auf Reisen, und er blieb, wo er versorgt wurde — 1620/21 in Jütland als Gast eines Heidelberger Mitschülers, des Dänen Hamilton, eine trübe, karge Zeit der Einkehr, vereinsamt durch Unkenntnis der Landessprache, abgeschnitten vom Geldschuß aus der Heimat, fast bücherlos. So gedieh seine erste längere deutsche Dichtung, vielleicht seine beste, weil von Zitätenlast und Lobhudelei freieste: das Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs. Im Sommer 1621 reiste er über Lübeck zurück nach Schlesien, um dort unterzukommen am Hof des schlesischen Landeshauptmanns, wo Kirchner und Nüßler für ihn warben. Er meinte sich einen Posten zu erschreiben und zu erwidern durch den Lobgesang Jesu Christi und den Lobgesang Bacchi, eine lehrhaft philologische Hymne nach Heinsius. In Breslau war kein Amt frei, doch berief ihn Fürst Bethlen Gabor auf die Empfehlung eines Gönners an die Fürstenschule zu Weißenburg in Siebenbürgen. Dort erklärte Opitz Horaz und Seneka, sammelte Inschriften, forschte nach der antiken Geschichte des Landes, Archäologie, Philologie und Poetik verbindend. Trotz gelehrter Beute, trotz Fürstengunst und Freundschaften, ja, trotz der Liebe zur „langen Vandala“ ward er nicht heimisch unter dem siebenbürgischen Schmutz und Strohdach, fernab von den Sitzen der deutschen Bildung, und kehrte 1623 nach Schlesien zurück, um als freier Gelehrtenpoet sich durchzubringen. Aus Siebenbürgen brachte er Beiträge zu einem Werk über Dacia antiqua, das vergilisierende Lehrgedicht „Zlatna“ und etliche geistliche Poeme als Zeugnisse seiner Gelahrtheit, seiner Dichtkunst, seiner Frömmigkeit. Eine Nachdichtung der Psalmen zu Goudimels Weisen (schon seit Ambrosius Lobwasser und Melissus Schede eine beliebte Übung), die „Episteln des ganzen Jahrs“, trugen ihm den Ratstitel ein. Damals (1624) veröffentlichte in Straßburg sein Heidelberger Kommilitone Zinkgref eine Sammlung von Opitzens Gedichten mit dem „Aristarch“, nebst eignen Versen und

solchen von Vorläufern und Mitläufern, das erste Buch, worin die deutsche Wortkunst als bewußt „neue Richtung“ erscheint. Zinkgref wollte wohl dem Freund und sich als dem Einbegleiter den Ruhm der Gründer sichern, doch Opitz, inzwischen sicherer und klarer geworden, sah in dieser voreiligen Festlegung eine Gefahr seines Ruhms, die er bannen müsse. So schrieb und veröffentlichte er (Breslau 1624) schnell sein Buch von der „Teutschen Poeterey“, den authentischen Grundriß seines Wissens und Wollens, das alleingültige Gesetzbuch der neuen Kunst. Es hatte rasch den gewünschten Erfolg, das Ansehen des Verfassers zu befestigen und seine Grundsätze zur Herrschaft zu führen, trotz vereinzelter Murrens überholter Vorgänger, wie Hübner oder Weckherlin. Seinem Ruhm entsprach nicht sein Einkommen . . . er mußte weiter Stellen suchen und lukrative Verbindungen. Sein einflußreicher Verehrer August Buchner, Professor in Wittenberg, wollte ihn bei dem Fürsten Ludwig von Anhalt, dem Haupt des Palmenordens, einfreunden, doch scheiterte eine Anstellung an den Kriegsnöten des Fürsten und wohl auch am Widerstande einiger Ordensmitglieder gegen den anspruchsvollen Neuerer, der ihre Prioritätseitelkeit verletzt hatte (vielleicht sogar durch epikurische Poetenfreiheit das Schamgefühl des frommen Herrn). Opitz ging über Dresden, wo er mit dem Komponisten Schütz sich befreundete, nach Schlesien zurück. Seinem Apostel Buchner dankte er durch die Zuschrift seiner Verdeutschung von Senekas Trojanerinnen. Kirchner nahm ihn auf einer Amtsfahrt mit an den Wiener Kaiserhof: dort wurde er für ein höfisches Leichenkarmen von Ferdinand zum Poeten gekrönt, aber nicht bestallt, wohl wegen seiner Konfession. Dann ist er in Breslau, Liegnitz, Brieg, Bunzlau unsteter Gast von Verehrern, Bibliotheken, Archiven und ediert die „Acht Bücher Teutscher Poematum“ (Breslau 1625) — geistliche Sachen, Lehrgedichte, Hochzeitsgedichte, Amatoria, Oden, Sonette und Epigramme, Proben aller kürzeren „Gattungen“. Trotz des Ruhms, den ihm dies Buch eintrug, mußte er um Lohn schreiben: er übersetzte Barclays Staatsroman „Argenis“ und bearbeitete Jeremiae Klagelieder, nicht ohne Bezug. Dann ward er Sekretär des Burggrafen Karl Hannibal von Dohna: der war leidenschaftlicher Papist, und sein Amt forderte von Opitz manches Gewissensoffer, nicht nur Stillschweigen zur Protestantenhatz, sondern auch Lobtöne für seines Brotherrn fragwürdige Heldentaten. Seelenkämpfe hat das den Poeten schwerlich gekostet. Sein Gesetz empfing er nicht vom Glauben, sondern vom Wissen und Haben. Dohna begünstigte die Humaniora, das genügte Opitz, und es bedurfte für ihn keiner besonderen Feilheit, um seinen Vorteil dabei zu finden: seine „Religion“ war der Humanismus, nicht der Protestantismus. Im Auftrag Dohnas reiste er, seit 1627 „Opitz von Boberfeld“, 1630 nach Paris (wo damals unter Richelieu das Grand Siècle begann), „der Auszug der Natur, der Städte Licht, der Weisheit Sängerin“, zugleich der Sitz der reifsten Politik. Opitz erneuerte dort alte und fand neue Bekanntschaften, vor allem den Hugo Grotius. In der französischen Literatur strahlte gerade zwischen Ronsard und Corneille kein großer Stern, und Opitz merkte mit einigem Mißmut, daß die Plejade schon verblaßt schien — Anlaß zu elegischen Gedanken über die Vergängnis des Ruhms und den Flattersinn der Leser. Damals wählte er sich das Sym-

bolum „Quantum restat?“ zum weltlichen Memento. Zurückgekehrt in die Heimat, wo ihm der Abglanz der Weltstadt neues Licht verlieh, widmete er sich — durch Dohnas diplomatische Korrespondenz wenig beansprucht — seinen literarischen und antiquarischen Arbeiten: er schrieb an der *Dacia antiqua*, verfaßte für Schütz das vorbildliche deutsche Singspiel *Daphne*, zwang die Mär von Jonas in ein erbauliches Lehrpoem, dramatisierte das Hohelied, besang den Gott Mars, verdeutschte die katonischen Zweizeiler und des *Sieur de Pibrac* Vierzeiler. Von seinen größeren Eigenwerken entstand damals sein *Vielguet* und seine Schäferei von der Nymphe *Hercynia*. In Dohnas Auftrag übersetzte er ein Jesuitenpamphlet wider die protestantische Irrlehre und hielt sich dafür schadlos durch die gleichzeitige Verdeutschung von *Grotii* Gedicht über den Christenglauben. Durch Dohnas Sturz nach dem Schwedensieg wurde Opitz 1632 wieder stellenlos. Sein Poetenruhm litt unter seiner religions-politischen Zweideutigkeit nicht — man nahm das bei Poeten nicht so schwer. Er warb — ein Vorläufer von Leibniz — für einen Ausgleich der Bekenntnisse. Bei den schwedisch-sächsischen Machthabern in Breslau galt er viel, zumal bei Ulrich von Holstein — nach dessen Ermordung schrieb er ihm den Nachruf, den er sich sterbend gewünscht hatte. Die Liegnitzer Herzöge schickten ihn als politischen Unterhändler zu Oxenstierna und zu Baner, und er erwarb sich deren Gunst: sein Dichterruf und seine Gewandtheit schmeichelten ihn überall ein, und sein Humanismus war eine gewinnende Macht. Denn nicht die „Politik“ war damals das Schicksal, nicht die Staatsnotwendigkeit, sondern die „Affairen“, die halb privaten, halb sachlichen Interessen, worin persönliche Willkür leichter schalten konnte, als in festen Gefügen. Gerade darum war für geschickte Liebhaber und gebildete Streber manches zu tun, weil nichts notwendig geschah . . . da war zu basteln, zu flicken, zu schieben . . . das diplomatische Mitmachen ohne Drang und Not gehört zum Gesicht des Opitz. Seit der Verödung Schlesiens verzog er in die Nähe der schwedischen Gönner nach Danzig: auch hier nützte er praktisch und geistig die lokalen und regionalen Umstände. Sein Danziger Wirt, ein reformierter Prediger, kannte den König von Polen, mit einer Schrift über polnisches Staatsrecht winkte Opitz nach dieser Seite und fand einen polnisch gerichteten Gönner im Grafen Dönhoff, dem Eidam des Herzogs von Thorn. Die Gunst, die der Staatsschriftsteller errungen, bezahlte er als Gelehrter mit einer Verdeutschung der *Antigone* und als Poet mit einem Lobgesang auf die polnische Majestät. Er wurde 1636 polnischer Hofhistoriograph — eine Sinekure mit Gehalt. Lateinische Aufsätze und Sammlungen zur Geschichte Polens, die *Dacia antiqua*, die Übersetzung von Augustins Gottesstaat beschäftigten diese Muße. Mehr und mehr kehrte Opitz zur Gelahrtheit zurück, der eigentlichen Heimat seines Geistes, dem Grund auch seiner Poesie. Als Poet ist er in Danzig, abgesehen von etlichen Gelegenheitsversen und einem *Judithdrama*, fast nur noch Übersetzer und Herausgeber. 1637 und 1638 rundete er seine gesammelten Gedichte. Den Zusammenhang mit der älteren deutschen Literatur hält er aufrecht, ein Ahne Gottscheds, Lessings und Herders, mit seiner Ausgabe des *Annoliedes*, seine letzte — fast seine rührendste Leistung. Im August 1639 ist er an der Pest gestorben, 42 Jahre alt. (Friedrich Gundolf, Martin Opitz, 1923.)

## SÜDLICHE UND NORDISCHE MUSIK

Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder, daß man sie als eine selbständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu tun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neueren Musik und aus dem Gewirr parteiischer Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder auseinandergegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgeteilt zu haben, da sie sich denn in wunderbarer, ihren Hauptsätzen mehr oder weniger annähernden Verzweigungen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rate ziehn und das, was dieser an gehaltenen oder schnell aufeinander folgenden Tönen und deren mannigfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug getan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Übergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Komponisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber der Vorwurf des beleidigten Ohrs, insofern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz teilnehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Komponist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre; doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und notwendig finden müsse.

Übrigens, was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paesello durch einen eindrucksvollern Komponisten ver-

drängt gesehen — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiener mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeitlang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitem Bezug auf Gemütskräfte, lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen, tiefem Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist. (Goethe, Rameaus Neffe, 1805.)

## HÄNDEL

Georg Friedrich Händel war ein Deutscher, 1685 zu Halle geboren. In seiner zartesten Kindheit meldeten sich schon seine großen Anlagen zur Tonkunst, die nach geringer Unterweisung auf Klavier und Orgel sich dergestalt auszeichneten, daß er in Weißenfels, wohin bald sein Vater ging, sodann in Halle, Berlin, Hamburg bemerkt und als Kind schon bewundert wurde. Er bildete sich unter Zachau, Buononcini, Agnello. Kaum fünfzehn Jahre alt, ward er in Hamburg Direktor des Orchesters der Oper und komponierte eine „Almeria“, eine „Florinde“, ging nach Italien, wo in Florenz, Venedig, Rom, Neapel Stücke von ihm mit Beifall gegeben wurden, und die berühmte Sängerin Vittoria sich in ihn verliebte. Er kam zurück, trat zu Hannover in kurfürstliche Dienste, ging über Düsseldorf, Holland nach England, wo er im glänzendsten Zeitraum der Königin Anna mit einer Bewunderung empfangen ward, die ihn stolz und, wie die Briten sagen, oft hart und eigensinnig machte. Er hatte das Glück, für den Utrechter Frieden das Te Deum zu komponieren, gewann die Gunst des Adels, bald auch des Königs, schrieb prächtige Opern und war eine Zeitlang der Gott der musikalischen Bühne. Die Streitigkeiten und Parteien, die sich zwischen ihm und Buononcini, nachher mit Senesino, dann mit Porpora und Farinelli erhoben, über die man auch Swifts Sarkasmen kennt, brachten ihn nicht nur aus der Gunst der Großen, sondern auch um einen Teil seines Vermögens und seiner Gesundheit. Diese stellte ihm Aachen wieder her, und Drydens „Alexanders Fest“, das er nach seiner Rückkehr gab, schaffte ihm nicht nur die Gunst der Nation wieder (1736), sondern ward auch ein Grundstein seines bleibenden Ruhmes: denn seine Opern und Sonaten sind verhallen. Sein Alexandersfest dauert.

Den zweiten Grundstein legten die Oratorien, die er in Gang brachte, weil er sie, wie sein Lebensbeschreiber sagt, „dem angeboren Ernst der Engländer sehr angemessen erachtete“. Sie sollten als dramatische Gespräche in Opernpracht aufgeführt werden; dies ward aber, weil ihr Inhalt biblische Geschichte war, verboten. Ein glückliches Verbot, auch für die Kunst: denn nachhinkend der Oper hätte die Cantate ihren eigentümlichen Charakter nie gewonnen, und schwerlich erschienen wäre sodann Händels „Messias“. Dies große Stück, auf einfachen biblischen Worten beruhend, ist wert zu dauern, so lang eine Saite gerührt, ein Instrument angehaucht wird. Kalt ward es zuerst in London, desto wärmer 1741 in Dublin empfangen; seit 1743 ist es in London und überall die dauernde Trommete von Händels Ruhm geworden und geblieben.



Seit 1751 war Händel blind und blieb es nach schmerzlichen Operationen; 1759 starb er, acht Tage nach der Aufführung seines letzten Oratoriums, bei welchem er noch gegenwärtig war. In der Westminster-Abtei ward er begraben, wo ihm auf sein Verlangen und auf seine selbsteigenen Kosten ein Denkmal errichtet wurde. Die großmütige Nation, die den Fremden so hold ist, vergaß auch hier bei einem Manne, der fünfzig Jahre in ihr gelebt, für sie gearbeitet und ihrer Tonkunst unleugbar den ihr angemessensten Schwung gegeben hatte, sie vergaß auch auf Händels Grabe des Deutschen (Germans) nicht. In Schlafrock und Pantoffeln sitzt er nachlässig da, die Lyra in seiner Hand, unter ihm die Flöte; glücklicherweise Shakespeare gegenüber.

Händels Charakter war in Tugenden und Fehlern Charakter der Tonkünstler. „Besäß er Stolz“, sagt sein britischer Biograph, „so war sein Stolz einförmig; er war nicht heute ein Tyrann und morgen ein Sklave, nicht hier ein Tadler und dort ein Schmeichler. Seine Unabhängigkeit behauptete er in Umständen, in welchen andre sich eine Ehre würden daraus gemacht haben, untertänig zu sein. Er war freigebig, selbst in seiner Armut; als er reich ward, bedachte er seine alten Freunde. Schon als Knabe schickte er seiner Mutter Geld zu, da sie sich verbunden achtete, ihn zu unterstützen; an die Witwe seines alten Lehrmeisters Zachau, als er hörte, daß sie Mangel litt, sandte er mehr als einmal Geschenke. Den größten Teil seines ansehnlichen Vermögens hinterließ er seiner Schwester Tochter; seine musikalischen Schriften vermachte er Herrn Smith, von welchem die Oratorios stets fortgesetzt werden.“ Und so ruhe, gewaltiger Mann, der mit seinen Tönen einen Cherub vom Himmel hätte herabzwingen mögen! Ruhe auf deinem britischen Grabe aus! Die Lyra aber in deiner Hand, die Flöte und jedes deiner Instrumente verhalte nie dem nordischen Europa! (Herder, *Adrastea*, 1801/1804.)

## MOZART

Mozart, der Shakespeare der Musik, — hat eines, was nicht vielen zuteil geworden ist, daß der Götterfunke des Genies, in den Tiefen seiner kindlichen Seele verborgen, mit all dem Fleiß einer planmäßigen, sorgsamten Erziehung ausgebildet wurde. Sein Vater, seit 1762 zweiter Kapellmeister bei der Fürst-Erbbischoflichen Salzburgischen Hofmusik, weihte jede Stunde, die er dem Hofdienste abkargen konnte, der Komposition und dem Unterrichte im Violin-spielen. Freudig, mit echtem Künstlerstolz und Vatergefühl, gab er beides auf, als er die trefflichen Anlagen seiner Kinder zur Musik bemerkte und sorgte ausschließlich nur für die musikalische Bildung seiner lieben Maria Anna und unseres Wolfgangs, welcher um vier Jahre jünger war.

Nicht in Torquato Tasso hat sich der Dichtkunst heiliges Feuer früher, entschiedener geäußert, als bei Mozart die Spuren seines musikalischen Genies. Man konnte ihn nie zufriedener stellen, als wenn man ihn zum Klavier setzte, wo er, der kaum zu lallen angefangen hatte, Töne, dann Akkorde suchte, worüber er dann, wenn er sie gefunden, in die lauteste kindische Freude ausbrach; nie war er vergnügter, als wenn ihm sein Vater ein Menuett oder ein Liedchen spielend beibrachte, er zeigte dabei eine Leichtigkeit, ein Gedächtnis,

das jedermann in Erstaunen setzte. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde trug das Kind diese kaum gehörten Liedchen mit der vollsten Präzision, mit dem angemessensten Ausdrücke vor.

Dabei zeigte er die lebhafteste Einbildungskraft und das feinste Gefühl, er weinte bittere Tränen, wenn man ihm seine herzliche Frage, ob man ihn liebe, verneinte. In seinem sechsten Jahre komponierte er schon kleine Stücke, welche dann sein Vater in Noten setzte. Einst überraschte ihn sein Vater mit einem guten Freunde, gerade als er Noten schrieb; der Vater fragte ihn, was er denn mache? Ein Konzert fürs Klavier, antwortete Wolfgang. Sein Vater durchsah es nun, fand zu seiner nicht geringen Freude, daß alles richtig nach den Regeln der Tonkunst gesetzt war, und setzte lächelnd bei: „Nur schade, daß man es nicht brauchen kann, weil es so schwer ist, daß es sich nicht spielen läßt.“ — „Dafür ists auch ein Konzert“, erwiderte der kleine Wolfgang mit Unwillen, „man muß so lange exerzieren, bis man es herausbringt. Sehen Sie, so muß es gehen.“

Nun fing das Kind an, es zu spielen, und die alten Künstler erreichten nur mit Mühe seine Gedankenfolge.

Um diese Zeit war er schon so weit, daß er sich auch im Auslande mit Erfolg hören ließ.

München bestimmte sein Vater zum Orte, wo sein Sohn den ersten Beifall einernten sollte. Es war im Jahre 1762, wo er vor dem Kurfürsten, beklatscht, bewundert ein Konzert spielte. Im nämlichen Jahre ward er auch samt seiner Schwester dem kaiserlichen Hofe zu Wien vorgestellt.

Kaiser Franz I. fand vorzüglich viel Wohlgefallen an dem kleinen Hexenmeister, wie er ihn nannte, und scherzte nach seiner angeborenen Leutseligkeit oft und gerne mit ihm. Mozart zeigte dabei immer des Künstlers Selbstgefühl, von Ruhmredigkeit und Verlegenheit gleich weit entfernt. — — Das Kind geizte nur nach dem Lobe der Kenner, vor Großen spielte er meistens Tändeleien und Tänze und mag in dem einen und andern so ziemlich recht daran gewesen sein. So fragte Mozart, als er ein Konzert vor Franz I. spielen sollte, die Umstehenden: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? der versteht es.“ Wagenseil kam, und der kleine Virtuose sagte: „Ich spiele ein Konzert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden.“

Bisher hatte Mozart noch kein anderes Instrument als das Klavier gespielt, und sein Vater erteilte ihm auch noch keine Anweisung auf der Violine, demohngachtet spielte Mozart, als Wenzel seine von ihm komponierten Quartette versuchen wollte, die Sekunde sehr brav und selbst die Prim, ohne je zu stocken, wiewohl mit vielen unrichtigen Fingersätzen.

Mozart hatte bei allen Talenten auch sehr vielen Fleiß, man mußte ihn oft mit Gewalt vom Klavier ziehen; er spielte fast täglich tief in die Nacht hinein. Er begriff auch sonst sehr leicht und brachte es vorzüglich im Rechnen zu einer großen Fertigkeit; er sprach Italienisch, Französisch und Englisch nebst seiner Muttersprache, und später lernte er soviel Latein, als ihm zum Verstehen des Kirchengesanges nötig war.

1763 machte der alte Mozart mit seinen Kindern die erste größere musikalische Reise in Deutschland und Frankreich.

Zu Versailles spielte der achtjährige Mozart vor dem Könige und dem ganzen Hofe die Orgel. In Paris gab er zwei Akademien und ließ auch hier seine ersten Kompositionen stechen.

Von Frankreich ging die Familie 1764 nach London, 1765 reiste sie durch Flandern, Brabant und Holland. Von da nach Frankreich zum zweitenmal, und kehrte dann über Lyon, die Schweiz und Schwaben am Ende des Jahres 1766 nach Salzburg zurück. Hier blieb er nun mehr als ein Jahr, verwendete sich auf das höhere Studium der Komposition und wählte die Werke Bachs, Hasses und Händels zu Führern. 1768 kam er wieder nach Wien, wo Joseph II. ihm den Auftrag erteilte, eine Opera buffa, la finta semplice zu schreiben. Sie wurde aber ungeachtet des Beifalls, welchen ihr Hasse schenkte, nicht aufgeführt.

Das folgende Jahr brachte er in Salzburg bei seinem Vater zu und bereitete sich durch Vervollkommnung in der italienischen Sprache zur Reise in das Mutterland der Musik, nach Italien, vor.

Hier suchte er sich durch lebendige Muster zu bilden, durch die Bekanntschaft der vorzüglichsten Komponisten, welche Italien dazumal aufzuweisen hatte. Sein Verdienst ward überall anerkannt. In Mailand erhielt er ein Engagement, für den künftigen Karneval zwei Opern zu komponieren, er schrieb „Mithridat“ und „Sulla“; beide erhielten einstimmigen Beifall. In Rom, wo er die Karwoche hindurch war, lieferte er den unumstößlichsten Beweis seines musikalischen Gedächtnisses, indem er das berühmte Miserere, welches von niemandem kopiert werden durfte, nachdem er es das erstemal gehört hatte, zu Hause niederschrieb und bei der zweiten Exekution ausbesserte und dann einer versammelten Künstlergesellschaft zum allgemeinen Erstaunen auf das Genaueste vorspielte.

In Neapel fand er gleich großen Beifall, er mußte seinen Ring ablegen, um seine Zuhörer zu überzeugen, daß es hierbei mit rechten Dingen zugehe. Bei seiner Rückkehr nach Rom ward er dem Papste vorgestellt, von welchem er das Kreuz und Breve als Ritter militiae auratae erhielt. In Bologna und Verona erhielt er das Diplom als Musiker und Mitglied der philharmonischen Akademie.

Nach einem fünfzehnmonatlichen Aufenthalt in Italien ging Mozart wieder nach Salzburg zurück.

Im Jahre 1781 beginnt seine eigentliche schöpferische Periode, welche er mit „Idomeneo“ anfang, er schrieb diese Oper für das kurfürstliche Hoftheater in München. Aus München ward Mozart durch den Fürsten Erzbischof von Salzburg nach Wien abberufen, und von dieser Zeit an — es war im 25. Jahre seines Alters — lebte er auch immer in dieser Kaiserstadt. Er verschaffte sich seinen Unterhalt durch Konzerte, Kompositionen und Unterricht im Klavier. Hier wurde er ein Freund des berühmten Ritters Gluck und Joseph Haydns.

1782 schrieb Mozart auf Befehl Kaiser Josephs II., der deutsche Opern emporgebracht wissen wollte, das deutsche Singspiel: Die Entführung aus dem Serail, welches ungeachtet der vielen blinden Anhänger der italienischen Oper großen Beifall fand.

Eine dritte große Oper — er hatte während dieser Zeit bereits seine schönsten Sonaten fürs Fortepiano und Quartetten herausgegeben — war die „Hochzeit

des Figaro“; der Haß der italienischen Operisten gegen ihn war so groß, daß er die Hilfe des Monarchen während der ersten Vorstellung ansuchen mußte, damit sie nicht die Musik durch ihren schlechten und unrichtigen Gesang verunstalteten.

Prag hatte Mozarts Meisterstücke schon lange verehrt, und er genoß hier vielleicht allein des Ruhmes schon in seinem Leben, der dem Unerstzlichen nach seinem Tode überall zuteil wurde. Mozart kam im Jahre 1787 das erstmal nach Prag, wo er vom Opernunternehmer Bondini für das künftige Jahr eine italienische Oper zu schreiben engagiert wurde. Es war sein Meisterwerk: Don Juan.

Mozart erhielt öfters Einladungen nach England und wiederholten Ruf an verschiedene auswärtige Höfe; allein er wies alle ab, als ihn Joseph zum kaiserlichen Kapellmeister ernannte.

Im Jahre 1789 schrieb er: „Cosi fan tutte“ und machte eine Reise über Dresden nach Berlin. 1791 schrieb er: „La clemenza di Tito“, zum Krönungsfeste Leopolds in Prag und die „Zauberflöte“ für das Schikanederische Theater in Wien und seinen Schwanengesang, das berühmte „Requiem“. Die Veranlassung zu diesem letzten Werke war sonderbar. Es ward bei ihm in einem Briefe ohne Unterschrift bestellt und dieser Brief ihm durch einen unbekanntem Boten überbracht. Mozart arbeitete an demselben oft in der schrecklichsten, nagendsten Schwermut, mit all der Verzweiflung des mit dem hinwelkenden Körper ohnmächtig ringenden Genies, mit dem Vorgefühl der nahen Auflösung. Mehr als einmal sagte er zu seiner Gattin: „Ich schreibe das Requiem für mich selbst.“ Oft ängstigte ihn der Wahn, er habe Gift bekommen. Am Tage seines Todes ließ er sich die Partitur in sein Bett bringen. „Hab ich es nicht vorgesagt, dieses Requiem werde das meinige sein?“ Eben da sich alle Aussichten eröffneten, sein Leben froh und sorgenfrei zu genießen, ging er dahin. Von einer Gattin, die er sehr liebte, hinterließ er zwei Kinder. Gleich nach seinem Tode meldete sich der Bote und verlangte das Werk, welches er auch erhielt, unvollendet wie es war.

Der große Künstler war von Person klein und unansehnlich, in seinen Zügen nichts bedeutend als das feurige Auge. Erst nach seinem Tode fühlte man den Verlust, daß er in der schönsten Blüte, daß er im fünfunddreißigsten Jahr seines Alters den größeren Hoffnungen seiner Freunde und aller Kenner entrissen worden ist. Ein so unerschöpflicher Reichtum an glücklichen, teils anmutigen, teils erhabenen Ideen, eine solche Kraft, das menschliche Gemüt in seinen tiefsten Tiefen zu ergreifen und selbst Uneingeweihte zur Kunsthöhe emporzureißen, eine solche Leichtigkeit endlich, alle Kunstmittel zu verwenden, und diese Geschicklichkeit, sie jedesmal nur zum höchsten Effekte zu benützen, hat vor Mozart niemand besessen. Sein ergreifender Geist offenbart sich in bewunderungswürdiger Universalität in den verschiedensten Fächern, von dem kleinsten Liedchen an, womit er beim Sonnenuntergang Tränen in die Augen lockte, bis zum furchtbar erhabenen „Don Juan“, wo er Akkorde des Weltgerichts aus dem furchtbaren Lande der Zukunft herüber tönen ließ, von seiner kleinsten Klaviersonate bis zur großen Symphonie aus Cdur, diesem Kanon musikalischer Kraft und Schönheit. — — Wie er in seinen Opern die höchste

Leidenschaftlichkeit mit der klarsten Schönheit verbunden, wie die Tiefe dieser herrlichen Kompositionen nur nach öfterem Genusse ganz erschöpft werden können, hat der Erfolg dieser Kunstschöpfungen bewiesen, welche von wahren Kennern, die nicht bloß die Theorie des Satzes erlernten, sondern deren empfängliches Gemüt die Natur den hohen Kunstschönheiten offen erhielt, immer allen gleichzeitigen weit werden vorgezogen werden. Was aber Mozarts unerreichtes Genie am deutlichsten verkündet, ist die hohe Ruhe der Ausführung, welche über allen seinen Schöpfungen waltet, selbst die bewegtesten Stellen wie mit einem Ätherschimmer überzieht und sich weit von jener erkünstelten Begeisterung entfernt, die, indem sie das Neue und Ungehörte mit aller Anstrengung aufsucht, den Charakter des Schönen am sichersten verliert. (Joseph Freiherr von Hormayr, Österreichischer Plutarch, 1807/1814.)



# DIE BILDUNG SEIT DER AUFKLÄRUNG

## I. AUFKLÄRUNG UND PHILOSOPHIE

### FEINDSCHAFT DER AUFKLÄRUNG GEGEN RELIGION UND DICHTUNG

Die Reformation war ein Zeichen der Zeit gewesen. Die guten Köpfe aller Nationen waren heimlich mündig geworden und lehnten sich im täuschenden Gefühl ihres Berufs um so dreister gegen verjährten Zwang auf. Aus Instinkt ist der Gelehrte Feind der Geistlichkeit nach alter Verfassung; der gelehrte und der geistliche Stand müssen Vertilgungskriege führen, wenn sie getrennt sind; denn sie streiten um Eine Stelle. Diese Trennung tat sich immer hervor, und die Gelehrten gewannen desto mehr Feld, je mehr sich die Geschichte der europäischen Menschheit dem Zeitraume der triumphierenden Gelehrsamkeit näherte und Wissen und Glauben in eine entschiedeneren Opposition traten. Im Glauben suchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wissen hoffte man sie zu heben. Überall litt der heilige Sinn unter den mannigfachen Verfolgungen seiner bisherigen Art, seiner zeitigen Personalität. Das Resultat der modernen Denkungsart nannte man Philosophie und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich also jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Not obenan und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller und eigentlich ein echtes *perpetuum mobile*, eine sich selbst mahlende Mühle sei. Ein Enthusiasmus ward großmütig dem armen Menschengeschlecht übriggelassen und als Prüfstein der höchsten Bildung jedem Aktionär derselben unentbehrlich gemacht, der Enthusiasmus für diese herrliche, großartige Philosophie und insbesondere für ihre Priester und Mystagogen. Frankreich war so glücklich, der Schoß und Sitz dieses neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wissen zusammengeklebt war. So verschrien die Poesie in dieser neuen Kirche war, so gab es doch einige Poeten darunter, die des Effekts wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichts sich bedienten, aber dabei in Gefahr kamen, das neue Weltsystem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die schon warmgewordenen Zuhörer sogleich wieder mit kaltem Wasser zu begießen. Die Mitglieder waren rastlos

beschäftigt, die Natur, den Erdboden, die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu verleiden und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit ihr Liebling geworden, sie freuten sich, daß es sich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben gespielt hätte, und so benannten sie nach ihm ihr großes Geschäft: Aufklärung. Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirten und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade, daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen, sie zu modernisieren, zum Trotz. (Novalis, Die Christenheit oder Europa, 1799.)

### DOPPELTE NATUR DER DEUTSCHEN AUFKLÄRUNG

Fassen wir die allgemeine Stellung auf, in welcher Hamann sich zeigt, so gehört er der Zeit an, wo in Deutschland der denkende Geist, dem seine Unabhängigkeit zunächst in der Realphilosophie aufgegangen war, sich nunmehr in der Wirklichkeit zu ergehen, was in dieser als fest und wahr galt, in Anspruch zu nehmen und ihr ganzes Gebiet sich zu vindizieren begann. Es ist dem deutschen Vorwärtsgang des Geistes zu seiner Freiheit eigentümlich, daß das Denken sich in der Wolfischen Philosophie eine methodische nüchterne Form verschaffte; nachdem der Verstand nun, mit Befassung auch der andern Wissenschaften, der Mathematik ohnehin, unter dieser Form den allgemeinen Unterricht und die wissenschaftliche Kultur durchdrungen hatte, fing er jetzt an, aus der Schule und seiner schulgerechten Form herauszutreten und mit seinen Grundsätzen alle Interessen des Geistes, die positiven Prinzipien der Kirche, des Staats, des Rechts auf eine populäre Weise zu besprechen. Ebenso wenig als diese Anwendung des Verstandes etwas Geistreiches an sich hatte, zeigte der Inhalt einheimische Originalität. Man muß es nicht verhehlen wollen, daß dies Aufklären allein darin bestand, die Grundsätze des Deismus, der religiösen Toleranz und der Moralität, welche Rousseau und Voltaire zur allgemeinen Denkweise der höheren Klassen in Frankreich und außer Frankreich erhoben hatten, auch in Deutschland einzuführen. Als Voltaire in Berlin am Hofe Friedrichs II. selbst sich eine Zeitlang aufhielt, viele andere regierende deutsche Fürsten (vielleicht die Mehrzahl) es sich zur Ehre rechneten, mit Voltaire oder seinen Freunden in Bekanntschaft, Verbindung und Korrespondenz zu sein, ging von Berlin der Vertrieb derselben Grundsätze aus in die Sphäre der Mittelklassen, mit Einschluß des geistlichen Standes, unter dem, während in Frankreich der Kampf vornehmlich gegen denselben gerichtet war, vielmehr in Deutschland die Aufklärung ihre tätigsten und wirksamsten Mitarbeiter zählte. Dann aber fand ferner zwischen beiden Ländern der Unterschied statt, daß in Frankreich diesem Emporkommen oder Em-



pören des Denkens alles sich anschloß, was Genie, Geist, Talent, Edelmut besaß, und diese neue Weise der Wahrheit mit dem Glanze aller Talente und mit der Frische eines naiven, geistreichen, energischen, gesunden Menschenverstandes erschien. In Deutschland dagegen spaltete sich jener große Impuls in zwei verschiedene Charaktere. Auf der einen Seite wurde das Geschäft der Aufklärung mit trockenem Verstande, mit Prinzipien kahler Nützlichkeit, mit Seichtigkeit des Geistes und Wissens, kleinlichen oder gemeinen Leidenschaften, und wo es am respektabelsten war, mit einiger, doch nüchterner Wärme des Gefühls betrieben und trat gegen alles, was sich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geistes und Gemüts auftrat, in feindselige, trakassierende, verhöhnende Opposition. Berlin war der Mittelpunkt jenes Aufklärens, wo Nicolai, Mendelssohn, Teller, Spalding, Zöllner und so fort in ihren Schriften, und die Gesamtperson, die allgemeine deutsche Bibliothek, in gleichförmigem Sinne, wenn auch mit verschiedenem Gefühle, tätig waren; Eberhard, Steinbart, Jerusalem und so fort sind als Nachbarn in diesen Mittelpunkt einzurechnen. Außerhalb desselben befand sich in Peripherie um ihn her, was in Genie, Geist und Vernunfttiefe erblühte, und von jener Mitte aus aufs gehässigste angegriffen und herabgesetzt wurde. Gegen Nordost sehen wir in Königsberg Kant, Hippel, Hamann, gegen Süden in Weimar und Jena Herder, Wieland, Goethe, später Schiller, Fichte, Schelling und andere; weiter hinüber gegen Westen Jacobi mit seinen Freunden: Lessing, längst gleichgültig gegen das Berliner Treiben, lebte in Tiefen der Gelehrsamkeit wie in ganz anderen Tiefen des Geistes, als seine Freunde, die vertraut mit ihm zu sein meinten, ahnten. Hippel etwa war unter den genannten großen Männern der Literatur Deutschlands der einzige, der den Schmähungen jenes Mittelpunkts nicht ausgesetzt war. Obgleich beide Seiten im Interesse der Freiheit des Geistes übereinkamen, so verfolgte jenes Aufklären, als trockener Verstand des Endlichen, mit Haß das Gefühl oder Bewußtsein des Unendlichen, was sich auf dieser Seite befand, dessen Tiefe in der Poesie wie in der denkenden Vernunft. Von jener Wirkksamkeit ist das Werk geblieben, von dieser aber auch die Werke.

Wenn nun diejenigen, welche dem Geschäft der Aufklärung verfallen waren, weil formelle Abstraktionen und etwa allgemeine Gefühle von Religion, Menschlichkeit und Rechtlichkeit ihre geistige Höhe ausmachten, nur unbedeutende Eigentümlichkeit gegeneinander haben konnten, so war jene Peripherie ein Kranz origineller Individualitäten. Unter ihnen ist wohl Hamann nicht nur auch originell, sondern mehr noch ein Original, indem er in einer Konzentration seiner tiefen Partikularität beharrte, welche aller Form von Allgemeinheit, sowohl der Expansion denkender Vernunft, als des Geschmacks, sich unfähig gezeigt hat.

Hamann steht der Berliner Aufklärung zunächst durch den Tiefsinn seiner christlichen Orthodoxie gegenüber, aber so, daß seine Denkweise nicht das Festhalten der verholzten orthodoxen Theologie seiner Zeit ist; sein Gesicht behält die höchste Freiheit, in der nichts ein Positives bleibt, sondern sich zur Gegenwart und Besitz des Geistes versubjektiviert. Mit seinen beiden Freunden in Königsberg, Kant und Hippel, die er ehrt und mit denen er auch Umgang hat, steht er in dem Verhältnisse eines allgemeinen Zutrauens, aber

keiner Gemeinschaftlichkeit der Interessen. Von jener Aufklärung ist er ferner nicht nur durch den Inhalt, sondern auch aus dem Grunde geschieden, aus dem er von Kant getrennt ist, nämlich weil ihm das Bedürfnis der denkenden Vernunft fremd und unverstanden bleibt. Hippeln steht er insofern näher, als er seinen innern Sinn, wie nicht zur Expansion der Erkenntnis, ebenso wenig (zu) der Poesie herausführen kann, und nur der humoristischen, blitzenden, desultorischen Äußerung fähig ist; aber dieser Humor ist ohne Reichtum und Mannigfaltigkeit der Empfindung und ohne allen Trieb oder Versuch von Gestalten; er bleibt ganz beschränkt subjektiv. Am meisten Übereinstimmendes hat er mit demjenigen seiner Freunde, mit dem sich das Verhältnis auch in dem Briefwechsel am innigsten und rückhaltlosesten zeigt, mit Jacobi, welcher nur Briefe und gleichfalls wie Hamann kein Buch zu schreiben fähig war; doch sind Jacobis Briefe in sich klar, sie gehen auf Gedanken, und diese kommen zu einer Entwicklung, Ausführung und einem Fortgang, so daß die Briefe zu einer zusammenhängenden Reihe werden und eine Art von Buch ausmachen. Die Franzosen sagen: *Le stile c'est l'homme même*; Hamanns Schriften haben nicht sowohl einen eigentümlichen Stil, als daß sie durch und durch Stil sind. In allem, was aus Hamanns Feder gekommen, ist die Persönlichkeit so zudringlich und das Überwiegende, daß der Leser durchaus allenthalben mehr noch auf sie, als auf das, was als Inhalt aufzufassen wäre, hingewiesen wird. (Hegel, Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1828.)

#### BILDUNGSGEHALT DER DEUTSCHEN AUFKLÄRUNG

Was das Luthertum der Welt überhaupt in politischen Rücksichten genutzt haben mag, mußten die deutschen Völker freilich nur zu teuer bezahlen. Aber die geistigen Wohltaten dieser merkwürdigen Weltverwandlung sind dafür auch ihnen beinah ausschließend zuteil geworden. Den treu gebliebenen Anhängern der alten Kirche nicht weniger als den Verfechtern der neuen. Nur bei uns wurde die allgemeine Ansicht von Wahrheit und sittlicher Freiheit nicht sowohl verändert als erweitert; und mir wenigstens scheint der lebendige Unterschied zwischen deutscher und anderweitiger Aufklärung — vorzüglich der französischen — so auffallend und die erstere so entschieden vornehmer und edler, daß ich die Herabwürdigung derselben durch einheimische Fremdlinge nicht immer ohne Ungeduld anhören kann.

Ihnen wird so wenig wie mir die Bemerkung entgangen sein, daß auch in unserer Literatur jeder wirklich vorstrebende Genius nicht etwa bloß seine Wissenschaft oder Kunst verherrlicht, sondern mehr oder weniger sein ganzes Zeitalter ergriffen und weiter gebracht, ihm eine neue Ansicht der Welt und des Lebens eröffnet hat. Und wenn wir uns mit unsern Nachbarn vergleichen, — welche Riesenschritte haben wir in den letzten fünfzig Jahren gemacht, von dem seligen Gellert bis zu Schelling! Wir selbst! Die Denker und Künstler der Nation, ohne allen Treibhausschutz mächtiger Vormünder.

Wie hat Klopstock gewirkt? wie Lessing? wieviel allgemeiner noch Kant? wie Goethe und Schiller gemeinschaftlich? Wie sehr ist überhaupt unsre

Philosophie mit unserm Schönheitssinn verschmolzen worden! Wie klar und selbständig sind die Begriffe aller Gebildeten unsres Volks über Religion, Sittlichkeit, ja, selbst über politische Freiheit, und im ganzen genommen über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Nachdenkens! Ein Fortschreiten der Art, welches nicht etwa den eigentlichen Kreis gelehrter Bildung, sondern das Gemeinwesen der innern Menschheit umfaßt, möchte ich vorzüglich deutsche Aufklärung nennen — und eine solche, viel weniger eine bessere, finden wir weder bei Briten noch Franzosen, wenn wir nachmessen von der Morgenröte ihres goldenen Zeitalters bis zum gegenwärtigen Augenblick. Es versteht sich, daß ich nicht den sogenannten strengen Wissenschaften entspreche; denn Mathematik, Naturkunde, Scheidekunst oder dergleichen haben mit dem Nationalcharakter nichts zu schaffen und wirken auf die Entwicklung desselben nicht viel mehr, als Reiten oder Fechten. Die Aufklärung unsres Volks sei also immerhin, wie mir Frau von Staël einmal sagte: „nicht eigentlich von dieser Welt“. Um so besser vielleicht, denn jedes Reich Gottes muß ja von innen anfangen.

Selbst auf die Zahl der Bessern würde es mir nicht ankommen, um unsre Überlegenheit zu bewähren. Genug, die Erfahrung ist unleugbar, daß der völlig ausgebildete Deutsche den verhältnismäßig ebenso entwickelten Franzosen durch und durch versteht, ohne daß jemals die Eigentümlichkeit des erstern von dem letztern begriffen oder geahndet würde. Goethe könnte, wenn es darauf ankäme, den Voltaire erfinden, statt daß jener innerhalb einer gewissen Beschränkung so bewegliche Proteus sich in Ewigkeit nicht auf einen Standpunkt hätte erheben können, von wo aus ihm Faust oder Hamlet als Meisterstücke erschienen wären. Selbst die Bemerkung, die Schlegel irgendwo macht, „daß die heutigen Deutschen wahrscheinlich den Shakespeare schon richtiger fassen und begreifen, als dessen eigene Landsleute“ — scheint mir völlig gegründet, und zwar vorzüglich deswegen, weil wir das innere, allumfassende Leben überhaupt vollständiger durchschauen, die Erscheinungen desselben durch einen vielseitiger geübten Sinn auffassen, als die unleugbar in manchen Rücksichten etwas ungelenkigen Briten. — —

Ein solches Volk, wie das unsrige schon ist, wird nicht auf immer unterliegen, und die Fremdlinge, die es nicht begreifen, werden seine bessere Eigentümlichkeit auch nicht zu entheiligen vermögen! (C. G. v. Brinkmann an Gertz, 1807.)

## SHAKESPEARE UND VOLTAIRE

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäsars, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, nebeneinanderstellt. Voltaire sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborgt und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man beim Shakespeare ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bitteres, böses,

wildes und wütendes Volk, und einen hämischen Kerl mitunter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sei nicht Cinna, der Mörder Cäsars, sondern Cinna, der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reißen will. — Und diese Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit gerade gegen die Mörder Cäsars, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was tut nun Voltaire? Er wischt alle diese starken Züge aus und gibt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seinesgleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es sein sollte. (Justus Möser, Über die deutsche Sprache und Literatur, 1780.)

## GEGEN GOTTSCHED UND DIE FRANZOSEN

„Niemand“, sagen die Verfasser der Bibliothek, „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln, man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Helden-Aktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbnis einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und „Oui Monsieur“ verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter sagte, mit Kleister und Schere seinen Cato; er ließ den Darius und die Austern, die Elise und den Bock im Prozesse, den Aurelius und den Wizling, die Banise und den Hypochondristen, ohne Kleister und Schere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporieren; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französisierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französisierende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große

Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwicklung und so weiter. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn graden Weges auf das englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nützen gesucht, wie sein Cato es bewiese. Denn eben dieses, daß er den Addisonischen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und damals keinen Shakespeare, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher und so weiter gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit den Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesem zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaft haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet. (Lessing, Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1759/1765.)

### MISSKANNTER SINN DER DICHTUNG

Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höchsten Prinzip der Kunst hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottscheds „kritische Dichtkunst“ in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug; denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntnis, sowie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Übrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunst; wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem ganzen machen, noch, wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottscheds Antagonisten; sie mußten doch also etwas anderes tun, etwas Besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seien. Breitingers „Kritische Dichtkunst“ ward

vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Übersicht rechtfertigte diese Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger; Engländer und Franzosen hatten schon über die bildende Kunst theoretisiert, und man glaubte nun durch ein Gleichnis von daher die Poesie zu begründen. Jene stellte Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichnissen an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache.

Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen, als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?

Hierauf zu antworten, mögen sich die Schwiezer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sei immer das Neue; und nachdem sie dies eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sei immer neuer als alles andere.

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen, allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer sein könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher notwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch sein, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleisteten, noch nützlich werde. Nach diesen sämtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Überlegung ward endlich dieser große Vorrang, mit höchster Überzeugung, der Äsopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. — —

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja, es läßt sich nach-

weisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. — — Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise, doch noch auf die Hauptsache stößt, und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buchs gleichsam als Zugabe anzuraten sich genötigt findet. (Goethe, Wahrheit und Dichtung, 1811/1814.)

## DER GOTTWEISE SPINOZA

Ein großer Genius bildet sich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Assimilierung, als durch Reibung. Ein Diamant schleift den andern. So hat die Philosophie des Descartes keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, sondern nur befördert. Daher zunächst finden wir bei dem Schüler die Methode des Meisters; dieses ist ein großer Gewinn. Dann finden wir bei Spinoza, wie bei Descartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieses ist ein großes Gebrechen. Die mathematische Form gibt dem Spinoza ein herbes Äußere. Aber dieses ist wie die herbe Schale der Mandel; der Kern ist um so erfreulicher. Bei der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl, wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht, wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewußter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbteil zu sein scheint; denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben wurden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die sich ebenfalls, wie im Leben, so auch in den Schriften des Mannes niemals verleugnet hat.

Konstatiert ist es, daß der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war. Teurer Leser, wenn du einmal nach Amsterdam kommst, so laß dir dort von dem Lohnlakaien die spanische Synagoge zeigen. Diese ist ein schönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier kolossalen Pfeilern, und in der Mitte steht die Kanzel, wo einst der Bannfluch ausgesprochen wurde über den Verächter des mosaischen Gesetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza. Bei dieser Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblasen, welches Schofar heißt. Mit diesem Horn wurde die Exkommunikation des Spinoza akkompagniert, er wurde feierlich ausgestoßen aus der Gemeinschaft Israels und unwürdig erklärt, hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine christlichen Feinde waren großmütig genug, ihm diesen Namen zu lassen. Die Juden aber waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der spanischen Synagoge zu Amsterdam, wo sie einst mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza gestochen haben. Ich konnte nicht umhin, auf solche persönliche Mißgeschicke des Mannes besonders aufmerksam zu machen. Ihn bildete nicht bloß die Schule, sondern auch das Leben. Das unterscheidet ihn von den meisten Philosophen, und in

seinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens. Die Theologie war für ihn nicht bloß eine Wissenschaft. Ebenso die Politik. Auch diese lernte er in der Praxis kennen. Der Vater seiner Geliebten wurde wegen politischer Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Ich bin überzeugt, daß Benedikt Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende sehr viel nachgedacht hat, und so, wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, so begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon gibt sein „Tractatus politicus.“

Ich habe nur die Art und Weise hervorzuheben, wie die Philosophen mehr oder minder miteinander verwandt sind, und ich zeige nur die Verwandtschaftsgrade und die Erbfolge. Diese Philosophie des Spinoza, des dritten Sohnes des René Descartes, wie er sie in seinem Hauptwerk, in der „Ethik“, doziert, ist von dem Materialismus seines Bruders Locke ebenso sehr entfernt, wie von dem Idealismus seines Bruders Leibniz. Spinoza quält sich nicht analytisch mit der Frage über die letzten Gründe unserer Erkenntnisse. Er gibt uns seine große Synthese, seine Erklärung von der Gottheit.

Benedikt Spinoza lehrt: Es gibt nur eine Substanz. Das ist Gott. Diese eine Substanz ist unendlich, sie ist absolut. Alle endlichen Substanzen derivieren von ihr, sind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, sie haben nur relative, vorübergehende, akzidentielle Existenz. Die absolute Substanz offenbart sich uns sowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung, sind die zwei Attribute der absoluten Substanz, wir erkennen nur diese zwei Attribute; Gott, die absolute Substanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. „Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam eius attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.“

Nur Unverstand und Böswilligkeit konnten dieser Lehre das Beiwort „atheistisch“ beilegen. Keiner hat sich jemals erhabener über die Gottheit ausgesprochen wie Spinoza. Statt zu sagen, er leugne Gott, könnte man sagen, er leugne den Menschen. Alle endlichen Dinge sind ihm nur modi der unendlichen Substanz. Alle endlichen Dinge sind in Gott enthalten, der menschliche Geist ist nur ein Lichtstrahl des unendlichen Denkens, der menschliche Leib ist nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott ist die unendliche Ursache beider, der Geister und der Leiber, natura naturans. (Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, 1834.)

## RICHTUNG AUF DAS GEMEINWOHL BEI LEIBNIZ

Leibniz ist einer jener merkwürdigen Genien, wie sie nur Deutschland hervorgebracht hat und nur Deutschland hervorbringen konnte, jener Genien, in denen die ganze ursprüngliche Kraft, Tiefe und Wahrheit unsrer Nation, aber auch alle die krankhaften Verbildungen und Hemmungen ihrer naturgemäßen Entwicklung, die Folgen der unseligen Wendung der äußeren Geschichte Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert, zur vollen Erscheinung kommen, eine jener faustischen Naturen, die da hervortreten, wo die Trieb-



kraft des nationalen Geistes zwar mächtig genug ist, um in dem Einzelnen einen tiefen und nachhaltigen Drang nach gemeinnütziger und auf das Höchste gerichteter Wirksamkeit zu erzeugen, wo aber die äußeren Bedingungen zur Entfaltung einer solchen Wirksamkeit so ungünstige und verschobene sind, daß dieser Drang entweder unbefriedigt in peinlicher Ohnmacht sich verzehren, oder in zahllosen mißlungenen Anläufen und immer wiederholten Versuchen sich zersplittern oder endlich, allen Erfolgen im praktischen Leben entsagend, sich in die sublimen Regionen philosophischer oder poetischer Beschaulichkeit zurückziehen und dort ein ideales Selbstgenügen suchen muß.

Dem Geiste eines Leibniz lag dieser letzte Ausweg am fernsten. Wie sehr auch durch den Dreißigjährigen Krieg der Tatentrieb der Nation geschwächt und ihr Vertrauen zu sich selbst erschüttert, wie niederbeugend und entmutigend auch die Zerrüttung und Verwirrung aller äußeren Verhältnisse sein mochte, so war doch weder der realistische Zug, der einst, nach Leibnizens eigenem Zeugnis, gerade in dem deutschen Volke so lebendig gewesen, noch die Erinnerung an jene glänzende Zeit deutscher Kraft und deutschen Gemeinsinns so gänzlich erloschen, daß nicht ein Genie wie Leibniz den kühnen Gedanken hätte fassen sollen, die letzten, verglimmenden Funken dieses Geistes noch einmal zur hellen Flamme anzublase, den zerstückelten Gliedern des hinsterbenden Reiches noch einmal frischen Lebensodem einzuhauchen, die, halb in spießbürgerlicher Beschränktheit, halb in gelehrter Einseitigkeit kommende Nation noch einmal zum Wettlauf mit den andern, in verjüngter Kraft ihr vorausgeeilten Völkern des zivilisierten Europas aufzustacheln und so seinen Namen und seinen Ruhm an die Heraufführung einer neuen Epoche der Größe, der Macht, der Bildung und des Glanzes seines Vaterlandes zu knüpfen.

Schon als Jüngling, fast noch ein Knabe, fühlte Leibniz jenen quälenden Drang nach dem Höchsten und jenes Unbefriedigtsein durch einzelne Erfolge des Lernens oder des Schaffens, welche die sichersten Anzeichen einer zu Großem berufenen Tatkraft sind. Weder die Schönheiten der Dichter und Geschichtschreiber des klassischen Altertums — obschon sie seine Phantasie lebhaft beschäftigten und ihn sogar zu eignen dichterischen Produktionen reizten —, noch die Spitzfindigkeiten der Scholastik, deren Ergründung und Aufdeckung seinem Scharfsinn schmeichelte, vermochten einen Geist wie den seinigen zu fesseln, der überhaupt nicht durch irgendeine einzelne Art der Tätigkeit oder des Genusses, sondern nur durch das schrankenlose Streben nach allen Seiten hin auszufüllen und zu befriedigen war.

Eines jedoch stand diesem hochfliegenden Geiste als Richtschnur seines unersättlichen Tatendurstes frühzeitig fest: „daß Dasjenige erst einem Privatmanne das Beste scheinen müsse, was für das Allgemeine das Fruchtbare wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte, an dessen Verwirklichung nicht weniger dem Handelnden, als dem menschlichen Geschlechte gelegen wäre, daß aber unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menschen keines vorzüglicher sei, als der Mensch, wie unter den Menschen ein König, der Statthalter Gottes, ebenso an Macht als an Weisheit, wenn einmal die seltene Glückseligkeit der Zeiten einen solchen hervorgebracht hätte“. (Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, 1854/1880.)

## PHILOSOPHISCHE SCHEIDEMÜNZE: CHRISTIAN WOLF

In Wolfs Bildungsgeschichte, soweit dieselbe offenkundig vor uns liegt, ist nichts, was auch nur entfernt an die inneren Kämpfe und Geistesstürme erinnerte, durch welche wir einen Leibniz und einen Thomasius zur Klarheit über die ihnen beschiedene Lebensaufgabe hindurchdringen sehen. Aber es ist nicht die Sicherheit eines großen, einfachen reformatorischen Gedankens, etwa wie bei Spener, was ihm diese Kämpfe erspart. Wolfs Streben zeigt sich schon früh mit zweifelloser Entschiedenheit von dem Bewußtsein geleitet, daß dem Fortschritte der Bildung und dem allgemeinen Wohle der Menschheit nicht so sehr an der Auffindung neuer Ideen, als vielmehr daran gelegen sei, daß die Masse der vorhandenen in ein wohlgeordnetes, übersichtliches System gebracht, dadurch zugleich fester begründet und für weitere Kreise verständlich gemacht werde. — —

Wolf besaß die bewundernswerte Beharrlichkeit, den ganzen Umkreis menschlichen Wissens und Handelns mit dem Zollstabe seiner Definitionen und Demonstrationen in der Hand auszuschreiten, abzumessen und einzuteilen. Er besaß — was mehr war — eine merkwürdige Unbefangenheit und Naivität in der Art und Weise, wie er triviale Wahrheiten in tief sinnig scheinende Formeln zu kleiden und die einfachsten Erfahrungssätze unter der gleißenden Hülle mathematischer Beweise als wichtige Errungenschaften der Spekulation feilzubieten verstand. Er konnte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt in langen wissenschaftlichen Ausführungen Sätze erhärten, an denen schwerlich irgend jemand zu zweifeln gewagt hätte, weil sie alltägliche, allgemein anerkannte Wahrheiten enthielten, und er konnte ein anderes Mal mit derselben unerschütterlichen Gelassenheit unter der kunstgerechten Form unantastbarer Schlußfolgerungen Behauptungen einschmuggeln, gegen die eine unbefangene Kritik sehr ernstliche Einwendungen zu machen hatte. Aber gerade dies war es, was dem damaligen Bildungsstande der deutschen Mittelklassen entsprach. Man glaubte auch das Schwerste verstanden zu haben, wenn man nur die philosophische Formel dafür auswendig wußte; man beruhigte sich auch bei den gewagtesten Sätzen, sobald dieselben nur mit der sicheren Miene wissenschaftlicher Unfehlbarkeit vorgetragen wurden, und man war im höchsten Grade mit sich zufrieden, daß man — dank der Philosophie! — über alle möglichen Dinge im Himmel und auf Erden so freisinnig und doch so gelehrt, so aufgeklärt und doch so schulgerecht, so vernunftgemäß und doch so dogmatisch — zuversichtlich diskutieren konnte. Die Erfolge der Wolfschen Philosophie standen vollkommen im Einklang mit dieser Wahlverwandtschaft derselben zu dem damaligen Bildungsdurchschnitt der deutschen Nation. Weder Leibniz noch Thomasius hatten es dahin gebracht, eine eigentliche Schule zu bilden — Wolf sah sich alsbald von einer solchen, und zwar in weitester Ausdehnung, umgeben. Nicht bloß hörte man auf akademischen Kathedern, philosophischen und theologischen, ja auch juristischen und medizinischen, die Resultate der Wolfschen Philosophie oder doch ihre Methode verkündigen; nicht bloß verdrängte dieselbe mit ihren strengen, freilich oft auch trivialen Begriffsentwicklungen und ihrem Streben

nach logischer Klarheit von vielen Kanzeln die bisweilen etwas schwäbelnde, erbauliche Predigtweise der Pietisten; nicht bloß erlebten die Schriften Wolfs zahlreiche Auflagen und wurden von einer Schar begeisterter Anhänger mit kühner Zuversicht den Schriften Lockes vorgezogen — auch in solche Kreise, wo man sich bisher wenig oder nicht mit Philosophie abgegeben hatte, drang diese Lehre ein. Besondere Gesellschaften entstanden zum Zwecke der „Ausbreitung der Wahrheit“ nach Wolfschen Grundsätzen. Hof- und Staatsbeamte von hohem Range, Ärzte, Geistliche, Rechtsgelehrte, Professoren an Gymnasien, Buchhändler und andere vereinigten sich zum gemeinsamen Bekenntnis dieser Philosophie und gaben sich gegenseitig das Wort, „nichts für wahr zu halten ohne zureichenden Grund“ und „sich aller anzunehmen, welche die Wahrheit suchen und verbreiten“. Nicht bloß fürstliche Damen und ihre Umgebungen suchten einen Ruhm darin, wie früher mit Leibniz, so jetzt mit Wolf zu philosophieren, sondern es ward als das Kennzeichen einer gebildeten Frau angesehen, daß sie von dem „Lichte der Vernunft“ und dem „Streben nach Vollkommenheit“ etwas zu sagen wisse, und einer der Anhänger Wolfs, Formey, fand es eine zeitgemäße Spekulation, die schwerfälligen geometrischen Beweisführungen des Meisters in die leichte französische Gesprächsform aufzulösen, um sie auch dem schönen Geschlechte genießbar zu machen. Die von Wolf eingeführte Methode des streng regelrechten Erklärens, Beweisens und Einteilens ward auf alle möglichen Wissenschaften angewendet, und selber im gewöhnlichen Lebensverkehr und in der geselligen Unterhaltung spielten die mathematischen Definitionen und Demonstrationen eine ebensooft ins Lächerliche als ins Langweilige fallende Rolle.

Wolf selbst hatte das volle und zweifellose Bewußtsein seines Berufs als Lehrer und wissenschaftlicher Reformator nicht bloß Deutschlands, sondern des ganzen Menschengeschlechts, und seine Schüler taten es ihm, wie das zu geschehen pflegt, an Selbstüberhebung und Vergötterung der neuen Lehre noch zuvor.

Zum erstenmal in der Geschichte des modernen deutschen Geisteslebens begegnen wir hier einer Erscheinung, die wir seitdem noch öfters in mannigfach wechselnder Gestalt werden wiederkehren sehen, daß nämlich wegen des Mangels an großen öffentlichen Gemeininteressen ein wissenschaftliches und literarisches Ereignis die Stelle eines solchen vertreten und dem Drange der gebildeten Kreise nach Äußerung ihres Tätigkeitstriebes und nach Parteinahme zum Träger und Ableiter dienen muß. (Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, 1854/1880.)

## TIEFSTAND DES DEUTSCHEN SCHRIFTTUMS

Wie konnte ein Mann wie Friedrich II., rasch und kräftig, reich an Kenntnis des Menschen und an Witz, jene langsam und pedantisch schleichende Philosophie, jene geistlose Poesie, jene geschmacklose Rede und jene barbarische Sprache, welche erst einen Gottsched brauchte, um nur erträglich zu sein, liebgewinnen? Wie konnte er, einmal in den Franzosen verloren, zugleich seinen ganzen Staat und Europas Angelegenheiten späterhin von seinem Lehnstuhl aus übersehen und leiten, und zugleich dem Gange der wunderbaren

Umwälzung folgen, vermöge welcher die deutsche Literatur in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung durchaus umgestaltet ward, und sogar zu einer Originalität gebracht, die auf die Franzosen zurückwirkt, so sehr sie sich auch sträuben und selbst die Tatsache leugnen.

Schon Leibniz, der sich in so manchen Dingen, selbst in philosophischen und theologischen, als großer Geist zu akkommodieren verstand, ohne sich oder seiner eigenen Meinung viel zu vergeben, hatte der französischen Sitte huldigen, hatte sich der französischen Sprache bedienen müssen, um den Einfluß zu gewinnen, der einem solchen Geist, wie der seinige war, Bedürfnis ist. Er hatte die Bekanntschaften und Freundschaften in England und Frankreich ebenso wert halten müssen, als die deutschen, er konnte nur für eine fernere Zukunft die Hoffnung fassen, daß die Sprache und Literatur seiner Nation selbständig dastehen werde. Hätten die Nachbeter und Bewunderer des großen Mannes, dessen mehrste Schriften in einem zwar korrekten, aber harten Französisch oder in einem mit Gallizismen untermischten Latein verfaßt sind, denselben Eifer für die deutsche Sprache und Literatur, den er zeigte, bewiesen, so würde kein Gottsched als Reformator nötig gewesen sein. Der deutschen Nation fehlte es zwar auch damals an wahren Nationalschriftstellern nicht, sie wurden aber weder von den Gelehrten, noch von den Vornehmen, die damals allein den Ton angaben, anerkannt: Die Theologen wollten keine Bibellehre, sondern bloß System, es waren also die Bemühungen eines Spener, Gottfried Arnold und anderer, deren Verdienste um deutsches Gemüt und deutsche Sprache bei weitem noch nicht hinreichend gewürdigt sind, nur für einen engen Kreis, der große Geist eines Jacob Böhme ging aber wie ein Hauch über die Nation, weil die Sprache ihm fehlte und seine pythischen Laute keinen fähigen, zum Dolmetscher erzogenen Priester fanden.

Der einzige, der auf dem neuen Wege deutsch zu gehen suchte, war Christian Thomasius, dessen „Freimütige, lustige und ernsthaftige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher“ eine wunde Stelle trafen und ungeheuren Lärm machten; allein Thomasius, durch die Masse der Vorurteile und den unüberwindlichen Pedantismus der Universitäten und ihrer Schreier gereizt, ging vom Pietismus zur Reflexionsphilosophie herüber. Seitdem er Locke gehuldigt hatte, bahnte er, ohne es zu wissen oder zu wollen, der neuen französischen Weisheit den Weg. Wendet man sich von der eigentlichen Wissenschaft, die an Leibniz, Thomasius und andern wackern Männern der Zeit immer noch bedeutende Stützen hatte, zu der schönen Literatur, so hatte Opitz schon das Deutsche verkannt, war selbst den Franzosen und den Niederländern, welche die Alten gewissermaßen travestierte, gefolgt, und hatte an vielen Stellen seiner Gedichte diese Nachahmung neuer Muster empfohlen; leider fand sein Rat nur zuviel Gehör. Neukirch, der ausgezeichnetste unter den Dichtern der Zeit, wollte den „Telemach“ in Verse bringen; von Besser, der in nicht geringerem Dichterrang stand, wollte aus dem Leben Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, ein Heldengedicht machen; Pätsch ein heroisch Gedicht von Sr. Kaiserlichen Majestät; von König ein heroisch Gedicht auf Se. Majestät in Polen; Postel dichtete wirklich ein Heldengedicht in zehn Büchern, „der große Wittekind“.

Wer konnte so etwas lesen, wenn er die englischen und französischen Bücher der Zeit kannte und verstand? Seine Landsleute töteten ihn, so moralisch, so tüchtig sie waren, durch Langeweile; die Ausländer las er, auch wenn er ihre Weisheit und Lehre verachtete und verwarf, mit Vergnügen. Freilich waren einige Dichter der Zeit, zum Beispiel Amthor, Richey und so weiter, etwas besser, aber wie gering war auch ihr Gehalt! und selbst Brockes, dessen „Irdisches Vergnügen in Gott“ ein halbes Jahrhundert hindurch ein Volksbuch blieb, ist in Rücksicht des poetischen Verdienstes auf keine hohe Stufe zu setzen. Endlich erschien dann Gottsched; und so wenig wir denen beistimmen können, die seine großen Verdienste ganz verkennen, so scheint es uns doch ausgemacht, daß er der festen Meinung war, die Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit würden auf dieselbe Weise hervorgebracht, wie der Schüler sein Exerzitium macht. Wenn man diesen Überblick deutscher Literatur bis 1740 überdenkt, wird man sich nicht verwundern, daß kein gebildeter Mann, der nicht Schulgelehrter oder ganz aus dem gewöhnlichen Haufen war, deutsch lesen wollte. (Friedrich Christoph Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, 1823.)

### FRIEDRICHS KÖNIGLICHE HUMANITÄT

Wir sind darüber einig, daß, wenn ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen. Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war, als ob er auch in seiner irdischen Hülle hätte unsterblich sein mögen.

Sie denken leicht, wie begierig ich auf seine nachgelassenen Schriften war: hier, sagte ich, lebt und spricht noch sein Geist nach dem Ableben seines alten vielgeübten Körpers. Briefe, Gespräche, ja Worte von ihm, die, solange er König war, als Ehre gesucht, als Schätze umhergetragen wurden, sind jetzt ein gemeines Gut. Man kann sie unerschrocken prüfen, im Zusammenhange seines langen Lebens beherzigen; man darf ihnen widersprechen und sie mit seinen Taten vergleichen.

Zuerst also griff ich nicht nach Werken, die er absichtlich für die Welt geschrieben hatte, sondern nach seinem Briefwechsel, und unter diesem auf den längsten und interessantesten mit Voltaire. Er erstreckt sich von 1736 bis 1777, also über vierzig Jahre, und zeigt die Seele des Königs in den verschiedensten Situationen seines Lebens. Ich will einige Züge und Stellen auszeichnen.

Ein Prinz von 23 Jahren, der Erbe eines königlichen Thrones, sucht in weiter Entfernung den Mann auf, den er für den ersten Schriftsteller seiner Zeit hält, in dem er, wie er selber sagt, „nicht nur Schätze des Geistes, Stücke mit so viel Geschmack, Delikatesse und Kunst gearbeitet, daß ihre Schönheiten bei jedem neuen Lesen neu scheinen, sondern auch jene Philosophie“ findet, die unser königlicher Jüngling insonderheit wert hält. Er übersendet ihm seinen Wolf, erbittet sich dagegen seine Schriften, seinen Unterricht in Briefen und wird ein Schüler des Philosophen, nicht aus Eitelkeit, sondern ernst und be-

scheiden. „Autoren“, sagt er, „sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Teile der Welt; sie manifestieren Ideen, die andre sich einprägen. Ist in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vereinigt, so bezaubern sie und rühren. Bald atmet eine Menge Menschen die Liebe zum menschlichen Geschlecht, die sie ihr durch einen glücklichen Impuls einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Untertanen, die Aufruhr und Tyrannei im gleichen Grade verabscheuen, voll Eifer, nur fürs allgemeine Beste. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was ist man ihnen nicht schuldig?“

So sah Friedrich die Wissenschaften an, und dies blieb sein Bekenntnis. Die Talente, die hierzu dienten, schätzte er an Voltaire, in seiner Jugend fast über die Maße, in seinem höheren Alter mäßiger; doch blieb ihm stets die hohe Achtung für einige große Stücke seines Lehrers, die er von andern sehr unterschied, und ihm darüber offen seine Meinung sagte. Unter Waffen und im höchsten Alter hielt er die Wissenschaften nicht nur für sein schönstes Vergnügen, sondern auch dem Staat und der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich; ohne sie, meinte er, würden und blieben Fürsten, Stände und Völker Barbaren; Wissenschaften allein haben die Welt erleuchtet und einige auserwählte Seelen des Menschengeschlechts veredelt. — —

Fast immer tönt diese Stimme um mein Ohr, wenn ich Friedrichs Schriften lese. Man wandelt in ihnen wie auf klassischem Boden; ein Gefühl für die Würde, den Wert, die Schönheit der Wissenschaften ist in seine kleinsten und größten Aufsätze verbreitet.

Insonderheit lebt sein Geist in einer gewissen Reihe auserwählter größerer Seelen, die er, meistens aus dem Altertum, sich zu Lieblingsnamen seiner Phantasie, zu Vorbildern, an denen er gern verweilet, ausersehen hatte. In Handlungen des Krieges und des Friedens, in Geschäften der Regierung und in Beziehungen der Menschheit kommen sie ihm oft wieder als alte Lehrer und Freunde; so wie es denn bekannt ist, daß er nur wenige Schriftsteller, diese aber immer von neuem las und in seine Gedanken prägte. Nach gewissen Jahren wollte ihm das Neue nicht mehr genug tun; er fand eine Spitzfindigkeit oder einen mathematischen Kalkül in Schriften, wohin dieser nicht gehörte. Die alten großen Formen weniger Hauptgedanken lagen in ihm, von denen er sich ungern trennen mochte. In Sachen des Vortrags sah er Voltaire als die letzte Stütze des Geschmacks an, der unter Ludwig XIV. gewesen war, und unter Ludwig XV. und XVI. freilich nicht mehr sein konnte. Dagegen sieht er seine eigenen Aufsätze in Versen bloß als Reimereien zum Vergnügen, in Prosa als Übungen zur Entwicklung seiner Gedanken an und spricht von ihnen ohn' alle Anmaßung. Diese Bescheidenheit ist, wie man offenbar sieht, kalte Überzeugung; er fühlt, was ihm fehle, und warum er nicht sein könne, was zum Beispiel Voltaire war. Es wills auch nicht sein: denn er fühlt seinen größeren Beruf, ob er gleich den andern, ein großer Schriftsteller zu sein, als angenehmer erkennt und in Augenblicken des Enthusiasmus fast zu beneiden scheint. Bald aber setzt sein Geist sich ins Gleichgewicht: „gesunder Verstand“, meint er, „ein edler Trieb zur Ehre und unausgesetzte Tätig-

keit sei seine Gabe, die wolle und müsse er auf seiner Stelle ausbilden, anwenden und gebrauchen“.

Fast unglaublich ist auch, wie weit er in diesen Punkten nicht etwa nur Voltairen, sondern auch seinen sämtlichen korrespondierenden Freunden überlegen ist. Wenige, aber große Grundsätze liegen als unerschütterliche Fundamente in seiner Seele; wenige, aber feste Maximen sind seine treuen Gefährten, auf die er zuletzt, und als König oft mit sehr leichter Mühe, alles zurückführt. Einige derselben wollten ihm im Siebenjährigen Kriege zuweilen untreu werden; er nimmt aber seine große Seele zusammen und verbeißt die verachtende Bitterkeit, mit der er insonderheit die Regierungen der Welt, ihre Unterhändler und Werkzeuge, wohl auch den größeren Teil des menschlichen Geschlechts ansieht. Ganz scheint er indessen von dieser zu langen und großen Überanstrengung sich nie wieder erholt zu haben; sein Geist kehrte, nach Endigung des Siebenjährigen Krieges, zu seinen früheren Vergnügungen zwar zurück, war heiter, fest und wirksam; aber er blieb strenger und ernster. Mit Bewunderung habe ich (wenige Vorurteile ausgenommen) die fast allgemeine Billigkeit, Mäßigung und Enthaltbarkeit des großen Königs in seinen Urteilen von Sachen, Begebenheiten und Personen mir ausgezeichnet. Es war eine selbständige große Seele.

Und daß sein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundschaft, der Bruder- und Schwesterliebe, dem Zuge zu allem Großen und Guten, nicht verschlossen gewesen, zeigen hundert Stellen seiner Schriften, tausend Momente seines Lebens. In jüngeren Jahren hatte er einen Brief über die Humanität geschrieben, von dem er viel zu halten scheint, den ich aber in seinen Schriften nicht finde; er sagt von ihm:

„Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung, wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält, die sie unterstützen. Und dies bestimmte mich, über die Humanität zu schreiben. Sie ist nach meiner Meinung die einzige Tugend und soll insonderheit denen als Eigentum zugehören, die ihr Stand in der Welt unterscheidet. Ein Landesherr, er sei groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden, dessen Beruf es ist, menschlichem Elende abzuhelpen, so viel er kann; er ist ein Arzt, die mancherlei Unfälle seiner Untertanen zu heilen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden soll zu ihm gelangen. Sei es aus Mitleid mit ihnen oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst, so muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren, und wenn sein Herz irgend Empfindung hat, werden sie Hilfe bei ihm finden.

Ein Fürst ist gegen sein Volk, was das Herz dem Körper ist. Dies empfängt das Blut aus allen Gliedern und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Untertanen; er gibt ihnen Überfluß, Glückseligkeit, Ruhe und was er irgend zum Wachstum und zum Wohl der Gesellschaft tun kann, wieder.

Dies sind Maximen, die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müssen; das Gefühl gibt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Kursus der Moral nötig, um sie zu lernen.

Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie sehen die Welt als für sie geschaffen an; und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhoben zu sein, ver-

härten sie ihr Herz vor denselben. Wenn sie ihre Untertanen unterdrücken, wenn sie hart, gewalttätig und grausam sind, so kommt dies daher, daß sie das Böse nicht kennen, das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, darum gehen sie so leicht darüber. Sie sind nicht im Fall des Mutius Scävola gewesen, der vorm Porsenna die Hand ins Feuer steckte und dadurch die Wirkung des Feuers auf seine Hand wohl kennenlernte.

Mit einem Wort. Die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts ist eingerichtet, um Menschenliebe einzuflößen. Die Ähnlichkeit der Menschen untereinander, die Gleichheit ihres Loses und das unentbehrliche Bedürfnis, das einer vom andern hat, Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfnisses noch stärker anziehen, die natürliche Neigung, die man zu seinesgleichen hat, unsere Selbsterhaltung, die uns Humanität predigt, die ganze Natur scheint sich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, die unser Glück macht und täglich neue Annehmlichkeiten auf unser Leben verbreitet.“

Wenn Friedrich immer so gefühlt und getan hat, als er hier schreibt (und es war gewiß sein Ernst, da er es schrieb; auch wurden ihm in den unhumansten Situationen seines Lebens diese Gesinnungen nie ganz fremd), so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns seinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Ärzte und Herzen des Volkes erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen, daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke (sie sind ja französisch geschrieben) lesen mögen, und zwar also, als ob sie den großen König selbst hörten. (Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793/1797.)

## FRANZÖSISCHE BILDUNG UND DEUTSCHES WESEN IN FRIEDRICH

Eine Dichtersprache hatten wir fast gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottsched die tapferen Schweizer, die sich seiner Reinigung widersetzen, besiegt hätte. Haller ward unser erster Dichter, und wie Klopstock kam, begriffen wir erst völlig, was die Engländer damit sagen wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen, daß sie nur eine Sprache zum Verse machen, nicht aber für die Dichtkunst hätten. Auch wir hatten vor Hallern nur Verse-macher.

Wie sehr und wie geschwind hat sich aber nicht unsere Dichtersprache mit ihren ersten Meistern gebessert!

In der Kunstsprache haben wir, seitdem Winckelmann, Wieland, Lavater und Sulzer geschrieben haben, uns nicht allein alles eigen gemacht, was die Ausländer Eignes hatten, sondern auch Vieles auf unserem Boden gezogen; und die Verfasser verschiedener empfindsamen Romane haben in einzelnen Partien gezeigt, daß unsere Sprache auch zum wahren Rührenden geschickt sei, und besonders das stille Große sowohl, als das volle Sanfte auf das mächtigste darstellen könne. — —

Unsere Rednersprache hat zwar keine großen Muster geliefert, weil es ihnen an großen Gelegenheiten gefehlt hat; aber sie ist hinlänglich vorbereitet und wird keinen empfindenden und denkenden Mann leicht im Stiche lassen. Die



philosophische Sprache ist, seitdem sie aus Leibnizens und Wolfens Händen kam, unendlich empfänglicher und fähiger geworden, alles zu bestimmen und deutlich zu ordnen; und unser historischer Stil hat sich in dem Verhältnis gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. — —

Alle diese glücklichen Veränderungen sind aber während der Regierung des Königs vorgefallen, wie er schon seinen Vorgesmack nach den besseren Mustern anderer Nationen gebildet hatte, und in unserer Sprache vielleicht nur Memorialien und Dekrete zu lesen bekam. Er hatte nachher Voltaire um sich, einen Mann, der durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier alles um sich herum und seine eigenen Fehler verdunkelte, er liebte Algarotti, den feinsten und nettesten Denker seiner Zeit; er zog die wenigen großen Leute, welche Frankreich hatte, an sich, und unter den deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche er dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch machen konnte. Hierzu kommt, daß seine Gedanken über die deutsche Literatur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergeschrieben als gedruckt sind; und so ist es kein Wunder, wenn sie unserer neuen Literatur keine Gerechtigkeit haben widerfahren lassen.

Und doch glaube ich nicht zuviel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst da, wo er sich als Deutscher zeigte, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner „Instruction pour ses généraux“ ist er mir wenigstens mehr als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer: in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen, und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Dahingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters, und es geht mir, als einem Deutschen, nahe, ihn, der in allem Übrigen ihr Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken. (Justus Möser, Über die deutsche Sprache und Literatur, 1780.)

### AUFGEKLÄRTER PATRIOTISMUS: JUSTUS MÖSER

An diesen (Mösers) kleinen Aufsätzen, welche sämtlich in Einem Sinne verfaßt ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswert. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch

wenn es unnütz, ja schädlich wäre. Wie vorurteilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände auseinander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfährt ihre Gerechsamkeit zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundkapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vorteile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachteile verschiedener Art, sodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanse, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelstätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Produkte des Landes zueignen und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dies zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Konflikt Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vorteile derer, welche der See anwohnen, herausgesetzt und ernstliche Vorschläge getan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall als den Erfolg von mancherlei Ursachen und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls, in einem ewigen schwer zu lösenden Zirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt er Verfasser die gründliche Einsicht in die besondern Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rat, nichts ist aus der Luft gegriffen und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung „Patriotische Phantasien“ genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält. Da nun aber alles Öffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ersten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubrizieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige, wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des

Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnützigere Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Übersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihn niemand als Franklin zu vergleichen. Ein solcher Mann imponierte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrages glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen und die widerspenstigsten Gegenstände mit soviel Freimut zu handhaben. Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verursacht, daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch womöglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten. (Goethe, Wahrheit und Dichtung, 1811/1814.)

### ERSCHÖPFTE KRAFT DES WUNDERS

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe: ein andres, erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehn und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte: so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gargesehen ihn Wunder tun, hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen: so würde ich zu einem, von so lange her ausgezeichneten, wundertätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte, daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder, wenn ich noch jetzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Christen Wunder getan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letzten Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte, zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlicheren Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu tun, von denen nicht gewichen“, die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er notwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen. Aber ich, der ich auch nicht einmal in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18. Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr gibt; wenn ich anstehe, noch jetzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben,

was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen“, ist nicht allzu wohl getan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christentums geschehenen Wunder ἐκ πολλων μὲν ἄλλων und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweist, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises jetzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuten, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor sechzehn- bis achtzehnhundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung ebenso kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich ebenso gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte: sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstriert werden; aber dem ohngeachtet müsse man sie ebenso fest glauben, als demonstrierte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich; wer leugnet es — ich nicht —, daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun: wenn sie nur ebenso zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie baut, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstriert werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriert werden.

Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich

leugne gar nicht, daß Christus Wunder getan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweitens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anderes, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen, nichts dawider einzuwenden haben, sich gefallen lassen, daß ein anderer einen andern historischen Satz darauf baut, eine andre historische Wahrheit daraus folgert, sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anderes, etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte auf diesen Glauben hin etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zur Folge, aller Kenntnis auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebensowohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß Christus einen Toten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Daß dieser Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten herüberspringen und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe danach umbilden soll; mir zumuten, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugnis entgegensetzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit danach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εις άλλο γενοσ ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: aber eben der Christus, von dem du historisch muß gelten lassen, daß er Tote erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleichen Wesens habe, und daß er dieser Sohn sei.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das ist mehr als historisch gewiß, denn inspirierte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können“, so ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspiriert waren und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der tue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient einen Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder getan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor achtzehnhundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejagt, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen. Diese Früchte sähe ich vor mir reifen und gereift und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreut, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern bloß an ihren Ort gestellt sein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt, es gäbe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre (wenn es dergleichen nicht gibt, so könnte es doch dergleichen geben), leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästler des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß sein könne? —

Ich schließe und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen. Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich. (Lessing, Über den Beweis des Geistes und der Kraft, 1777.)

## TECHNISCHE RICHTUNG DES GEISTES

Der Instinkt des Praktischen und der Trieb nach Realität schien sich aus der allgemeinen Erschlaffung, die ihn unterdrückt hatte, wieder hervorarbeiten. Alle Welt wetteiferte, halb aus wirklichem inneren Drange, halb aus Nachahmung des Auslandes, in naturwissenschaftlichen Beobachtungen und technischen Erfindungen. Einfache Bürger benutzten ihre Mußestunden zu physikalischen Experimenten. Gelehrte erholten sich von den Anstrengungen ihres abstrakten Denkens vor der chemischen Retorte oder in der mechanischen Werkstatt, und Leute von Stand hielten es für anständig, ihren Namen an irgendeine gemeinnützige Erfindung zu knüpfen und Versuche in der Entdeckung noch unerforschter Naturgeheimnisse entweder selbst anzustellen oder unter ihren Augen und auf ihre Kosten anstellen zu lassen. Leibniz beschäftigte sich mit der Verbesserung der Taschenuhren und der Erfindung eines neuen Mechanismus an den Wagen und trug sich sogar mit kühnen Plänen von Schiffen, die unter dem Wasser fahren, und anderen, die gegen den Wind segeln sollten. Ihm dünkte eine Erfindung, durch welche die Herrschaft des Menschen über die Natur vermehrt werde, so wichtig wie die kunstreichste Spekulation, die bloß Ideen zutage fördere. Sein Nachfolger in dem Berufe eines philosophischen Lehrers Deutschlands, Christian Wolf, hielt es nicht unter seiner Würde, seine Aufmerksamkeit einer Verbesserung der Lampen zuzuwenden. Prinz Ruprecht von der Pfalz ließ sein erfinderisches Genie und seine vielseitige Kenntnis der Naturkräfte ebensowohl seiner deutschen Heimat, als seinem englischen Adoptivvaterlande zugute kommen, und diese Liebhaberei der Großen, in mechanischen Verbesserungen sich zu versuchen, scheint sich selber noch ein Stück ins 18. Jahrhundert hinein fortgepflanzt zu haben; denn im Jahre 1730 finden wir den Marschall von Sachsen, August des Starken natürlichen Sohn, damit beschäftigt, vor einer zahlreichen Zuschauerschaft ein Schiff von seiner Konstruktion auf der Elbe fahren zu lassen, durch Räder getrieben, die ein im Schiffsraume umlaufendes Pferd in Bewegung setzte, „zu völligem Contentement aller Anwesenden und voller Approbation der hohen Kommissarien“, wie es in der Chronik heißt. — —

Die sogenannten exakten Wissenschaften — Mathematik und Naturforschung — waren gerade gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts an einem wichtigen Wendepunkte angelangt. Sie hatten eine geraume Zeitlang ziemlich planlos zwischen den Hypothesen und Unbestimmtheiten einer scholastischen Philosophie, die sich größtenteils noch auf aristotelische, überdies oft mißverstandene, Ideen stützte, und einer prinzipiosen, höchstens von einem gewissen unklaren Instinkte geleiteten Beobachtung einzelner Tatsachen und Erscheinungen hin- und hergeschwankt. Seit kurzem aber war man dahin gekommen, mit bewußter Absicht, nach einer im Voraus festgestellten Methode und mit Zugrundelegung klar erkannter Grundsätze naturwissenschaftliche Untersuchungen und Experimente zu unternehmen, die dabei gewonnenen Resultate, auf bestimmte wissenschaftliche und mathematische Formeln gebracht, wiederum zur Berichtigung oder Bekräftigung der angenommenen allgemeinen Prinzipien anzuwenden und so gleichsam Schritt vor Schritt,

von dem engsten Kreise aus nach allen Seiten hin sich ausbreitend, ein immer größeres Gebiet der Naturerkenntnis zu sichern und dauerndem Besitz zu erobern. Vor allem war es die Mechanik, die Wissenschaft von den Kräften und Gesetzen der allgemeinen Körperbewegung, welche auf diese Weise angebaut ward. Auf diesem Gebiete lagen die großen Entdeckungen Newtons, welche den ganzen Weltbau umspannten und ein einziges, gleichartiges Gesetz in der unendlichen Reihe der Erscheinungen, von dem fallenden Apfel bis zu den scheinbar unberechenbaren Bewegungen der fernsten Himmelskörper, aufzeigten. — — Kopernikus, Kepler, Galilei hatten, einer nach dem andern, die bisherigen Ansichten von den Verhältnissen der Himmelskörper zueinander erschüttert. Newton vollendete diese wissenschaftliche Revolution, indem er genau die Gesetze aufzeigte, nach welchen alle Bewegungen, wie auf der Erde, so in den unendlichen Räumen des Himmelsgewölbes, mit der gleichen Regelmäßigkeit vor sich gehen. Der Gedanke einer mechanischen Notwendigkeit, die Möglichkeit, alle Naturerscheinungen nach streng mathematischen Gesetzen zu berechnen, die Ausschließung jedes einer solchen Berechnung sich entziehenden Eingreifens unbekannter Mächte in den festgeregelten Gang der Natur schien damit im weitesten Umfange ausgesprochen und anerkannt. (Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, 1854/1880.)

#### VERNUNFT ALS HÖCHSTE NORM

Die übliche Auffassung der Kantschen Philosophie stellt sie als eine Untersuchung der menschlichen Seelenkräfte dar, deren Ergebnis der Wirksamkeit und Bedeutung des Intellekts nach drei Seiten hin Grenzen setzt. Zuerst nimmt sie ihm sein naiv behauptetes Recht, die Dinge jenseits der Sinnenwelt zu erkennen: die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die sittliche Freiheit, den Sinn und Zweck des Weltganzen, der hinter seinem Mechanismus steht. Zu diesem Überempirischen schlägt vielmehr nur der moralische Wille des Menschen eine Brücke; denn damit unsere Moral nicht ein fragmentarischer Ansatz, zusammenhanglos mit dem Dasein überhaupt, bleibe, bedarf sie solcher Ergänzungen und Befriedigungen, die aber empirisch, das heißt durch den Verstand, nicht auffindbar sind. Die zweite Entrechtung des Intellekts zugunsten des Willens vollzieht der Wert des Lebens. Aus den Funktionen des Intellekts, die doch nur auf ein Erkennen von Gegebenem gehen, kann unser Dasein keinen Wert gewinnen; sondern nur durch diejenigen Energien, mit denen wir Herr über den Stoff der Dinge sind. Unser Leben kann keinen anderen Wert haben, als den wir selbst ihm geben; und das vermögen wir nur im praktischen Wollen, nicht durch das Erkennen, dessen Inhalte und zu dem die Fähigkeit uns, von uns unabhängig, gegeben ist. Endlich, als Gegenstand des Erkennens gilt ihm ausschließlich die sinnliche Erscheinung der Dinge, nur ihr Bild in uns, niemals ihr inneres, für sich selbst existierendes Sein. Nur an einem Punkte ist uns ein solches zugänglich, in unsrem Handeln, das nicht aufnehmend, sondern schöpferisch, das heißt frei ist. Nur also wo wir handeln, sind wir wirklich wir selbst, während wir schon da, wo wir uns selbst erkennen wollen, ein bloßes Bild unsres Seins ergreifen. Damit scheint also die entscheidende



Geistesrichtung, die in dem Kantschen System lebt, ihr zentrales Interesse nicht dem Denken, sondern dem Wollen zuzuwenden. Und so hat man, radikaler oder zaghafter, Kant diese an sich höchst interessante Grundtendenz imputiert: die gedankenmäßige Bearbeitung des Daseins, nicht um der Gedanken willen, sondern weil das praktische Tun, wie er es für die objektive Hauptsache des Lebens erklärt, auch das subjektive Interesse sei, das als letzte Instanz sein Denken dirigiert.

Dies erscheint mir nun völlig irrig. Kant und sein System sind völlig intellektualistisch, sein Interesse, wie es aus dem Inhalt seiner Lehre hervorleuchtet, ist: die für das Denken gültigen Normen als auf allen Lebensgebieten gültig zu erweisen. Seine Philosophie wird ganz und gar dadurch gefärbt, daß ihr keine Leidenschaften oder Gefühle, ich möchte sagen keine Instinkte zugrunde liegen, wie es bei Plato und Epikur, bei Plotin und Bruno, ja, für genaueres Hinhören auch bei Spinoza und Hegel der Fall ist, von Fichte und Schopenhauer zu schweigen.

Es ist eine Philosophie aus dem Verstande heraus, freilich aus dem vollendeten Verstande, nicht aus dem beschränkten des früheren Rationalismus. Die Macht des logischen Denkens zeigt sich hier um so souveräner, als sie nicht den haltlosen rationalistischen Versuch wiederholt, die andern Seelenenergien von vornherein zu verdrängen. Die Selbständigkeit des Gefühls, die das Leben beherrschende Macht des Willens wird anerkannt. Und nun erst greifen die vernunftmäßigen Normen der Logik ein und bestimmen von sich aus Sein und Wert jener. Es ist der äußerste und raffinierteste Triumph der begrifflich-logischen Geistigkeit, daß sie den sittlichen Willen allein über den Wert des Menschen entscheiden läßt, dann aber die Sittlichkeit des Wollens allein durch eine logische Norm bestimmt.

Die unnachlässliche Strenge seiner Moral stammt aus seinem logischen Fanatismus, der dem gesamten Leben die Form mathematischer Exaktheit aufdrängen möchte. Die großen Morallehrer, bei denen der Quellpunkt der Lehre in der ausschließlichen Wertung des Sittlichen lag, waren durchaus nicht von der gleichen Rigorosität: weder Buddha noch Jesus, weder Mark Aurel noch der heilige Franziskus. Es ist zu untersuchen, ob Kant nicht etwa zu dieser Intoleranz der sittlichen Forderung berechtigt ist, und hier nur zu betonen, daß sie diesen Charakter nicht von einem auf das Praktische, sondern auf das Logisch-Begriffliche gestellten geistigen Lebensgefühl zu Lehen trägt.

Damit stimmt durchaus zusammen, daß Kant, in dem das ethische Interesse angeblich das theoretische so weit überragt, nur die alltäglichsten und sozusagen gröbsten Vorkommnisse des sittlichen Lebens sich zum Problem macht. Was an den Tatsachen des Sittlichen den allgemeinsten Begriffen zugänglich ist, behandelt er mit unerhörter Größe und Schärfe. Aber alle tieferen und feineren Fragen der Ethik, die Zuspitzungen der Konflikte, die Komplikationen des Empfindens, die dunklen Mächte in uns, deren sittlicher Bewertung wir so oft ratlos gegenüberstehen, — alles das scheint er nicht zu kennen: ebenderselbe, der in der Beobachtung der Denktätigkeit des Menschen zu den tiefsten, feinsten, raffiniertesten Funktionen hinabdrang. Die Phantasielosigkeit und Primitivität in den sittlichen Problemstellungen und die Verfei-

nerung und Schwingungsweite in den theoretischen beweisen, daß nur die Durchdringbarkeit durch das logische Denken für ihn entscheidet, was in sein philosophisches Denken eintreten darf. (Georg Simmel, Kant, 1904.)

### FICHTES ERWECKUNG DURCH KANT

Anfangs tritt mehr noch ein unbestimmter Drang hervor, überhaupt nur zu wirken nach außen hin, und je höher die Sphäre des Lebens, desto glänzendere und kräftigere Wirksamkeit glaubt er sich zu erringen. Menschenkenntnis und Selbstbildung durch mannigfachsten Umgang schien ihm daher vor allem wichtig, weil es an dieser, wie er glaubte, bisher vorzüglich ihm gefehlt hätte. Aber wofür dies alles, zu welchem höchsten und letzten Ziele? — Dies fehlte eben noch: die gewaltigen Kräfte, welche in ihm lagen, hatten noch nicht ihren rechten Mittelpunkt, das Bewußtsein ihrer eigentlichen Bestimmung gefunden: und diese Klarheit über das innere Lebensziel, die allein erst die treibende Unruhe des Geistes beschwichtigt und entscheidet, so daß der Mensch von nun an weiß, was er soll und was er will, konnte ihm auch äußerlich erst die feste Richtung geben. Daher seine geteilten Vorsätze und wechselnden Pläne, wie sie sich noch bis zu seiner Rückkehr nach Leipzig zeigen. Aber keiner derselben gelang in dem Maße, um ihn ganz zu beschäftigen und zu erfüllen, während alles, was sein Trieb nach außen, seine höheren Ansprüche an das Leben begehrten, mißriet. So wurde er immer mehr auf sich selbst zurückgewiesen, um da, in seinem Innern, den verworrenen Knoten zu lösen. Daß dies bei ihm nur durch theoretische Klarheit, durch deutliches Erfassen des ganzen Lebens aus einem Prinzip möglich war, versteht sich; und so kam es denn immer wieder auf die philosophische oder sittlich religiöse Weltansicht an, die er sich erwerben würde. In dieser vielfachen Unsicherheit des Lebens, wie der Theorie, lernte er scheinbar durch Zufall, wie er erzählt, die Kantsche Philosophie kennen; und hiermit entschied sich alles in ihm und außer ihm: denn wie sie seinen Geist ergriff und zu Einigkeit und Klarheit brachte, so gelangte er durch sie auch über seinen äußeren Beruf zur völligen Entschiedenheit. Er faßte sie von der würdigsten Seite, wie nur ein kräftiger Charakter sie ergreifen konnte, von der Seite ihres Moralprinzips, aber hierin auch mit einer Strenge, wie sie fast noch von keinem der bisherigen Anhänger war dargestellt worden. Das Bewußtsein der absoluten Freiheit des Ich, das an seinem Willen die Macht der ganzen Welt sich brechen sieht, diese daher das Ur anfängliche jeder wahrhaften Tat; an den Willen aber gerichtet ein absolutes Gebot, das nun allmächtig herrschend über jede Neigung und Leidenschaft, völlige Einheit und Gleichmaß dem Gemüte verleiht: — eine solche Theorie mit der Kraft ihrer sittlichen Weltansicht hatte als Lehre bisher ihm gefehlt, während sein Charakter halb unbewußt sich ihr zuneigte. Indem aber die Kantsche Philosophie alle übrige vermeintliche Objektivität zur bloßen Erscheinung verflüchtigte und so als einzig Reales eigentlich nur die Freiheit des Ich übrigließ, so wurde gerade dieser Begriff von Fichte späterhin nicht nur zum Prinzip der Moral, sondern zum Mittelpunkte der ganzen theoretischen Philosophie gemacht. (J. H. Fichte, Johann Gottlieb Fichtes Leben, 1830.)

## PHILOSOPHISCHER DIENST AM BILD DES GROSSEN MANNES

Hegel nahm sich selbst als das Bewußtsein, als die Sinneinsicht des wesenden, entwickelten und erscheinenden Weltgeistes, und räumte auf mit den Partikularitäten des bloßen Gefühls oder Verstandes. Die Ideale und Motive, die bisher als Richter der Geschichte gewaltet, Moral oder Politik, Religion oder Bildung, zog er selbst in die sich verwirklichende eine Vernunft herein und wies ihnen ihren Platz und Dienst darin zu. Die Geschichte ist für ihn die Selbstdarstellung des Geistes in der Zeit. Also nicht dem Nutzen und Genuß wechselnder Menschen, noch dem Willen eines persönlichen Gottes haben die geschichtlichen Wesen gelebt: sie sind ihr eigener Wert, doch empfangen sie ihren Sinn wie Grund aus dem Ganzen, das in ihnen wirkt und das sie auswirken. Weder sind sie Einzelbilder zum Staunen oder Kritteln, noch sind sie Mittel für irdische oder himmlische Bedürfnisse und Zwecke — weder bloße Personen noch bloße Werke, sondern geistige Wesenheiten, die durch ihr So- und Nichtanderssein, durch ihren bestimmten Charakter mit eben den und den Eigenschaften, in einer ganz besonderen Stunde und Stelle eine einmalige Leistung vollbringen als Sinnträger, Werkführer und Erscheinungsformen des Weltgeistes.

Hegel sichert ihre Person gegen die Ansprüche der Theologie, die den Menschen vernichtet vor Gott, und gegen die Ansprüche der Soziologie, die ihn nur nutzen will für die Gesellschaft. Er sichert ihr Werk gegen die Ansprüche des ästhetisch-romantischen Seelenkults, er sichert Person und Werk gegen die Ansprüche der Sittenrichter und Menschheitsschwärmer. Er hebt die Sonderung von Gotteinem und Geschichtsvielem auf mit der Auswirkung des Gottsinnes in erscheinender Vielfalt. Er hebt den Zwist zwischen Einzelnem und Gesamtheit auf, indem er beide zurückführt in den einen Geist als dessen gemeinsame untrennbare Funktionen. Und er hebt die Scheidung von Person und Werk auf, indem er die Person nicht mehr als partikuläre Seele, das Werk nicht mehr als partikuläre Sache zeigt, sondern das Werk als die Form eben dieser Person, die Person als den Gehalt eben dieses Werks, beide als Träger des einen alldurchschreitenden Sinns. (Friedrich Gundolf, Cäsar im neunzehnten Jahrhundert, 1926.)

## DAS LETZTE SYSTEM DER PHILOSOPHISCHEN GEWISSHEIT

In dem äußeren Auftreten Hegels lag nichts, was seinen Erfolg hätte rechtfertigen können. Sein Vortrag hatte weder rhetorischen Glanz noch das Imperatorische, was Fichte in Haltung und Sprache gezeigt, noch selbst die Straffheit der Disposition oder das sittliche Pathos, wie es die Berliner Studentenschaft bei Hegels Vorgänger gewohnt gewesen war; nichts, womit er die Gemüter unmittelbar hätte fortreißen können. Es war, als ob er geflissentlich alles, was durch äußerlichen Eindruck hätte fesseln können, vermeiden wollte. „Abgespannt und grämlich sitzt er auf seinem Lehrstuhl, mit niedergebücktem Kopf: in sich zusammengefallen. Immerfort sprechend blättert und sucht er in den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete

Räuspern und Husten stört allen Fluß der Rede; jeder Satz steht vereinzelt da und kommt mit Anstrengung zerstückt und durcheinandergeworfen heraus; jedes Wort, jede Silbe löst sich nur widerwillig los, um von der metall-leeren Stimme in schwäbisch breitem Dialekt, als sei jedes das Wichtigste, einen wundersam gründlichen Nachdruck zu erhalten.“ So schildert ihn einer seiner ergebensten Schüler, Hotho. Und selbst er kann nicht umhin, auf die Schwierigkeit, dem Meister zu folgen, hinzuweisen, die nicht bloß in der Tiefe seiner Ideen, sondern in der Umständlichkeit seines Vortrages bestanden habe, der gerade im Faßlichsten schwerfällig und ermüdend gewesen sei. Dazwischen seien dann freilich wieder Momente gewesen, wo er die Hörer in die Abgründe des Denkens und aus ihnen heraus zur höchsten Erkenntnis geführt habe. „In den Tiefen des anscheinend Unentzifferbaren“, schreibt Hotho, „wühlte und webte jener große Geist mit großartig selbstgewisser Behaglichkeit und Ruhe. Dann erst erhob sich die Stimme und das Auge blitzte scharf über die Versammelten hin und leuchtete im still auflodernden Feuer seines überzeugungstiefen Glanzes, während er in nie mangelnden Worten durch alle Höhen und Tiefen der Seele griff.“ Aber nicht auf jeden seiner Zuhörer machte der Philosoph einen so erschütternden Eindruck. Der Zeit seines Lebens keck urteilende Karl Hase, der bei seinem Besuch in Berlin einmal bei ihm hospitierte, fand seinen Vortrag in dem schwäbischen Dialekt „stockend und wasserfallartig“. Buschmann, später der Mitarbeiter beider Humboldts, fand ihn ungenießbar; und auch Rosenkranz, der im Sommer 1824 nach Berlin kam, ohne von Hegel bisher mehr als den Namen gehört zu haben, und sich durch Henning in die neue Philosophie einführen ließ, konnte sich in Hegel, bei dem er nur einige Male hospitierte, gar nicht hineinfinden und wandte sich von dem Meister hinweg zu Schleiermacher und seiner Theologie. Wenn nun aber dieser Treueste der Treuen offen eingesteht, daß er, auch abgesehen von dem Abschreckenden alles Äußerlichen, den Gedanken des großen Philosophen nicht habe folgen können, so werden wir ohne weiteres sagen dürfen, daß es der Masse seiner Hörer nicht besser ergangen ist und daß ihrer Bewunderung für die abgrundgleichen Tiefen seiner Philosophie das Verständnis nicht entsprochen hat.

Aber alle diese Unebenheiten und Anstöße verschwanden vor einer Eigenschaft des neuen Professors: der unbedingten Sicherheit, mit der er sein System vortrug, in dem es kein Fragezeichen gab und Natur und Geschichte, Politik und Religion, Recht und Sitte, Physik und Metaphysik bis in ihre letzten Winkel lückenlos aufgehell't schienen. Denn damit gab er dem jungen Geschlecht, wonach es dürstete und was ihm in den Kämpfen, in die es die Zeit hineingerissen, zu entschwinden drohte: die Gewißheit. Zwar versprochen hatten diese alle Philosophen. Sie alle wollten den Abgrund, der sich aufgetan und den sie immer nur erweiterten, schließen oder doch überbrücken, mit Hilfe eben der Begriffswelt, welche sie an Stelle der überlieferten Vorstellungen setzten. Auf verschiedenen Wegen hatten sie hiernach gestrebt; Schulen auf Schulen waren einander gefolgt; ein jeder ihrer Meister hatte eine Zeitlang geherrscht und sich Ruhm erworben. Aber über ein paar Jahre hatte niemand hinausgereicht, und zu jeder Zeit hatte es Zweifler und Kri-

tiker gegeben. Die Einheit des Glaubens und das Gemeingefühl der Gläubigen, die gewisse Überzeugung von einer Zeit und Ewigkeit umschließenden Weltordnung, die Verbindung von Menschenwelt und Gotteswelt waren das Ziel und der Segen aller Konfessionen gewesen. Die Philosophen dagegen hatten nur Zersplitterung in die Welt gebracht und der Skepsis, der Unsicherheit Tür und Tor geöffnet. In den Briefwechseln der Zeit haben wir eine Fülle von Aussprüchen, die uns die wogende Unruhe, in welche die deutsche Jugend hierdurch versetzt war, und ihre Sehnsucht nach Leitung und Klärung erkennen lassen. Auch Hegel duldete keine Götter neben dem, den er verkündigte. In der Feindseligkeit gegen seine Gegner stand er keinem nach, und sein Zürnen gegen sie verband sich mit souveräner Verachtung. Er schonte niemand, von dem großen Bahnbrecher der neueren Philosophie, dem Kritiker aller früheren Spekulation an bis zu ihren jüngsten Vertretern, welche dem zersetzenden Verstande überhaupt mehr oder weniger Valet gaben und sich in die Tiefen des Gefühls zu versenken strebten. Seine Urteile über Kant und Fichte, geschweige die über Fries und Konsorten, sind von einer Deutlichkeit des Ausdrucks (um diese Eigentümlichkeit seines Stammes mit einem milden Ausdruck zu bezeichnen), die nichts zu wünschen übrigläßt. Auch auf dem Katheder scheute er nicht davor zurück, gegen den theologischen Kollegen an der Universität, der sich ihm auch in der Philosophie an die Seite drängte, mit Angriffen beleidigenden Charakters vorzugehen. Aber andererseits verschaffte ihm gerade die kühle Überlegenheit, womit er auf die Gegner herabsah, mochten sie nun im Talar oder im „Friesrock“ auftreten, und überhaupt der apodiktische Ton, den er in Wort und Gebärde legte, einen sich stetig mehrenden Anhang. Unbedingter hat niemals ein deutscher Philosoph geherrscht; das „αὐτὸς ἔφα“ blieb die Parole für die Heerscharen, die ihm folgten. Wer sich einmal in sein System verstrickt hatte, konnte sich kaum noch von seinen Fesseln lösen. (Max Lenz, Geschichte der Universität Berlin, 1910.)

#### PHILOSOPHIE ODER WEISHEIT?

Disiecta membra bleiben all unsere Kenntnisse, solange sie nicht aus einer Anschauung vom Ganzen hervorgehen. Nur Erkenntnis des Ganzen ist ganze Erkenntnis. Wenn also selbst die Lösung der metaphysischen Aufgabe nicht möglich ist, so ist doch ihre Stellung notwendig, weil Typus zugleich und Verifizierung jeder Einzelerkenntnis; wenn ihr Ziel im Unendlichen liegt, so ist doch eine Annäherung daran denkbar, und wenn sie nur zur Wahrscheinlichkeit gelangt, so zeigt doch noch diese Wahrscheinlichkeit — und nur sie — die Form der höchsten und ganzen Wahrheit. Gerade auch um der fruchtbaren wissenschaftlichen Erkenntnis willen müssen wir uns jener überwissenschaftlichen Wahrheit bewußt bleiben. Es ist kein Geringerer als Usener, der das Wunder der antiken Wissenschaft, das Werk nur zweier Generationen, aus dem Zusammenhang mit dem philosophischen Genius, aus dem Schulzusammenhang der Akademie ableitet, in der vom jüngsten bis zum gelehrtesten und selbständigsten Forscher, bis zu Eudoxus und Aristoteles, alles unter der Führung Platons vereinigt war.

Wenn man nur diese Alternative kennt: demonstrierbare, entscheidbare Wahrheit und künstlerisches Bild, so verschließt man sich das Verständnis nicht nur der Metaphysik, sondern auch der Kunst und Dichtung. Denn auch Kunst enthält Erkenntnis und will Erkenntnis darstellen. Was eine entgötterte Zeit aus der Dichtung gemacht hat, mag einem müßigen Phantasiespiel gleichen, das ohne Verantwortung und ohne Anspruch auf Wahrheit ist, aber keine große Kunst wird man verstehen, wenn man es mit ihrem Wahrheitsgehalt leicht nimmt. Weder Homer noch die attischen Tragiker, weder Dante noch Shakespeare geben Bilder oder Impressionen, sondern sie stellen im Bilde die von ihnen erschaute Wahrheit dar, die wir uns nicht ernst genug zu Herzen nehmen können, und die deshalb nicht minder Wahrheit ist, weil sie nicht demonstriert wird, weil sie sich nicht einzelnen Aussprüchen, sondern nur dem Gesamtwerk des Dichters entnehmen läßt, und weil sie keine bequeme allgemeine Wahrheit ist, sondern die Wahrheit des Konkreten. Nur wenn wir die Dichter als Weise verehren, nicht umgekehrt in sträflicher Naivität die Urwahrheiten der Dichter auf die abgeleiteten Wahrheiten philosophischer Systeme reduzieren, werden wir auch das Bild des Philosophen, das uns heut verloren ist, wieder gewinnen.

Unser Begriff der Metaphysik und Philosophie ist heut allzusehr beeinflußt von den schon wissenschaftlich gefärbten philosophischen Systemen der letzten Jahrhunderte. Erinnern wir uns aber des religiösen Ursprungs der alten großen Lehrsysteme. Philosophie hat keineswegs zu allen Zeiten ihre Lehre oder das Höchste und Letzte ihrer Lehre beweisen wollen. Das Mittelalter, das für sein unglaubliches Glauben eine Stütze in der Vernunft suchte, hat vielleicht die Demonstrierbarkeit metaphysischer Wahrheiten zuerst gesucht, freilich nur, um sie sogleich als unmöglich zu erkennen. Erst mit der wissenschaftlichen Ära beginnt die Reihe der Systeme, die beweisbar zu sein, die sich auf Prinzipien von absoluter Gewißheit zu gründen glauben. Dabei trägt gerade jenes System, welches auf strengste Demonstrierbarkeit Anspruch erhebt, der Unbeweisbarkeit der metaphysischen Setzungen am weitesten Rechnung. Alles Beweisbare des Spinozistischen Systems leitet sich aus dem Unbeweisbaren, aus den Ursetzungen her, die als Definitionen und Axiome niedergelegt sind. Ebenso schreiten Platons Dialoge in strengster dialektischer Beweisführung fort, aber sofern sie nichts als Dialektik enthalten, brechen sie unentschieden ab, die Hauptlehre entzieht er der dialektischen Erörterung, er gibt sie als Mythos. Die Natur des Gegenstandes, um dessen Erkenntnis es sich in der Philosophie handelt, macht Erkenntnis nur in der Form der Ahnung, des Schauens, der Verkündung möglich, und Weisheit ist, der Erkenntnis die Form zu geben, welche der Form, in der ihr Gegenstand gegeben ist, entspricht.

Wir sind gewohnt, entsprechend der mittelalterlichen Unterscheidung der *vita activa* und der *vita contemplativa*, dem aktiven Menschen den Kontemplativen, dem Handelnden den Erkennenden als den entgegengesetzten, aber gleichwertigen Typus gegenüberzustellen. Faßt man aber Erkenntnis als eine bloße Tätigkeit des Intellekts, so wird man durch jene Unterscheidung das Wesen des Weisen nicht erfassen, ja, die Unterscheidung selbst wird dann

schief und irreführend. Offenbar nämlich steht das Handeln zu den menschlichen Grundkräften in einem ganz anderen Verhältnis als das Erkennen. Die Tat besteht nicht nur in der Anspannung des Willens; alles Fühlen sammelt sich in ihr, die gründlichste Erwägung geht in sie ein; sie gilt mit Recht als der gesammelte Ausdruck des Menschen. Erkennen dagegen — so wie man es heut versteht — ist eine Teiltätigkeit. Auch das Erkennen mag vom Gefühl beeinflusst sein, es gilt aber dadurch nicht als bereichert, sondern als verfälscht, seinem Wesen nach setzt es das Gefühl nicht voraus, und an Willen bedarf es genau so viel, wie zur Konzentration des Denkens notwendig ist; darüber hinaus richtet der Erkennende sein Bemühen nur darauf, anders gerichtetes Wollen zu unterdrücken; um zu erkennen, muß er seine übrigen Fähigkeiten ausschalten, sine ira et studio, „mit trunkenen Mondesaugen“ über den Dingen schweben. Diesem seinem Verhältnis zu den menschlichen Grundkräften entspricht es, wenn der Philosoph lebens- und weltfremd ist, wenn jemand, der ausschließlich oder wesentlich als Erkennender lebt, vertrocknet. Man kennt den Gelehrten als den trockenen Schleicher, aber weder der Handelnde noch der Dichter oder Künstler vertrocknet durch Handeln, Dichten oder Bilden. Wer erkennt, wirkt nur ein Element der Seele aus, wer handelt, darstellt oder bildet, faßt sie alle zusammen. Eine scheinbare Abweichung von diesem Verhältnis tritt dann ein, wenn der Gegenstand des Erkennens die Seele selbst oder spezieller das Handeln ist. Hier, so scheint es, bildet das Handeln genau so die Voraussetzung des Erkennens wie Erkennen die Voraussetzung des Handelns. Der Unterschied aber liegt darin, daß im letzteren Falle ein Element der Seele im Ganzen mündet, im ersteren Falle dagegen das Ganze vor das Forum eines Elementes gezogen wird. Der Erkennende, der die „Seele“ zur Voraussetzung hat und um so reichere Frucht an Erkenntnis davonträgt, je reicher die Seele ist, die ihm zur Voraussetzung dient, ist in der Lage eines Gelehrten, der nicht durch Untersuchungen zu einer Entdeckung gelangt, sondern durch Zufall einen glücklichen Fund macht. Die Seele ist hier nicht subjektive Voraussetzung, sondern objektiver Gegenstand des Erkennens. Das Denken kann die übrigen Kräfte der Seele nur als Gegenstände in sich enthalten; keineswegs versammelt es sie in sich, wie die Tat, wie die Dichtung alle Seelenkräfte, auch das Denken, lebendig in sich vereint. Wenn wir von dem Philosophen als dem Weisen hören, dem im Platonischen Staate die Herrscherwürde zugebracht war, in dem Aristoteles, die Stoa, das ganze Mittelalter den höchsten Typus des Menschen sah, so kann es nicht der Erkennende im modernen Sinne sein, der hier gemeint war. Den Alten muß ein Mensch vorgeschwebt haben, der nicht durch sein Erkennen weise wurde, sondern dessen Erkenntnis Ausdruck war seiner Weisheit. Wir glauben einen Weisen vor uns zu haben, wenn wir konstatieren, daß ein Denker, der auf Grund von Prinzipien des Handelns, die er entdeckte, Ideale des Handelns aufstellt, seiner Lehre entsprechend auch lebt, wenn er sich aus einer Teiltätigkeit zur menschlichen Mitte, aus dem Denken zum Leben mühsam hintastet und, wie Descartes, das Leben zum Provisorium macht, solange das Denken noch nicht fertig ist. So sehr wir ein solches heldisches *vita impendere vero* menschlich verehren, wie kümmerlich erscheint es doch gegenüber dem Bilde des wahren

Weisen, der aus der menschlichen Mitte heraus denkt, wie handelt, der nicht leben kann wie er lehrt, weil er nur lehrt, wie er lebt, dessen Größe primär im Sein, nämlich darin liegt, daß er so ist, wie er ist, und dessen Einsicht als selbstverständliche Frucht aus seinem Sein hervorgeht.

Uralte, verschüttete Einsichten werden damit lebendig. Keine Trainingung oder Abrichtung auf einen ganz speziellen erkennenden Trick befähigt zum Wissen um das Ganze des Menschen und der Welt, sondern ein Sein. Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen, und Erkenntnis, objektiv richtige, absolut gültige Erkenntnis ist dem heißesten Bemühen unerreichlich, sie ist Sache der Gnade. (Edith Landmann, Die Transzendenz des Erkennens, 1923.)



## 2. KÜNSTLERISCHE UND DICHTERISCHE WIEDERGEURT

### BEGINNENDER KAMPF DER DICHTER UM DEN VOLKSBODEN

Eine großartige deutsche Literatur konnte unmöglich werden, da alle Grundlagen eines festen Lebens und eines hochwollenden, hochstrahlenden und hochgebietenden Volkes fehlten. Wem fällt hier nicht Klopstock ein, der edle und reine deutsche Mann, und wieviel er gezündet hat und zünden wollte? Und doch, wie stand er oft so ganz allein, ein tragisches Zeichen in einer mittelmäßigen Zeit, eine Hieroglyphe, die so wenige zu deuten verstanden! Und mangelten nicht grade jene ersten Herrlichen von 1740—70, welche aufräumten und auskehrten und auf etwas Edleres und Eigeneres hinwiesen, fast alles Mittelpunkt des Lebens und oft alles Verständnisses der Zeit, die erst spät teilnahm, und mußten sie nicht fast alle zugleich Wasser und Strom sein, da ihnen das Volk fehlte? Es war kaum möglich, daß bei so schweren Verhältnissen ein freudiges Dasein in Kunst und Dichtkunst und Lust und Freude der Sprache sich entwickeln konnte. Das war aber in jener Zeit das Traurigste, daß selbst diejenigen Männer, die sich mit Glück der Kunst weihten, die Geschichte der Vergangenheit fast ganz verloren hatten, daß wenige davon etwas wußten, daß jemals schon eine deutsche Herrlichkeit in Sprache und Dichtkunst gewesen war. So suchte denn jeder in einer gestaltlosen, liebeleeren und ruhmleeren Zeit nach dem Bilde, das er sich von deutschem Streben und deutscher Kunst gemacht hatte, sein bestes Gemüt in seinen Werken abzuprägen; aber des Bildes entbehrten alle, wodurch sie eine feste, würdige Gestalt, ein volles Leben und ein Gepräge für die Unsterblichkeit hätten gewinnen können, des Bildes eines Volkes. — Wie edel die Männer rangen, mag man wohl am besten in dem Schmerze würdigen, der sie überfallen mußte, wann sie innewurden, wo das tiefe Übel lag, das sich durch die Länge der Zeit allen mitgeteilt hatte. Darum soll Klopstocks großes Herz, und was der herrliche Mann gewollt hat, und was er in solcher Zeit geleistet hat, nie ein Deutscher vergessen, noch auch wessen so viele andere wackere Männer, wenn sie auch fern vom Ziel geblieben, würdig beflissen waren. Wir können uns die Schwierigkeiten jetzt kaum vorstellen, womit die zu kämpfen hatten, welche in den Jahren 1730 und 1740 gleichsam von vorn anfangen mußten — und in welcher Zeit? Wir schienen denn damals wieder eine Literatur zu bekommen, aber jetzt dürfen wir wohl sagen: es war keine ganz deutsche. Das meiste, was jene Zeit erstrebt und erwirkt hat, muß notwendig in dem Strom der Zeit untergehen, weil es keinem bestimmten Volke und keiner bestimmten Zeit als eine natürliche und notwendige Lebensblüte anzugehören scheint. Später, als jene ersten Helden den Weg wieder vom fremden Schutt und Schmutz gereinigt hatten, hat Goethe sich auf eine einzige Art durchgebrochen, er und Schiller und Herder und noch einige haben wieder eine deutsche Sehnsucht erregt, und ein junges, frisches, titanisches Geschlecht hat die letzten drei Jahrzehnte nach den verschiedensten Richtungen hin gestrebt und gewirkt,

etwas Kühneres, Freieres und Lebendigeres zu erschaffen, als was aus jener Mittelzeit hervorgegangen war, in welcher das Gefühl und der Schmerz und fast immer das Bewußtsein der schweren welschen Krankheit so oft die kühnen Aufflüge lähmte. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit IV, 1818.)

## NEUE WÜRDE DES DICHTERBERUFES

Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vorteile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Ansehen, als insofern sonst ein Verhältnis ihnen günstig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren sein sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfnis gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und echtste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Wertes desselben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günthers einschlug, erschien in der Welt auf die traurigste Weise subordiniert, als Spaßmacher und Schmarotzer, so daß er sowohl auf dem Theater, als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte, der man nach Belieben mitspielen konnte.

Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute, wie Hagedorn, stattliche Bürger, wie Brockes, entschiedene Gelehrte, wie Haller, erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die, neben jenem angenehmen Talente, sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigener Art, weil man die heterogensten, selten miteinander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eigenen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Wert auf sich selbst und auf alles, was er tut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er, durch irdische Gemeinheit und Leiden, zu den höchsten himmlischen Triumphphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Ervätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, dessen

Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich teilnehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine greuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Konzeption und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, teilt sich noch jetzt einem jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht tut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigener Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz, durch manche reine Zähre, lieblich genug entrichtet hatte: dies waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüt haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befließ er sich auch in seinem Tun der aufmerksamsten Reinigkeit. (Goethe, Wahrheit und Dichtung, 1811/1814.)

### GEßNERS SAUBERKEIT UND GUTER GESCHMACK

Geßner besaß einen großen und hellen Verstand und eine Beurteilungskraft, welche mit seltner Richtigkeit in allem gerade zum Ziele traf. Sein Scharfsinn bemerkte leicht jede kleine Verschiedenheit, und keine noch so kleine Nüance entging seiner Wahrnehmung. Aber sein Geist war mehr eindringend als umfassend, mehr strebsam als lebhaft. — — Einige haben es als Gleichgültigkeit für das Interesse seiner Vaterstadt, andere als Einseitigkeit des Genies angesehen, daß er in der Versammlung seiner Miträte sich so selten hören ließ. Nach meiner Überzeugung geschah ihm von beiden Teilen Unrecht. Geßner interessierte sich für das Wohl seines Vaterlandes gewiß ebenso warm, als irgendeiner von seinen Mitbürgern. Aber da er weder den schnellen Blick, noch die leichte Überschauungs- und Reduktionsgabe des praktischen Politikers bei sich fühlte, noch auch je in der Lage gewesen war, den Mangel derselben durch Studium und Übung sich einigermaßen ersetzen zu können, so hielt es der bescheidene Mann für anständiger, der weise Mann für zweckmäßiger, den Gang der Beratschlagung, nachdem er einmal von sachkundigen Männern eingelenkt war, weder durch unnötige Eröffnungen neuer Gesichtspunkte zu verwirren, noch durch müßige Wiederholung aufzuhalten. Hatte er aber einmal den besondern Beruf, über ein Geschäft, welches mit seinem politischen Standpunkt unmittelbar in Beziehung stand, nach hinlänglicher Vorbereitung zu sprechen, so tat er es mit so fester Bestimmung des eigentlichen Fragpunktes, mit so vorsichtiger Aushebung aller zur Beleuchtung dienlichen und Abson-

derung aller außerwesentlichen Umstände, in einem so lichtvollen, faßlichen, zweckmäßig geschmückten Vortrage, daß manche sich wunderten, daß ein Mann, der so sprechen könnte, nicht öfter sich hören ließe. Warum er dies nicht tat, dafür hatte er einen ganz natürlichen Grund. Er wollte nie sprechen, bloß um sich hören zu lassen.

Von der Feinheit seines Geschmackes, der Zartheit seiner Empfindung und der Delikatesse seines Gefühles zeugen seine unsterblichen Schriften. Ohne vorgängige Muster, hat er seine poetische Sprache und die zauberhafte Harmonie seiner Prose größtenteils aus sich selber gebildet. — Sehr wenige seiner Altersgenossen haben sich an ihrer Stelle so gut behauptet. Sie tragen meist alle den Stempel der Zeit. Wer damals für klassisch galt, ist oft kaum mehr lesbar. Der Ausdruck ist veraltet, Bilder und Wendungen abgenutzt und die ganze Farbe verblichen. Geßners Sprache ist noch heutzutage so neu und frisch als vor Jahren. Er genießt das Vorrecht einer unverwelklichen Jugend, wie Apoll und Bacchus. Ich sehe hiervon keinen andern Grund, als die ungewöhnliche Feinheit seines Geschmackes. Andre gingen in dieser Rücksicht neben, er vor seinem Zeitalter. Was er wählte, das hat die Probe gehalten: was er verwarf, das ist von der zunehmenden Kultur schon längstens für Kontrebande erklärt worden. — —

Eben der Mann, welcher uns die kleinsten Schönheiten der Natur und die feinsten Reize der Tugend und Unschuld in seinen Gedichten so treu und wahr schildert, hatte auch einen äußerst feinen Takt für alles Lächerliche. Jede Schiefheit und Verschrobenheit der physischen oder moralischen Natur wußte er rein aufzufassen und mit dem treffendsten Witze zu beleuchten. Seine Schriften enthalten nur einige seltene Spuren von komischer Kraft und satyrischer Laune. Einige Kunstrichter haben ihn dafür beinahe getadelt und ihn mit Höflichkeit in das Gebiet der sanften und angenehmen Schilderei zurückgewiesen. Freilich lassen uns jene Stellen, so vortrefflich sie auch sind, noch lange nicht das ausgezeichnete Talent von komisch grotesker Darstellung ahnen, wovon Geßners ältere Freunde kaum genug zu erzählen wissen. — —

Auf Gelehrsamkeit im strengsten Sinne des Wortes machte Geßner keine Ansprüche. Die gründlichsten und tiefsten Einsichten, welche er besaß, betrafen die Grundsätze der Malerei und Dichtkunst. In seiner Jugend studierte er die Blätter des Britischen Zuschauers samt den ziemlich voluminösen Werken von Bodmer und Breitinger mit anhaltendem Fleiße. Überhaupt las er alles begierig, was er von den besten kritischen Schriftstellern nur immer zur Hand bringen konnte. Von den lateinischen Dichtern las er einige in der Ursprache, andre in französischer, die Griechen am liebsten in der lateinischen, und den Homer in Damms deutscher Übersetzung. Auf andere Übersetzungen hielt er nicht viel. Diese Herren, sagte er, tragen, sie mögens nun wollen oder nicht wollen, der homerischen Zeichnung größtenteils ihre eigenen Farben auf, und für diese Mühe danke ich ihnen schönstens. Was der griechische Homer in männlicher Einfalt sagt, das sagt ihm der ehrliche Damm in kindischer Einfalt getreu nach. Was er sagen will, das sagt er ein bißchen wunderlich: aber ich verstehe ihn recht gut und kann mir den Geist des jonischen Sängers

aus seinem kindischen Gelall weit besser herausfinden, als aus den kunstmäßigen Nachbildungen der übrigen. — Ein Buch, woran er sich nie satt lesen konnte und welches er beinahe jährlich einmal las, war Don Quixotte.

Die Grundlage seines sittlichen Charakters war eine seltene Herzengüte und ein froher, heitrer, zufriedner Sinn, der sich in jeder Lage gefiel und von allem das Gute und Genießbare aushob. Er nahm herzlichen Anteil an fremdem Glücke, freute sich immer, etwas dazu beizutragen, interessierte sich lebhaft für alles Schöne und Gute, half gerne dem aufkeimenden Genie empor, ermunterte es durch seinen Beifall, leitete es durch seinen Rat und unterstützte es durch seinen Einfluß. — In frühern Jahren war sein Geschmack in der Wahl seiner Gesellschafter ausschließender. Er lebte beinahe einzig sich selbst und den Musen, suchte und liebte keinen Umgang, als mit Männern von Kenntnissen, Talenten und aufgeklärter Denkart, oder mit Frauenzimmern von Geist, Geschmack und einer feinern Ausbildung. Wenn ihn Zufall oder Verhältnisse in eine Gesellschaft von alltäglichen Menschen geführt hatten, so war er seiner selbst nicht genug Meister, um sein Mißbehagen und die drückende Langeweile zu verbergen. Allmählich lernte er immer mehr, sich mit allen Klassen von Menschen vertragen und aus jeder Lage Genuß zu ziehen. Er trieb sich willig in dem engen Ideenkreise des eingeschränktsten Kopfes herum, sprach seine Sprache, nur mit festerer Wahl und Bestimmtheit, verfolgte getreu den Faden einer noch so wenig interessanten Unterredung und reihte oft unversehens daran eine köstliche Perle. Der Mitsprechende freute sich allemal einer solchen Entdeckung, die er wenigstens veranlaßt zu haben wähnte, und wußte sich selbst nicht zu erklären, wie es zuging, daß er sich nie klüger vorkam, als wenn er mit Geßner sich unterhielt.

Das größte Behagen fand er an den Gesprächen der treuherzigen Ehrlichkeit oder an dem süßen Geschwätze kindischer Einfalt und Unschuld. (J. J. Hottinger, Salomon Geßner, 1796.)

### SCHWERER DURCHBRUCH WINCKELMANNS

Die ersten Lebensjahre Winkelmanns sind wie der Strom, der aus einer unscheinbaren, verborgenen Quelle lange unter der Erde oder in engen Tälern fließet, sich windet, hie und da durchbrechen will, aber noch an unrechter Stelle, damit aber immer seine strebende Kraft, seinen innern Reichtum mehrt und endlich hervorgeht, um mit Pracht und Fülle, aber kurz und nur wenige Stadien in seinem Laufe, das Meer zu füllen. — Aus solchen verborgnen Anfangs-, Mühe- und Übungsjahren hat nur der Genius, der sie durchlebt hat, Macht und Erlaubnis, etwas zu verraten. Ein Fremder schnappt etwas auf, was er vielleicht nicht halb, nicht ganz versteht, staunt an, was sehr gemein ist, und geht da vielleicht verächtlich vorüber, woraus der Lebende am meisten Saft und Kraft ziehen mußte. Die wenigen Briefe, die wir von Winkelmann selbst aus dieser periodo ἀδηλῶν, aus diesem ersten dunklen Zeitalter, nach seinem Tode erhalten haben, und die er gewiß nicht schrieb, daß sie je bekannt würden, sind die sichersten Wegweiserinnen, „von welchem Punkt er von jeher ausging und wohin er strebte“. In seiner verschämtesten Armut und Niedrigkeit,

ohne einige bestimmte Aussicht, wohin er je kommen und wozu ihn das Glück brauchen würde, strebt er schon mit dem edlen Stolze, mit dem unbefriedigten, aber auch unauslöschlichen Gefühl für Freiheit, Freundschaft, Einfachheit und Sinn der Alten, er weiß selbst nicht wohin, er weiß selbst nicht wozu. Welch ein Haß und Abscheu, den er gegen die neuere Wortkrämerei, gegen die barbarischen, kriechend-stolzen und sich in satter Dummheit blähenden Fakultäten- und Magisterkünste äußert! Wie will er lieber hungern, ja verhungern und umkommen, ehe er ihren löblichen Weg einschlägt und sich durch ein unsinniges Kathedergewäsch sein Brot erstehle! — Er dürstet nach dem gesunden Menschenverstand und simplen Sinne der Alten, nach ihrer einfachen Art, des Lebens zu genießen und dasselbe rühmlich, zu einem edeln Zwecke, doch etwas in der Welt ausgerichtet zu haben und nachzulassen ein Denkmal seiner, so sein Leben zu gebrauchen. — —

Dieser Sinn und Geist für die Alten, auch im Gebrauch der Gelehrsamkeit und in der Anwendung seines Lebens, war Winckelmanns Wurzel, „der Punkt, wo er ausging und auf den er immer zurückkam“. Er betrachtete sich als einen Alten, der wie sie schreiben, leben und denken sollte.

Ohne Zweifel gehört Winckelmanns Armut und Mäßigkeit, in der er sich das Aussehn eines griechischen Weisen zu geben wußte, auch hierher, leider der gewöhnliche Weg, wie, in Deutschland zumal, gute Leute werden müssen. Der arme Winckelmann muß als Konrektor in Seehausen und als Exzeptor zur Bünauschen Reichsgeschichte sich Stunden erarbeiten und erstehlen, damit er andren einst Augen gebe, Schätze zu genießen, die er selbst nicht besaß, und für welche jene andre nur die Aufkäufer und Geldverschwender werden konnten. — —

Was wäre Winckelmann worden, wenn er sich von jeher zu dem Amt, wozu ihn die Muse und nicht der Stadtrat in Seehausen oder der Graf Büнау berufen hatte, hätte üben können, wenn das Studium, worin er lebte, nicht etwa Trost der Stunden, die er sich zur Erholung von Sklavenarbeit erstehlen konnte, sondern Zweck des Lebens und frühe völlige Vorbereitung hätte werden dürfen? Was Winckelmann nicht aus Deutschland brachte an solchen Vorerkenntnissen, lernte er in Rom nicht oder äußerst schwerlich und nachteilig; die Mängel, die Folgen dieser frühen und langen Notdurft waren, blieben an ihm und sind in seinen Schriften sichtbar. Deutschland hat diese nur als Almose, als milde Gabe anzusehen, die Winckelmann ihm gab, und dazu es selbst nichts verdient hatte; es ist aber gewohnt, die besten Sachen so anzunehmen, und dann ist etwa noch dies Annehmen, dies Geschehenlassen, Weisheit und Gnade — — — „Nichts und die liebe Dürftigkeit ist der Punkt, von dem der Literator, das Genie, der Mann von Talent und Fleiße ausgeht, und oft derselbe Punkt, wohin er am Ende wieder gelangt“, wenn er nicht Nebendingen als dem Hauptwerk fröhnt.

Winckelmann, der Ruhm der Deutschen selbst unter dem römischen Himmel, den die Muse des Altertums und der Geschichte, die unsterbliche Clio hat lassen geboren werden, um die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüten jeder antiken Schönheit in seine Seele gesammelt;

wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern Auge und Geist gebildet; wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf und mit einem glücklichen Phlegma vollendete; wie er eine systematische Geschichte unter Ruinen und Überbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier bloß auf die Schreibart einschränken. So wie die attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren, so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweiht. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazie, denke; wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von Xenophon, und von dem anderen Schüler Sokrates, dem göttlichen Plato, die Flügel hoher Ideen gebe: so steht ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winckelmannschen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage, natürlich in der Ausführung und erhaben in den Schilderungen sind die Werke der Unsterblichkeit würdig und der Name unseres Jahrhunderts. (Herder, Denkmal Johann Winckelmanns, 1777.)

### WINCKELMANNS LEIDENSCHAFTLICHE GRUNDKRÄFTE

Schon als Winckelmann zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er übersah die Vorzeit so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Altertum sowie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Stil gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab und fing sogleich an, alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze, als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gären und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte, und diesem Anfang glich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Tätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend sein könnte, und ebenso ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zur Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuskript auf das Papier gekommen und sodann später im Druck für die Folgezeit fixiert worden, hing von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben und immer sein ferneres und neuestes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Toten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel vielleicht auf einer höheren Stufe der Erkenntnis selbst ausgesetzt sein möchte; denn Beschränkung ist überall unser Los.

Da bei dem Fortrücken der Kultur nicht alle Teile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbart, in gleichem Wachstum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß, so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissene beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde; denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Übermaß von Ehre und Reichtum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Tätigkeit ästet wieder ins Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß, nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie ihrer Natur nach an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung macht, so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verleugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder, ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen teilzunehmen, ihre Maximen zu nutzen und, was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Kombinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besonderen Zuständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen, so wird sie von denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Übergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Überzeugung in Tat und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgänge tun und dadurch ihren Kredit vor der Welt selbst schmälern, so würde es hierzu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

Winckelmann beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht.



Sonderbar ist es, daß Winckelmann die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christs Anleitung und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu kümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Altertumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur in bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urteile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Konsistenz, daß sie innerhalb ihres eignen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen, ausgebildet erscheinen.

Auch Winckelmann gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hilfe kamen.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luthersche Kirchenlieder und sein Verlangen, ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuget.

Die Poeten der Vorzeit schienen ihn früher als Dokumente der alten Sprachen und Literaturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessiert zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgeteilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genötigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht. (Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert, 1805.)

#### DER HECHT IM KARPENTEICH: LESSING

Lessing war wie die Nießwurz, die auf den Hügeln blühet, wenn die Felder weit umher noch mit Schnee bedeckt sind; wie sie sollte er die Köpfe seiner Zeitgenossen reinigen und sie befreien von den bösen Dünsten und den vielen wässerigen, kalten, schleimigen Feuchtigkeiten, die sich auf sie geworfen

hatten. Es war eine kahle, traurige Zeit für die Poesie, Lessings Zeit; der Irrstern der französischen Literatur, der um das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich aufstieg und in dem nichts als das auseinandergebroschene Bild dieses bornierten, engherzigen, geschnürten, aber die Majestät gut repräsentierenden Fürsten erschien, streckte seinen Schweif über Deutschland herüber und erstickte in seinen Dämpfen den schwachen Funken von poetischer Originalität, der dort noch glimmte, und die gegossenen Gänse und Nymphen und Oreaden in den großen Kunstwasserwerken gossen nun Ströme dieses Elementes aus, und in dem seichten Gewässer hockten in aller Behaglichkeit die deutschen Karpfen und saßen fest auf dem Grunde und rührten sich nicht und fraßen Schlamm und wurden fett dabei. Es mußten welche von mehr tätiger, selbständiger Natur aus dem Hechtgeschlechte aufstehen und unter sie fahren und sie aus dem Moder herauftreiben, wenn sie genießbar werden sollten. Von diesem Geschlechte war Lessing für seine Zeit das, was sein Herausgeber für die gegenwärtige ist. Das Feuer seiner inneren Natur machte das Wasser um ihn her verzischen, und trockenen Fußes wandelte er durch die allgemeine Sündflut hindurch. Seine Polemik war eine richtige Haltung; ein besonnenes, kaltblütiges, unverrücktes Blicken in das Auge seines Gegners; ein geschicktes, gewandtes Ausparieren ihrer meistens so plumpen, ungelenten Angriffe und ein dagegen richtig abgemessenes, kräftiges Ausfallen auf jede Blöße, die sie gaben. In der Kunst, in der Religion und überall verfolgte er selbständig seinen Gang durch die Mitte der entgegengesetzten Parteien hindurch, in die gewöhnlich bei jeder neuen, großen Idee, die in das Zeitalter fällt, die Mittelmäßigkeit sich zersetzt. Sie sahen ihm verwundert nach, wie er durch ihre Reihen ging, stolz und keck, ohne rechts auszuweichen oder links; sie sagten sich beide los von ihm und hätten ihn gerne gemäßhandelt, die Wahrheit aber entrückte ihn ihren Augen. Sein Genie war nicht jenes allumfassende, kosmische, das immer nach dem Grenzenlosen treibt, sondern von beschränkterer, mehr individueller Natur; ... Lessings Genie lag sozusagen nicht in ihm, sondern im Altertume und seinen Kunstschöpfungen. Die Antike begeisterte ihn, im unverrückten Schauen auf diese Bildungen sind seine eigenen ästhetischen Gestaltungen geworden. Indem der Strahl der alten Kunst hineinschien in sein Gemüt, malte sich inwendig die moderne Welt, die ihn umgab, im Lichte der Vergangenheit, während die anderen gleichzeitigen Gestaltungen meist nichts als matte Schatten sind, die das kümmerliche, trübe Tageslicht hinter die dunklen ungeformten Massen warf. Daher sind seine poetischen Schöpfungen nicht Werke, in denen die Lebensflamme von innen heraus selbständig brennt und strahlt, sondern das Bildende erscheint von außen hinein erwärmt, und in der Konzentration der Begeisterung gleichsam zum Rotglühen gebracht, und strahlt nun Wärme um sich her, als ob es davon die Quelle in sich trüge. (Görres, Aurora, 1804.)

#### HERDERS WELTPRINZIP: DIE ENTWICKLUNG ZUR HUMANITÄT

Herder war Mensch im reinsten Sinn, Bürger, Philosoph und Dichter. Die Poesie im engern Sinn galt ihm nicht bloß als einem produktiven Dichter, er

suchte sie auch bei allen anderen Nationen auf und vermittelte sie dem Bedürfnis seiner Landsleute. Dabei galt ihm auf gleiche Weise die Philosophie und das praktische Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten wie des Schönen. Wer aber in dieser Harmonie die höchsten Ideale für die höchsten Äußerungen der menschlichen Seele als eine Gottheit in dreifacher Erscheinung verehrt, ihnen die Flammen seines Herzens auf einem Altar lodern läßt, dessen ganzes Wesen muß von Poesie durchdrungen, muß selbst Poesie sein. Eine solche Vereinigung ist nur im poetischen Gemüte möglich. Der Urquell aller dieser Richtungen und Bestrebungen, der Urquell einer so allumfassenden Sehnsucht und Liebe ist nur das Herz. Wie in ihrem innersten Lebensprinzip für sich, so in ihrer Erscheinung für andre ist sie poetisch. Darum hat Jean Paul, Herders innigster Verehrer, den kurzen und treffenden Ausspruch getan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.

Die große Wirkung, die Herders Schriften auf die Deutschen gemacht, wird seinem Genius im Ganzen verdankt, nicht einzelnen dichterischen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität als das Ziel seines ganzen Strebens sich bezeichnet, war die Blütenkrone alles Menschlichen, das Ideale, Reine, Edle, Schöne, zu dem alle Zeiten und Völker, alle Institute führen sollen, für dessen Erreichung die Menschheit zu leben scheint. Er sah in der Welt ein organisches Ganzes, eine Pflanze, die in ihrer fortschreitenden Entwicklung jene Blüte des Edlen und Schönen tragen soll. Entwicklung war ihm das Wesen der Welt, kein Stillstand, kein Zwiespalt ohne höhere Bindung. In dieser Anschauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachstums, ihrer Veredlung ging seine Philosophie der von Schelling voran.

Er sah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreise und Einrichtungen nur als die Form an, in welcher jene Entwicklung verwirklicht wird. Er verband sie durch dieselbe alle in einem Geist und Leben. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zeigen uns seinen Genius im weitesten Umfang und umfassen der Anlage nach alle seine Ansichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte diesem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derselben gewachsen gewesen. Er fühlte dies wohl, bezeichnete das Fragmentarische im Titel und überließ es dem richtigen Takt der Mit- und Nachwelt, alle seine übrigen Schriften als Anhänge oder fortgesetzte Fragmente dieses Werks anzuerkennen.

Er begann sein großes Gemälde von der Entwicklung der Welt mit der Darstellung der physischen Welt als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchst poetische Wirkung auf sein Zeitalter hervorgebracht und nicht minder die Wissenschaft, wenigstens die Methodik, bereichert. Ein großes lebendiges Gemälde der Natur, das auch den Profanen verständlich und eindringlich gewesen wäre, fehlte den Deutschen bisher. Die umfassende Ansicht des Ganzen, das Entwickeln des Schönen im einzelnen verschwistert sich hier zur glänzendsten Wirkung. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechanisches Räderwerk kalt konstruiert, hauchte er ihm ein organisches Leben ein und weckte das warme Gefühl dafür in jeder Brust. Wenn andere die einzelnen Erscheinungen der Natur wohl numeriert und klassifiziert uns

hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er sie alle als Glieder eines Organismus erscheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erschien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinetts, sondern im lebendigen Schoß der Erde, wo er gewachsen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, sondern frisch auf der Wiese am Bergeshang noch an der feuchten Wurzel mit dem Erdgeruch; das Tier nicht ausgestopft oder im Käfig, sondern in der Freiheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewässer; das Auge nicht im Ringe, sondern im schönen Angesicht; der Mensch nicht in der Einsamkeit des Studierzimmers, sondern wie Adam unter den Kreaturen der ersten Schöpfungstage, wie Cäsar unter Menschen, wie Christus im Himmel.

Über der Natur erhaben, aber nur wie die Blüte über dem Stengel und von dem gleichen Leben durchdrungen, erschien ihm die sittliche Welt. Dasselbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieser höhern Natur, und er sprach die große Ansicht aus, daß das Leben des einzelnen Menschen und das Leben der ganzen Menschheit gleichen Gesetzen der Entwicklung unterworfen sei. Er stellte eine Vernunft der Menschheit der Vernunft des Menschen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorsehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, diese dem Menschen als göttliches Erbteil mitzugeben und nur Ausfluß der höchsten einen Weltvernunft, streben beide einander wirkend zu dem höchsten Ziele der Veredlung des menschlichen Geschlechts, zur Verschönerung des menschlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menschheit aus. Von diesem erhabenen Sinne geleitet, forschte Herder in den Tiefen der menschlichen Seele, verfolgte er die Entwicklung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staaten, der Religionen, der Wissenschaften und Künste, die Geschichte der Einrichtungen der Völker und der ganzen Menschheit und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprinzip. — —

Herders erhabener Genius blieb aber nicht dabei stehn, die Entwicklung der Seelenkräfte, wie sie in den einzelnen Menschen liegen, bis zu der Vollendung der Blüte zu verfolgen, zu der sie diese Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwicklung in der Verschiedenheit der Naturen, so der Völker, so der Individuen, erreicht wird. Hierin schien ihm die höchste und letzte Form zu liegen, welcher der Entwicklungsgang der Menschheit sich unterwirft, und darum war die Würdigung derselben auch die Krone seines Systems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höheren Ausbildung, als sie den Menschen an sich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchsten aber war ihm die Verschiedenheit der menschlichen Natur. Wie er die sittliche Welt der Menschen über die Natur stellte, so das gebildete, humane Volk über das rohe, so den Genius über den Gemeinen. Diese höchste Ansicht stand ihm aber in innigster Verbindung mit seinem ganzen System, und er entwickelte den Geist der Völker nur in seiner Bedeutung für den Geist der Menschheit und der Welt, und den Geist großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieser letzten Ansicht verdanken wir seine vorzüglichsten Schriften und das Vorzüglichste in allen. Mit einer Wärme, wie sie nur den Deutschen möglich

ist, wie sein Beispiel sie den Deutschen zum bewußten Willen und Gesetz gemacht, drang er in das besondere Wesen wie der deutschen, so jeder fremden Nation und ihrer Gedanken ein und zeigte, wie in ihnen die duftigsten Blüten jedes Edlen und Schönen hervorgebrochen. Aus allen diesen Blüten windet er dem Genius der Menschheit den heiligen Kranz und verdient, daß wir in ihm den würdigsten Priester desselben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutschen Nation eine besondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geist in seinem Geiste einer solchen unparteiischen Humanität fähig geworden. Wenn er in seinen Ideen und in andern Schriften zerstreut den Geist der Nationen, wie er in ihrer Geschichte und in ihren Einrichtungen erschienen ist, immer in bezug auf die Entwicklung zum Edlen und Schönen, zur Humanität dargestellt hat, so schien es seinem richtigen Takt doch eine besondere Würdigung zu verdienen, diesen Geist in der Poesie der Völker zu beschwören. Daher sammelte er die Stimmen der Völker, eines seiner trefflichsten Werke, darin er die schönsten und eigentümlichsten Volksgeänge aus allen Weltgegenden her in ein großes Liederbuch der Menschheit vereinigte. Der große Sinn dieser Zusammenstellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit des Einzelnen verfehlten ihre Wirkung nicht. Seitdem ward der Poesie selbst an und für sich und in ihrer Beziehung auf das Völkerleben eine höhere Bedeutung zuerkannt oder an ihr erkannt, aus ihr entwickelt. Seitdem ist ein lebendiger Verkehr der lebenden Geister mit den hingeschiedenen durch die ganze Erde angesponnen worden. Zu allen Nationen, in alle Zeiten ist man hinabgestiegen und hat die verborgenen Schätze gehoben, die Herder mit Flammen bezeichnet. Aus dem fernen Indien, Persien, Arabien, aus dem finnischen und slavischen Norden, aus Skandinavien, Schottland, England, aus Spanien, selbst aus der neuen Welt hat man auf Herders Wink das Gold der Dichtkunst zu einem großen ewig fortwuchernden Hort in der deutschen Literatur zusammengehäuft. (Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur, 1836.)

#### HERDER · DER ERSTE GESCHICHTE-SEHER

Als der junge Herder von seinem Landsmann (Hamann) erweckt wurde zu dem Gefühl der gottbeseelten Einheit des Lebens, erschlossen sich seinem freieren und leichteren Naturell die Sinne für die einzelnen Offenbarungen Gottes in der Geschichte der Völker. Er versuchte jetzt nicht mehr, das einheitlich vernünftige Prinzip, das diese Mannigfaltigkeit zusammenhielt und ordnete, aufzufinden und nachzudenken, sondern gerade diese mannigfaltigen Geschöpfe als Geschöpfe zu fühlen, die Kräfte nachzuspüren, aus denen sie geworden, und das Leben mitzuleben, das ihnen der Schöpfer eingeblasen. Das Werden oder, um es mit einem seiner Lieblingsworte zu sagen, die Genese, das Geschehen selbst, war ihm nur der Sinn des Daseins und der Gegenstand des menschlichen Geistes. Er spähte nicht mehr in und hinter den Erscheinungen nach der Vernunftmaschinerie, nach den Zwecken, benutzte die Erscheinungen nicht mehr, um an ihnen Prinzipien und ewige Ordnungen zu demonstrieren, sondern sah in ihnen selbst die Uroffenbarungen des Schöp-

fers. Das Organ, mit dem er der Welt gegenübertrat, war nicht mehr eine universale Kritik, die das Chaos der Welt durchschnitt und Spreu und Weizen sonderte in Vernünftiges und Unvernünftiges, das heißt den moralisch vernünftigen Endzwecken Dienendes und Feindliches, sondern ein universales Gefühl für das Dasein, das Sosein, das Gewordensein aller Erscheinungen, ohne Rücksicht auf einen erst zu ergründenden Weltplan, dem die verschiedenen Wesen mehr oder minder zu entsprechen schienen. Den Schöpfer selbst fühlte er, glaubte er ohne Beweis, im Sinne Hamanns, und seine Aufgabe war, ihn im Werden und im Gewordenen unmittelbar zu erkennen. Wenn das Werden für Lessing eine logische Prozedur war, ein Mittel der Weltvernunft, ihren festen Plan zu realisieren, so daß für ihn im Grund alles ein gegebenes Sein war, dessen Gesetze, Zusammenhänge, Mittel, Wirkungen und Gegenwirkungen er durch die Vielfältigkeit der Erscheinungen hindurch zu erkennen suchte, wenn Lessing das Richtig-Erkannte, den Lohn seiner logischen Aktionen, als Gesetze, als Regeln auszusprechen sich getraute, wenn ihm alles Einzelne nur Zeichen und Ziffer in einem ewigen Kalkül war, den er sich lösbar dachte: so war für Herder das Werden selbst Gottes Walten, und die Verschiedenheiten der Geschichte, die Mannigfaltigkeit der Völker und Sprachen und Individuen war ihm ein Erzeugnis eben dieses göttlichen Waltens, war ihm Auswirkung Gottes, war der Leib der Gottheit. Nur mit dem Individuellen drang er ins Werden ein, nur mit dem Werden in die Gottheit. Weit entfernt, Gesetze, allgültige Formen suchen zu wollen, suchte er gerade die Individualitäten, beseitigte das Besondere nicht, suchte die Ausnahmen nicht zu erklären oder zu entschuldigen, um das Gesetz zu retten, sondern liebte gerade die Besonderheit als den Sinn Gottes.

So ist er unser erster großer Individualist, der erste große Geschichte-Seher und poetische Erfühler der Bibel, Shakespeares, der Völkerstimmen geworden, kurz der individuellen Offenbarungen der Geschichte. Neben dem großen Kritiker, der allem seine Grenzen anwies, steht er als der große Liebende, der allem seinen Sinn gab. Sein Gefühl des Werdens und sein Sinn für das Individuelle sind die Grundeigenschaften, denen wir seine Universalgeschichte, seine Übersetzungen und seine Neubelebung der Weltdenkmale danken . . . alles hat denselben Ursprung. (Friedrich Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist, 1911.)

### „RÜCKKEHR ZUR NATUR“

Jean Jacques Rousseau trat mit der ganzen Inbrunst, mit der ganzen hinreißenden Beredsamkeit seiner Überzeugung auf; er zuerst gibt den Verneinungen der Aufklärung eine positive und populäre Fassung. Der Verlogenheit und Unerträglichkeit der kirchlichen, staatlichen, geselligen Verhältnisse, wie sie nun sind, gegenüber stellt er die Lauterkeit, die Frische, die erquickende Wahrhaftigkeit des Menschen, wie er rein und edel aus der Hand der gütigen Natur hervorgeht, der Verhältnisse, wie sie sich in freier Gestaltung des Natürlichen von selbst ergeben. Mit Abscheu wendet er sich hinweg von der konventionellen Lüge, die alle Lebensverhältnisse von der Kindererziehung

bis zur Leichentrauer, von der lieblosen Ehe bis zu den Ehren des Staates und der Wissenschaft beherrscht; er will, daß man mit voller Wahrhaftigkeit, mit vollem Herzen bei dem sei, was man tut und erstrebt, glaubt und liebt. Wie weit ist er entfernt, gottlos oder ein Spötter der Religion zu sein; aber tot und kalt bleibt ihm das Herz bei den Dogmen, den Zeremonien, den heiligen Geschichten des positiven Christentums. Genüge gibt ihm nur der Gedanke eines höchsten Wesens, eines gütigen Schöpfers der allvollendeten Natur, die natürliche Religion. Wie weit ist er entfernt, den Staat und die Ordnung des Staates zu mißachten; aber diese wirre, willkürliche, gedankenlose Zusammenhäufung von Rechten und Ausnahmen, von Bedrückungen und Entwürdigungen der Armen und Schwachen ist ihm ein Greuel; er ahndet die dem menschlichen Wesen immanente Natur des Staates; nicht dem Willen Aller, sondern dem allgemeinen Willen will er die höchste Gewalt vindizieren. Es gilt ihm, eine Form der Vereinigung zu finden, durch welche jeder sich mit allen einigend doch nur sich selber gehorche und somit frei bleibe. — —

Rousseau ist nur einer aus dem großen Kreise von Männern, die in mächtiger und umfassender Gemeinsamkeit die Fesseln der Gewohnheit von Jahrhunderten brachen. Wieviel Unhaltbares, Überspanntes, Verstörendes auch damals behauptet und gepredigt worden ist, wie viele von den Stimmführenden auch weit entfernt von tieferer Durchdrungenheit und Wahrhaftigkeit mit aller Übertreibung, die der Mittelmäßigkeit eigen ist, mit hineinlärmten und predigten, es war eben doch dieselbe Welle des rasch weiterflutenden Lebens, welche klärend, reinigend, erfrischend und neues Leben weckend sich nach allen Seiten hin ergoß. (Johann Gustav Droysen, Vorlesungen über die Freiheitskriege, 1846.)

### STURM UND DRANG

In Göttingen erhob sich der Hainbund, und die Stolberge dichteten von Tyrannenblut. Lavater begann mit seinen Aussichten in die Ewigkeit und verkündete ein neues Prophetentum und den Glauben, der Berge versetzt. Wie in Göttingen, bildeten sich in Straßburg, in Darmstadt ähnliche enthusiastische Jugendkreise; wie brausten und jauchzten die Klinger, Lenz, Heinse dahinein: „lieben, hassen, fürchten, zittern, hoffen, zagen bis ins Mark“ ist die berühmte Lenzsche Summa dieser Strebungen. Eine trotz Kühne, überschwengliche, orgiastische Jugend stieß das Alte mit dem Fuß hinter sich zurück; es war ein völlig demagogischer Taumel, der in der Literatur einriß, ein Aufwühlen alles geistigen Bodens, eine vollkommene Revolution in dem geistigen Leben Deutschlands. Und in dieses brandende, brausende Chaos hinein wie Donner schläge der Götze und der Werther. (Johann Gustav Droysen, Vorlesungen über die Freiheitskriege, 1846.)

### GÖTZE · DAS ERSTE VATERLÄNDISCHE DRAMA

Das vom Könige so sehr heruntergesetzte Stück Götze von Berlichingen ist immer ein edles und schönes Produkt unseres Bodens; es hat recht vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen

sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Wert noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserem Vaterlande eine geringe Zahl sein, und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute beiseite setzen. Der beste Gesang für unsere Nation ist unstreitig ein Heldensang, der sie zur Verteidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Mut gibt; nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht. — —

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesänger wieder versunken oder solange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsere einheimischen Früchte verachteten und lieber italienische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten, ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren töricht genug, zu glauben, daß wir diese unsere halb-reifen Früchte den Fremden, bei denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten, sie waren stolz genug, zu denken, daß die Italiener mit uns in unsern in feuchter Luft gebauten Grotten schaudern würden, sie, die Geßners Schäferhütte allen unseren Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsere Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Goethe und andere Neuere gelegt haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt.

Goethens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hilfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöst hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht und diejenigen Gemälde zusammen-



geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partien malen, und diese stehen zusammen, wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Galerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist.

Daneben sollten diese Partien wahre einheimische Volksstücke sein. Er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde gelehrte Hilfe erzogen hatte. (Justus Möser, Über die deutsche Sprache und Literatur, 1780.)

## WIRKUNG DER ENGLISCHEN DÜSTERHEIT AUF DIE JUNGEN DEUTSCHEN

Düstere Betrachtungen, welche denjenigen, der sich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten sich in den Gemütern deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gefördert. Es geschah dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begieitet, welchen sie einem jeden mittheilt, der sich mit ihr beschäftigt. Der geistreiche Brite sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt. Er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes Leben geführt und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten theils die ersten, theils untere Rollen gespielt und sich bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen und, wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele sind verbannt, vertrieben, im Gefängnis gehalten, an ihren Gütern beschädigt worden!

Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu sein, fordert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerts aller irdischen Dinge. Ernsthaft ist auch der Deutsche, und so war ihm die englische Poesie höchst gemäß, und weil sie sich aus einem höheren Zustande herschrieb, imposant. Man findet in ihr durchaus einen großen tüchtigen weltgeübten Verstand, ein tiefes, zartes Gemüt, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken: die herrlichsten Eigenschaften, die man von geistreichen gebildeten Menschen rühmen kann; aber das alles zusammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die mun-

tersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in diesem Sinne die Mehrzahl der englischen meist moralischen, didaktischen Gedichte, und sie werden im Durchschnitt nur einen düstern Überdruß des Lebens zeigen. Nicht Youngs Nachtgedanken allein, wo dieses Thema vorzüglich durchgeführt ist, sondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte schweifen, eh man sich versieht, in dieses traurige Gebiet, wo dem Verstande eine Aufgabe zugewiesen ist, die er zu lösen nicht hinreicht, da ihn ja selbst die Religion, wie er sich solche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. — —

Was ferner die englischen Dichter noch zu Menschenhassern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen alles über ihre Schriften verbreitet, ist, daß sie sämtlich, bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinwesens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den besten Teil desselben, einer oder der andern Partei widmen müssen. Da nun ein solcher Schriftsteller die seynigen, denen er ergeben ist, die Sache, der er anhängt, nicht loben und herausstreichen darf, weil er sonst nur Neid und Widerwillen erregen würde, so übt er sein Talent, indem er von den Gegnern so übel und schlecht als möglich spricht und die satirischen Waffen, so sehr er nur vermag, schärft, ja vergiftet. Geschieht dieses nun von beiden Teilen, so wird die dazwischenliegende Welt zerstört und rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig tätigen Volksverein zum allgeringsten nichts als Torheit und Wahnsinn entdecken kann. Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber oder wird, ehe er voreilig schwimmend seine Geliebte erreicht, von einem Haifisch gefressen; und wenn ein Dichter, wie Gray, sich auf einem Dorfkirchhofe lagert und jene bekannten Melodien wieder anstimmt, so kann er versichert sein, eine Anzahl Freunde der Melancholie um sich zu versammeln. Miltons Allegro muß erst in heftigen Versen den Unmut verscheuchen, ehe er zu einer mäßigen Lust gelangen kann, und selbst der heitere Goldsmith verliert sich in elegische Empfindungen, wenn uns sein *Deserted Village* ein verlorenes Paradies, das sein Traveller auf der ganzen Erde wiedersucht, so lieblich als traurig darstellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere Gedichte werde vorzeigen und entgegensetzen können; allein die meisten und besten derselben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neueren, die man dahin rechnen könnte, neigen sich gleichfalls gegen die Satire, sind bitter und besonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im allgemeinen erwähnten, ernstesten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern aussuchten, der eine, nach seiner Gemütsart, die leichtere elegische Trauer, der andere die schwer lastende, alles aufgebende Verzweiflung suchend. Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakespeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüter ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein jeder auswendig und rezitierte sie gern, und jedermann

glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein, als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide, unter vorstarrenden, bemoosten Grabsteinen wandelnd das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese kaledonische Nacht zum Tage. Untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten. (Goethe, Wahrheit und Dichtung, 1811/1814.)

### VIELFALT DER DEUTSCHEN PROSE

Wielands langatmige, gehalten sich entwickelnde Prose ist das rechte Sprechorgan der Sokratik, welche ihn eigentümlich auszeichnet bis zum Schein der Veränderlichkeit. Nicht nur der sokratische Spott fordert die Langsamkeit der Länge, sondern auch die gehaltene Kraft, womit Wieland mehr als irgendein Autor, wie ein Astronom, die größte und die kleinste Entfernung für die mittlere zu berechnen und aus den gezeichneten Enden in die Mitte zurückzuführen weiß. Als ein solches Sternbild der geistigen Wage hebt er sich langsam Stern nach Stern empor, um uns die Gleichheit unsers innern Tags und unserer Nacht vorzuwägen. Da es aber eine Tag- und Nachtgleiche gibt, welche den poetischen Frühling, und eine zweite, welche den prosaischen Herbst mitbringt: so werden wir dem Griechen und dem Deutschen jedem eine andere geben müssen. Philosophen haben überhaupt lange Perioden, gleichsam die Augenhalter dessen, dem sie den Star wegheilen, und Wieland ist ein großer Lebens-Philosoph. —

Besucht Herders Schöpfungen, wo griechische Lebens-Frische und indische Lebens-Müde sich sonderbar begegnen: so geht ihr gleichsam in einem Mondschein, in welchen schon Morgenröte fällt, aber eine verborgene Sonne malt ja beide. — —

In Goethens Prose bildet — wenn in der vorigen die Töne poetische Gestalten legen — umgekehrt die feste Form den Memnons Ton. Ein plastisches Ründen und zeichnendes Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verriet, machen seine Werke zum festen, stillen Bilder- und Abgußsaal.

Hamanns Stil ist ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen.

Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Taten gleichen seinen Worten.

Klopstocks Prose, dem Schlegel zuviel Grammatik nicht ganz unrichtig vorwarf, zeigt häufig eine fast stoffarme Sprech-Schärfe, was eben Sprachlehrern wie Logikern eigen ist, welche am meisten gewiß, aber am wenigsten viel wissen. Überhaupt bei der Einschränkung auf einen engen Stoff will sich der denkende Kopf durch die Anstrengungen zur Sprechkürze Genüsse bereiten. Neue Welt-Ansichten wie die genannten vorigen Dichter gab er wenig.

Daher kommen die nackten Winteräste in seiner Prose, die Wiederkehr der nämlichen nur scharf umschnittenen Bilder, zum Beispiel der Auferstehung als eines Ährenfeldes. Gleichwohl wird dadurch nicht Klopstocks tonloser Prose, welche der scharfe, aber tonvolle Prosaiker Lessing lobte, der Ruhm der hellsten Bestimmtheit und Darstellung verkleinert.

Die vollendete Prunk- und Glanzprose schreibt Schiller, was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er, ja, oft spielt er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen zu Juwelen versteinerten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört. Ich übergehe viele; denn kein Volk schrieb in einem und demselben Jahrfünftzig eine solch vielgestaltige Proteus-Prose, als das deutsche. (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1804.)

### DICHTERISCHE JAHRESZEITEN IN WEIMAR

Wie die Horen in der äußeren Natur immer eilend und tanzend ihren Reigen schlingen und auf und nieder schwebend die wechselnden Jahreszeiten vorüber führen und die fliehende Zeit in die Gemeinde ihrer mannigfaltigen Produkte fesseln, so auch in der inneren Welt des Genies, der Schönheit, des Wissens und der Kraft. Sie glauben wunder was Kluges zu sagen, wenn sie dem Genius vorrücken, die Zeit seiner Blüte sei vorüber, die innere treibende Wärme sei verglüht, sie treten vor den Herbst und schelten ihn, daß er nicht Blüten wie der Frühling treibt, und wenn dieser dann in der ganzen Fülle seines Reichthums aus dem Süden über ihre nackten Felder heraufgezogen kommt, dann finden sie ihn verschwenderisch und über die Maßen üppig und gar nicht auf den Nutzen. So haben sie es mit Goethe, so mit Schiller, so mit Jean Paul gehalten. In Goethes Werken vor allem haben die Horen sich einen schönen Kranz gewunden, und der Zyklus in dem Gemüte des Dichters hat sich lieblich in dem Kranze abgebildet. Eunomia hat Werthers Leiden hineingeflochten, da blüht der Frühling. Ein warmer, reicher, üppiger Mai steht in dem dichtenden Gemüte, ein heiterer, klarer Himmel ist in der Höhe ausgespannt, und in dem tiefen, unergründlichen Königsblau spiegelt sich die Unendlichkeit des Gefühls.

Mit dem Tasso ist der Sommer in seiner ganzen Glut heraufgezogen, da leert Irene ihr reiches Füllhorn, da kulminiert des Dichters Kraft, und indem Antonios kalte Klarheit hineinschaut in die warme Dunstwelt des poetischen Gemütes, wird der Luftkreis schwül und drückend und beengend, schwere Gewölke ziehen auf am Horizont, umsonst sucht eine zarte weibliche Seele den Kampf durch Liebreiz zu beschwichtigen, der Sturm naht, die Gewitter schlagen, und die phantastischen Formen werden zerrissen und wie ein Hagel-schlag auf die Erde herabgestürzt. Durch Hermann und Dorothea neigt sich der Sommer, die natürliche Tochter hat uns Dirce gespendet, mit ihr beginnt der Herbst und öffnet uns die Aussicht auf eine reiche Lese wohlgereifter Früchte. Aber durch den ganzen Zyklus laufen, wie warme italienische Tage, voll heiteren Sonnenscheins, von jenem milden violetten Dufte empfangen, diese unendlich gemütlichen, lieben Lieder, die wie antike geschnittene Steine

in reiner holder Einfalt uns anlachen und um und um vollendet in ihren zarten, lieblichen Konturen schweben und sich tief in unserer Seele einwohnen, um nimmer wieder von dort zu weichen. (Görres, Aurora, 1804.)

### GOETHES GEISTESART

„Wie lebhaft habe ich . . . erfahren . . . , daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.“  
(Schiller.)

Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideen-Masse in Bewegung gebracht; denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation, als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur, weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen, denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen, in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziel zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias, zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst

Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebens-Epoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene, schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen vonstatten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergangen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat, und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht. (Schiller an Goethe, 1794.)

## GOETHES GESTALTUNGSWEISE

Noch ehe der Dichter Dorothea wirklich auftreten läßt, erschien sie schon in der Umwandlung von Hermanns Gestalt und Wesen, welche die bei seinen Eltern versammelten Freunde gleich beim Hereintreten an ihm bemerken.

Die Schönheit des Moments, wo in der beginnenden Reife des Jünglingsalters ein Gegenstand sich plötzlich der Seele bemeistert, weil in Einem Augenblick eine Leidenschaft angefacht wird, die für das ganze übrige Leben fort-dauern soll, wird durch diese Stelle und die ganze Schilderung der nun erst erwachenden Gefühle Hermanns in allem ihrem Reize vor das Gemüt des Lesers gebracht. Die Veränderung, die er in seinem Leben erfährt, erinnert an die wohltätige Kraft, mit der Homers Götter und Göttinnen ihren Lieblingshelden höhere Schönheit und übermenschliche Größe verliehen, und vertritt die Stelle des Wunderbaren, das in seiner wahren und antiken Gestalt in einer Komposition, wie das gegenwärtige Gedicht ist, keinen Platz finden konnte. Aber wenn es nun hier jenen überirdisch strahlenden Glanz entbehren muß, so führt es uns desto tiefer in uns selbst zurück. Wieviel wir auch, sagt es uns, an uns bessern und modeln, so erzeugt sich die eigentliche Gestalt, die wir annehmen, doch allein und uns unbewußt aus uns selbst. Gerade die Gefühle, die uns am mächtigsten beherrschen, schießen wie Blitze aus unbekanntem Tiefen unseres Ichs hervor, durchstrahlen unser ganzes Wesen so lebendig und heben es so ganz aus den gewohnten Kreisen unseres Daseins heraus, daß wir durchaus als veränderte Menschen erscheinen.

Durch eine so wundervolle Umwandlung Hermanns auf ihre nur erst dunkel geahndete Ursache, durch die kraftvollen Worte, durch die sein Vater das Schicksal seines Vaterlandes und das Glück seiner Familie in einen herzlichen Wunsch vereinigt, auf ihn selbst vorbereitet, wie tritt da Dorotheens Gestalt doppelt bedeutend hervor! —

Das Mädchen aber, das wir bisher bloß in dem Spiegel des Eindrucks sahen, den es gemacht hatte, glich noch zu sehr jenen zauberischen Schattenbildern, die wie aus einer andern Welt zu uns herüberstrahlen, sie soll jetzt zur Wirklichkeit, ins Leben herabgeführt werden, wir sollen ihr nähertreten, ihre Schicksale kennen, sie nicht mehr bloß mit dem bezauberten Blick der Liebe, sondern mit dem natürlichen Auge des bloßen Beobachters ansehen.

Wir finden Dorotheen noch ebensogut und brav als vorher, aber der Zauber ist hinweggenommen, der sie bis dahin, wie ein leiser Hauch, überkleidete. Ihre hilfreiche Tätigkeit, die erst etwas Heroisches hatte, ist mehr zu dienstbarer und gefälliger Geschäftigkeit geworden, sie erscheint als Weib und als Mädchen, da wir sie vorher gern in Hermanns Seele in der Sprache Homers gefragt hätten, ob sie nicht der Göttinnen eine sei, herabgekommen, den Menschen zu helfen und ihr Herz zu versuchen? Dadurch erhält ihr Bild bei uns eine ganz eigne Wahrheit: es ist nun so, wie wir es immer im Leben wirklich antreffen. Das Wesen bleibt immer und durchaus in allem seinem Wirken und Tun dasselbe, aber es gibt Momente, wo es, von höherer Begeisterung durchstrahlt, etwas Göttliches und Überirdisches annimmt.

Der Dichter weiß, daß der Mensch immer das Große, Erhabene, Übermenschliche sucht, aber daß er, um es festzuhalten, es sich aneignen, es menschlich machen muß. Darum führt er ihn erst in kühnen Flügen dazu hin und läßt ihm hernach Zeit, es unter veränderten Formen sich näher zu bringen. Er wechselt die Töne, um aus seinem Werk ein Ganzes zu machen, das dem wirklichen Leben selbst gleich sei. (Wilhelm von Humboldt, Über Goethes Hermann und Dorothea, 1797/1798.)

## BÄNDIGUNG DER NEU AUFGEBROCHENEN KRÄFTE IN GOETHE

Der moderne Geist ist mit seiner Unruhe, seinem Haß gegen Maß und Schranke auf allen Gebieten zur Herrschaft gekommen, zuerst entzügelt durch das Fieber der Revolution und dann wieder sich Zügel anlegend, wenn ihn Angst und Grauen vor sich selber anwandelte, — aber die Zügel der Logik, nicht mehr des künstlerischen Maßes. Zwar genießen wir durch jene Entfesselung eine Zeit lang die Poesien aller Völker, alles an verborgenen Stellen Aufgewachsene, Urwüchsige, Wildblühende, Wunderlich-Schöne und Riesenhaft-Unregelmäßige, vom Volksliede an bis zum „großen Barbaren“ Shakespeare hinauf, wir schmecken die Freuden der Lokalfarbe und des Zeitkostüms, die allen künstlerischen Völkern bisher fremd waren, wir benutzen reichlich die „barbarischen Avantagen“ unserer Zeit, welche Goethe gegen Schiller geltend machte, um die Formlosigkeit seines Faust in das günstigste Licht zu stellen. Aber auf wie lange noch? Die hereinbrechende Flut von Poesien aller Stile, aller Völker muß ja allmählich das Erdreich hinwegschwemmen, auf dem ein stilles verborgenes Wachstum noch möglich gewesen wäre. Alle Dichter müssen ja experimentierende Nachahmer, waghalsige Kopisten werden, mag ihre Kraft von Anbeginn noch so groß sein. Das Publikum endlich, welches verlernt hat, in der Bändigung der darstellenden Kraft, in der organisierenden Bewältigung aller Kunstmittel die eigentliche künstlerische Tat zu sehn, muß immer mehr die Kraft um der Kraft willen, die Farbe um der Farbe willen, den Gedanken um des Gedankens willen, die Inspiration um der Inspiration willen schätzen, es wird demgemäß die Elemente und Bedingungen des Kunstwerks gar nicht, wenn nicht isoliert, genießen und zu guter Letzt die natürliche Forderung stellen, daß der Künstler sie ihm auch isoliert darbieten müsse. Ja, man hat die „unvernünftigen“ Fesseln der französisch-griechischen Kunst abgeworfen, aber unvermerkt sich daran gewöhnt, alle Fesseln, alle Beschränkung unvernünftig zu finden; — und so bewegt sich die Kunst ihrer Auflösung entgegen und streift dabei — was freilich höchst belehrend ist — alle Phasen ihrer Anfänge, ihrer Kindheit, ihrer Unvollkommenheit, ihrer einstmaligen Wagnisse und Ausschreitungen: sie interpretiert, im Zugrundegehen, ihre Entstehung, ihr Werden. Einer der Großen, auf dessen Instinkt man sich wohl verlassen kann und dessen Theorie nichts weiter als ein dreißig Jahre Mehr von Praxis fehlte, — Lord Byron hat einmal ausgesprochen: „Was die Poesie im allgemeinen anlangt, so bin ich, je mehr ich darüber nachdenke, immer fester der Überzeugung, daß wir allesamt auf dem falschen Wege sind, einer wie der andere. Wir folgen alle einem inner-



lich falschen revolutionären System — unsere oder die nächste Generation wird noch zu derselben Überzeugung gelangen.“ Es ist dies derselbe Byron, welcher sagt: „Ich betrachte Shakespeare als das schlechteste Vorbild, wenn auch als den außerordentlichsten Dichter.“ Und sagt im Grunde Goethes gereifte künstlerische Einsicht aus der zweiten Hälfte seines Lebens nicht genau dasselbe? — jene Einsicht, mit welcher er einen solchen Vorsprung über eine Reihe von Generationen gewann, daß man im großen Ganzen behaupten kann, Goethe habe noch gar nicht gewirkt und seine Zeit werde erst kommen? Gerade weil seine Natur ihn lange Zeit in der Bahn der poetischen Revolution festhielt, gerade weil er am gründlichsten auskostete, was alles indirekt durch jenen Abbruch der Tradition an neuen Funden, Aussichten, Hilfsmitteln entdeckt und gleichsam unter den Ruinen der Kunst ausgegraben worden war, so wiegt seine spätere Umwandlung und Bekehrung so viel: sie bedeutet, daß er das tiefste Verlangen empfand, die Tradition der Kunst wieder zu gewinnen und den stehengebliebenen Trümmern und Säulengängen des Tempels mit der Phantasie des Auges wenigstens die alte Vollkommenheit und Ganzheit anzudichten, wenn die Kraft des Arms sich viel zu schwach erweisen sollte, zu bauen, wo so ungeheure Gewalten schon zum Zerstören nötig waren. So lebte er in der Kunst als in der Erinnerung an die wahre Kunst: sein Dichten war zum Hilfsmittel der Erinnerung, des Verständnisses alter, längst entrückter Kunstzeiten geworden. Seine Forderungen waren zwar in Hinsicht auf die Kraft des neuen Zeitalters unerfüllbar; der Schmerz darüber wurde aber reichlich durch die Freude aufgewogen, daß sie einmal erfüllt gewesen sind, und daß auch wir noch an dieser Erfüllung teilnehmen können. Nicht Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken, keine Wirklichkeit, sondern eine allegorische Allgemeinheit, Zeitcharaktere, Lokalfarben zum fast Unsichtbaren abgedämpft und mythisch gemacht, das gegenwärtige Empfinden und die Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft auf die einfachsten Formen zusammengedrängt, ihrer reizenden, spannenden, pathologischen Eigenschaften entkleidet, in jedem andern als dem artistischen Sinn wirkungslos gemacht, keine neuen Stoffe und Charaktere, sondern die alten, längstgewohnten in immerfort wähernder Neubeseelung und Umbildung: das ist die Kunst, so wie sie Goethe später verstand, so wie sie die Griechen, ja auch die Franzosen übten. (Nietzsche, Menschliches Allzumenschliches I, 1876/1878.)

## SCHILLER ALS BEGRÜNDER DER ALLGEMEINEN BILDUNG

Man kann über den Wert und die Notwendigkeit einer allgemeinen Bildung, „Volksbildung“, verschiedener Meinung sein, in ihrer Schätzung sehr abweichen von dem selbstverständlichen Beifall, der ihr heute gespendet wird, aber daß sie existiert, daß das Publikum nach Bildung verlangt, daß es sich um Dichtung kümmert, daß das Drama auch höheren Stils gefordert wird, daß Idealismus als populäre Phrase zum guten Ton gehört, daß die Beschäftigung mit Kunstfragen und Lebensproblemen im Publikum selbst, wo nicht vorhanden ist, so doch geheuchelt werden muß: kurz, daß Geist und Publikum, Kunst und Volk in eine, wenn auch noch so fratzenhafte, verlogene und

bastardierte Wechselbeziehung getreten sind, und diese Wechselbeziehung zu den unbestrittenen Postulaten und Problemen der deutschen Bildung gehört: das ist Schillers Werk. Wenn man einen Menschen den Schöpfer der allgemeinen deutschen Bildung nennen will, so ist es Schiller. Nicht daß er die Substanzen und Triebe geschaffen hätte, von denen diese allgemeine Bildung parasitisch zehrt — die haben andere neben und vor ihm geschaffen, vor allem Goethe und Kant. Aber er hat die Substanzen — nicht verbreitet, sondern sie durch seinen Geist zubereitet, daß sie dem Volk „zugänglich“ wurden, er hat dem Publikum Organe geschaffen, um das Wesenhafte, wenn auch nur abgeleitet, irgendwie zu ergreifen. Er verwandelte alles, was Urkraft oder Gestalt war, in Ideen, in ein Mittelding zwischen Leben und Denken. In seinem Werk und Wirken selbst war die Brücke geschlagen zwischen den Fünden der Vorgeschnittensten und den Möglichkeiten der Masse. Der Gesamtheit der Deutschen hat Schiller erst die Organe ausgebildet, sich zu geistigen Dingen zu stellen und sich ihrer zu bemächtigen. Dies war ihm möglich durch die doppelseitige Begabung: er hatte vor Herder, Wieland und Lessing die Produktivität voraus, durch welche Erkanntes, Gefühltes, Empfundenes erst, zu wirksamer Gestalt verdichtet, in die Sinne der Menge fällt: denn nur von den Sinnen und der Phantasie aus, nur durch Greifbarkeit läßt sich unmittelbar auf die Massen wirken. Und vor Goethe, den er an produktiver Kraft nicht annähernd erreichte, hatte er das Apostel-, das Lehrer-Temperament voraus, die übergreifende und einschneidende Aktivität, durch die eine Menge erschüttert wird. Goethe war ein Kosmos, als solcher rund in sich, selbstgenügsam, keinem anderen Gesetz dienstbar, als dem des inneren Wachstums, welches unsichtbar und schweigsam aus sich selber seine Fülle heraufformt. Damit aber die deutsche Gesellschaft sehe und folge, bedurfte es einer äußeren, in alle Augen fahrenden Bewegung, es bedurfte der Grenzen und Ziele: dies war in Schillers Flugbahn . . . er ist unter unsern aktiven Geistern der produktivste, unter unsern produktiven der aktivste. Er fand die Form, um zugleich seine moralische Wucht und Aktivität und seine idealische Fülle und Produktivität zu beschäftigen und organisieren, im Theater. Er allein war imstande, die Bühne wirklich als eine moralische Anstalt zu behandeln, das heißt mit den Antrieben seiner Aktivität zu füllen, das Publikum von dort her in seinen moralischen Bann zu zwingen, den heterogenen, sinnlichen Apparat zum Dienst der Geistigkeit zu pressen. Seine Aktivität hatte deshalb von der Bühne her eine ganz anders übergreifende Gewalt, als die an sich nicht geringere Lessings, weil sie rhetorisch, nicht dialektisch war und sich an Sinne und Einbildungskraft wandte, anstatt an Vernunft und Logik. Darum ist er der eigentliche Begründer der Nationalbühne geworden, der Eroberer der Bühne für das Publikum und des Publikums für geistige Inhalte.

Die Inhalte selber hatte er allerdings nicht so aus erster Hand, wie Goethe die seinen. Sein ursprünglich ihm Eigenes ist die Aktivität in jeder Form, das sittliche Pathos, die rednerische Macht. Seine Fülle, sein geistiger Stoff ist sekundär, er dankt ihn Kant, Rousseau, Goethe, Shakespeare. Deshalb ist er ein Theatraliker, Rhetor, Lehrer allerersten Ranges, der größte, den Deutschland hatte, aber als Dramatiker, Gestalter, Dichter sekundär. Seine unver-

gleichliche Macht über das deutsche Volk kommt aus der einzigartigen Vereinigung dieser primären und dieser sekundären Begabung in einem Manne. Durch seine dichterischen Massen gab er seiner Aktivität die nötige Breite, Stoßkraft und spezifische Schwere des Schwungs, und durch seine Aktivität sein Pathos, seine ethisch-rhetorische Macht half er über die Lücken seiner Fülle und seiner Bildung mit unwiderstehlicher Bewegung hinweg. Daß größte ethische Wucht und Aktivität allein nicht mitreißen und umformen kann, zeigt Fichte, der nie populär wurde, in die Volksbildung, abgesehen von einer momentanen aktuellen Wirkung, nicht einmal mit seinen Reden an die deutsche Nation eindrang. Daß höchste produktive Fülle nicht populär macht, beweist Goethe. Dem Volk ist Schiller der Dichter schlechthin. Durch seine Aktivität allein hat er, wirklich mit dem göttlichen Funken begabt, in Deutschland als erster nicht nur die Gewalt, sondern auch das Bestreben, den heiligen Bereich, in den Klopstock, Lessing, Herder die geistig regen Kreise, Wieland die besseren Stände einbezogen hatten, einer grenzenlosen Gesamtheit, vor allem dem breiten Bürgertum zu eröffnen. (Friedrich Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist, 1911.)

### JEAN PAUL

Jean Paul ist ganz eigentlich der Repräsentant des Modernen. Dieses wilde Durcheinandertreiben von regellosen Kräften, diese seltsamen Kurven, die sein Genius so oft statt einer einfachen Schlangenlinie beschreibt, diese wunderbare Phantasie, in der bald Zaubergestalten aus einer höheren Welt herabgeworfen spielen und die bald wie eine Fata morgana die kleinsten Gegenstände unten auf der Erde reflektiert, dieser dichterische Sinn, der wie ein großer Fluß Weltteile durchströmt und in seinem Laufe den Himmel und die Sterne und Alpen und Triften und Wälder und Herden, die am Ufer gehen, und Städte, die an ihm liegen, Erhabenheit und Schönheit und Häßlichkeit in seinem Spiegel widerstrahlt, dieser Reichtum an Stoff, der wogend übereinander treibt und den die bildende Kraft kaum zu beschwichtigen vermag, dieser Humor, der bald wie der Blitz die Flammensäule des explodierenden Vulkans umspielt, bald sie in Dampfwolken hüllt, das alles ist das Bild der Zeit, die Heldenzeit der Literatur: ihr verdammt sie und euch mit, die ihr darin befangen seid, wenn ihr ihn verdammt. Was die Zeit und ihn über sich selbst erhebt, ist die Tendenz nach organischer, lebendiger Universalität, in der das Wort Fleisch wird und das Fleisch Wort, die in beiden liegt, und dieses Streben soll jeder ehren und die Größe nur mit großem Maße messen. (Görres, Aurora, 1804.)

### MAGIE DER ROMANTIK

Die Poesie war auch mit den Menschen herauf nach Norden gewandert und hatte sich dort häuslich niedergelassen und seit lange schon ein artiges bürgerliches Gewerbe getrieben, und hatte sich dabei ehrlich und redlich genährt, und schon wirklich sich ein kleines Gärtchen erschwungen, in dem sie von Zeit zu Zeit die schöne Natur genoß und die gesunde Landluft atmete. Da wanderten exzentrische Menschen, fremde Zauberer ins Land, die sich wohl

auch früher von Zeit zu Zeit hatten blicken lassen, aber niemals sehr geachtet worden waren. Aber jetzt waren ihrer viele, und die waren keck und unternehmend und zogen ihre Kreise und sprachen ihre Formeln, allerhand unverständliche Worte, und es entstand eine große Konfusion. Alte Marmorbilder stiegen von ihren Gestellen herunter und wandelten nackt durch die Straßen; wunderliche Träume der Mitternacht, in denen Himmel und Erde ineinanderlaufen, von Äther, Dunst, Licht und Gold zusammengesetzt, liefen am hellen Tage herum; die Bäume fingen an zu sprechen und die Kräuter und die Blumen zu singen, jede auf ihre Weise, und der Winde Brausen artikulierte sich und das Murmeln der Quellen, und das Tote durchdrang eine ungefühlte Lebenswärme, und es regte sich und empfand auf seine Art, und Luftgeister und Erdgeister trieben sichtbar sich in den Elementen umher. Bisher ungesehene Vögel flogen aus dem Süden herauf und brachten fremde seltsame Gesangsweisen mit, und die Echos in den Bergen sprachen alle fremden Sprachen. Die Kinder mußten den Alten ihre Märchen zum Spiele bringen, und die Erde ward durchsichtig und in ihren Tiefen erschien die alte Zeit in ihrer hohen, erhabenen Majestät, und alle ihre kolossalen Kinder um sie her, und wunderbare Töne aus der alten Fabelwelt drangen aus dem Abgrunde herauf, und der Himmel klärte sich, und hellere Lichter wurden durch den Erdenschatten getragen, und die großen Geister aller Zeiten sprachen und wurden aufgerufen und sammelten wärmend sich um den Lichtpunkt her. (Görres, Aurora, 1804.)

#### ROMANTISCHE UNIVERSALITÄT

Novalis, mehr durch germanische Poesie, Naturwissenschaft und durch die Einsamkeit seines ehrwürdigen Gewerbes gebildet, beschloß, mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt zu erobern, fest überzeugt, wie Hyazinth im Märchen bei dem Lehrling zu Sais im innersten Heiligtume der Natur seine erste Liebe wiederzufinden. Eben diese sichtbare, durch alle seine wunderbaren Werke hervorleuchtende Zuversicht, daß alle jene tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen endlich in einem Brennpunkt zusammenstrahlen müßten und daß dieser auf die Stelle hinfallen würde, auf der der Dichter steht, diese endliche, notwendige Erklärung der eigensten irdischen Gegenwart — erhebt Novalis über alle Freunde, die gemeinschaftlich mit ihm wirkten. Wie tolerant, wie vermittelnd im Kontrast mit jenen weiß er die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse zu betrachten, wie prophetisch in den Fragmenten, die die Sammlung seiner Werke beschließen, den göttlichen Gedanken der Geschichte und des Lebens grade durch kolossalische Bilder des Tumultes der Zeit zu verherrlichen. — — Indes hat sich sein rastloses Leben zu frühe verzehrt, um selbst vollständig aussprechen zu können, was er gewollt hat. Fragmente, heilige, unerschöpflich sinnreiche Zeichen seiner großen Absichten hat er uns hinterlassen, in jedem Fragment außer seiner abgesonderten Bedeutung noch eine — ich möchte sagen — organische Sehnsucht, mit den andern zusammenzufließen, in jedem Worte ein unsichtbares Verlangen, die andern zu ergreifen und so

das neue Evangelium, das uns einst Lessing verhieß, zu bilden. (Adam Müller, Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 1807.)

### GESCHICHTLICHER SINN: JOHANNES VON MÜLLER

An dem Einzelnen hat Müller eine gar große Freude, und das rohe Erz, was er mit unsäglichem Eifer und kritischem Fleiß zusammengebracht, hat er wirklich lieb. Ein sinniger Mann, wandert er in seiner Werkstätte umher, beschauet dieses Stück und jenes, herzlich erfreuet über seine Schätze. Der Bemerkungen über dieselben werden ihm zuviel, Erinnerungen mancher Art rühren ihn tief, Bilder werden in ihm wach, seine Werkstätte wird ihm zu enge, die Ruhmbegierde, seine Schätze der Welt zu zeigen, der edle Durst, nützlich zu werden, das Beispiel großer Männer und das Altertum sprengen seine Pforte, und wir sehen ihn in seiner Werkstätte. Da kann er die Bewegungen seines Herzens und seiner Einbildungskraft nicht verbergen, nicht die Unbehülflichkeit, mit der er seinen Reichtum zum Anschauen ordnet: er hat nicht Zeit, nicht Lust, das rohe Erz noch sehr zu bearbeiten, und nach einigem Behauen, einiger Politur, fügt er es zu irgendeinem Gebilde zusammen. Zugleich mit dem Material gibt er ganz sich selbst der Beschauung hin. — —

Mir hat immer geschienen, daß der Anblick, wie Johannes von Müller so umherwandert, reiset, schreibt nach Urkunden und Chroniken über die vaterländischen Geschichten, wie er aufjauchzt über die zusammengebrachten Schätze, wie er mit Begierde sich stürzt auf die Lettern, die Schriftzüge, um rasch von ihnen zu erfahren, durch welche Kunde sie die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden: oder, daß dieser Heißhunger nach Kenntniss für jeden Menschen, welchem es mit irgendeinem Wissen Ernst für das Leben ist, etwas Großes und Herzerhebendes haben müsse. Anmutig ist es aber zugleich, Müller auf der Wanderung zum historischen Inhalt der Natur, der Sitten, der Sagen und mündlichen Belehrungen zu sehen; denn sein Fleiß führt ihn zu viel Schönheit, Einfalt, Verständigkeit, und er genießt das Leben in der Fülle, in demselben Augenblick, da er sein Studium über das längst Verstorbene mit Erfolg treibt.

Vom Luzernersee, im Augustmonat (1775), als der Jüngling mit drei schwarzen Bauersfauen nach Brienz über einen eingeschlossenen See zwischen viehreichen Alpen geschifft, mit zwei Männern über den steilen Brünig, an den Abgründen der Aar, durch eine der wildesten Gegenden des Landes Unterwalden, von acht Uhr des Abends bis ein Uhr des Morgens, nach Luzern gegangen war, schreibt er seinem Freunde Bonstetten: „Alles, selbst des Führers Erzählungen und die Nachrichten des Wirts, ist ebenso beachtenswert als wenig beachtet. Der Nationalgeist ist nirgend so sichtbar, als in diesen Tälern, wo die Einwohner Freudigkeit im Herzen und in der Miene tragen, singen und ihr Glück erkennen. Über den Bund mit Frankreich habe ich den Wirt von Wyler und die Unterwaldner Hutmacher vernünftiger reden gehört, als in einigen Orten die sogenannten Gelehrten.“ — —

Ungemein reich war seine Ausbeute von Tatsachen und Begebenheiten, und dies verdanken wir seiner eigentümlichen kritischen Ansicht.

Es ist nicht besonders schwer, Notizen und Ereignisse, Denkmale des menschlichen Geistes, zumal aus früheren und dunkleren Zeiten, ganz oder teilweise verdächtig zu machen. Vieles an ihnen bemerkt man leicht als Widerspruch und Unzusammenhang, weil uns die Umstände nicht überliefert sind, welche uns statt dessen Harmonie und Verbindung zeigen würden, oder weil ferne und kindliche Vorstellungen uns auch durch sich selbst verschlossen blieben. Wer da nichts als kalten Scharfsinn, oft nur Spitzfindigkeit, zu der historischen Kritik mitbringt, der schneidet frech in die Überlieferung, die Erscheinung, das Denkmal, was wirklich war, was wir wirklich wußten, vergeht leicht, wie ein Phantom.

Müller brachte auch einen frommen historischen Sinn zu der Kritik, so daß er alles, was wie Geschehenes berichtet ward, mit einer Art von Religiosität betrachtete, und nur mit Ängstlichkeit und Selbstüberwindung ein Vernichtungsurteil über eine bis dahin geltende Tatsache aussprechen konnte. Ohne Zweifel ist ein solcher Sinn, wenn ihn Scharfsichtigkeit vor dem historischen Aberglauben bewahrt, die Garantie der Geschichte, und ohne ihn gibt es keinen sichern Grund in der Kritik. Gutmütig nahm unser Freund alle Nachrichten und Sagen auf. Ihn von der historischen Ährenlese mit den reichen Gaben zurückkommen zu sehen, ist ein Bild aus einem frommen Zeitalter mit einfältigem Wahrheitssinne. (Karl Ludwig von Woltmann, Über Geschichtsforschung, geschichtliche Darstellung und Geschichtsschreibung, 1809.)

#### WUCHSHAFTE KRAFT ARNDTS

Arndt ist 1769 geboren: seine entscheidenden Jahre fallen also in das Zeitalter der deutschen Romantik, der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege. Er gehört in den Bereich der großen Geisterbewegung, welche die Erkenntnis Herders und Kants, die Schöpfungen Goethes und Schillers weiterleitete und umgebildet anwandte in Wissenschaft, Schöngesterei, Gesellschaft, Staat oder Kirche. Er gehört zu der Generation der Fichte, Schelling, Schlegel, Novalis, Tieck, Schleiermacher oder (da er langsamer reifte und von einer Außenprovinz der deutschen Bildung herkam) zu den Arnim, Görres, Brentano, Adam Müller.

Mit der Gesamtromantik teilt er den (von Herder erweckten) Sinn für das Werden der Völker, für Eigenart jedes gewachsenen Wesens, die Treue zu angestammtem Blut- und Geisteserbe, die Witterung für das Heimelige, Lauschige, für die Wald- und Feldgeister germanischen Landes, für Brauch, Glaube, Wahn und Spuk des Volks, für Poesie und Symbolik der Stämme und der Stände, für Naturformen des Alltags. Aber Arndt drang näher als irgendein Romantiker zu diesen Volks- und Heimatgeheimnissen: sie kamen vom Geist aus dahin, er von der Natur, auf dem Weg der Sinne, als ein bäuerlicher Mensch. Er stammt von der Insel Rügen, aus einem schwedischen Geschlecht von Landwirten. Die Romantiker wurden durch Lektüre der alten Volksbücher und Volkslieder erst wach für den Boden, woraus diese erwachsen. Arndt lernte den Boden zuerst kennen und hatte ohne alle literarischen Anregungen den Sinn davon und dafür. Vom Wesen des deutschen Volks aus

lernte er erst den Geist fassen . . . umgekehrt wie die Romantiker. Er ist darum auch frei von dem romantischen Erbwahn: der Geist könne Welt, Wesen, Wirklichkeit schaffen, aufheben, ersetzen. Tieck war ein Berliner und lernte eher Bücher als Bäume kennen, wußte eher, was ein Theater als was ein Acker ist . . . Novalis und Arnim wuchsen auf Gutswirtschaften herauf, in schon verarbeiteter Natur. Brentanos erste Blicke fielen in ein Kaufmannsmilieu, Schleiermachers in ein Pfarrhaus — ihrer keiner hatte Erde und Meer noch so frisch und rein erfahren, wie der Gotensproß aus dem ländlichen Nordwinkel Deutschlands, wo die Bodensäfte und der Salzwind noch dicht einströmten in das feste Gewächs.

Solch ein Wesen also, stark, wach, fromm . . . jedem Sinnen- und Seelenzauber offen, aber keusch und hart gegen sich, gewaltiger Leidenschaften fähig, aber von einer bauerlichen und jünglinghaften Herzensdumpfheit ohne Trübe, klar, feurig, reich und zart, solch ein Mensch traf in die deutsche Bildung der Kant- und Goethezeit, worin die jungen Romantiker heranwuchsen als auf der selbstverständlichen Grundlage ihres Daseins . . . diesen Geist nahmen sie als das Leben selbst, als den Rohstoff zum Weiterverarbeiten. Nicht so Arndt. Bei gleicher Empfänglichkeit kam er in diese Bildung von der Natur her, also nicht aus einem von ihr druchdrungenen oder angehauchten Milieu, er nahm sie noch als eine Fremdwelt, freien Augs, ohne vorgeschliffene ästhetische, philosophische, historische Brillen. Er hatte einen Punkt außerhalb dieses Bildungsreiches. (Friedrich Gundolf, Ernst Moritz Arndt, Rede von 1920.)

### NEUES HEIMATGEFÜHL

Es war die rheinische Erde, worauf Görres' Wiege gestanden, und in dieser rheinfränkischen Heimat und in dem Stamme, der sie bewohnte und ihr sein Gepräge aufgedrückt, wurzelte er im lebendigsten Sinne des Wortes. Konnte ja niemand die Bedeutung des heimischen Bodens und der Abstammung tiefer auffassen als er.

In seinen historischen Forschungen war es stets sein eifrigstes Bemühen, die Eigenschaften der Stammväter und Stammältesten auch in den spätesten Enkeln aufzufinden und das geheimnisvolle Band gegenseitiger Wechselwirkung, das sich zwischen einem Volke und der von ihm bebauten und bewohnten Erde schlingt, nach allen seinen Beziehungen zu ergründen.

Die Gemeinschaft des Blutes, die Gemeinschaft der Sprache, die Gemeinschaft der Erinnerungen und Überlieferungen, die Gemeinschaft der Sitte und Lebensweise, die Gemeinschaft des lebendigen Verkehrs und endlich die Gemeinschaft des Glaubens und der ganzen Welt- und Lebensanschauung drückten, dieser seiner Auffassung gemäß, jedem Sprößling eines Stammes mehr oder minder den gleichen gemeinschaftlichen Stammcharakter, die gleiche Physiognomie geistig und leiblich auf.

Die Luft seiner Heimaterde, die er atmete, der Wein ihrer Reben, das Wasser ihrer Quellen, die er trank, das Brot ihrer Ähren und die Früchte ihrer Bäume, die er aß, sie wurden in dem Sohne dieser Erde, den sie später in ihrem Schoße

aufnahm, Fleisch und Blut. Und die Bilder ihrer Berge und Täler, ihrer Seen und Flüsse, ihrer Fluren und Einöden, ihrer Felsen und Wälder, ihrer Blumen und Kräuter, ihres Himmels und ihrer Sterne, die sich täglich den Augen ihres Bebauers darstellen, sie bildeten seine geistige Nahrung, von ihnen empfang der Geist, dem sie sich einprägten, sein Gepräge, und sie erfüllten ihn bei seinem Sinnen und Wirken in ihrem Geiste, während er diese Erde wiederum mit den Schöpfungen seines Geistes erfüllte und zu seiner Wohnung zurecht-richtete. Hierin bestand in Görres' Augen jenes geheimnisvolle Wechselband zwischen einem Volke und seinem Lande, und in dem Geiste dieser Anschauungsweise erkannte er, daß bestimmte Länder gleichsam durch Wahlverwandtschaft für bestimmte Völker vorbestimmt seien, daß sie sich nur hier, ihrem Stammcharakter gemäß, heimisch fühlen und das Ruheziel ihrer Wanderungen finden könnten.

Traf er darum mit einem Fremden zusammen, oder machte er eine kleinere oder größere Reise, so pflegte er den Begegnenden mit forschendem Blick in die Augen zu sehen, ihre Gesichtszüge, ihren Körperbau, ihren Gang und ihre Haltung zu prüfen und auf den Laut ihrer Sprache zu lauschen, um daraus ihren Volksstamm, dem sie entsprossen, und das Land, in dem sie gewurzelt, zu erraten.

Und er selbst war das lebendigste Beispiel dieser seiner Anschauungsweise. Wie auch sein forschender Geist, Klarheit und Wahrheit, Weisheit und Friede suchend, sehnsuchtsvoll über Länder und Meere unermüdet dahin fuhr, wie tief er sich in die unerforschten Abgründe menschlichen Wissens versenkte, wie hoch er über die Sterne zum unsichtbaren göttlichen Lichte sich aufschwang: niemand konnte doch fester an der Stelle haften, wohin ihn die göttliche Vorsehung gestellt, als er. Auf ihr fußend und in ihr wurzelnd, sah er sie als die heilige Werkstätte seines Berufes an, und ihre Leiden und Freuden teilend, gehörte zunächst ihr, deren Muttersprache er redete und verstand, seine Kraft an.

Als daher in späteren reifen Jahren die despotische Ungerechtigkeit der preußischen Regierung Friedrich Wilhelms III. in ihrer engherzigen Verblendung ihn von Haus und Hof an dem heimischen Rheine wie einen Hochverräter verjagt, und der treueste Verfechter deutscher Sitte und Ehre die deutsche Erde wie ein Verbrecher fliehen mußte: da erzählte er, wie ich mich dessen noch sehr deutlich erinnere, in den ersten Nächten, die er in Straßburg, das ihn gastlich aufgenommen, geschlafen, sei ihm im Traum lebhaft das Gefühl gewesen, wie einem Baume, den eine Hand gewaltsam mit seinen Wurzeln aus der Erde gerissen, und der nun schwankend und schmachtend in der Luft hange!

Und wieder — es mochten seitdem etwa zwanzig Jahre vergangen sein, — als er in München mit seinem Landsmanne, dem Fürsten Metternich, zusammenkam, sagte er zu diesem, den er in seiner Kinderzeit in Koblenz gesehen, indem er sich beurlaubte: „Nichts hat mich an Eurer Durchlaucht so sehr gefreut, als daß Sie noch ganz, selbst in der Sprache, der alte Rheinländer und Koblenzer geblieben sind.“ — Der Fürst, durch dieses ungewöhnliche Kompliment überrascht, antwortete lächelnd: „Aber auch Sie haben in ihrer Aus-



sprache noch ein schönes Residuum unserer Vaterstadt bewahrt. Wir verstehen uns beide.“

Diese rheinsche Zunge redete auch sein Rheinischer Merkur, wie er es selbst in seinem ersten Blatte von sich verkündete, sprechend: „Auch die Länder diesseits des Rheines (auf seinem linken Ufer) haben seit dem Beginne der geschriebenen Geschichte dem deutschen Stamme angehört. Öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle die Jahrhunderte Sitte, Sprache, Nationalcharakter unverändert beibehalten. Wir möchten in unserem Unternehmen diese rheinische Zunge im großen deutschen Orden, so viel an uns ist, wieder herstellen und ihr wieder Sitz und Stimme verschaffen im Rate der Brüder.“ Und an einer anderen Stelle, wo er die Jugend des Rhein- und Mosellandes in den Kampf gegen den fremden Zwingherrn aufruft: „Ganz Deutschland ehrt und achtet mit Vorliebe die Bewohner des schönen Rheines, die Mosellaner, die an der Saar und alles, was sonst in unsern Gauen lebt und drängt, überall, wo wir erscheinen, werden wir mit Herzlichkeit und Liebe aufgenommen, man hat Freude an unserm Wesen und erkennt uns für Deutsche vom Kern des Landes, und es war ein tiefer Schmerz für das gesamte Volk, als man uns eine Zeit von ihm abgerissen. Und diese Ehre sollten wir verscherzen? — Nein, wie vorhin, als das deutsche Reich noch in alter Herrlichkeit geblüht, so müssen auch jetzt Schwaben, Pfälzer und alles, was den Rhein hinunter wohnt, in allen deutschen Schlachten die Vorhand wieder sich gewinnen: denn der Rhein ist Deutschlands hochschlagende Pulsader. Darum auf, ihr Jünglinge in allen diesen Landen! Deutschland soll wissen, daß ihr nicht vom alten Stamme entartet seid.“ (Guido Görres, Joseph von Görres, 1851.)

### AUSGANG DER ROMANTIK

Das treffendste Bild des Ausganges der Romantik bietet Hoffmann dar. Glimpf und Schimpf, Verstand und Überschwenglichkeit, Grauen und schallendes Gelächter, Rührung und ironischer Hohn ringen und fressen hier, wie die bekannten beiden Löwen, einander in der Verzweiflung wechselseitig auf, daß nichts als die Schweife übrigbleiben. Man könnte darauf die von der Bibliothek der schönen Wissenschaften im Jahre 1758 gegebene Definition der Romanze anwenden: „ein abenteuerliches Wunderbare mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt“. — Sie hatten die Phantasie von den Banden des Verstandes gelöst; aber die Befreite war ihnen plötzlich davongefahren und über Gipfel und Wipfel in wüstem Flug bis in jenes unwirtbare Leer hinausgestürzt, wo der Himmel dunkel und die Erde nur noch in gespensterhafter Luftspiegelung erscheint. Treffend daher sagte damals Jean Paul, obgleich er selbst früher Hoffmann in die Lesewelt eingeführt hatte, in bezug auf diese Art von Poesie: „Unstreitig ist jetzt die Belladonna (wie man die Tollkirsche nennt) unserer Muse Primadonna und Madonna, und wir leben im poetischen Tollkirschenfest.“ — —

So hatten nun allerdings die Romantiker — und hier erscheinen sie durchaus liebenswürdig — den Rationalismus aus allen seinen verjährten Positionen und Verstecken in Religion, Politik, Haus, Erziehung und Sitte unbarmherzig

herausgejagt, vielleicht das ergötzlichste Hallali, das jemals durch die Literatur erklungen! Das Feld, das sie damals auch in der öffentlichen Meinung vollständig behauptet, war mit papiernen Lorbeerkränzen und Perücken bedeckt, und die zu Tod erschreckten Kahlköpfe, nachdem die wilde Jagd längst vorübergestürmt und sie selbst sich wieder stattliche Zöpfe angedreht haben, können die unerhörte Keckheit noch immer nicht vergessen und rufen ihnen noch bis heute ingrimmig das entsetzliche Wort: Jesuiten! nach. Mit Recht nannte daher Goethe die Romantiker fürchterliche Gegner „aller Nichtigkeit, der Parteisucht für das Mittelmäßige, der Augendienerei, der Katzenbuckelgebärden, Leerheit und Lahmheit, in welcher sich damals die wenigen guten Produkte verloren.“ — Allein es war bei ihnen mehr oder minder eben auch nur die frische Jagdlust, die sie so weit fortgerissen. Sie hatten sich durch das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste zwar tapfer durchgehauen, stutzten aber, als sie nun plötzlich vor der vergessenen, alten Kirche standen. Sie wollten allerdings das Positive, aber nicht aus orthodoxem Eifer, sondern um des Geheimnisvollen und Wunderbaren, um des schönen Heiligenscheins willen, der das Positive umgibt. Sie gaben statt der heidnischen Mythologie eine christliche Mythologie, mit einem Wort: sie verfochten einen Glauben, den sie im Grunde selber nicht hatten. — —

In Hoffmann sehen wir das letzte aufflackernde Knistern der Flamme, die bereits allen Inhalt verzehrt hatte, und der endliche Sprung aus dieser Phantasterei zu dem neuesten Nihilismus hat hiernach kaum etwas Befremdendes mehr. Erging es doch längst schon den Romantikern ungefähr wie den römischen Auguren, die bei ihren feierlichen Weissagungen einander nicht ohne heimliches Lächeln ins Gesicht sehen konnten. — —

So gefährlich ist es, mit dem Heiligen zu spielen. Denn wer hochmütig oder schlau die ewigen Wahrheiten und Geheimnisse als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen vermeint, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstande oder der Poesie allein, sondern allen dreien, dem ganzen Menschen angehört, bloß mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird zuletzt ebenso gern an den griechischen Olymp, als an das Christentum glauben und eins mit dem andern verwechseln und versetzen, bis der ganze Himmel öde und leer wird. (Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, 1857.)

## SCHLEGELS SHAKESPEAREÜBERSETZUNG

Schlegel ist vor allem Sprachmeister. Die Sprache, mit der er siebzehn Shakespearestücke übersetzte, ist die Anwendung der durch Goethes sprachgewordenes Erleben geschaffenen Sprachmöglichkeiten auf Shakespeares Werk. Sie ist die am und im Shakespeare nachgelebte Vergangenheit der deutschen Sprache. Da Schlegel das Spracherlebnis, die Kraft, Geformtes geistig zu durchdringen, im höchsten Grade hatte, dies Geformte aber fast dem ganzen Umfang, der ganzen Breite Shakespeares nahekam, da die deutsche Sprache für die Mehrzahl der Shakespeareischen Seelenwerte Äquivalente bot: ist seine Übersetzung jenes Meisterwerk geworden, und er durfte sich wohl rühmen

„zugleich als Schöpfer und als Bild der Regel“. Aber dies nur, weil er durch die damalige Ausbildung der deutschen Sprache der Pflicht überhoben war, Sprachschöpfer zu sein, das heißt Eigenes zu erleben, um gewissen, noch nicht entdeckten Seelenwerten im Shakespeare die Sprachäquivalente zu schaffen. Als bloßer Sprachmeister konnte er seine Aufgabe erfüllen, weil ihm Goethe durch sein Urerlebnis und die Gesamtromantik als Tendenz — verkörpert vor allem in seinem Bruder — durch ihr Spracherlebnis vorgearbeitet. Daran war ja Wieland gescheitert, daran wäre selbst Herder gescheitert: daß Shakespeares Urerlebnis einfach noch nicht deutsches Spracherlebnis werden konnte, ehe eine Universalseele wie Goethe das deutsche Wort gereift hatte zum ungefährten Ausdruck des Shakespeare als eines Ganzen. Man sieht abermals, wie wenig der Zeitpunkt, wann eine geistige Erscheinung hervortritt, Zufall ist. — Die zwei großen Dinge, deren Synthese zu vollziehen diese außerordentliche und unpersönliche Begabung berufen war, sind also Goethes Erlebnis der Welt als einer geistig-sinnlichen Gestalt und das romantische Erlebnis der Sprache als einer geistig-sinnlichen Bewegung. Jenes lieferte ihm die sprachliche Fülle, dieses die sprachliche Gewandtheit.

Aus dieser Synthese selbst entstand etwas Neues; denn das Goethische Erlebnis des Weltganzen war qualitativ anders als das Shakespeares, und die romantische Sprachgewalt auf Shakespeares Urerlebnis angewandt, schuf einen neuen Komplex. Was Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Tieck vereinzelt als Shakespeares Gehalt wieder zugänglich gemacht hatten, die Natur, die Geschichte, den Menschen, die Sinnlichkeit, den Traum, die Leidenschaft, die Freiheit, die Landschaft, die Atmosphäre, das Zauberhafte als Lebensprinzipien — das war jetzt synthetisch vereinigte Gestalt geworden und Sprachganzes. Die Wiedergeburt Shakespeares als eines deutschen Sprachganzen ist das absolut Neue, das Welthistorische an der Übersetzung Schlegels. Alles Übrige, die Wiederentdeckung von Shakespeares Gehalt, haben andere teilweise oder ganz vor ihm geleistet: doch erst die Übersetzung hat diesen schweifenden, unfaßbar wirksamen Gehalt in den deutschen Geist gebannt, ihn verkörpert in seiner gemäßen Gestalt. Die Gestalt selbst war damit für das Weltalter, dem die Übersetzung angehört, als Ganzes wieder beschworen, sie stand von allen Seiten her zugänglich, frei und ausstrahlend inmitten des geistigen Raums. Man konnte mehr oder minder nahe herantreten und ihre Details erforschen, man konnte ihr gegenüber verschiedene Standpunkte wählen, ihren Ausstrahlungen sich näher oder ferner hingeben: die Gestalt blieb an ihrem Platz und bildete sich nicht um, veränderte nicht ihre Struktur und ihren Umfang, ehe nicht das Weltgefühl selbst sich verwandelte. Dann erst konnten wieder Geister kommen, die sie nicht nur von einem anderen Standpunkt aus, sondern als ein anderes Wesen sahen mit neuen Augen, ein neues Leben in ihr entdeckten, eine neue Strahlung von ihr empfangen, welche die Gestalt selbst sowie die Beschauer verwandelte.

Aber ein Jahrhundert verging, ehe dieser Wandel fühlbar wurde, ehe mit Nietzsches Auftreten eine neue Wirklichkeit und die neuen Organe dafür sich ankündigten, die auch das Shakespearebild mit der Zeit einer Verwandlung, sei es Vertiefung, sei es Erweiterung, unterziehen werden. Es ist ja das Wun-

der der eigentlich lebendigen Geburten der Menschheit, daß sie das ganze Leben der Menschheit aktiv, nicht nur passiv mitleben, daß sie der Entwicklung als Schöpfer beiwohnen und sich keineswegs nach vollbrachtem Werk „zur Ruhe begeben, sondern fortwährend wirksam sind in höheren Naturen, um die geringeren heranzuziehen“. (Friedrich Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist, 1911.)

## SHAKESPEARESICHTEN

### I.

Mir kommt vor, das sei die edelste von unsern Empfindungen: die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsere Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird, als zu leben, und daß keiner sein Ziel erreicht, wonach er so sehnlich ausging, denn wenn es einem anf seinem Gange auch noch so lang glückt, fällt er doch endlich und oft im Angesicht des gehofften Zwecks in eine Grube, die ihm Gott weiß wer gegraben hat und wird für nichts gerechnet.

Für nichts gerechnet! Ich! Da ich mir alles bin, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft jeder, der sich fühlt, und macht große Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weg drüben. Freilich jeder nach seinem Maß. Macht der eine mit dem stärksten Wandertrab sich auf, so hat der andre Siebenmeilenstiefel an, überschreitet ihn, und zwei Schritte des letzten bezeichnen die Tagreise des ersten. Dem sei, wie ihm wolle, dieser emsige Wanderer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte jenes anstauen und ehren, seinen Fußtapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

Auf die Reise, meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Stapfs macht unsre Seele feuriger und größer, als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs.

Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers und tun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe. Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid, und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespearen gedacht; geahndet, empfunden wemns hoch kam, ist das Höchste, wohin ichs habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert. Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt' ich sehen und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe.

Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen.

Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft. Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sah, wieviel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angetan haben, wieviel freie Seelen noch drinne sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Türme zusammenzuschlagen.

Das griechische Theater, das die Französer zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wär.

Erst Intermezzo des Gottesdienstes, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze, große Empfindungen in den Seelen; denn es war selbst ganz und groß.

Und in was für Seelen!

Griechischen! Ich kann mich nicht erklären, was das heißt, aber ich fühls und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit, die habens mich fühlen gelehrt.

Nun sag' ich geschwind hintendrein: Französerchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer.

Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst.

Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe, und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Akt, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung, und ich sage nichts davon.

Wer eigentlich zuerst drauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsaktionen aufs Theater zu bringen, weiß ich nicht; es gibt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespears die Ehre der Erfindung gehört, zweifl' ich; genug, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinauf reichen und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen.

Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärst, ich könnte nirgend leben, als mit dir. Wie gern wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Ich will abrechen, meine Herren, und morgen weiterschreiben; denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

Shakespears Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwällt. Seine Plane sind nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unsres Ichs, die präten-dierte Freiheit unsres Willens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbner Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln.

Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit, wie bei mehreren, wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestäten zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Szepter verzerren.

Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen.

Da hab' ich sie alle überm Hals.

Laßt mir Luft, daß ich reden kann!

Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe — darin liegts, daß wir unsre Brüder verkennen — und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft.

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht! Hinten drein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanengrillen aufgetrieben.

Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe.

Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir böse nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

Auf, meine Herren! trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug, zu ruhen und doch zu faul sind, um tätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten und Lorbeerbüschen verschlendern und vergähnen. (Goethe, Zum Schäkespeare-Tag, 1771.)

## 2.

Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: „hoch auf einem Felsengipfel sitzend! zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meers, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels!“ so ists bei Shakespeare! — Nur freilich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fuße seines Felsenthrones Haufen murmeln, die ihn — erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verleumden, übersetzen und lästern! — und die Er alle nicht höret!

Welche Bibliothek ist schon über, für und wider ihn geschrieben! — die ich nun auf keine Weise zu vermehren Lust habe. Ich möchte es vielmehr gern,

daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es niemand mehr in den Sinn komme, über, für und wider ihn zu schreiben noch zu verleumden: aber zu erklären, zu fühlen, wie er ist, zu nützen und — wo möglich! — uns Deutschen herzustellen. Trüge dies Blatt dazu etwas bei! — —

Shakespeare fand vor und um sich nichts weniger als Simplizität von Vaterlandssitten, Taten, Neigungen und Geschichtstraditionen, die das griechische Drama bildete, und da also nach dem ersten metaphysischen Weisheitssatze aus Nichts Nichts wird, so wäre, Philosophen überlassen, nicht bloß kein griechisches, sondern wenns außerdem Nichts gibt, auch gar kein Drama in der Welt mehr geworden und hätte werden können. Da aber Genie bekanntermaßen mehr ist als Philosophie, und Schöpfer ein ander Ding als Zergliederer: so wars ein Sterblicher mit Götterkraft begabt, eben aus dem entgegengesetzten Stoff und in der verschiedensten Bearbeitung dieselbe Wirkung hervorzurufen, Furcht und Mitleid! und beide in einem Grade, wie jene Erste, Stoff und Bearbeitung, es kaum vormals hervorzubringen vermocht! — Glücklicher Göttersohn über sein Unternehmen! Eben das Neue, Erste, ganz Verschiedene zeigt die Urkraft seines Berufs.

Shakespeare fand keinen Chor vor sich; aber wohl Staats- und Marionettenspiele — wohl! er bildete also aus diesen Staats- und Marionettenspielen, dem so schlechten Leim! das herrliche Geschöpf, das da vor uns steht und lebt! Er fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten — der Gram um das Vorige wäre vergebens gewesen: er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu einem herrlichen Ganzen! Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung: er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das verschiedenartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechischen Verstande, so Aktion im Sinne der mittlern oder in der Sprache der neueren Zeiten Begebenheit, großes Eräugnis nennen wollen — o Aristoteles, wenn du ersiehst, wie würdest du den neuen Sophokles homerisieren! würdest so eine eigne Theorie über ihn dichten, die jetzt seine Landsleute, Home und Hurd, Pope und Johnson noch nicht gedichtet haben! Würdest dich freuen, von jedem deiner Stücke Handlung, Charakter, Meinungen, Ausdruck, Bühne wie aus zwei Punkten des Dreiecks Linien ziehen zu können, die sich oben in Einem Punkte des Zwecks, der Vollkommenheit begegnen! Würdest zu Sophokles sagen: male das heilige Blatt dieses Altars! und du, o Nordischer Barde, alle Seiten und Wände dieses Tempels in dein unsterbliches Fresko!

Man lasse mich als Ausleger und Rhapsodisten fortfahren: denn ich bin Shakespeare näher als dem Griechen. Wenn bei diesem das Eine einer Handlung herrscht: so arbeitet jener auf das Ganze eines Ereignisses, einer Begebenheit. Wenn bei jenem Ein Ton der Charaktere herrscht, so bei diesem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, so viel nur fähig und nötig sind, den Hauptklang seines Konzerts zu bilden. Wenn in jenem Eine singende feine Sprache, wie in einem höheren Äther tönet, so spricht dieser die Sprache aller Alter, Menschen und Menschenarten, ist Dolmetscher der Natur in all ihren

Zungen — und auf so verschiedenen Wegen beide Vertraute Einer Gottheit? — Und wenn jener Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt und bildet Shakespeare Nordische Menschen! Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Akteur, Kulisse verschwunden! Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung, der Welt! — einzelne Gepränge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verschiedenartigsten und abgetrenntest handelnden Maschinen, alle — was wir in der Hand des Weltschöpfers sind — unwissende blinde Werkzeuge zum Ganzen Eines theatralischen Bildes, Einer Größe habenden Begebenheit, die nur der Dichter überschauet. Wer kann sich einen größeren Dichter der nordischen Menschheit und in dem Zeitalter! denken!

Wie von einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt vor seine Bühne! Die Auftritte der Natur rücken vor und ab, wirken ineinander, so disparat sie scheinen, bringen sich hervor und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellet zu haben schien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes. Lear, der rasche, warme, edelschwache Greis, wie er da vor seiner Landkarte steht und Kronen wegschenkt und Länder zerreißt — in der ersten Szene der Erscheinung — trägt schon allen Samen seiner Schicksale zur Ernte der dunkelsten Zukunft in sich. Siehe! der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmherzige, der kindische Vater wird es bald sein auch in den Vorhöfen seiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwärmend, segnend, — ach, Gott! und Wahnsinn ahnend. Wirds sein bald mit bloßem Scheitel unter Donner und Blitz, zur untersten Klasse von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Höhle eines tolln Bettlers Wahnsinn gleichsam pochend vom Himmel herab. — Und nun ist wie ers ist in der ganzen leichten Majestät seines Elends und Verlassens, und nun zu sich kommend, angeglänzt vom letzten Strahle der Hoffnung, damit diese auf ewig ewig erlösche! Gefangen, die tote Wohltäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf seinen Armen! auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten Könige nachsterbend — Gott! welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen Wetter, Zeitläuften! und alle nicht bloß eine Geschichte — Helden und Staatsaktion, wenn du willst! von einem Anfange zu einem Ende, nach der strengsten Regel Deines Aristoteles, sondern tritt näher, und fühle den Menscheng Geist, der auch jede Person und Alter und Charakter und Nebending in das Gemälde ordnete. Zween alte Väter und alle ihre so verschiedenen Kinder! Des einen Sohn gegen einen betrogenen Vater unglücklich dankbar, der andre gegen den gutherzigen Vater scheußlich undankbar und abscheulich glücklich. Der gegen seine Töchter! diese gegen ihn! ihre Gemahl, Freier und alle Helfershelfer im Glück und Unglück. Der blinde Gloster am Arm seines unerkannten Sohnes, und der tolle Lear zu Füßen seiner vertriebenen Tochter! und nun der Augenblick der Wegscheide des Glücks, da Gloster unter seinem Baum stirbt, und die Trompete ruhet, alle Nebenumstände, Triebfedern, Charaktere und Situationen dahinein gedichtet — Alles im Spiel! zu Einem Ganzen sich fortentwickelnd — zu einem Vater- und Kinder-, Königs- und Narren- und Bettler- und Elend-Ganzen zusammen-



geordnet, wo doch überall bei den disparatsten Szenen Seele der Begebenheit atmet, wo Örter, Zeiten, Umstände, selbst, möchte ich sagen, die heidnische Schicksals- und Sternenphilosophie, die durchweg herrscht, so zu diesem Ganzen gehören, daß ich Nichts verändern, versetzen, aus andern Stücken hierher oder hieraus in andre Stücke bringen könnte. Und das wäre kein Drama? Shakespeare kein dramatischer Dichter? Der hundert Auftritte einer Weltbegebenheit mit dem Arm umfaßt, mit dem Blick ordnet, mit der Einen durchhauchenden, alles belebenden Seele erfüllet, und nicht Aufmerksamkeit: Herz, alle Leidenschaften, die ganze Seele von Anfang bis zu Ende fortreißt — wenn nicht mehr, so soll Vater Aristoteles zeugen, „die Größe des lebendigen Geschöpfes darf nur mit Einem Blick übersehen werden können“ — und hier — Himmel! wie wird das Ganze der Begebenheit mit tiefster Seele fortgeföhlt und geendet! — Eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur, aber der Schöpfer gibt uns Auge, so groß und tief zu sehen. — —

Wenn ein Engel der Vorsehung menschliche Leidenschaften gegeneinander abwog und Seelen und Charaktere gruppierte und ihnen Anlässe, wo jedes im Wahn des Freien handelt, zuföhrt, und er sie alle mit diesem Wahne, als mit der Kette des Schicksals zu seiner Idee leitet — so war der menschliche Geist, der hier entwarf, sann, zeichnete, lenkte. (Herder, Shakespeare, 1773.)

### 3.

Die größten Qualen, sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrtum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauf löslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neueren zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegenstände einstweilen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagt' ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen. — —

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der

Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Religion, in welcher Oedipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wieviele Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch: es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schauern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezieht sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennenlernten. Es ist der Gott der neueren Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsere Kunst sowie unsere Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, indem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unserer Schwachheit zu Hilfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß mein Leser selbst Vergleichung und Anwendungen übernehmen möchte. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen, beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachteile bleibt. Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt zu einem Besondern bestimmt, als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Überhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind, ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Altertums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuten könnte. Eine Notwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert: denn indem er das Notwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm

freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten, noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft ohne zu wissen warum über alles präkonisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakespeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere ohne Bezug auf irgendeine bestimmte Religion religios zu entwickeln. (Goethe, Shakespeare und kein Ende, 1813/1816.)

4.

Wenn Shakespeare jeden Menschen in und mit seiner ganzen Luft und Landschaft heraufhebt, wenn in der ersten Szene bei ihm bereits vor der Entwicklung der Handlung und Charaktere die Atmosphäre Schicksal und Wesen ausstrahlt, wenn Shakespeare ebensogut in Atmosphären denkt wie in Charakteren, wenn im Lear die Heide, im Romeo die Sommernacht nicht Requisiten, sondern Charakterzüge sind, im Cäsar die Mauern, Türme, Feueressen mit ihrem Pöbel nicht nur Schau, sondern Schicksal sind, wie zur Kleopatra die Cydnus-Barke, zu den englischen Peers die blutigen Schlachtfelder wesentlich und untrennbar gehören (zu schweigen von den Märchenstücken, wo Waldweben und Mondschein, Blumen und Wind beinahe die Verkörperungen der menschlichen Seelen sind), wenn bei Shakespeare alles Elementare nur die dumpfere oder lockere Ausstrahlung des Seelischen ist, sein Süden das Atmen der Südländer, sein Rom ein Fluidum seiner Römer, seine Gärten und Wiesen die Bewegung seiner Mädchen, wenn nichts bei ihm vor sich geht, was nicht seine Schwingungen sowohl im Schicksal als im Charakter als in der Natur fühlen ließe: so sieht Lessing nichts als seinen Zweck und nimmt von allem Stofflichen, was ihm Erlebnis, Fabel, Geschichte bieten, immer nur genau soviel, als er für die Entwicklung seiner Gedanken brauchen kann. Seine Personen sind lebendig durch sein eigenes Temperament, nicht losgelöst, sie sind alle Träger seines Gedankens und sehen nicht rechts noch links. Ihr Charakter ist nur die Maschinerie, die den Gedanken wendet und spielen läßt. So hat Lessing kein Interesse daran, den Orient als Farbe in seinem Gemälde zu bezeichnen: es genügt, daß der Orient am leichtesten Juden, Christen, Mohammedaner zusammenführt, kaum daß einmal Palmen, Derwische erwähnt werden — man riecht sie nicht. Und was ist orientalisches an diesem Nathan und Saladin in dem Sinne, wie Othello maurisch, Romeo italienisch, Macbeth nordisch, Kleopatra hellenistisch ist? Nathan ist wirklich dem guten Mendelssohn ähnlicher, als einem Juden der orientalischen Blütezeit. Ein Zusammenhang zwischen Natur und Mensch, zwischen Geschichte und Mensch ist nirgends bei Lessing zu spüren. Seine Personen werden nicht von

Außerpersönlichem bestimmt und getragen. Überall herrscht der bewußte Wille, das Raisonnement, und vielleicht ist vom dramatischen Standpunkt aus der Hauptfehler seines Nathan (im Vergleich etwa zu Minna und Emilia), daß die Personen ohne immanente Notwendigkeit kostümiert sind, nur wegen eines außer ihnen liegenden Zwecks, und was in einer Dichtung zufällig ist, ist überflüssig und verwerflich. Niemals ist im Shakespeare Kostüm, Ort, geschichtlicher Rahmen zufällig. Bis in den Rhythmus hinein sind sie in jedes Stück verwebt, freilich niemals sind sie bei Shakespeare auch zweckmäßig in dem Sinn, wie der Orient für Lessing zweckmäßig war. Plan und Bau bei Shakespeare zweckmäßig zu finden, seine symbolischen Züge als feine Klugheiten zu preisen, ist so, wie wenn man den Duft der Rose als gerade dieser Blume entsprechend rühmen wollte. Zu sagen, es sei ein feiner Zug, daß Shylock in biblischen Wendungen rede oder Percy hastig spreche oder Richard hinke, ist so gescheit, als zu bewundern, daß die Kürbisse nicht auf Eichbäumen wachsen oder die Lilie, das Symbol der Unschuld, weiße Farbe habe. Shakespeares Meisterwerke sind nur dadurch, daß sie so sind, wie sie sind. Wenn Macbeth nicht im Norden, Romeo nicht im Süden spielt, Brutus kein Römer ist, haben diese Stücke überhaupt keinen Sinn. Alles zufällig in der Fabel Gegebene, vom Theaterapparat Aufgezwungene, durch sein Erleben Herausgequollene hat Shakespeare notwendig gemacht, und es ist Torheit, die Elemente wieder aufzulösen, die er vereinigt. Doch wenn Lessings Nathan nicht im Orient spielte, so ginge von seinem Wert nichts wesentliches verloren. Es ist gleichgültig, ob Emilia an einem italienischen oder deutschen Hofe spielt: Lehre und Satire bleiben gleich wirksam, die Durchführung gleich geschickt. Kolorit, Fabel, Charaktere, Handlung sind für Lessing immer Kleider eines begrifflich gesinnungsmäßigen Inhalts. Es sind Fabeln, Parabeln, Beispiele, zuletzt ist auch der Nathan eine tiefe Allegorie, kein Symbol. Was daran für uns symbolisch ist, das ist Lessings Wille, der dahinter steht, und das klare, mächtige Wort Lessings, das er seinem Helden in den Mund legt. Shakespeare legt nie etwas in den Mund: seine Geschöpfe reden, weil sie einen Mund haben, und sie haben einen Mund, weil sie Geschöpfe, Leiber sind. (Friedrich Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist, 1911.)

### GOETHE ÜBER VOLTAIRE

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelt und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht, zu heiterer Übersicht hierher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichtum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmut, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Stil, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt. (Goethe, Rameaus Neffe, 1805.)

## DER HEILIGE UND DER HEIDNISCHE RAFFAEL

Tischbein beschreibt die Szene, wie Raffael von Giulio II. nach Rom berufen, diesem vorgestellt worden sei. Er kniet vor dem Papste nieder, während ihm die blonden Locken von den Schultern fallen. „Das ist ein unschuldiger Engel“, sagt der Papst, „ich will ihm den Kardinal Bembo zum Lehrer geben, und er soll mir diese Wände mit Geschichtsbildern füllen.“ Und als Giulio in der Folge die Disputa vollendet erblickt, wirft er sich anbetend zu Boden, in die Worte ausbrechend: „Ich danke Dir, Gott, daß Du mir so einen großen Maler gesandt hast.“ Dergleichen Anschauungen hatten früher auf die allgemeine Beurteilung Raffaels keinen Einfluß gehabt, weil trotz ihnen Raffaels Tätigkeit in seiner reifsten Zeit unter Leo X. immer der Punkt war, von dem ausgegangen wurde, so daß das früher Fallende als Vorstufe der Blüte galt. Die jungen Deutschen aber, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Rom sich zusammentaten, rechneten anders: die Arbeiten unter Leo waren Verfall, die Jugendzeiten das Höchste und das Entscheidende. Raffaels heilige Epoche dauerte für sie nur bis zu seinem Eintritte in Rom. Auf das, was er im väterlichen Hause vielleicht noch, in Perugia dann und in Florenz geschaffen, kam es ihnen an. In den Geist dieser ersten Zeit und in den der bescheidenen Meister, die Raffaels erste Muster hätten sein können, sich zu vertiefen, war ihnen Herzenssache. Der Raffael, bei dem sie schworen, hatte wenig gemein mit dem, dessen Werke zur gleichen Zeit damals in Paris die übrige Welt entzückten.

So lange nun durften in diesem Sinne die jungen Deutschen, die unter dem Namen „Nazarener“ bekannt sind, in Rom ungestört lehren und arbeiten, als die römischen Hauptgemälde Raffaels im Louvre festgehalten wurden: als diese aber wiederkehrten und zugleich das Zusammentreffen der europäischen Kunstfreunde nach Rom zurückverlegt wurde, änderte sich ihre Stellung. Ein Schein von Wunderlichkeit fiel auf sie. Overbeck malte Madonnen im Geiste der Florentiner Madonnen Raffaels, denen er äußerlich so nahekam,

daß die seinigen wie verblaßte Milchswestern der heiligen Jungfrauen Raffaels aussahen, die dieser in einer seltsam kindischen Greisenzeit nachträglich gemalt haben könnte. Dem Willen der Nazarener nach sollte jetzt Cornelius, der bis dahin ihre Richtung innegehalten hatte, sich dem Geiste des in Rom wiedererwachenden großen Meisters und der Antike verschließen. Cornelius aber ging zum „heidnischen“ Raffael über.

Als die Gründung der „Propyläen“ erfolgte, hatte die „Zerstörung des italienischen Kunstkörpers“, wie Goethe den Raub der Kunstwerke Italiens durch die Franzosen nennt, noch nicht stattgefunden. Meyers in den Propyläen erscheinende Beurteilung sämtlicher Werke Raffaels enthält die beste Formulierung dessen, was die geläuterte Kennerschaft des achtzehnten Jahrhunderts zutage gefördert haben würde, wenn es sich etwa darum gehandelt hätte, in gemeinsamen Besprechungen wohlwollender Kunstfreunde die Meinungen zusammenzufassen.

Diese Darlegungen aber begeisterten die Leser nicht: ein damals bei uns beginnender Schriftsteller wußte die Jugend anders zu packen, Ludwig Tieck, als Verfasser von „Sternbalds Wanderungen“, einem Künstlerroman, der selbst heute, wo man die Unhaltbarkeit aller Voraussetzungen kennt, seine Wirkung nicht verleugnen würde, wenn er in die Hände unerfahrener, sentimental angelegter Leute fallen sollte. Tieck schuf in den Gestalten einiger jugendlichen Künstler, die er zu den Zeiten Dürers und Raffaels sich zwischen Nürnberg, Antwerpen und Rom in der Welt umhertreiben läßt, die historischen Gespenster, die auf Jahrzehnte hinaus Unheil genug gestiftet haben. Von Kunstgeschichte wußte er nichts, er hat die Dinge zusammengeträumt. In seinem Buche finden wir Dürers, Raffaels und Michelangelos Charakter falsch, aber gemeinverständlich dargestellt. Das nicht endende engelhafte Jünglingtum Raffaels, die Weichherzigkeit Dürers, das unablässige ästhetisierende Predigen der großen Meister entzückte das jenerzeit weichgestimmte deutsche Publikum, und der „Knabe Raffael“ begann in den Träumen talentvoller junger Künstler eine Rolle zu spielen. Religiöse Schwärmerei trat hinzu. Man strebte nach Rom. Der den heiligen Stätten dort entströmende Atem sei das, währte man, was Madonnen, die denen Raffaels glichen, der Phantasie der Gläubigen vorspiegeln, die zu malen hinterher ein Leichtes sein werde. Mit diesem Glauben waren die jungen Nazarener nach Rom gepilgert. Sie suchten sich zu geheimnisvoll persönlicher Gemeinschaft mit dem jungen Raffael zu erheben. Die Darstellungen aus seinem Privatleben nahmen ihren Anfang. Dergleichen zu zeichnen oder zu malen, sehen wir freilich Künstler aller Nationen jetzt sich zur Pflicht machen. Denn diese Anschauungen gingen weit über die Verbindung der deutschen Nazarener hinaus. In diesen Szenen trat Raffael im Sinne des „göttlichen Knaben“ auf. Schlank und mager, in pathetischer Bewegung, gehüllt in enganliegende, der sogenannten altdeutschen Tracht nachgebildete Bekleidung, bei der ein weit überschlagener Hemdskragen nicht fehlen durfte, stand er vor der Staffelei, umgeben von einem ehrfurchtsvollen Kreise, der die Entstehung seiner Wunderwerke mit eigenen Augen erleben wollte. Die dem falschen Raffael dieser Schule angedichtete bedenklichste Eigenschaft aber war geistiger Natur: sein künstlerisches Schaffen sollte die Tätigkeit

unbewußtem schöpferischen Drange gehorchender Fingerspitzen gewesen sein. Am weitesten sehen wir diese Anschauung von Achim von Arnim verfolgt, der in der Novelle „Raffael und seine Nachbarinnen“ Raffael darstellt, wie er in magnetischen Schlaf versunken seinem Gehilfen Baviera die Linien und den Farbauftrag eines Gemäldes in die Hand und in den Pinsel diktiert, das auf diese Weise vollendet wird. Raffael malt mit geschlossenen Augen und ohne selbst Hand anzulegen! Größere Kreise fanden ihr Genügen in solchen Absonderlichkeiten. Enthielt doch Goethes Faust soviel Übereinstimmendes, daß die Nazarener Goethe als einen der Ihrigen ansehen zu dürfen glaubten, bis das Erscheinen der „Italienischen Reise“ sie eines besseren belehrte. (Hermann Grimm, Das Leben Raffaels, 1886.)

### ZURÜCKTAUCHEN DES ANTIKISCHEN MENSCHENBILDES INS ELEMENTAR NATURHAFTE

In Böcklins Gemälden sehen wir zwei Welten zu einem Bunde vereinigt: die eine ist das malerische Ideal der modernen Landschaft die andere das plastische Ideal des antiken Menschen. Dieser wird in eine Landschaft einbezogen, die dem Bedürfnis der modernen Seele, sich in der Natur wiederzuerkennen, entspricht. Hierdurch, wie mich dünkt, wurden die wesentlichen Stilerscheinungen bedingt. Indem einerseits die Landschaft dem Menschen angenähert werden muß, hat sie einen plastischen Charakter in ihren Einzelgebilden anzunehmen, indem andererseits der Mensch in der Natur aufgehen soll, muß er von seiner plastischen Bestimmtheit einbüßen. Jene scharfe, körperliche Ausgestaltung der landschaftlichen Einzelheiten wird erstens durch die Wahl der südlichen Natur mit ihrer klaren Abgegrenztheit des Gegenständlichen, das in jedem Detail durchgebildet wird, und zweitens durch kräftige Betonung der Farbenverschiedenheiten und -kontraste behufs eines deutlichen Sichabhebens der einen Erscheinung von der anderen erreicht. Felsen, Bäume, Wolken, Wellen erhalten eine so ausgeprägte Körperlichkeit, daß sie, von starkem Eindruck, dem menschlichen Organismus gleichsam verwandt, eine Art Gleichberechtigung mit diesem als Form gewinnen. Der Mensch aber muß an Bestimmtheit seines ganzen Gefüges verlieren und sich den Elementen, dem Animalischen und der Vegetation anbequemen. Da erfahren die Frauen, oft bis zur Körperlosigkeit entmaterialisiert, bei sinnendem träumerischen Dasein eine Umwandlung in der äußeren Erscheinung nach der Seite des sensitiven Blumen- und Pflanzenhaften, da wird bei den männlichen Wesen durch Betonen des drastisch Sinnlichen, durch Steigern der Affekte bis zum Grotesken, Gewaltsamen, Dämonischen die Annäherung an das Elementare und Tierische erreicht. Ermöglicht, ja erzwungen wurde dieser Bund von Natur und Mensch nur mit Hilfe eines überwältigenden Eindruckes der Farben, durch den wir bestimmt werden, selbst das Seltsamste und Abenteuerlichste dieser kühnen Einbildungskraft als glaubwürdig und notwendig hinzunehmen. Deutet man sich in solcher Weise Böcklins Stil, sein Faustsches Werben um Helena, so erklärt es sich auch von dieser Seite, wie aus dem Wesen seiner Persönlichkeit, daß etwas Gewaltames seiner Kunst

eigentümlich blieb, erklärt sich das Übermäßige in seinen Schöpfungen. Gerade diese Erkenntnis aber, welcher großen Widerspruch er zu überwinden hatte, läßt uns die Größe und Gewalt des Meisters bewundern. — —

Die Phantasie und die Schauensgewalt steigert sich bis zur Gewaltsamkeit, bis zum Grellen in den Farbenwirkungen, zum Übermaß in den Bewegungserscheinungen; wie das Wellengewoge in seinen Meeresbildern stürmt es in seinem Geiste. Wem haben sich nicht neben noch gemäßigteren, wie dem Triptychon: Venus genatrix, so ungestüme Gebilde, wie die Pest, der Krieg, die Ruine am Meer eingepreßt? Es ist ein letztes und äußerstes Betonen der Freiheit, die sich der Künstler errungen. Staunend, ja in fieberhafte Erregung versetzt, bleiben wir vor Gestaltungen stehen, in denen die Harmonie seiner früheren Zeit zugrunde zu gehen scheint. Niemand aber, der die notwendige Steigerung in dieser Tätigkeit verfolgt und die miteinander ringenden Elemente erkennen gelernt hat, wird es wagen, Kritik auszuüben, vielmehr mit Schauer angesichts eines Strebens, das bis zu so ungeheurem Ausdruck der Affekte gelangte, sich bewußt werden, wie leidenschaftlich die Seele, wie kühn die Phantasie und wie feurig die Schauenskraft dieses großen Malers waren. (Henry Thode, Böcklin, 1905.)

#### DER HERRSCHER DES IMAGINÄREN REICHES DER MUSIK

Mit Beethoven brach der revolutionäre Wille sprengend in den Klangkörper und aus ihm ins Leben selbst hinaus. Es ist der Augenblick, wo die Musik, bis dahin Vergangenes spiegelnd, das Tempo des europäischen Einsturzes einholt und sogleich rasend überflügelt, wo die gewaltsamste Gesetzmäßigkeit den aufschäumenden Wirbel nur noch mit äußerster Mühe bändigt. Durch den Titanen wird der sprengende Riß, den die Revolution durch das Gesellschaftsgefüge des Abendlandes gelegt hatte, auch im geistigen Aufbau deutlich sichtbar. Die Symphonie ist entstanden aus dem Drang nach der letzten noch möglichen Ruhelage der Seele im Anschauen ihres entkörpernten Bewegungsgesetzes. Wenn aber in ihr auch die Seelenmechanik des aus einheitlicher Seele handelnden Menschen im Gegeneinander der an den Themen sich auswirkenden Kräfte, in der Zusammenwirkung der melodischen Einheit aus ihren harmonisch, kontrapunktisch, rhythmisch entwickelten Elementen die Antriebe des heldischen Tuns gespenstisch aufgefangen sind, wenn wir die Eroica als den im Fremdesten verwandten Gegenpol zu Shakespeares Heldendramen, die 9. Symphonie zum Hamlet zu bezeichnen wagen, so zeigt das Zerreißen der Widmung der Eroica an Napoleon bei der Nachricht der Kaiserproklamation, wie es sogar für das Bewußtsein Beethovens nicht die welterschaffende heroische Gestalt, sondern die Sehnsucht nach gewaltsamer Überbrückung der im Geiste gesetzten Entzweiung, nach dem leibfremden Ideal der Aufhebung des Kampfes in der Tonika der Allbefriedung, des Untersinkens in der vollkommenen, bewegungslosen Harmonie war, was ihn in den rasenden Sturm peitschte. Aber sein „ewiger Hunger“ nach dem Empfinden der Harmonie in der Welt trieb ihn, das, was ihm „eben erschöpft“ schien mit dem letzten Paukenschlag, wie ein Kind von neuem anzufangen“.



um durch die Musik „den einzigen unverkörpernten Eingang in eine höhere Welt des Wissens“ zu finden, von der er doch wußte, daß er sie nie erfassen würde, trieb ihn, „sich zu schrankenloser Allgemeinheit auszudehnen“, und dieses Triebes Befriedigung fand er nur in der Gestaltung der Melodie, die er „vom Brennpunkt der Begeisterung nach allen Seiten hin ausladen, verfolgen, mit Leidenschaft einholen“ mußte, die er „dahinfliehen, verschwinden sehen konnte, um sie mit erneuter Leidenschaft zu fassen, sie mit raschem Entzücken durch alle Modulationen zu vervielfältigen, um im letzten Augenblick über den ersten musikalischen Gedanken zu triumphieren“. So schildert er selbst den Geistertanz seiner Musik, die er „die einzige Vermittlung des geistigen Lebens zum sinnlichen“ nennt. Da er den Eingang in eine „höhere Welt des Wissens“ nur noch „unverkörpert“ sucht, muß er, wo ihm dieser Eingang durch die Gestalt vermittelt wird — im Goetheschen Gedicht — erst „den geistigen (das heißt anschaulichen) Inhalt zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie verflüchtigen“, den Sprachrhythmus durch den allein zu ihm sprechenden musikalischen vergewaltigen, den Vers, der ihm „das Geheimnis der Harmonien schon in sich zu tragen schien“, ins Klanghaft-Verschwimmende erweichen, ehe er Zugang gewinnt.

So mußte endlich sein Wille, der zum lebendigen Kerne dringen wollte, ins leere Nichts stoßen. Seine Symphonie ist nicht Bewegung der Welt, sondern eines „Modells der Welt“, eines Schemas des Weltprozesses, Spiegelung der Ablaufgesetze hinter dem Kosmos — ein Gefühlsgerüst.

Denn es handelt sich bei Beethoven im letzten nicht um Musik, nicht um Klangschönheit. Die Befriedung im Rousseautraum von der Entspannung im kampffreien Dasein ist bei ihm nicht mehr möglich. Es handelt sich darum, ob die Gewalt des Ringens aus sich die heilende Kraft gebiert oder nicht, ob die Welt gut oder böse ist. Augenblicke der vollkommenen Befriedung im stillen Strom der Töne kennt auch er: so in der Pastorale, so vor allem in jener erschütternd aus dem qualvollen Drang der 9. Symphonie aufsteigenden schlichten Hirtenmelodie. Aber so wird für Beethoven der ersehnte Urgrund nicht erobert, alles versinkt wieder im lodernden Sturm, und die seltenen verklärten Aufblicke der gestaltsüchtigen Seele zu den seeligen Gefilden sind um so quälender, je sicherer ihnen der neue Absturz folgt. Es ist der Todesgesang des ewig von der Gestaltenwelt Getrennten, sein Schrei dringt wie Kassandraruf aus dem Strudel. Als einziger unter den Menschen ist Beethoven belastet mit der ganzen Schwere des Schicksals der zerbrechenden christlichen Kultur. Aber indem er rousseauisch das Wüten der von der Erde losgerissenen Menschheit gegen die ewigen Gesetze empfand, stellte er nicht das Gegenbild gestaltet vor die Augen der Menschen, sondern er suchte die von ihm gefühlte wütende Entzweiung („zwei Prinzipie — Tausende verstehen das nicht“), das Unheil selbst also darstellend, im abstrakten Sieg, seine scheinhafte Erlösung. Durch Unterwerfung suchte er den Zorn der „großen Nährerin“ zu besänftigen. Im „entkörpernten“ Stoff ließ sich aber der heilende Heros nicht bannen: im Feuer und Sturm erscheint der Gott ihm nicht. So steht er da als der magische Herrscher eines imaginären Reiches. „Man möchte weissagen,“ sagt Bettina v. Arnim, „daß ein solcher Geist in späterer Voll-

endung als Weltherrscher wieder auftreten werde.“ Goethe aber sah hier nur das titanische Hinausstreben über das „Niveau der menschlichen Empfindungen“: „Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische“. (Erich Wolff und Carl Petersen, Das Schicksal der Musik von der Antike zur Gegenwart, 1923.)

## VERMISCHUNG HEIDNISCHER UND ROMANTISCHER SEHNSUCHT IN WAGNER

Wagner entstammt dem neunzehnten Jahrhundert, er hat die Göttlichkeit nicht mehr, aber schon nicht mehr die Resignation: er will den Fluch des Jahrhunderts lösen und göttlich werden. „Die Menschheit hat den einen großen Zweck, einen Gott aus sich zu gebären“, heißt es bei Hebbel. Bei ihm wars Theorie und Sehnsucht, bei Wagner unmittelbares Lebensgefühl und stolze Zuversicht. Gerade weil es tiefes Erlebnis ist, wird man nicht seinen unvermittelten Ausdruck in öffentlichen Schriften suchen. Wir finden ihn in den folgenden Jahren in den intimsten Schriften, den Briefen an Wesendonks. „Daß wir drei sind, ist doch etwas wunderbar Großes! Es ist unvergleichlich, mein und Euer größter Triumph! Wir stehen unbegreiflich hoch über der Menschheit, unbegreiflich hoch! Das Edelste mußte einmal Wahrheit werden: und das Wahre ist so unbegreiflich, weil es so ganz für sich ist.“ Und ein anderes Mal: „Mein Kind, die Götter ehrten mich gestern mit dem schönsten Tage dieses Jahres. Nie war es noch vollkommen heiter und klar geworden . . . Die Götter liebten mich, das machte mich lächeln . . .“ Neben diesem Glück des Götterlieblings leidet er fast an der Aufgabe, selbst schaffender Gott zu sein. Er findet, „daß zwischen dem Individuum und Gott kein gar so großer Unterschied bestehe, namentlich wenn jenes eben von Gott besessen sei, d. h. etwas Außergewöhnliches, nur selten Gelingendes und allen Zugutekommendes zu leisten instand gesetzt worden ist. — Doch genug der Überhebung, in der ich mich jedoch weniger stolz als leidend fühle!“ —

Auch in dieser angemessenen Göttlichkeit sehen wir die Zweideutigkeit der mythischen Gestalt Wagners. Er war nicht der Gott, für den er sich hielt. Aber wir bewundern seine Erkenntnis, daß es nicht zuerst auf die objektive Leistung ankam, daß der Retter sich um seiner selbst willen, in sich selbst als Gott fühlen mußte. Die Zeit war nicht reif für das Erscheinen des Göttlichen, aber vielleicht war es notwendig, daß einer mit Ungestüm an diese Pforten klopfte. Wagners Haltung ist überall zweideutig, nirgends ganz echt, aber sein unbeugsamer Mut, sein Streben nach Vergöttlichung machen ihn zu einer Gestalt in unsern mythischen Gefilden. Hier ist jener Wagner, der Großes verdeutet, die Wurzeln des Bildes, das auf Nietzsche einen so überwältigenden Eindruck machte. Das ist jener Wagner, den wir als Erkennenden, als böses Gewissen des neunzehnten Jahrhunderts, als unsern frühesten Vorkämpfer ehren können, und der neben dem populären Komponisten noch so wenig bekannt ist. Seine revolutionäre Tat, sein wilder Protest gegen das Zeitalter steht mitten in seinem Leben und mitten in seinem Jahr der glühenden Grie-

chenbegeisterung, der Gottesehnsucht. So romantisch Wagners Hoffnung auf das nahe Paradies war, so ist sein Erlebnis doch echt, frei von Dogmen, stark durch Ahnung verborgener Kräfte. Wenn er auch das Christentum ablehnt, so sieht er doch nicht in der Rückkehr zu Hellas die Rettung, sondern in der Verbindung von Jesus und Apollo. „Kunst und Revolution“ schließt: „So laßt uns denn den Altar der Zukunft, im Leben wie in der lebendigen Kunst, den zwei erhabensten Lehrern der Menschheit errichten: — Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudenvollen Würde erhob!“ (Kurt Hildebrandt, Wagner und Nietzsche, Ihr Kampf gegen das neunzehnte Jahrhundert, 1924.)

## DER NEUE KAMPF UM DAS DEUTSCH-GRIECHISCHE INBILD

Welches ist der neue herrschende Gedanke? Welches die Goethische „Richtung, in welcher der Deutsche bestrebt sein soll, über sich und außer sich hinauszugehen?“ Welches die ungeheure Traumzukunft des deutschen Werdens, die Nietzsche bedroht empfindet von der neudeutschen Selbstbescheidung mit einer Scheinverwirklichung und trügerischen Gegenwart, von vorzeitigem Selbstgenügen am „Reich“, an nationaler Verengung und ihrer vermeintlich erreichten Kultur? Um welcher Hoffnungen willen diese leidenschaftliche, klagende und anklagende, fast verzweifelte Feindseligkeit gegen die „Reichsdeutschheit“, statt etwa einer kühlen Schopenhauerschen Gleichgültigkeit gegenüber politisch-staatlichen Entwicklungen, statt einer ironischen Resignation, die doch einer wirklich echten inneren Hoffnungslosigkeit einzig angemessen wäre? Nietzsche gibt früh die Antwort, welche die Antwort seines Lebens geblieben ist: die höchste, die Bildung, Bildwerdung erkennt er, gleich nach dem Krieg, „bis jetzt nur als Wiedererweckung des Hellenentums. Kampf gegen die Zivilisation . . . Herstellung des wahren deutschen Geistes . . .“, so heißt es in den Vorarbeiten zum Vortrag über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Eine tiefe Prädestination des deutschen Wesens zu innerer Hellenisierung, eine seltsame, dem gegenwärtigen Augenscheine so ganz widersprechende Verwandtschaft zwischen dem „wahren deutschen Geist“ und dem Griechentum besteht für das Erleben des noch von Hölderlins deutscher Griechheit genährten jungen Nietzsche. „Sehr geheimnisvoll und schwer zu erfassen ist das Band, welches wirklich zwischen dem innersten deutschen Wesen und dem griechischen Genius sich knüpft“, so heißt es in jenem Vortrag selber. Und keine wirkliche Gestaltung und Bildwerdung des deutschen werdenden Wesens ist möglich und denkbar, „bevor nicht das edelste Bedürfnis des echten deutschen Geistes nach der Hand dieses griechischen Genius, wie nach einer festen Stütze im Strom der Barbarei hascht, bevor aus diesem deutschen Geiste nicht eine verzehrende Sehnsucht nach den Griechen hervorbricht, bevor nicht die mühsam errungene Fernsicht in die griechische Heimat . . . zur Wallfahrtsstätte der besten und begabtesten Menschen geworden ist . . .“ Noch allzulang ist ja für die mühselige Selbstbefreiung des deutschen Geistes, für sein langes und problematisches inneres Selbstwerden, der Weg zu jener griechischen Heimat, zur Hölderlinheimat der deutschen

Seele. Noch immer ist „dieser deutsche Geist, durch das edelste Bedürfnis an die Griechen gekettet, in schwerer Vergangenheit als ausdauernd und mutig bewährt, rein und erhaben in seinen Zielen, durch seine Kunst zur höchsten Aufgabe befähigt, den modernen Menschen vom Fluche des Modernen zu erlösen“ — noch immer ist dieser Geist „verurteilt, abseits, seinem Erbe entfremdet zu leben . . .“ Aber sein Erbe bleibt dies zeitlose Griechentum: „Es ist etwas in den Deutschen, das hellenisch sein könnte,“ sagt eine Stelle im Nachlaß der letzten Jahre, „das erwacht bei der Berührung mit dem Süden — Winckelmann, Goethe, Mozart.“ Das griechische Wesen ist zugleich Erbe und hinaufziehendes Vorphantom des deutschen Werdens: Hellas ist die platonische Idee eines „deutscheren“ Deutschtums. Das Wort Pindars, das Nietzsche sich zum Lebensvorspruch wählte, das ihn von früh an bis zuletzt leitete und begleitete und das auch in den Zarathustra eingegangen ist: γένοι' οἷός ἐσσί, „Werde der du bist!“ — dieser pindarische Ruf gilt auch seinem deutschen Menschen. Werde, was du schon bist: werde Ich! — das ist der immer erneute, mystisch zweideutige Ruf des Griechischen Menschen über die Jahrtausende hinweg; und unruhig vernimmt das deutsche Gewissen diese halb mahnende, halb verheißende Stimme, wie eine Überredung zur Liebe, zur verwandelnden Liebe. „Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden“ — so mahnt die Stimme, und jene „verzehrende Sehnsucht nach den Griechen“, welche aus dem deutschen Geist immer und immer wieder, wie ein Urfeuer hervorbricht, ist nur der Ausdruck des Willens, sich zu verwandeln in sein eigentlicheres Selbst, zu werden, was er im Grunde ist. Die übertriebene deutsche Aufnahmesucht, die Überdankbarkeit im Lernen und Assimilieren gerade antiker hellenischer Erbschaft ist schon eine Form dieses Griechenheimwehs: „Ein Werdender wird immer dankbar sein . . . man lernt überhaupt nur von dem, den man liebt“, erkannte der größte und dankbarste unter den deutschen Schülern der Griechen. Diese edelste und älteste Tradition deutschen Wesens: der Verwandlungswille und die Vollkommenheitssehnsucht zum Griechischen hinauf — gerade sie sah Nietzsche von jener bösen Selbstzufriedenheit bedroht, die nach 1870 das deutsche Werden mit dem giftigen Wahn eines vorzeitigen Seins zu lähmen schien. Er sah den Sinn seiner geistigen Existenz gefährdet, einer typisch werdenden Existenz („nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“), eines vorbildlich deutsch-hellenischen Suchens und „Wallfahrtens“ nach einer griechischen Seelenheimat. (Ernst Bertram, Nietzsche, 1918.)

### 3. GEISTES- UND NATURWISSENSCHAFT

#### DIE DEUTSCHE SPRACHWISSENSCHAFT

Nachdem die großen Dichter vor dem ganzen Volk mit immer steigendem Erfolg, was deutsche Sprachgewalt sei und meine, bewährt hatten und durch feindliche Unterjochung in den wehevollen Anfängen dieses Jahrhunderts allen Gemütern eingepägt war, an diesem Kleinod unserer Sprache stolzer festzuhalten, fand sich das Bewußtsein eines auch in ihr seit frühester Zeit waltenden Grundgesetzes so erleichtert, daß es nichts als der einfachsten Mittel bedurfte, um es auf einmal zur Anschauung zu bringen. Diese willfährig aufgenommene Erkenntnis traf aber glücklicherweise zusammen mit einer vom Sanskrit her erregten vergleichenden Sprachwissenschaft, welche keiner sie nah oder fern berührenden Spracheigentümlichkeit aus dem Wege gehend vor allen andern auch der einheimischen das gebührende Recht widerfahren zu lassen geneigt sein mußte, in welcher noch mehr als eine Seite zu den volleren Klängen jener ehrwürdigen Sprachmutter anschlug. So hat sich unter mancherlei Gunst und Abgunst allmählich eine deutsche Philologie in bedeutenderem Umfang als je vorher gebildet, deren selbständige Ergebnisse vielfache Frucht tragen, unabhängigen Wert behaupten und fortdauernde Teilnahme in Anspruch nehmen können. Früherhin ließ alles und jedes, was von den Denkmälern unseres Altertums mühsam gedruckt erschienen war, in ein paar Folianten und Quartanten sich beisammen haben; jetzt stehen in den Bibliotheken ganze Gefache von altdeutschen Büchern erfüllt, und die Verleger zagen nicht mehr vor dieser Literatur, wie viel noch übrigbleibe zu tun, ein rühmlicher Eifer regt sich, alle Lücken zu ergänzen und ungenügende durch bessere Ausgaben zu verdrängen. Nicht länger verschlossen liegen die Quellen unserer Sprache, und ihre Ströme und Bäche dürfen oft bis auf die Stelle zurückgeführt werden, wo sie zum erstenmal vorgebrochen sind; fortan aber kann eine deutsche Grammatik, ein deutsches Wörterbuch, die sich dieser Forschungen und aller daraus erwachsenen Forderungen entäußern, weder gelten, noch irgend ersprießlichen Dienst leisten.

Von an der Oberfläche klebenden, nicht tiefer eingehenden Arbeiten beginnt heutzutage auch die ernstere Stimmung des Volks sich loszusagen. Aufgelegt zum Betrieb der Naturwissenschaften, die den Verstand beschäftigen und mit einfachen Mitteln, wenn sie recht verwendet werden, das Nützlichste ausrichten, wird ihm auch sonst das unnütze Schlechte verleidet; wozu ihm noch immer Handbücher und Auszüge unseres gewaltigen Sprachhortes und alten Erbes vorlegen? die statt dafür einnehmen, davon ableiten und nichts als schalen Absud seiner Kraft und Fülle bieten, aus dem keine Nahrung und Sättigung zu gewinnen steht, als sei der unmittelbare Zutritt verschlagen und die eigne Anschau verdeckt. Seit den Befreiungskriegen ist in allen edlen Schichten der Nation anhaltende und vergehende Sehnsucht entsprungen nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen, die uns allein den Stempel voller Eigenheit aufzudrücken und zu wahren imstande sind.

Der großen Zahl von Zeitgenossen, vor deren wachem Auge die nächsten dreißig Jahre darauf sich entrollten, bleibt unvergessen, wie hoch in ihnen die Hoffnungen gingen, wie stolz und rein die Gedanken waren; wenn nach dem Gewitter von 1848 Rückschläge lang und schwerfällig die Luft durchziehen, können Sprache und Geschichte am herrlichsten ihre unerschöpfliche Macht der Beruhigung gewähren. Auch die Kräfte der unendlichen Natur zu ergründen, stillt und erhebt, doch ist nicht der Mensch selbst ihre edelste Hervorbringung, sind nicht die Blüten seines Geistes das höchste Ziel? Seiner Dichter und Schriftsteller, nicht allein der heutigen und der früher dagewesenen, will das Volk nun besser als vorher teilhaft werden und sie mitgenießen können; es ist recht, daß durch die wieder aufgetanen Schleusen die Flut des Altertums, so weit sie reiche, bis hin an die Gegenwart spüle. Zur Forschung über den Verhalt der alten, verschollenen Sprache fühlen wenige sich berufen, in der Menge aber waltet das Bedürfnis, der Trieb, die Neugier, den gesamten Umfang und alle Mittel unserer lebendigen, nicht der zerlegten und aufgelösten Sprache kennen zu lernen. (Jacob Grimm, Vorrede zum Wörterbuch, 1854.)

### WIEDERERWECKUNG DES ALTEN DEUTSCHEN RECHTES

Es ist wahr, daß in manchen Bestimmungen des deutschen Rechtes eine derbe heidnische Ansicht waltet, die den gemilderten Sitten der Nachwelt Anstoß gibt, eine Grausamkeit, die unser Gefühl versehrt; allein das braucht nicht gerade deutsche oder nordische Barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, selbst bei Griechen und Römern begegnen. Die Griechen und Römer waren nur gegen ihr eigenes Altertum duldsamer, als wir gegen das unsere, sie suchten ihm geistige Triebfedern unterzulegen und es zu erheben, nicht zu erniedrigen. Darin eben erwiesen sich die Alten großartig, daß sie die Nacktheit und das Dunkel ihrer Vorzeit gewissenhaft ehrten; unser Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimat. Unanständigkeiten, die es in griechischen oder lateinischen Dichtungen erträgt, würde es in denen unseres Mittelalters unleidlich finden. Niemand verübelt es aber den Philologen, daß sie auch daran die nötige Erläuterung wenden. Aus ferner Vergangenheit frommt es, alles und jedes zu erforschen, wie wir sollten eingedenk sein, daß neben jenem rohen, wilden oder gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdutschen Recht die erfreuende Reinheit, Milde und Tugend der Vorfahren leuchtet und noch unbegriffene Züge ihrer Sinnesart unser ganzes Nachdenken anregen müßten.

Wer, ohne empört zu sein, kann Adelungs Schilderung der ältesten Deutschen lesen? Aus allen einzelnen Lastern, deren die Geschichtsschreiber erwähnen, entwirft er ein Bild des Ganzen, eben als wollte man aus den Kriminalfällen heutiger Zeitungen auf unsere Verworfenheit überhaupt schließen. Nicht besser verfahren gelehrte Beurteiler des Mittelalters; was hilft es, daß nun die Gedichte herausgegeben sind, die uns das beseelte, frohe Leben jener Zeit in hundert sinnigen und rührenden Schilderungen darstellen? Des Geredes über Faustrecht und Feudalismus wird doch kein Ende, es ist, als ob die Gegenwart gar kein Elend und Unrecht zu dulden hätte oder neben den Leiden der

damaligen Menschen gar keine Freuden möglich gewesen wären. Hier bloß das Rechtsverhältnis berührend, glaube ich, die Hörigkeit und Knechtschaft der Vergangenheit war in vielem leichter und liebevoller, als das gedrückte Dasein unserer Bauern und Fabriktagelöhner, unsere schmachvollen Gefängnisse sind ärgere Qual, als die verstümmelnden Leibesstrafen der Vorzeit. Bis zur Abschaffung der Todesstrafe hat sich all unsere Bildung noch nicht erheben können, fast nur für Feigheit und Diebstahl, weil diese Verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe Altertum. Statt seiner persönlichen Bußen, haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Akten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier kommt der Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Die Töchter erben gleich den Söhnen, die Frauen stehen nicht in der alten Vormundschaft, aber gezwungene Witwenkassen sorgen für die darbenenden, und Pensionen bezahlen, was nicht verdient worden ist. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechtes. (Jacob Grimm, Vorrede zu den deutschen Rechtsaltertümern, 1828.)

### GOTT IN DER GESCHICHTE BEI RANKE

Zunächst kam es Ranke darauf an, sein persönliches Verhältnis zu Gott festzustellen, den Glauben, in dem er erzogen und der ihm das Licht des Lebens war, forschend zu vertiefen; in dem Zusammenhang der Weltbegebenheiten meinte er das Wirken des Allmächtigen zu enthüllen und seine Hand zu ergreifen. „In aller Geschichte“, so schreibt er, „wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeugt von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verlorengelht künftigen sehenderen Jahrhunderten.“ Die Ausdrücke, in denen er von dem Walten und Wehen des göttlichen Geistes spricht, streifen bisweilen an pantheistische Vorstellungen. So in einem Brief, der nur wenig später fällt: „Wir waren zu Nachts in Appels Gartenhäuschen bei einander. Ich stieß leis mit Dürren an. Die andern klangen laut hinein, doch gut. Wie es gegen Mitternacht kam, ging ich die Stufen herab in leisem Mondschein, bis zum Jelängerjelieber, da die Bank steht. Der Vater war bei mir mit dem lächelnden Auge unterm schwarzen Mützchen. Du warst auch da. Mich dünkt, Gott auch, und duft' und rausch' und sing' und wehe mir zu.“ Eine Schilderung wie ein Traum. Wenn er jedoch am Schreibtisch, über seine Bücher gebeugt, die Mitternacht heranwacht, mit den Zeugen der vergangenen Jahrhunderte verkehrt, in ihre Gedanken sich versenkt, ihr Leben sich vergegenwärtigt, dann wird er sich der Entfernung des Ewigen von dem Leben der Menschen um so voller bewußt: die Jenseitigkeit Gottes, seine Erhabenheit über die Staubgeborenen wird ihm sichtbar. Nur das Äußerste des Schöpfers glaubt er noch wahrzunehmen, nur als sein Abglanz erscheinen ihm die erhabensten Ideen und jede irdische Gestalt. Hier nehmen wir den Einfluß Fichtes wahr, den Ranke schon auf der Universität gelesen hatte und

nun im Verein mit dem Bruder und den Freunden in Frankfurt tiefer auf sich wirken ließ. Ein Wort Fichtes fällt ihm ein: daß dies Lieben eines vergangenen Lebens, nämlich seiner Idee, diēs innerliche Treiben und Kennenlernen des Altertums in seiner Tiefe zu Gott führe. Wohl kommen ihm bitter empfundene Zweifel, Klagen über die Einsamkeit und Gleichgültigkeit, die Verslossenheit und die Kälte seiner Seele: ohne Glück und Unglück, ohne Liebe und Feindschaft, ohne Mißlingen und ohne Vollenden, wie der zwischenweltliche Gott des Epikur oder eine stoische Seele, lebe er dahin: „Was ist doch dies ungläubige, törichte, eitle Zweifeln in mir? Es beruhet gänzlich doch auf Welt und losgerissener Erscheinung, die für sich sein möchte und bestehen ursprünglich und alles andere Erscheinen auch so fassen und die Schöpfung leugnen; — Gott aber ist sein selbst gewiß in allen Menschen.“ Aber es ist niemals das selbstquälerische Grübeln, dem der Bruder sich ergeben, so wenig wie der Wunsch, die Umwelt politisch oder religiös umzuformen: das Ziel, dem er nachstrebt, liegt an anderer Stelle. „Das ist so gar süß, schweigen in dem Reichtum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehen von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist so gar süß, und es ist so gar verführerisch!“ — so wogt es in ihm in Klopstockschen Rhythmen. — —

Das Jahr 1822 müssen wir als dasjenige bezeichnen, in dem die Entwicklung Rankes zu diesem Abschluß gelangte, sein Genius in sich gefestigt und seines Weges bewußt ward. Noch fehlt es nicht an Unruhe und Zweifel, aber es beginnt doch bereits lichter um ihn zu werden. „Es ist morgen das Ende der Michaeliserien. Täglich erweitert sich Kenntnis und Aussicht über die Weltgeschichte. Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums? Ich bin jetzt einer von denen, die am meisten bald verzweifeln, bald Hoffnung fassen, an sich, an andern, an allem.“ Diese Worte sind am 18. Oktober 1822 geschrieben, an dem Gedenktage der Leipziger Schlacht, unter dem Eindruck tiefer Trauer über den Tod eines Freundes. Die persönliche Klage verbindet sich darin wieder mit den Gedanken, von denen Leopolds Seele voll war: „Ἄλλ' ἐπι τοι καὶ ἐμοὶ θάνατος καὶ μοῖρα κραταῖη — weiter nichts? Ja, wenn man nur gewiß glaubte. Die Erde ist gar zu nah und hart und dunkel; und wir haben alle von der Granate gegessen, und schon oben sind wir den Unteren gefangen und verfallen. Alles, was auf Erden ist, geht hinab, nur der Sonnenstrahl nicht, und das Licht und die Farbe, die arme Farbe selbst allein ist überirdisch. Ob wir das an den Dingen gebrochene Licht allein zurückspringen sähen, wenn die Dinge vergingen?“ Die Strahlen des göttlichen Lichtes, gebrochen in der Welt Erscheinungen — es ist das Bild, das ihm in tausendfachem Wechsel die Geschichte offenbart: das Licht der Ideen, das durch sie hindurchscheint. Ihm will er nahekommen, ihm muß er nahekommen; eben deshalb aber muß er die Natur, das Besondere, die Tatsache so genau wie irgend möglich erforschen. Alle Kraft der Phantasie, gezügelt in jedem Momente durch die Kritik, muß er darauf richten, ausschließen alles, was den Blick verdunkelt, aus welcher Sphäre es sich auch immer herandrängen möge, ob des Staates oder der Kirche, der Gesellschaft oder der Familie, des allgemeinen oder des persönlichen Lebens; jede Beschränkung,



und komme sie aus der innersten Seele, aus ihren Kämpfen, ihren Zweifeln, ihrem Haß und ihrer Liebe, muß er abwehren. Denn es gibt nichts Höheres, Gottgewollteres, als Gottes Schöpfung zu erkennen, die Gedanken in seinen Werken noch einmal zu denken und den Zusammenhang zu ahnen, der sie mit seinem Wesen, seinem Willen verknüpft. (Max Lenz, Geschichte der Universität Berlin, 1910.)

## KRITISCHE UND LEBENSGLÄUBIGE WISSENSCHAFT

Der große Geschichtsschreiber, der unter Hegels Herrschaft heraufkam, Theodor Mommsen, war ein versetzter Politiker oder Anwalt, und wie mächtig auch sein angeborener Forschertrieb ausgriff — es wirkte darin weniger das Verlangen nach einer reinen Ansicht der Vorwelt, als der Wille, durch Erkenntnis und Lehre die Gegenwart mitzubestimmen, zu richten oder zu wandeln. Objektivität hat Ranke erstrebt und geglaubt, Burckhardt erstrebt und bezweifelt. Mommsen hat sich als Handelnder gefühlt und, bei dem selbstverständlichen Begehren nach Wahrheit und Recht, keinem objektiven Gewissen, sondern einer bedingten Aufgabe seiner Zeit und seines Volkes gedient. Hegel, Ranke und Burckhardt, Kinder des deutschen Idealismus und des europäischen Humanismus, ehrten noch, ihren Erfahrungen zum Trotz, unwillkürlich ein „An sich“, Wahrheit oder Menschlichkeit oder Schönheit an sich, und ihre „Objektivität“ ist der Nachschein eines Gottesgefühls. Mommsen leugnete die Menschlichkeit an sich: er anerkannte nur noch zeit- und raumbedingtes Menschtum und Volkstum. Er ist bereits Empiriker, und was sein Werk über die dürre Polyhistorie und selbstgenugsame Kleinmeisterei, das voraussetzungslose Wissen für das Wissen, hinaushebt, ist nicht die Weisheit, die in den Erscheinungen Zeichen ewiger Ideen oder Gesetze sucht, sondern der Feuergeist, der in ihnen Werkzeuge und Tatkräfte wahrnimmt, im Vergangenen noch den Stoff und die Gewalt der Gegenwart empfindet und in die Vorwelt die Leiden und den Sturm der Mitwelt hineinträgt. Weniger die Helle, als die Glut, selbst die Hitze entnahm er dem Licht der Erkenntnis. Wohl war auch er ein Fanatiker der Wahrheit, besser noch der Wirklichkeit, und zwar von der Art Lessings, der das Finden und Suchen der Wahrheit wichtiger nahm als das Schauen, und dem das Zertrümmern von Irrtümern selbst tiefe Lust bereitet, um so tiefere, je ehrwürdiger und geheiligter diese Irrtümer erschienen.

Aus der Aufklärung hatte er den dämonischen Widerwillen gegen „Vorurteile“ mitbekommen, über die Romantik hinaus, die für ihn durchaus Reaktion bedeutete. Zu den „religiösen“ Vorurteilen, für die er keine Schonung kannte, wo es galt, der Wirklichkeit zu dienen, gehörte auch das überlieferte Schöne „klassischen“ Altertums, der fromme Glaube an die Tugend- und Heldenbilder eines Livius und Cicero. Er protestiert mit Niebuhr und Wolf zusammen gegen den römischen Humanismus, wie einst Luther gegen den römischen Katholizismus. Sein Wirkungsdrang und sein Wirklichkeitseifer bedienten sich der Wissenschaft, um die Arbeit Niebuhrs, die Herstellung der echten Römergeschichte und die Zerstörung ihres romantisch-humanistischen Idols,

zu vollenden. Erst Mommsens Charakter hat seine ungeheure Anlage für Kritik jeder Art, sein allumfassendes Gedächtnis und seine brennende und prägende Beredtsamkeit so fruchtbar und furchtbar gemacht — der Wille zum Wirken mehr noch als zum Werk, der Sinn für das Recht mehr noch als für das Richtige — er wäre ohne die ungeduldige Feuerseele nur einer der Vielsammler und -sonderer geworden wie Lipsius, Salmasius, Scaliger, nimmer einer der größten Schriftsteller.

Und erst mit diesem Charakter konnte seine Anlage auch die glückhafte Stunde deutschen Geistes voll ausschöpfen, in die er geboren war: durch Kant hatte die Wissenschaft ihre philosophische Methode und den Stolz der Autonomie errungen, mit Goethe war die deutsche Bildung und Sprache in ihren Welttag getreten, durch die Napoleonischen Kriege war der Staatsgeist der Völker mächtig erregt, ein nationaler Eifer erwacht — ohne das kann zwar Geschichtsforschung, doch keine Geschichtsschreibung hohen Stils entstehen, und nur dem Bund seiner Gelehrsamkeit mit dem leidenschaftlichen und geachteten Wort dankt Mommsen seine Dauer und seine Macht. — —

Die Lebensgläubigen waren bis zum Erscheinen Nietzsches in der gelehrten Welt kaum sichtbar, fast verfehlt: in der Altertumswissenschaft ist ihr Sprecher Johann Jacob Bachofen. Er versenkte sich in die Zeugnisse der Alten nicht mit dem Vorsatz nachträglicher Kritik und überlegenen Richtens von oben oder außen, sondern andächtigen und mitfühlenden Erfassens von innen. In den Denkmälern suchte er nicht, wie Niebuhr und Mommsen, geschichtliche Tatsachen einer abgelaufenen Vergangenheit, sondern sinnbildlichen Ausdruck von Lebenszuständen, deren er selbst sich noch fähig fühlte. Er mußte deshalb nicht mit allen Mitteln der philologischen Kritik hinter die vermeintlichen oder nachweisbaren Irrtümer der Urkunden kommen: was er suchte, ihren Geist und Glauben, ihr Weltgefühl, hatte er ja unmittelbar vor den Sinnen. „Durch die Verneinung der Geschichtlichkeit wird der Sage nicht jede Bedeutung entzogen. Was nicht geschehen sein kann, ist jedenfalls gedacht worden. An die Stelle der äußeren Wahrheit tritt also die innere. Statt der Tatsächlichkeiten finden wir Taten des Geistes.“ Bachofen will also nicht erfahren, wie es eigentlich gewesen ist, was geschehen ist, sondern wie bestimmte ewige Lebensgesetze und Lebensvorgänge im Altertum gesehen und gezeigt worden sind. Darum sind ihm Historie und Mär gleichwertig zur Ergründung des antiken, das heißt ewigen Gehalts. Er greift nicht dahinter, um ihre Inhalte zu bestätigen oder zu berichtigen: sie selbst sind ihm die Lehre, der Ausdruck des göttlichen Geschehens, das ihn ergreift.

Die nachdrücklichste und frommste Abwehr der nur kritischen Wissenschaft, ein großartiges Zeugnis für den Geisterkampf zwischen Lebensglauben und Vernunftstreben, zwischen tiefsinniger Zeichendeutung und scharfsinniger Tatsachenforschung überhaupt, ist Bachofens Vorrede zu seiner Untersuchung über die Sage von Tanaquil (1870). Hier findet sich über die methodologische Polemik hinaus der Überblick römischer Geschichte von dem mythischen Boden des Altertums her. Die römischen Kriege, die Mommsen aus politischen Zwecken oder Gründen gedeutet, als Staaten-, Parteien- und Personengeschichte dargestellt, sieht Bachofen als einen Kampf von letzten Lebens-

mächten, von Göttern, und aus ihren Historikern liest er nicht nur mehr oder minder gewissenhafte Hergangsberichte, sondern unzweideutige Glaubensurkunden, nicht durch ihren Stoff, sondern durch ihren Gehalt. Ost und West sind für ihn nicht nur Staats- oder Kultur- oder Wirtschaftsräume, sondern Kulturkräfte, und die verschiedenen Gewalthaber sind ihm nur die bewußten oder unbewußten Träger von ewigen Lebensordnungen, die um die Herrschaft über die geschichtliche Menschheit ringen, hereinwaltend schon aus dem vormenschlichen und vorgeschichtlichen All: als weibliche Natur und männlicher Geist — in ihrer Geschichtswerdung Hetärismus oder Mutterrecht und Vaterrecht. . . Bachofen sieht in ihnen nicht nur ewige Gegensätze, sondern auch Entwicklungsstufen. In diese große kosmische Perspektive stellt er auch Cäsar. Roms Sendung ist die Unterwerfung der sinnlich stofflichen Natur, die in den östlichen Kulturen herrschte, unter den männlichen Geist des Westens durch Gründung des patriarchalen Staates. Was die sinnlichen Hellenen versuchten, vollbrachten die Römer: die Bindung der Natur durch die sittliche Tat, die manngestige Ordnung der Welt, den geistigen Sieg über den Osten. Was in den Perserkriegen begann, im Alexanderzug flüchtig gelang, das vollendete die Zerstörung von Karthago und Jerusalem, die Schlachten von Pharsalus, Philippi und Aktium: den Sieg der westlichen Geistmächte über die östlichen Naturmächte. (Friedrich Gundolf, Cäsar im neunzehnten Jahrhundert, 1926.)

#### BERUF UND BERUFUNG: ROHDE UND NIETZSCHE

Wie bekannt, lernten sich Nietzsche und Rohde in Leipzig als Studenten kennen. Rohde ist schroff und verschlossen: „so schneidend und hart, daß man mir nicht recht nahe zu kommen wagt, und darunter leide ich am allermeisten“, sagt er zwei Jahrzehnte später noch. Auch mit Nietzsche lag er sich „über die meisten Dinge in den Haaren“, aber wenn ihr Gespräch in die Tiefe ging, so waren sie harmonisch. So entstand eine echte geistige Freundschaft, „mit liebesartigen Schmerzen“, deren Rausch ihr ganzes Leben färbte. Nietzsche war der Führende, aber nicht der schwächer Liebende. „Ich kann das Gefühl nicht ausdrücken, mit dem ich stets den Adel seiner Natur auf mich wirken fühle und eine ganz besondere Poesie, die in seiner ganzen Atmosphäre liegt. . .“, schreibt Rohde einem älteren Freunde, und in den Briefen an Nietzsche bezeugt er immer wieder, daß er nur ihm den Aufschwung seiner Seele verdanke. Für Nietzsche aber ist Freundschaft die edelste Leidenschaft, dem geschlechtlichen Verhältnisse weit überlegen. „Wir beide sind Virtuosen auf einem Instrument, das andere Menschen nicht anhören mögen und können, das uns aber tiefstes Entzücken bringt.“ Die Trennung durch den Ruf nach Basel, die Freundschaft mit Wagner stört die ältere Freundschaft nicht: auch Rohde wird für Wagner gewonnen und in Triebtschen eingeführt. Die Energie der Freundschaft kommt auf den Höhepunkt, als Rohde mit dem öffentlichen Sendschreiben an Wagner den Angriff von Wilamowitz auf den Freund vernichtend erwidert, eine Tat, die selbst den eigentlich widerwilligen Ritschl zu jenem „Glückwunsche dem tapferen Dioskurenpaare“ bewegt, und Nietzsche

nimmt das Bild stolz auf: „Wir wollen schon, als Dioskuren, unsere Lebens-  
rosse bändigen.“

Aber immer ist nur der eine der Dioskuren zur Unsterblichkeit bestimmt,  
der andere zum Untergang. Rohde hatte in dieser Tat kulminiert: er war ihr  
schon nicht mehr gewachsen. Das Bewußtsein, seine Karriere aufs schwerste  
gefährdet zu haben, lastete schwer auf ihm, das Lob ihres Heros Wagner  
konnte ihn nicht entschädigen, und er bekennt dem Freunde in stärksten Aus-  
drücken seinen Ekel an aller Polemik. Er hat Recht, wenn er sich „nicht  
polemisch“ nennt. Nietzsche ist polemisch, er braucht Gefahr und Krieg,  
um sich zu bewähren und höher zu steigen. Polemik verlangt Glauben, aber  
Rohde ist Skeptiker, und darum ist seine Sehnsucht und seine Erhebung nur  
Romantik.

Nietzsches Geschick ist tragisch, seine Leiden erhaben — Rohdes Geschick  
ist jammervoll und herzerreißend. Wohl gilt ihm noch Jahre hindurch  
das enthusiastische Bild der Freundschaft, noch preist er Nietzsches Flug —  
aber mit immer härteren Worten bekennt er in sich selbst den Geist der Schwere.  
Anfangs redete er noch mit Verachtung vom akademischen Sumpf, der noch  
den verwegensten Hecht zum aufgeblähten Frosch mache. Als Nietzsche  
die Geburt der Tragödie schreibt, fühlt Rohde die bange Ahnung und Seh-  
nsucht nach der Freundschaft nur noch wie im dämmernden Halbschlaf, ver-  
wundert, daß man so stumpfes Existieren noch loben kann, und er singt der  
„Resignation“, der Göttin mit bleiernen Flügeln und einem Bierseidel bewaff-  
net, auch „Zufriedenheit“ genannt, ein ironisches Preislied. Als Nietzsche  
ihm seine Unzeitgemäße über Schopenhauer sendet, da erhebt ihn wohl noch  
diese „großartige heroische Musik“, aber die Erhebung bleibt romantisch.  
Das Gelehrtentum, antwortet er, sei eine Erfindung, uns die Besinnung auf  
das Wesentliche des Lebens vergessen zu lassen, aber „davon ist nun über  
die Maßen schwer wieder loszukommen, denn es liegt ein gar zu großer Reiz  
in solcher beschaulichen Umschau“. Er wird sich dieses Kampfes in seiner  
Seele zwischen Berufsmensch und höherem Selbst nur zu bewußt, aber jetzt,  
als Nietzsche schon im Begriff ist, sich über Bayreuth zu erheben, ist für  
Rohde Bayreuth nur noch der höchste romantische Traum, „ein wonne-  
reiches Meer“, er selbst aber verwünscht seinen Zwiespalt und möchte nun  
wie Goethes Wagner ganz im Beruf untertauchen. „Wäre ich doch ein reiner  
Gelehrter! ein ganzer Wagner! so bin ich ein halber, und daneben so ein  
zwanzigstel Faust.“

Kurz danach meldet er seine Verlobung. Nietzsche ist nicht im Zweifel, daß  
Rohde, dem das Höhere nur als romantischer Traum, nicht als reale Macht  
mehr fühlbar ist, ihm damit verlorengeht. Er antwortet auf die Anzeige mit  
dem Gedicht „Es geht ein Wanderer durch die Nacht“, das schon die melanco-  
lische Ahnung einer vollkommenen Einsamkeit atmet.

„Nein Wanderer, nein! Dich grüß ich nicht  
Mit dem Getön!

Ich singe, weil die Nacht so schön:

Doch Du sollst immer weitergehn —

Und nimmermehr mein Lied verstehn!..“

Nietzsche wirbt, wie Wagner im Lohengrin, um den ganzen Menschen, die gläubige Seele, den wollenden Geist, nicht den Fachmann. Um die Seele der Nation kämpft er als Prediger und Philosoph, aber hier, wo es den geliebten Freund gilt, ist all dies Wollen gleichsam verdichtet in ein zärtliches Werben und liebevolles Ringen um dessen höheres Selbst. Mit innigsten lyrischen Tönen sucht er aus seiner Einsamkeit an dessen Zweisamkeit zu rühren.

Während Nietzsche wandert und in die Wüste geht, wird Rohde immer seßhafter. Beide sind jetzt „Skeptiker“, nur daß ihr Skeptizismus ganz entgegengesetzter Art ist. Nietzsches Skeptik ist Antiromantik, Streben nach dem großen Stil der Wirklichkeit, sein Unglaube ist Suchen nach höchstem Glauben, sein Zerstören ist Bahn für den neuen Menschen: sein Skeptizismus will allein die höchste Norm gelten lassen. Rohdes Skeptizismus ist Glaubenslosigkeit schlechthin, seine Kunst ist romantischer Rausch, ohne jede Verbindlichkeit für das Leben und ohne jede Dauer, sein Beruf ist darum die nackte Gelehrsamkeit, und weil ihn darum alles drückt und enttäuscht, findet er sein Glück allein im simplen Familienleben: sein Skeptizismus läßt nur die Durchschnitts-Norm gelten. Er ist ein Beispiel für die oft unverstandene Wahrheit, daß die Romantik eine Form des unmännlichen Skeptizismus, ein Herumdrücken um Wirklichkeit, Tat, Heroismus ist. (Kurt Hildebrandt, Wagner und Nietzsche, Ihr Kampf gegen das neunzehnte Jahrhundert, 1924.)

#### VOM GOTTESGLAUBEN ZUM NATURGESETZ

Hatte die monotheistische Lehre den Mittelpunkt der bisherigen Metaphysik gebildet, und besaß sie innerhalb der strengen Wissenschaft ihren Hauptstützpunkt an dem Schluß aus den Tatsachen der Astronomie, so wurde nun auch die Stringenz dieses Schlusses zersetzt.

Noch Kepler war durch seine Entdeckungen nur dahin geführt worden, die göttliche Kraft, welche die Bewegungen der Planeten hervorbringt, in die Sonne als den Mittelpunkt aller ihrer Bahnen zu verlegen und so bereits eine Zentralkraft in der Sonne anzunehmen. „Wir müssen eins von beiden voraussetzen: entweder, daß die bewegenden Geister, je weiter sie von der Sonne entfernt sind, um so schwächer werden, oder daß es einen bewegenden Geist in dem Mittelpunkte aller dieser Bahnen, nämlich in der Sonne, gebe, der jeden Himmelskörper in eine um so schnellere Bewegung versetzt, je näher ihm dieser ist, bei den entfernteren aber wegen der Erstreckung und Herabminderung der Kraft gleichsam ermattet.“

Alsdann fiel auch noch für Newton nur ein Erklärungsgrund der Form der Planetenbewegung in den Bereich der Materie, er bedurfte neben ihm der Annahme, daß der Planet durch einen Stoß in eine gewisse Richtung mit einer gewissen Geschwindigkeit geworfen sei. So war der erste Bewegter, wenn auch zu einem untergeordneten Geschäft, immer noch erforderlich. Ja mehr, Newton erklärt, daß Planeten und Kometen zwar nach den Gesetzen der Schwere in ihren Bahnen verharren, aber die ursprüngliche und regelmäßige Lage derselben nicht durch diese Gesetze erlangen konnten. „Dies vollkom-

mene Gefüge der Sonne, der Planeten und Kometen hat nur aus dem Ratschluß und der Herrschaft eines einsichtigen und mächtigen Wesens hervorgehen können.“ Seine geistige Substanz ist Trägerin der Wechselwirkung der Teile im Weltall. So dauerte eine Zeit hindurch, wenn auch abgeschwächt, die Macht des astronomischen Teils des kosmologischen Beweises für das Dasein Gottes fort. Eine Anzahl von bedeutenden Köpfen, welche sonst einen leidenschaftlichen Kampf gegen den Kirchenglauben führten, fand sich auch von diesem so abgeschwächten Argument überzeugt. Indem aber die mechanische Theorie von Kant und Laplace dazu angewendet wurde, die Entstehung des Planetensystems zu erklären, trat in der neuen Hypothese der Mechanismus an die Stelle der Gottheit.

Die metaphysische Beweisführung, welche uns durch die ganze Geschichte der Metaphysik begleitet hat, ist als solche von jetzt an zerstört. Zudem ist die Unterscheidung einer höheren unveränderlichen Welt von der des Wechsels unter dem Monde nunmehr durch die Entdeckungen über die Veränderungen auf den Gestirnen sowie durch die Mechanik und Physik des Himmels aufgehoben. Was zurückbleibt, ist die metaphysische Stimmung, ist jenes metaphysische Grundgefühl des Menschen, welches diesen durch die lange Zeit seiner Geschichte begleitet hat, von der Zeit ab, da die Hirtenvölker des Ostens zu den Sternen aufblickten, da die Priester auf den Sternwarten der Tempel des Orients den Dienst der Gestirne und ihre Betrachtung verbanden. Dieses metaphysische Grundgefühl ist in dem menschlichen Bewußtsein mit dem psychologischen Ursprunge des Gottesglaubens überall verwoben; es beruht auf der Unermeßlichkeit des Raumes, welcher ein Symbol der Unendlichkeit ist, auf dem reinen Lichte der Gestirne, das auf eine höhere Welt zu deuten scheint, vor allem aber auf der gedankenmäßigen Ordnung, welche auch die einfache Bahn, die ein Gestirn am Himmel beschreibt, zu unserer geometrischen Raumanschauung in eine geheimnisvolle, aber lebendig empfundene Beziehung setzt. Dies alles ist in einer Stimmung verbunden, die Seele findet sich erweitert, ein gedankenmäßiger göttlicher Zusammenhang breitet sich rings um sie in das Unermeßliche aus. Dies Gefühl ist nicht fähig, in irgendeine Demonstration aufgelöst zu werden. Die Metaphysik verstummt. Aber von den Sternen her klingt, wenn die Stille der Nacht kommt, auch zu uns noch jene Harmonie der Sphären, von welcher die Pythagoreer sagten, daß nur das Geräusch der Welt sie übertäube; eine unauflösliche metaphysische Stimmung, welche jeder Beweisführung zugrunde lag und sie alle überleben wird. (Wilhelm Dilthey, Metaphysik als Grundlage der Geisteswissenschaften, 1883.)

## WAHNGLAUBE UND ECHTER NATURGLAUBE

Der Ursprung dieser Art von halbgeheimer Wissenschaft liegt in den ältesten Zeiten. Ein solches Wissen, eine solche Kunst war dem Aberglauben unentbehrlich. Es gibt so manches Wünschenswerte, möglich Scheinende, durch eine kleine Verwechslung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Tätigkeiten, in denen das Leben der Welt sich äußert, begrenzt und alle Spezifikationen hartnäckig und zäh sind, so läßt sich doch die

Grenze keiner Tätigkeit genau bestimmen, und die Spezifikationen finden wir auch biegsam und wandelbar.

Die natürliche Magie hofft mit demjenigen, was wir für tätig erkennen, weiter als billig ist, zu wirken, und mit dem, was spezifiziert vor uns liegt, mehr als tunlich ist, zu schalten. Und warum sollten wir nicht hoffen, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Metaschematismen und Metamorphosen gehen vor unsern Augen vor, ohne daß sie von uns begriffen werden, mehrere und andere lassen sich vermuten und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es gibt so viele Bezüge der spezifizierten Wesen untereinander, die wahrhaft und doch wunderbar genug sind, wie zum Beispiel der Metalle beim Galvanismus. Tun wir einen Blick auf die Bezüge der spezifizierten organischen Wesen, so sind diese von unendlicher Mannigfaltigkeit und oft erstaunswürdig seltsam. Man erinnere sich im größeren Sinne an Ausdünstungen, Geruch, im zarteren an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünsche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforschliche Sympathien, Antipathien, Idiosynkrasien überkreuzen sich nicht! Wie manches wird jahrelang als ein wundersamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeiner durchgehendes Naturgesetz erscheint. Schon lange war es den Besitzern alter Schlösser verdrießlich, daß die bleiernen und kupfernen Dachrinnen, da wo sie auf den eisernen Haken auflagen, vom Rost früher aufgezehrt wurden, als an allen andern Stellen; jetzt wissen wir die Ursache und wie auf eine ganz natürliche Weise zu helfen ist. Hätte früher jemand bemerkt, daß ein zwischengeschobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe, so hätte er vielleicht diesem besonderen Holze die Wirkung zugeschrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortschreitende Naturbetrachtung und Naturkenntnis, indem sie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgenes aufmerksam machen, wenn erhöhte Kunst, verfeinerte Künstlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln, wenn der Taschenspieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unsern Augen zu Schanden macht, werden wir dadurch nicht immerfort schwebend erhalten, so daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müssen, als Zweifelsucht, Unglaube und starres hochmütiges Ableugnen.

Die Anlässe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beschränkter der Erkenntniskreis, je dringender das Bedürfnis, je höher das Ahndungsvermögen, je froher das poetische Talent, desto mehr Elemente entspringen dem Menschen, jene wunderbare, unzusammenhängende, nur durch ein geistiges Band zu verknüpfende Kunst wünschenswert zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie, insofern sie sich absondern läßt, so finden wir, daß schon die Alten viele solche einzelne Bemerkungen und Rezepte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm sie auf und erweiterte den Vorrat nach allen Seiten. Albert der Große, besonders seine Schule, sodann die Alchimisten wirkten immer weiter fort. Roger Baco, zu seinen Ehren sei es gesagt, ist bei

allem Wunderbaren, womit er sich beschäftigt, bei allem Seltsamen, das er verspricht, fast gänzlich frei von Aberglauben; denn sein Vorahnden zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem sichern Fundament, so wie sein köstliches Büchelchen *De mirabili potestate artis et naturae* gegen das Wüste, Absurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet ist, nicht mit jener negierenden, erkältenden Manier der Neuern, sondern mit einem glaubenerregenden, heiteren Hinweisen auf echte Kunst und Naturkraft. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

## DEUTSCHLANDS ANTEIL AN DEN NATURWISSENSCHAFTEN

Betrachten wir den Anteil, welchen die Deutschen an den Entdeckungen im Naturgebiet genommen, so ist derselbe weit größer, als die Vorteile, die sie dadurch errungen haben. Es ist bewunderungswürdig, daß wir mit so wenigen Mitteln und ohne auf große Vorteile rechnen zu können, doch so viel für die Naturkunde geleistet haben. Der Deutsche war seit dem Verfall der Hansa auf sein Binnenland beschränkt und besaß nichts von jenen Kolonien, welche die Beherrscher der See ebenso zur Naturforschung auffordern, als dieselbe belohnen mußten. Auf Ackerbau und Viehzucht beschränkt und vom Welt-handel ausgeschlossen, waren ihm die Naturwissenschaften nie eigentlich Angelegenheit des Staats wie den Engländern und Franzosen, und seine Fürsten waren nicht reich genug, um große naturhistorische Unternehmungen auszurüsten, oder es fehlte der Sinn dafür. Dennoch haben die Deutschen das Mögliche geleistet. Sie haben mit ihren schwachen Kräften sogar in Entdeckungsreisen mit den Fremden gewetteifert, und Tiefenthaler, Niebuhr, die beiden Forster, Humboldt waren Deutsche. Solten uns aber auch die Fremden im allgemeinen im Sammeln und Anhäufen von Tatsachen der Natur über-treffen, und geben wir den Engländern noch den praktischen Sinn für die Anwendung der Naturkräfte, den Franzosen die feine Beobachtungsgabe für einzelne Naturgegenstände voraus, so bleiben die Deutschen doch un-übertroffen in der tiefen Kombination der empirischen Tatsachen, die einer-seits zu unsterblichen neuen Entdeckungen, andererseits zu einer Philosophie der Natur überhaupt führt. (Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur, 1836.)

## GOETHE'S URPFLANZE

Wir finden, daß neue Gegenstände in auffallender Mannigfaltigkeit, indem sie den Geist erregen, uns erfahren lassen, daß wir eines reinen Enthusiasmus fähig sind, sie deuten auf ein Höheres, welches zu erlangen uns wohl gegönnt sein dürfte. Dies ist der eigentlichste Gewinn der Reisen, und jeder hat nach seiner Art und Weise genugsamen Vorteil davon. Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge und erregt, mit neuen Gegenständen verknüpft, Aufmerksamkeit, Nachdenken und Urteil.

In diesem Sinne ward meine Richtung gegen die Natur, besonders gegen die Pflanzenwelt, bei einem schnellen Übergang über die Alpen lebhaft angeregt: Der Lärchenbaum, häufiger als sonst, die Zirbelnuß, eine neue Erscheinung, machten sogleich auf klimatischen Einfluß dringend aufmerksam. Andere



Pflanzen, mehr oder weniger verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am meisten aber erkannte ich die Fülle einer fremden Vegetation, als ich in den botanischen Garten von Padua hineintrat, wo mir eine hohe und breite Mauer mit feuerroten Glocken der *Bignonia radicans* zauberisch entgegenleuchtete. Ferner sah ich hier im Freien manchen seltenen Baum emporgewachsen, den ich nur in unsern Glashäusern überwintern gesehen. Auch die mit einer geringen Bedeckung gegen vorübergehenden Frost während der strengern Jahreszeit geschützten Pflanzen standen nunmehr im Freien und erfreuten sich der wohlthätigen Himmelsluft. Eine Fächerpalme zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Glücklicherweise standen die einfachen, lanzettförmigen ersten Blätter noch am Boden, die sukzessive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das Fächerartige in vollkommener Ausbildung zu sehen war. Aus einer spatha-gleichen Scheide zuletzt trat ein Zweiglein mit Blüten hervor und erschien als ein sonderbares, mit dem vorhergehenden Wachstum in keinem Verhältnis stehendes Erzeugnis, fremdartig und überraschend.

Auf mein Ersuchen schnitt mir der Gärtner die Stufenfolge dieser Veränderungen sämtlich ab, und ich belastete mich mit einigen großen Pappen, um diesen Fund mit mir zu führen. Sie liegen, wie ich sie damals mitgenommen, noch wohlbehalten vor mir, und ich verehere sie als Fetische, die meine Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln völlig geeignet, mir eine gedeihliche Folge meiner Bemühungen zuzusagen schienen.

Das Wechselhafte der Pflanzengestalten, dem ich längst auf seinem eigentümlichen Gange gefolgt, erweckte nun bei mir immer mehr die Vorstellung: die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determiniert und festgestellt, ihnen sei vielmehr bei einer eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können.

Hier kommen die Verschiedenheiten des Bodens in Betracht, reichlich genährt durch Feuchte der Täler, verkümmert durch Trockne der Höhen, geschützt vor Frost und Hitze in jedem Maße, oder beiden unausweichbar bloßgestellt, kann das Geschlecht sich zur Art, die Art zur Varietät und diese wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche sich verändern, und gleichwohl hält sich die Pflanze abgeschlossen in ihrem Reiche, wenn sie sich auch nachbarlich an das harte Gestein, an das beweglichere Leben hüben und drüben anlehnt. Die allerentferntesten jedoch haben eine ausgesprochene Verwandtschaft, sie lassen sich ohne Zwang untereinander vergleichen.

Wie sie nun sich unter einen Begriff sammeln lassen, so wurde mir nach und nach klar und klärer, daß die Anschauung noch auf eine höhere Weise belebt werden könnte: eine Forderung, die mir damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vorschwebte. Ich ging allen Gestalten, wie sie mir vorkamen, in ihren Veränderungen nach, und so leuchtete mir am letzten Ziel meiner Reise, in Sizilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzenteile vollkommen ein, und ich suchte diese nunmehr überall zu verfolgen und wieder gewahr zu werden.

Hieraus entstand nun eine Neigung, eine Leidenschaft, die durch alle notwendigen und willkürlichen Geschäfte und Beschäftigungen auf meiner Rückreise durchzog. Wer an sich erfuhr, was ein reichhaltiger Gedanke, sei er nun aus uns selbst entsprungen, sei er von anderen mitgeteilt oder eingepflegt, zu sagen hat, muß gestehen, welche eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesamtheit vorausnahmen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen sollte. Und so wird man mir zugeben, daß ich von einem solchen Gewährwerden wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben, mich, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch damit beschäftigen mußte. (Goethe, Zur Morphologie, 1817/1824.)

## TRENNENDE UND BINDENDE KRAFT DER NATUR BEI SCHELLING

Schelling war der erste, der die alte Naturphilosophie durch die wissenschaftlichen Erfahrungen der neuern Zeit bewahrheitet oder, was ebensoviel ist, die Naturwissenschaft der Neuern zur Philosophie erhoben hat. Es wäre jedoch ein übermenschliches Wunder, das die Naturphilosophie selbst nicht zugeben kann, wenn Schellings unsterbliche Leistung nicht große Einschränkungen erlitt, wenn er die Philosophie der Natur beschlossen und vollendet hätte. Im Gegenteil, er hat nur den ersten kleinen Anfang gemacht, aber eben das ist seine Größe. Er hat einen Weg betreten, den vor ihm niemand gegangen ist und den nach ihm jeder gehen muß; das Ziel selbst aber ist weder erreicht, noch wird es jemals zu erreichen sein, weil es jenseits der Grenzlinien aller Naturforschung liegt. Indes hat Schelling das unsterbliche Verdienst, den Schlüssel zu dieser Forschung innerhalb jener Grenzen gefunden zu haben. Wir haben in der Tat noch nicht so viele Mühe übrig, uns mit dem zu beschäftigen, was wir nicht wissen können; es ist noch unendlich viel zu lernen, was wir möglicherweise wissen können, aber eben noch nicht wissen. In diesem Sinn muß man Schellings Lehre nehmen. Er führt die dummen gaffenden Zuschauer nicht vor das Wunder der absoluten Wahrheit und sagt: Da ist es, nun seht euch satt daran! sondern er führt nur die lernbegierigen und geistestätigen Schüler auf eine gewisse Anhöhe und zeigt ihnen von da die unermeßliche Aussicht in die ganze Runde der Natur und heißt sie nun selber weiter forschen und suchen. Schelling hat die höhere Wissenschaft der Natur nicht beschlossen, sondern vielmehr erst eröffnet, und man kann von ihm nicht lernen, bis wohin die Forschung, sondern wovon sie ausgeht.

Schelling hat gefunden, daß alle Erscheinungen der Natur, die er kennt, Gegensätze bilden, und daraus den Schluß gezogen, daß überhaupt der Gegensatz die einzige Form ist, in welcher die Natur sich dem Menschen offenbart. Es komme daher nur darauf an, diesen Gegensatz durch alle Stufen und Reiche der Natur konsequent durchzuführen, so weit überhaupt die Natur erkennbar ist. Da alles im Gegensatz begriffen sei, so könne weder ein einzelner Gegenstand der Natur, noch auch eine allgemeine Naturkraft oder ein allgemeiner Naturstoff für sich bestanden haben, sondern er müsse der Gegen-

satz eines andern sein, und die unermessliche Reihe von einzelnen Gegensätzen müsse sich in einen allgemeinen Hauptgegensatz der ganzen Natur verlieren. Einheit sei in der Natur nur die höhere Bindung zweier entgegengesetzter Kräfte oder einer Polarisation gleich der des Magneten, welcher eins ist, aber entgegengesetzte Pole hat. So sei auch die ganze Natur gleichsam ein großer Magnet, mit dem einen abstoßenden, ausstrahlenden Pole, der bewegenden, trennenden, zerreißen Kraft, und mit dem andern anziehenden Pole, der bindenden, zurückhaltenden, sammelnden Kraft. (Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur, 1836.)

## KAMPF ZWISCHEN NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFT

Die Identitätsphilosophie ging von der Hypothese aus, daß auch die wirkliche Welt, die Natur und das Menschenleben das Resultat des Denkens eines schöpferischen Geistes sei, welcher Geist seinem Wesen nach als dem menschlichen gleichartig betrachtet wurde. Sonach schien der menschliche Geist es unternehmen zu können, auch ohne durch äußere Erfahrungen dabei geleitet zu sein, die Gedanken des Schöpfers nachzudenken und durch eigene innere Tätigkeit dieselben wiederzufinden. In diesem Sinne ging nun die Identitätsphilosophie darauf aus, die wesentlichen Resultate der übrigen Wissenschaften a priori zu konstruieren. Es mochte dieses Geschäft mehr oder weniger gut gelingen in bezug auf Religion, Recht, Staat, Sprache, Kunst, Geschichte, kurz in allen den Wissenschaften, deren Gegenstand sich wesentlich aus psychologischer Grundlage entwickelt, und die daher unter dem Namen der Geisteswissenschaften passend zusammengefaßt werden. Staat, Kirche, Kunst, Sprache sind dazu da, um gewisse geistige Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Wenn auch äußere Hindernisse, Naturkräfte, Zufall, Nebenbuhlerschaft anderer Menschen oft störend eingreifen, so werden schließlich doch die beharrlich das gleiche Ziel verfolgenden Bestrebungen des menschlichen Geistes über die planlos waltenden Hindernisse das Übergewicht erhalten und den Sieg erringen müssen. Unter diesen Umständen wäre es nicht gerade unmöglich, den allgemeinen Entwicklungsgang der Menschheit in bezug auf die genannten Verhältnisse aus einem genauen Verständnis des menschlichen Geistes a priori vorzuzeichnen, namentlich wenn der Philosophierende schon ein breites empirisches Material vor sich hat, dem sich seine Abstraktionen anschließen können. Hegel wurde in seinen Versuchen, diese Aufgabe zu lösen, auch wesentlich unterstützt durch die tiefen philosophischen Blicke in Geschichte und Wissenschaft, welche die Philosophen und Dichter der ihm unmittelbar vorausgehenden Zeit getan hatten, und die er hauptsächlich nur zusammenzuordnen und zu verbinden brauchte, um ein durch viele überraschende Einsichten imponierendes System herzustellen. So gelang es ihm, bei der Mehrzahl der Gebildeten seiner Zeit einen enthusiastischen Beifall zu finden und überschwengliche Hoffnungen auf die Lösung der tiefsten Rätsel des Menschenlebens zu erregen, das letztere um so mehr, als der Zusammenhang des Systems durch eine sonderbar abstrakte Sprache verhüllt war und vielleicht von wenigen seiner Verehrer wirklich verstanden und durchschaut worden ist.

Daß nun die Konstruktion der wesentlichen Hauptresultate der Geisteswissenschaften mehr oder weniger gut gelang, war immer noch kein Beweis für die Richtigkeit der Identitätshypothese, von der Hegels Philosophie ausging. Es wären im Gegenteil die Tatsachen der Natur das entscheidende Prüfungsmittel gewesen. Daß in den Geisteswissenschaften sich die Spuren der Wirksamkeit des menschlichen Geistes und seiner Entwicklungsstufen wiederfinden mußten, war selbstverständlich. Wenn aber die Natur das Resultat der Denkprozesse eines ähnlichen schöpferischen Geistes abspiegelte, so mußten sich die verhältnismäßig einfacheren Formen und Vorgänge der Natur um so leichter dem Systeme einordnen lassen. Aber hier gerade scheiterten die Anstrengungen der Identitätsphilosophie, wir dürfen wohl sagen, vollständig. Hegels Naturphilosophie erschien, den Naturforschern wenigstens, absolut sinnlos. Von den vielen ausgezeichneten Naturforschern jener Zeit fand sich nicht ein einziger, der sich mit den Hegelschen Ideen hätte befreunden können. Da andererseits es für Hegel von besonderer Wichtigkeit war, gerade in diesem Felde sich Anerkennung zu erfechten, die er anderwärts so reichlich gefunden hatte, so folgte eine ungewöhnlich leidenschaftliche und erbitterte Polemik von seiner Seite, die namentlich gegen Newton, als den ersten und größten Repräsentanten der wissenschaftlichen Naturforschung, gerichtet war. Die Naturforscher wurden von den Philosophen der Borniertheit geziehen, die letzteren von den ersteren der Sinnlosigkeit. Die Naturforscher fingen nun an, ein gewisses Gewicht darauf zu legen, daß ihre Arbeiten ganz frei von allen philosophischen Einflüssen gehalten seien, und es kam bald dahin, daß viele von ihnen, und zwar selbst Männer von hervorragender Bedeutung, alle Philosophie nicht nur als unnütz, sondern selbst als schädliche Träumerei verdammt. Wir können nicht leugnen, daß hierbei mit den ungerechtfertigten Ansprüchen, welche die Identitätsphilosophie auf Unterordnung der übrigen Disziplinen erhob, auch die berechtigten Ansprüche der Philosophie, nämlich die Kritik der Erkenntnisquellen auszuüben und den Maßstab der geistigen Arbeit festzustellen, über Bord geworfen wurden.

In den Geisteswissenschaften war der Verlauf ein anderer, wenn er auch schließlich ziemlich zu demselben Resultate führte. In allen Zweigen der Wissenschaft, für Religion, Staat, Recht, Kunst, Sprache standen begeisterte Anhänger der Hegelschen Philosophie auf, welche jeder sein Gebiet im Sinne dieser Lehre zu reformieren und schnell auf spekulativem Wege Früchte einzusammeln suchten, denen man sich bis dahin nur langsam durch langwierige Arbeit genähert hatte. So stellte sich eine Zeitlang ein schneidender und scharfer Gegensatz zwischen den Naturwissenschaften auf der einen und den Geisteswissenschaften auf der andern Seite her, wobei den ersteren nicht selten der Charakter der Wissenschaft ganz abgesprochen wurde.

Freilich dauerte das gespannte Verhältnis in seiner ersten Bitterkeit nicht lange. Die Naturwissenschaften erwiesen vor jedermanns Augen durch eine schnell aufeinander folgende Reihe glänzender Entdeckungen und Anwendungen, daß ein gesunder Kern ungewöhnlicher Fruchtbarkeit in ihnen wohne, man konnte ihnen Achtung und Anerkennung nicht versagen. Und auch in den übrigen Gebieten des Wissens erhoben gewissenhafte Erforscher der Tat-

sachen bald ihren Widerspruch gegen den allzu kühnen Ikarusflug der Spekulation. Doch läßt sich auch ein wohltätiger Einfluß jener philosophischen Systeme nicht verkennen; wir dürfen wohl nicht leugnen, daß seit dem Auftreten Hegels und Schellings die Aufmerksamkeit der Forscher in den verschiedenen Zweigen der Geisteswissenschaften lebhafter und dauernder auf ihren geistigen Inhalt und Zweck gerichtet gewesen ist, als in den vorausgehenden Jahrhunderten vielleicht der Fall war, und die große Arbeit jener Philosophen ist deshalb nicht ganz vergebens gewesen.

In dem Maße nun, als die empirische Erforschung der Tatsachen auch in den anderen Wissenschaften wieder in den Vordergrund trat, ist nun allerdings der Gegensatz zwischen ihnen und den Naturwissenschaften gemildert worden. Indessen, wenn derselbe durch Einfluß der genannten philosophischen Meinungen auch in übertriebener Schärfe zum Ausdruck gekommen war, läßt sich doch nicht verkennen, daß ein solcher Gegensatz wirklich in der Natur der Dinge begründet ist und sich geltend macht. Es liegt ein solcher zum Teil in der Art der geistigen Arbeit begründet, zum Teil in dem Inhalt der genannten Fächer, wie es der Name der Natur- und Geisteswissenschaften schon andeutet. Der Physiker wird einige Schwierigkeit finden, dem Philologen oder Juristen die Einsicht in einen verwickelten Naturprozeß zu eröffnen. Er muß von ihnen dabei Abstraktionen von dem sinnlichen Schein und eine Gewandtheit in dem Gebrauche geometrischer und mechanischer Anschauungen verlangen, in denen ihm die anderen nicht so leicht nachfolgen können. Andererseits werden die Ästhetiker und Theologen den Naturforscher vielleicht zu mechanischen und materialistischen Erklärungen zu geneigt finden, die ihnen trivial erscheinen, und durch welche sie in der Wärme ihres Gefühls und ihrer Begeisterung gestört werden. Der Philolog und der Historiker, mit denen der Jurist und Theolog ja durch gemeinsame philologische und historische Studien eng verbunden bleiben, werden den Naturforscher auffallend gleichgültig gegen literarische Schätze finden, ja vielleicht sogar gleichgültiger, als Recht ist, für die Geschichte seiner eigenen Wissenschaft. Endlich ist nicht zu leugnen, daß sich die Geisteswissenschaften ganz direkt mit den teuersten Interessen des menschlichen Geistes und mit den durch ihn in die Welt eingeführten Ordnungen befassen, die Naturwissenschaften dagegen mit äußerem, gleichgültigem Stoff, den wir scheinbar nur des praktischen Nutzens wegen nicht umgehen können, der aber vielleicht kein unmittelbares Interesse für die Bildung des Geistes zu haben scheinen könnte. Da nun die Sache so liegt, da sich die Wissenschaften in unendlich viele Äste und Zweige gespalten haben, da lebhaft gefühlte Gegensätze zwischen ihnen entwickelt sind, da kein Einzelner mehr das Ganze oder auch selbst nur einen erheblichen Teil des Ganzen umfassen kann, hat es noch einen Sinn, sie alle an denselben Anstalten zusammenzuhalten? Ist die Vereinigung der vier Fakultäten zu einer Universität nur ein Rest des Mittelalters? (Hermann von Helmholtz, Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft, 1862.)

## EINHEIT VON NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFT

Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft ist kein Gegensatz; denn Geist ist eine Erscheinung der Natur, und die Natur, wie wir sehen, eine Form des Geistes. Natur und Geist ist eine christliche Trennung, eine Abstraktion. Für die Alten war Psyche auch Physis. Alle Schlüsse aber, die man aus Abstraktionen ableitet, sind für die Wirklichkeit nicht bindend.

Die Naturwissenschaft ist die echte Fortsetzung der Philosophie — Natur ist ja das All, die Wirklichkeit — und darum Wissenschaft im eigentlichen Sinn, wenn man unter Wissenschaft die methodische Forschung, nicht das Wissen an sich versteht. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß sie scheinbar aus Beschreibungen des Einzelnen sich zusammensetzt. Die peinlich-genaue Beschreibung eines zufälligen Gegenstandes hat an sich nichts mit Wissenschaft zu tun. Ein einmaliges Geschehen im bloßen Zusammenhang des zeitlichen Verlaufes ist Geschichte, mag es sich nun um die Wanderung der Goten, um den Einbruch der Wanderratten in Europa oder um den Ausbruch des Vesuv handeln. Sobald aber eins von diesen Geschehnissen als Ausdruck ewiger Gesetze oder doch im Hinblick auf sie beschrieben wird, so daß man es jetzt oder später dem System der Erkenntnis der Natur angliedern kann, so gehört es der Naturwissenschaft an.

Die Naturwissenschaft würde, wenn sie jemals ans Ziel ihrer Arbeit gelangen könnte, mit der Philosophie zusammenfallen. Jedes Steinchen, jede Bewegung wäre in ihrem Weltbilde als notwendig enthalten. Aber der Naturforscher ist nicht Philosoph, wenn er nur einen kleinen Ausschnitt des Ganzen kennt. Wissenschaft und heroische Philosophie sind doch ihrer Richtung nach entgegengesetzt. Diese hat, wie der Künstler im einzelnen Werke, dauernd die Schau des Ganzen und bildet aus ihr heraus die einzelnen Teile. Die Wissenschaft will vom Einzelnen zum Ganzen, und im Besitz der Gesamtwissenschaft, in der sich doch ihre Bestimmung erst ganz erfüllt, kann doch nur jenes Abstraktum „die Menschheit“ sein. Gerade Grundlage und Ziel zugleich, die Schau des Ganzen, kann sie aber niemals aus sich selbst, aus Einzelbetrachtung und Analyse entwickeln. Daraus geht hervor, daß die Naturwissenschaft ihre volle geistige Kraft und Bedeutung nur aus der primären heroischen Philosophie schöpfen kann. (Kurt Hildebrandt, Norm und Verfall des Staates, 1920.)

## UMGEDREHTE GESCHICHTSBETRACHTUNG

So stieg in rascher Folge der geographischen, astronomischen, physikalischen, chemischen Entdeckungen endlich das Zeitalter herauf, in dessen Segnungen wir leben. Wir nennen es das technisch-induktive, weil seine Erfolge darin wurzeln, daß in der Naturwissenschaft der Spekulation obgesiegt hat die Induktion, die μέθοδος ἐπακτική, die Methode des Daraufsichführenslassens, von der es so schwer hält, den Außenstehenden als von einer besonderen Methode eine Vorstellung zu geben, indem sie genau genommen nichts ist, als der auf die jedesmalige Aufgabe angewendete gesunde Menschenverstand.

Diese neue Gestaltung des Lebens der Menschheit zu verfolgen, ist so tröstlich und erhebend, wie es schmerzlich und niederdrückend war, ihrer Knechtung durch die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft während der „finsternen Zeiten“ beizuwohnen. Ja, wer könnte es leugnen: wenn man die ganze Menschengeschichte im Geist an sich vorbeigehen läßt, bietet sich mit Ausnahme der hellenischen Blüte, die so vergänglich war, wie das Schöne zu sein pflegt, kein edleres Schauspiel als das, welches nun sich zu entrollen beginnt und noch unter unseren Augen täglich reicher sich entfaltet.

Da erblicken wir eine ganz andere Weltgeschichte als die, welche gewöhnlich diesen Namen trägt und uns von nichts erzählt, als von Steigen und Fallen der Könige und Reiche, von Verträgen und Erbstreitigkeiten, von Kriegen und Eroberungen, von Schlachten und Belagerungen, von Aufständen und Partiekämpfen, von Städteverwüstungen und Völkerhetzen, von Morden und Hinrichtungen, von Palastverschwörungen und Priesterränken, welche uns nichts zeigt, als im Kampf Aller gegen Alle das trübe Durcheinanderwogen von Ehrgeiz, Habsucht und Sinnlichkeit, von Gewalt, Verrat und Rache, von Trug, Aberglauben und Heuchelei. Nur in langen Zwischenräumen wird dies düstere Gemälde erhellt durch ein wohlthuendes Bild echter Herrschergröße und friedlichen Gedeihens, öfter durch herzerhebende Züge eines nur leider meist verblichenen Heldenmutes. Denn wohin führt zuletzt dieser Weg durch Bäche von Tränen und durch ein Meer von Blut? Ist in der bürgerlichen Geschichte durch die in ihr selber waltenden Kräfte ein stetiger Fortschritt ersichtlich? Werden die Könige weiser, gemäßigter die Völker? Scheint nicht vielmehr die Geschichte nur da, damit man aus ihr lerne, daß man aus ihr nichts lernt? Erstieg während so vieler Jahrhunderte, bis der heutige Tag anbrach, die Menschheit in sicherer Folge höhere Stufen der Freiheit, Sittlichkeit, Macht, Kunst, des Wohlstandes und Wissens? Ist es nicht vielmehr eine Sisyphosarbeit, die jene Geschichte uns zeigt, und liegt nicht schon im Begriff einer Kulturperiode, daß sie dem Untergang geweiht ist?

Und doch gab es bis vor nicht gar langer Zeit nur diese Art der Geschichte, ja, die Menge wird nie eine andere kennen. Das ungeheure Schicksalsspiel, in welchem um Güter gewürfelt wird, deren Wert jeder begreift, und das dabei sich enthüllende Gewühl der Leidenschaften, dies vom Genius der Menschheit selber gedichtete und von ihr aufgeführte Drama, ist nicht allein voll der tiefsten, wenn auch selten befolgten Lehren, es zieht auch das unbefangene Gemüt unwiderstehlich an.

Aber man denke sich einen Augenblick den unendlichen Raum, und im unendlichen Raume verteilt Nebel chaotischer Materie, Sternhaufen, Sonnensysteme; man denke sich als verschwindenden Punkt in dieser Unendlichkeit unsere Sonne in unbekannte Himmelsräume stürzend, um sie her die Planeten, jeden in seiner Bahn rollend, den Riesenball Jupiter mit seinen Monden, mit seinen Ringen Saturn. Wieder als Punkt in diesem Systeme denke man sich unsere Erde, mit Sternschnuppengeschwindigkeit durch den Weltraum stürmend und von Nacht zu Tag, von Tag zu Nacht um ihre Achse sich wälzend, „Fels und Meer fortgerissen in ewig schnellem Sphärenlauf“. Man vertiefe sich in Gedanken in ihr feuriges Innere, man lasse ihr Werden in gro-

Ben Zügen an sich vorübergehen. Nach unermesslichen Zeiträumen ist, an ihrer Oberfläche Lavaglut bewohnbaren Zuständen gewichen, Reihen um Reihen von Lebendigen lösen einander ab, endlich im Dämmerchein der Sage, neuerlich erhellt durch die prähistorischen Funde, beginnt die Kunde unseres Geschlechts.

Wir wollen diese der anthropozentrischen entgegengesetzte Art, die Vorgänge auf Erden zu betrachten, archimedische Perspektive nennen, weil wir dabei geistig einen Standpunkt außerhalb der Erde wählen, wie Archimedes materiell einen verlangte, um die Erde zu bewegen.

Wie armselig und unbedeutend erscheinen so gesehen die irdischen Dinge! Wie kleinlich alle jenen Ereignisse, denen wir gewöhnt sind, solche Wichtigkeit beizulegen, daß wir sie unter dem stolzen Namen Weltgeschichte zusammenfassen, da sie doch nichts sind, als zur einen Hälfte Kriegsgeschichte, zur anderen Geschichte der Wahnvorstellungen einiger Kulturvölker! Wie eitel und töricht die Kämpfe um einen Fetzen Land, um blutige Lorbeeren! Inmitten des erhabenen Schauspiels des Weltalls, welches uns vor Augen steht, möchte man nicht dem endlos um armselige Scheingüter hadernden Geschlechte Versöhnung und Eintracht zuherrschen? Und nun vollends, wie seltsam nehmen sich aus archimedischer Perspektive die Fieberträume der Menschheit von einem Aufenthalt höherer Wesen dort oben irgendwo im eisigen, äthererfüllten, kraftdurchzitterten, meteoritendurchschossenen Weltraum aus! Wie gänzlich wahnsinnig ihr Beginnen, wenn eine Versammlung der ernstesten, gelehrtesten, tiefdenkenden Männer ihrer Zeit über Wesensgleichheit oder Wesensähnlichkeit von Vater und Sohn zu Rate sitzt! Wie lächerlich, wäre sie nicht so tragisch, die Szene von Galileis Abschwörung, wenn man ihn und seine Richter „im ewig schnellen Sphärenlauf“ mit fortgerissen sich denkt! Aber ach, wie doppelt gräßlich eine Bluthochzeit, jene „Glaubenshandlungen“, deren Scheußlichkeit in Michael Servets und Giordano Brunos Scheiterhaufen gipfelt! Für die Gegenstände der Verehrung, welchen diese Hekatomben gebracht wurden, zeigt sich vom archimedischen Standpunkt aus kein Platz im unendlichen Raum, und sie werden wohl in die vierte Dimension zu verweisen sein.

Wahrlich, in dieser sogenannten Weltgeschichte gibt es nur Eine Leuchte, welche aber bisher nicht oft hineingetragen wurde, das ist die Lehre von den Völkerpsychosen. Wie oft bei Geisteskrankheiten der Einzelnen, hält es auch hier schwer, die Grenze zu ziehen zwischen Verrücktheit und Bosheit. Der kleinen Schar aber, die von geistiger Klippe aus das Treiben hienieden archimedisch beschaut, ist nicht zu verdenken, wenn als wahre Geschichte des Menschengeschlechtes ihr die erscheint, welche neben allen jenen Wechselfällen, Greueln und Verirrungen uns seine allmähliche Erhebung aus halber Tierheit, seinen Fortschritt in Künsten und Wissenschaften, seine wachsende Herrschaft über die Natur, seinen täglich sich mehrenden Wohlstand, seine Befreiung aus den Fesseln des Aberglaubens, mit einem Worte, seine stetige Annäherung an die Ziele vorführt, welche den Menschen zum Menschen machen. In Staatenbildung und Kriegführung, deren unersprießlich eiförmigen Wellenschlag die bürgerliche Geschichte spiegelt, hat die Menschheit



noch Vorbilder in der wirbellosen Tierwelt; eine Kulturgeschichte weist nur sie auf. Pferd und Eisen nennt Hegel die „absoluten Organe, wodurch eine gegründete Macht herbeizuführen ist“. Wir sagen, Naturwissenschaft ist das absolute Organ der Kultur und die Geschichte der Naturwissenschaft die eigentliche Geschichte der Menschheit.

Je winziger vom archimedischen Standpunkt das Menschengeschlecht sich ausnimmt, um so großartiger erscheinen nun seine Leistungen der Natur gegenüber, um so würdiger sein Streben in ihrem Dienst, um so anziehender die Geschichte seiner geistigen Eroberungszüge. Wie diese Geschichte andere Gedenktage und andere heilige Stätten hat, als die bürgerliche Geschichte, so sind freilich auch ihre Könige und Helden andere als die, welchen die Welt gewohnt ist, ihre gedankenlosen Huldigungen darzubringen. Wer ists, der in dieser Geschichte um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Blick fesselt? Nicht, umgeben von seinen Beichtvätern, Keksinnen und mordbrennerischen Marschällen, der König, gegen welchen nach Rankes Wort an Thiers wir noch nach Sedan die Waffen trugen, sondern unter den Ulmen von Cambridge einem Problem nachsinnend der größte der Sterblichen, Sir Isaac Newton. Wer um den Anfang dieses Jahrhunderts? Nicht auf den Trümmern von Moskau der unbändige Mann, der als Werkzeug seiner rasenden Selbstsucht den Chauvinismus erfand, sondern in seiner Villa am Comersee Alessandro Volta, das künstliche elektrische Organ zusammenfügend, welches dem Menschen gleichsam Allgegenwart verlieh; oder vor seinem kohlegeschwärzten Häuschen zu Killingworth, das Modell der Eisenbahnlokomotive in Gang setzend, der andere Raumüberwinder, George Stephenson. (Emil du Bois-Reymond, Kulturgeschichte und Kulturwissenschaft, 1877.)

## GRENZEN DES NATURWISSENSCHAFTLICHEN ERKENNENS

Das neue Unbegreifliche ist das Bewußtsein. Ich werde jetzt, wie ich glaube, in sehr zwingender Weise dartun, daß nicht allein bei dem heutigen Stand unsrer Kenntnis das Bewußtsein aus seinen materiellen Bedingungen nicht erklärbar ist, was wohl jeder zugibt, sondern daß es auch der Natur der Dinge nach aus diesen Bedingungen nie erklärbar sein wird.

Ich gebrauche dabei absichtlich den Ausdruck „Bewußtsein“, weil es hier nur um die Tatsache eines geistigen Vorgangs irgendeiner, sei es der niedersten Art, sich handelt. Man braucht nicht Watt, sein Parallelogramm erdenkend, nicht Shakespeare, Raffael, Mozart in der wunderbarsten ihrer Schöpfungen begriffen sich vorzustellen, um das Beispiel eines aus seinen materiellen Bedingungen unerklärbaren geistigen Vorganges zu haben. In der Hauptsache ist die erhabenste Seelentätigkeit nicht unbegreiflicher aus materiellen Bedingungen, als das Bewußtsein auf seiner ersten Stufe, der Sinnesempfindung. Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginn des tierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, oder mit der ersten Wahrnehmung einer Qualität ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt und die Welt nunmehr doppelt unbegreiflich geworden. — —

Denken wir uns nun, wir hätten es zur astronomischen Kenntnis eines Mus-

kels, einer Drüse, eines elektrischen oder Leucht-Organes in Verbindung mit den dazugehörigen gereizten Nerven, einer Flimmerzelle, einer Pflanze, des Eies in Berührung mit dem Samen oder auf irgendeiner Stufe der Entwicklung gebracht. Alsdann besäßen wir also von diesen materiellen Systemen die vollkommenste uns mögliche Kenntnis, unser Kausalitätstrieb wäre soweit befriedigt, daß wir nur noch verlangten, das Wesen von Materie und Kraft selber zu begreifen. Muskelverkürzung, Absonderung in der Drüse, Schlag des elektrischen, Leuchten des Leucht-Organes, Flimmerbewegung, Wachstum und Chemismus der Zellen in der Pflanze, Befruchtung und Entwicklung des Eies: alle diese jetzt fast hoffnungslos dunklen Vorgänge wären uns so durchsichtig, wie die Bewegungen der Planeten.

Machen wir dagegen dieselbe Voraussetzung astronomischer Kenntnis für das Gehirn des Menschen oder auch nur für das Seelenorgan des niedersten Tieres, dessen geistige Tätigkeit auf Empfinden von Lust und Unlust oder auf Wahrnehmung einer Qualität sich beschränken mag, so wird zwar in bezug auf alle darin stattfindenden materiellen Vorgänge unser Erkennen ebenso vollkommen sein und unser Kausalitätstrieb ebenso befriedigt sich fühlen, wie in bezug auf Zuckung oder Absonderung bei astronomischer Kenntnis von Muskel oder Drüse. Die unwillkürlichen und nicht notwendig mit Empfindung verbundenen Wirkungen der Zentralteile, Reflexe, Mitbewegung, Atembewegungen, Tonus, der Stoffwechsel des Gehirns und Rückenmarks und dergleichen mehr wären erschöpfend erkannt. Auch die mit geistigen Vorgängen der Zeit nach stets, also wohl notwendig zusammenfallenden materiellen Vorgänge wären ebenso vollkommen durchschaut. Und es wäre natürlich ein hoher Triumph, wenn wir zu sagen wüßten, daß bei einem bestimmten geistigen Vorgange in bestimmten Ganglienzellen und Nervenfasern eine bestimmte Bewegung bestimmter Atome stattfindet. Es wäre grenzenlos interessant, wenn wir so mit geistigem Auge in uns hineinblickend die zu einem Rechenexempel gehörige Gehirnmechanik sich abspielen sähen, wie die Mechanik einer Rechenmaschine; oder wenn wir auch nur wüßten, welcher Tanz von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff-, Phosphor- und anderen Atomen der Seligkeit musikalischen Empfindens, welcher Wirbel solcher Atome dem Gipfel sinnlichen Genießens, welcher Molekularsturm dem wütenden Schmerz beim Mißhandeln des Nervus trigeminus entspricht.

Was aber die geistigen Vorgänge selber betrifft, so zeigt sich, daß sie bei astronomischer Kenntnis des Seelenorgans uns ganz ebenso unbegreiflich wären wie jetzt. Im Besitze dieser Kenntnis ständen wir vor ihnen wie heute als vor einem völlig Unvermittelten. Die astronomische Kenntnis des Gehirns, die höchste, die wir davon erlangen können, enthüllt uns darin nichts, als bewegte Materie. Durch keine zu ersinnende Anordnung oder Bewegung materieller Teilchen aber läßt sich eine Brücke ins Reich des Bewußtseins schlagen.

Bewegung kann nur Bewegung erzeugen oder in potentielle Energie zurück sich verwandeln. Potentielle Energie kann nur Bewegung erzeugen, statisches Gleichgewicht erhalten, Druck oder Zug üben. Die Summe der Energie

bleibt dabei stets dieselbe. Mehr als dies Gesetz bestimmt, kann in der Körperwelt nicht geschehen, auch nicht weniger; die mechanische Ursache geht rein auf in der mechanischen Wirkung. Die neben den materiellen Vorgängen im Gehirn einhergehenden geistigen Vorgänge entbehren also für unsern Verstand des zureichenden Grundes. Sie stehen außerhalb des Kausalgesetzes, und schon darum sind sie nicht zu verstehen, so wenig wie ein Mobile perpetuum es wäre. Aber auch sonst sind sie unbegreiflich.

Es scheint zwar bei oberflächlicher Betrachtung, als könnten durch die Kenntnis der materiellen Vorgänge im Gehirn gewisse geistige Vorgänge und Anlagen uns verständlich werden. Ich rechne dahin das Gedächtnis, den Fleiß und die Assoziation der Vorstellungen, die Folgen der Übung, die spezifischen Talente und dergleichen mehr. Das geringste Nachdenken lehrt, daß dies Täuschung ist. Nur über gewisse innere Bedingungen des Geisteslebens, welche mit den äußeren durch die Sinneseindrücke gesetzten etwa gleichbedeutend sind, würden wir unterrichtet sein, nicht über das Zustandekommen des Geisteslebens durch diese Bedingungen.

Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglichen, nicht weiter definierbaren, nicht wegzuleugnenden Tatsachen: „Ich fühle Schmerz, fühle Lust; ich schmecke Süßes, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Rot“, und der ebenso unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: „Also bin ich?“ Es ist ebenso durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- und so weiter Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegen, wie sie liegen und sich bewegen werden. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammensein Bewußtsein entstehen könne. Sollte ihre Lagerungs- und Bewegungsweise ihnen nicht gleichgültig sein, so müßte man sie sich nach Art der Monaden schon einzeln mit Bewußtsein ausgestattet denken. Weder wäre damit das Bewußtsein überhaupt erklärt, noch für die Erklärung des einheitlichen Bewußtseins des Individuums das Mindeste gewonnen.

Es ist also grundsätzlich unmöglich, durch irgendeine mechanische Kombination zu erklären, warum ein Akkord Königscher Stimmgabeln mir wohl-, und warum Berührung mit glühendem Eisen mir wehtut. Kein mathematisch überlegender Verstand könnte aus astronomischer Kenntnis des materiellen Geschehens in beiden Fällen a priori bestimmen, welcher der angenehme und welcher der schmerzhaftige Vorgang sei. Daß es vollends unmöglich sei und stets bleiben werde, höhere geistige Vorgänge aus der als bekannt vorausgesetzten Mechanik der Hirnatome zu verstehen, bedarf nicht der Ausführung. Doch ist, wie schon bemerkt, gar nicht nötig, zu höheren Formen geistiger Tätigkeit zu greifen, um das Gewicht unsrer Betrachtung zu vergrößern. Sie gewinnt gerade an Eindringlichkeit durch den Gegensatz zwischen der vollständigen Unwissenheit, in welcher astronomische Kenntnis des Gehirns uns über das Zustandekommen auch der mindesten geistigen Vorgänge ließe, und der durch solche Kenntnis gewährten ebenso vollständigen Enträtselung der höchsten Probleme der Körperwelt.

Ein aus irgendeinem Grunde bewußtloses, zum Beispiel ohne Traum schlafendes Gehirn, astronomisch durchschaut, enthielte kein Geheimnis mehr, und bei astronomischer Kenntnis auch des übrigen Körpers wäre die ganze menschliche Maschine mit ihrem Atmen, ihrem Herzschlag, ihrem Stoffwechsel, ihrer Wärme und so fort bis auf das Wesen von Materie und Kraft völlig entziffert. Der traumlos Schlafende ist begreiflich, so weit wie die Welt, ehe es Bewußtsein gab. Wie aber mit der ersten Regung von Bewußtsein die Welt doppelt unbegreiflich ward, so wird auch der Schläfer es wieder mit dem ersten ihm dämmernden Traumbild. (Emil du Bois-Reymond, Über die Grenzen des Naturerkennens, 1872.)

## EWIGKEIT DER MATERIELLEN WELT

Helmholtz hatte in den nur auf Grund der einfachsten naturwissenschaftlichen Anschauungen geführten Diskussionen über das Perpetuum mobile, denen er häufig in seinem elterlichen Hause beizuwohnen Gelegenheit hatte, einen überzeugenden Beweis von der Unmöglichkeit desselben nicht finden können und nahm deshalb noch als Eleve des Friedrich-Wilhelm-Instituts zu den in der Bibliothek desselben vorhandenen Werken von Daniel Bernouilli, d'Alembert und anderen Mathematikern des 18. Jahrhunderts seine Zuflucht, welche streng und allgemein gezeigt hatten, daß wenigstens durch Benutzung rein mechanischer Kräfte ein Perpetuum mobile nicht erzeugt werden könne. Wie das Räderwerk einer Uhr keine Arbeitskraft hervorbringen kann, die ihm nicht mitgeteilt wird, sondern nur die mitgeteilte auf eine längere Zeit gleichmäßig verteilt, so erzeugen auch, wie jene großen Forscher durch streng mathematische Schlüsse für alle reinen Bewegungskräfte nachgewiesen haben, unsere Maschinen und Apparate aus sich keine Triebkraft, sondern geben nur die Arbeitskraft, welche ihnen allgemeine Naturkräfte mitgeteilt haben, in anderer Form wieder aus.

Aber die Frage, welche den Fortschritt der neueren Physik bildet, blieb eine offene, ob nicht ein Perpetuum mobile möglich sei für das große Gebiet anderer Naturkräfte, welche nicht zu den reinen Bewegungskräften gerechnet werden, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Licht, chemische Verwandtschaftskräfte, die doch alle in den mannigfaltigsten Beziehungen zu den mechanischen Vorgängen stehen, indem fast bei jedem Naturprozesse mechanische Wirkungen vorkommen und mechanische Arbeit gewonnen wird.

Die medizinischen Studien Helmholtzens und seine Kenntnis der biologischen Seite der Naturerscheinungen hatten ihn zunächst zur Behandlung der Frage nach der Existenz eines Perpetuum mobile für diejenigen Erscheinungen geführt, mit deren Untersuchung er sich schon vom Jahre 1841 an beschäftigte. So wurde ihm bereits bei seinen ersten selbständigen Arbeiten im letzten Studienjahre immer klarer, daß G. E. Stahl, wenn er auch die physikalische und chemische Natur der Kräfte der Organe und Stoffe, die im lebenden Körper wirken, erkannte, doch eine Lebenskraft annahm, welche die Wirksamkeit dieser Kräfte zu binden und zu lösen imstande sei, und daß dessen Theorie in Wirklichkeit jedem lebenden Körper die Natur eines Perpetuum mobile

beilegte. Er charakterisierte später die Stahlsche Lebensseele als „im Ganzen nach dem Vorbilde dargestellt, wie sich die pietistischen Gemeinden jener Zeit die sündige menschliche Seele dachten; sie ist Irrtümern und Leidenschaften, der Trägheit, Ungeduld, Trauer, Unbedachtsamkeit, Verzweiflung unterworfen.“

Nachdem ihn nun seine physiologischen Untersuchungen immer wieder darauf geführt, daß für die hier in Betracht kommenden Naturkräfte ein Perpetuum mobile nicht existiere, und er die Gewißheit gewonnen zu haben glaubte, daß ein solches überhaupt unmöglich sei, kehrte er das bis dahin von den Naturforschern gestellte Problem, die Beziehungen zwischen den Naturkräften zu benutzen, um ein Perpetuum mobile zu konstruieren, um und fragte sich, welche Beziehungen müssen zwischen den Naturkräften bestehen, wenn ein Perpetuum mobile unmöglich sein soll — eine Umkehrung der Problemstellung, die freilich schon vor ihm, wenn auch weniger allgemein und weniger klar bewußt, für die Wärme Robert Mayer und Colding, deren Untersuchungen er gar nicht kannte, und Joule, dessen Versuche ihm erst am Ende seiner Arbeit bekannt wurden, vollzogen hatten. Helmholtz fand, daß alle bekannten Beziehungen der Kräfte sich den Folgerungen der Annahme von der Unmöglichkeit des Perpetuum mobile fügen, ermittelte eine Reihe noch unbekannter, deren tatsächliche Richtigkeit zu prüfen war, und suchte sämtliche Beziehungen zwischen den verschiedenen Naturprozessen zu ermitteln, welche aus der angegebenen Betrachtungsweise zu folgern waren. Es ergab sich das Resultat, daß es durch die ganze Reihe der Naturprozesse keinen Zirkelweg gibt, um ohne entsprechenden Verbrauch mechanische Kraft zu gewinnen, es kann die Menge der Arbeitskraft, wie die Untersuchung zeigte, wohl für die Zwecke unserer Maschinen, aber nicht für das Naturganze verlorengehen, „das Naturganze besitzt einen Vorrat wirkungsfähiger Kraft, welcher in keiner Weise weder vermehrt noch vermindert werden kann, die Quantität der wirkungsfähigen Kraft ist in der unorganischen Natur ebenso ewig und unveränderlich wie die Quantität der Materie“, deren Konstanz schon ein halbes Jahrhundert vorher als Fundamentalprinzip der Chemie von Lavoisier erkannt war. (Leo Koenigsberger, Hermann von Helmholtz, 1902.)



# DIE STAATENWELT

## I. WISSEN VOM STAATE

### DER URANFÄNGLICHE STAAT

Dem Staate geht kein Naturzustand voran, der von blinden Trieben und vernunftlosen Menschen handelt. Der Naturzustand des Menschen ist, Vernunft zu besitzen, ein Über und ein Unter sich zu unterscheiden.

Der Staat ist also keine Erfindung, weder der Not noch der Kunst, keine Aktiengesellschaft, keine Maschine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes Vertragswerk, kein notwendiges Übel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menschheit, er ist eine ursprüngliche Ordnung, ein notwendiger Zustand, ein Vermögen der Menschheit und eines von den die Gattung zur Vollendung führenden Vermögen.

Der Staat ist uranfänglich. Die Urfamilie ist Urstaat. Jede Familie, unabhängig dargestellt, ist Staat. „Der Mensch ist von Natur ein Staatswesen.“ (Aristoteles.)

Was man in der Beschreibung ungebildeter Völker Naturstand nennt, ist nur ein Minus der Staatstätigkeit, das aus einem unentwickelten Bewußtsein des Staates stammt. Man kann mehr Volk als Staat sein, aber man kann nicht Volk ohne Staat sein. Die Aufgabe ist, den Staat im Volksbewußtsein zu vollenden. — —

Gleiche Volksart von Haus aus, das will sagen, ein körperlich und geistig gleichartiger Menschenschlag, gleiche Sprache als Zeugnis seit Jahrhunderten gleichverständener Lebenserfahrungen, geben eine glückliche Naturausstattung auf dem Wege zur Staatsausbildung. Aber die Geschichte hat von jeher häufig die stille Ur-Bildung der Natur unterbrochen, verschiedenartige Stämme und Volkstümlichkeiten übereinander geschichtet und aus der Vermischung manchmal eine zweite gelungenere Natur und gediegene Staatsbildungen gewonnen. Aus Pelagern, Thrakern, Achäern, Ioniern erwuchs das lebensvolle Volk von Attika, und seit das Christentum unserm Weltteile Einheit der Religion gab, konnte selbst Briten, Römern, Sachsen, Normannen, nachdem die furchtbaren Krisen des ersten Zusammentreffens überwunden waren, der Staat von England gelingen. Tritt so das Band der ursprünglichsten Blutsverwandtschaft allmählich zurück, so verstärkt sich dagegen das Band des örtlichen Zusammenseins mit dem Wachstum der Bildung. Das unbestimmte Heimatsgefühl der Natur-Völker, welches hauptsächlich Liebe zu den Genossen und zu gewissen Lebensarten ist, steigert sich mit dem Fortrücken der Bildung und namentlich durch Werke der bildenden Kunst zur örtlichsten Vaterlandsliebe. (F. C. Dahlmann, Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt, 1835.)

## GEBURT DES STAATES AUS DEM GEISTE DER DICHTUNG

Als in Nietzsche die christliche Lehre und Sitte im qualvollen Gift der letzten Erkenntnis zersetzt und verzehrt, in Wagner ihr Gottsang in letzter sinnlicher Brunst verklungen, in Bismarcks Reich das Heilige Reich bis auf die falsch bewerteten und bald zerfallenden Stützen von Thron und Altar schon völlig verweltlicht und zugleich in Marx die Reste der universalen Stufung von Herrschen und Dienen aufgehoben und die letzten Klassen der alten Gesellschaft in die Seichte der Gleichheit, in den an Bildung, Besitz und Macht ununterschiedenen Grund der Gemeinschaft hinuntergezogen waren, kurz, als in diesen Deutschen tiefer als sonst in den Völkern die ursprüngliche Mischung von Antike, Christen- und Germanentum entmischt und verwandelt war; als nun die titanischen Mächte der Leidenschaft und des Frevels unbändig und freigeworden sich tobend und grollend über die Erde wälzten und schon den Brand zu entzünden begannen, der noch Jahrhunderte flammen wird; als alle göttlichen Bänder zwischen den Menschen und Völkern zerrissen waren: da war an Rhein und Main und Neckar schon die dreifache Saat der Dichter erblüht, deren Korn die Greuel überdauern und die neuen Deutschen ernähren und bilden wird. Die Sprache war der jungfräuliche Boden, den der Geist zum Bau ersehnte, das unberührte und allberührende, das keuscheste und reichste Eigen des Volkes. Sie, die beweglicher ist als der Vogel der Luft, und dennoch dauernder als Erz und Stein, sie, die den Raum der Einzelseele wie aller Stämme zugleich erfüllt, dieses dichteste und weiteste war zugleich das ursprünglichste Mittel, um Zeugnis zu geben von der Einheit der Welt in unserm Geiste, sie, das zarteste und dennoch festeste Band zwischen den geheimsten Regungen unserer Herzen, den großen Forderungen unseres Willens und den stolzen Gestaltungen unserer Geschichte, mußte der reinste Träger der Bildung und der stärkste Gestalter unserer Eintracht sein. Ja, in ihr ist der Dichter berufen, eine neue Welt zu schaffen, denn in ihrer wiedergeborenen Schöpfung, der Dichtung, spricht er — wie alle lebendigen Zeiten wußten — mit göttlicher Stimme. Nicht der geschmäcklerische Reiz, nicht die fesselnde Fabel und nicht der geschürzte Konflikt, sondern durch Einheit von Form und Gehalt, von Schrift und Ton und Sinn die Seele zu erschüttern und bildend umzubilden, ist Wesen und Wirken des Dichterwerkes. Das Schöne in ihm — die Frohheit der Sinne wie höchstes Leid der Götter und Menschen umfassend — ist niemals leichter Genuß der müdesten Stunde, sondern Bändigung höchster Freiheit im höchsten Zwang. Scheinbar im Spiel sich fügend, gehorcht das Werk des Dichters dem strengsten Gesetz wie alles Lebendig-Gewachsene, läßt sich nicht scheiden in Hülle und Inhalt, Gedanke und Kleid, sondern trägt wie der Leib das Gebot des So-und-nicht-Anderssein, wie der Sternkreis das Gebot des in und durch sich selber Geschlossenen. Und darum erfordert es von der ergriffenen Seele die strengste Zucht, duldet nicht Willkür des Eigenwillens und lasses Vergeuden der Kräfte, fordert der eigenen Fuge gemäß das Schöne und Edle und Große in Gebärde, Haltung und Tun, fordert vom Einzelnen wie vom Ganzen die heldische Art. Wir sind nur allzu gewohnt, den Staat als stehende Summe von Einrichtungen zu sehen, statt



als lebendigen, leibhaften Ausdruck aller in ihm verbundenen Glieder, wir sind durch das Ausmaß der Riesengebilde verführt, mehr auf das Gerüst als auf das Wesen des Staates zu sehen. Wenn aber Gehäuse und Krusten übermächtig oder die tragenden Kräfte durch mechanische Weitung zu leblosen Strängen und Drähten werden, erstickt oder verflacht das gemeinsame Leben in ihnen, und mag das Gefüge noch so groß und gewaltig erscheinen, mag es als Weltmacht den Erdball umspannen, es ist dennoch tot, und wenn es uns hindert, ein schönes und edles Leben zu führen, so gilt ihm der Kampf auch um den Untergang von ganzen Geschlechtern, auch um den Preis von Werten, die unersetzlich dünken. Aber freilich nicht das Zerschlagen — wie die Äußersten sinnlos glauben — ist Sinn des Kampfes, sondern die Neuerschaffung des staatlichen Menschen, und dem entarteten Gesetz darf nur das lebendige höhere Gesetz den Platz bestreiten. Wie der Dichter die Teile zur schwingenden Einheit bindet, daß aus dem Widerspiel aller Gegenkräfte das lebendige Ganze wird, so soll die Gemeinschaft wachsen, indem der Einzelne sich mit allen Gaben dem Ganzen gibt, indem er alles, was sich an seinem Eigenwuchse entfaltet, zur gemeinsamen Mitte fügt. (Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

#### ERNEUERUNG DES STAATES AUS DEM GEISTIGEN

Von diplomatischer Kunst, die alles ihrer Natur nach auf sich beruhen läßt, ist in keiner Weise ein Heil für Deutschland zu erwarten, und Hoffnung und Furcht werden in dieser Hinsicht gleich eitel sich erweisen. Ein Blitz des Himmels hat in die deutsche Eiche hineingeschlagen; ihre Krone ist zum dünnen Geniste worden, nur die Wurzel in der Erde und der Stamm in seinem Marke grünt stark und kräftig fort und muß neue Triebe auswerfen in die Höhe. — — Darum ist die ganze deutsche Geschichte seit mehr als drei Jahrhunderten ein Welken und ein Dürren, darum strecken alle unsre Institutionen nur nackte, erdorrte Äste in die Gesellschaft, darum ist alles Formale morsch, faul, verwittert und aufgelöst, darum geht ein Geist der Verwesung in unserem Staatsgebäude um, wie in alten Ruinen hört man an Wänden und Grundfesten jenes leise Knistern, als nage vernehmlich der Zahn der Zeit an ihrem Bau, Tragpfeiler bersten, Steine schurren herab, Mauern rücken, und nur der grüne Efeu, der sie umrankt, hält sie notdürftig noch zusammen. Nur die Masse, mit dem Urfels, aus dem sie gehauen, immer noch in geheimem Zusammenhang, und mit ihm im gemeinsamen Naturleben unverwüstlich lebend, darum selbst im Ablauf von Jahrtausenden noch nicht ergraut, ist noch gesund und einer neuen Gestaltung wohl empfänglich.

Es brauchte aber in alten Zeiten die Vorsehung, wenn es mit den Staaten auf diesen Punkt gekommen, das Mittel der Völkerwanderung, indem sie die Brunnen der Tiefe eröffnete und durch Fluten von Barbaren, die sich über die Hinwelkenden ergossen, von unten herauf durch neues Blut das stockende Leben erfrischte und das Erdorrte neu begrünzte. Aber diese Brunnen fließen nicht mehr so reichlich, seit die Kultur die alten Wälder ausgerottet, und die Pflugschar die wilde Erde dem Menschen gezähmt. Dagegen aber hat die-

selbe Kultur die Gemeinschaft mit einer andern Welt eröffnet, die durch geistige Kräfte jene versiegende Naturkraft ersetzt und bei den Umwandlungen der Staaten ihre Dienste versieht. Es ist dies jene geheimnisvolle Ideenwelt, die nach alter Lehre erfüllend die unendliche Tiefe des Geisterreichs und gleich dem Ätherhimmel über unserm Selbstbewußtsein ausgespannt, in alle Klüfte der Unterwelt ihr Licht niedergießt und alle Gestaltungen beseelt. (Görres, Deutschland und die Revolution, 1819.)

### KLEINSTAATEN UND VATERLAND

Wie alle Staatsverfassungen wandelbar sind und keine mit unveränderlicher Beständigkeit ausgerüstet ist, so auch der Umfang und Bestand der Staaten. Für beide gibt es Krisen, welche die Natur herbeiführt, die den Übergang zu einem neuen Zeitraum bilden und zwei verschiedene Rechtszustände abgrenzen; sie selbst sind Revolutionen, die, sobald ihr Anfang eingetreten ist, nicht nach den Regeln beurteilt werden können, die für einen dauernden Zustand gelten. Einen in der Tat bestehenden rechtlichen Zustand zu stören, ist Unrecht. Wenn dieser aber nur dem Namen nach fort dauert, wenn er sich ganz auflöst, und in der verwirrten Masse neue Bildungen anfangen, wenn sich alle Verhältnisse verändern und alles nach einem neuen Zustande hinstrebt, in dessen Vollendung endlich einmal wieder Ruhe und für eine Zeitlang wirklicher Gültigkeit fähige Rechtsverhältnisse eintreten können, — so muß dieser Zeitraum des Konflikts erregter Kräfte nicht wie einer der Ruhe beurteilt werden. — —

Je mehr der Mensch Bürger, je lebhafter und häufiger in jedem das Bewußtsein des Staats ist, um so vollkommener ist das Leben der Einzelnen und des Staates, der ihre Gesamtheit bildet. Daher ist es ausgemacht wahr, daß kleine freie Gemeinden und Fürstentümer, solange sie in sich und gegen andere selbständige Staaten sich darstellen können, den vorteilhaftesten Zustand für den Menschen gewähren wie in der alten europäischen Welt vor Alexanders Zeitalter und in der neuen derjenige war, welcher mit dem elften Jahrhundert eintrat. Wie aber niemand die goldenen Tage der Kindheit und des Jugendalters binden kann, sondern mit der Zeit vorwärts muß, wenn sie ihm gleich keine Blüten mehr bietet, wie der, welcher die Vergangenheit träumend festhalten möchte, sich um alle Gegenwart bringt: so ergeht es, wenn man das Anerkenntnis des Glücks jener Zeiten und den Wunsch, ihre äußere Form aufzubewahren, verwechselt.

Die Zeit verwandelt sich, Reiche entstehen und werden mächtig, und die kleinen Gemeinden und Fürstentümer hören auf, Staaten zu sein. Denn ein Staat kann nur heißen, was in sich Selbständigkeit hat, fähig ist, den Willen zu fassen, fest zu behaupten und sein Recht geltend zu machen; nicht, was einen solchen Gedanken gar nicht hegen kann, was sich einem fremden Willen anschließen und unterordnen muß, und diesen ergreifen, wo er der eigenen Lebensfristung am günstigsten scheint. Solche geschätzte Gemeinden mögen denen, die in Zeiträumen von Ruhe in ihnen leben, sehr gemächlich sein, günstig sogar für Literatur und Künste: aber wer nur ihnen angehört, hat

kein Vaterland, und ihm gebracht es an dem Besten, was das Schicksal zur Ausrüstung des Mannes zu verleihen vermag. Denn nicht nur in der Knechtschaft ist die Hälfte des Mannes geraubt: ohne Staat und unmittelbares Vaterland gilt auch der Beste wenig, durch sie auch der Einfältige viel. Sind nun die Zeiten gefahrvoll und bedrängt, so wird denen, die zur Verteidigung der Nation berufen sind, durch diese Nichtstaaten um und neben ihnen viel Kraft entzogen und ihre Last vervielfacht. (B. G. Niebuhr, Preußens Recht gegen den sächsischen Hof, 1814.)

## DER STAAT ALS MAKROANTHROPOS

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegenteil sein: er ist eine Armatur der gespannten Tätigkeit, sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum tätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er versucht, seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche, freilich nicht ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfassenden Tätigkeit.

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate, er hat kein Eigentum außer dem Staate. Das Völkerrecht ist der Anfang zur universellen Gesetzgebung, zum universellen Staate.

Der Staat ist immer instinktmäßig nach der relativen Einsicht und Kenntnis der menschlichen Natur eingeteilt worden, der Staat ist immer ein Makroanthropos gewesen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das sittliche Vermögen, der Priester das religiöse Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille, so daß jeder Staat immer ein allegorischer Mensch gewesen ist.

Der Staat wird zu wenig bei uns verkündigt. Es sollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt sind die meisten Staatsgenossen auf einem sehr gemeinen, dem feindlichen sehr nahe kommenden Fuße mit ihm.

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf die Politik. Auch hier sind der Monarch oder die Regierungsbeamten Staats-Repräsentanten, Staatsmittler. Je geistvoller und lebendiger die Glieder sind, desto lebendiger, persönlicher ist der Staat. Aus jedem echten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staates hervor, so wie in einer religiösen Gemeinschaft ein persönlicher Gott gleichsam in tausend Gestalten sich offenbart: der Staat und Gott sowie jedes geistige Wesen erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannigfaltigen Gestalten. (Novalis, Fragmente, Ausg. Schlegel-Tieck, 1802.)

## DEUTSCHE STAATSKUNST

Auch sie will Festigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit von der blinden und schwankenden Natur und ist hierin mit dem Auslande ganz einverstanden. Nur will sie nicht wie diese ein festes und gewisses Ding als das erste, durch welches der Geist als das zweite Glied erst gewiß gemacht werde, sondern sie

will gleich von vornherein und als das allererste und einige Glied einen festen und gewissen Geist. Dieser ist für sie die aus sich selbst lebende und ewig bewegliche Triebfeder, die das Leben der Gesellschaft ordnen und fortbewegen wird. Sie begreift, daß sie diesen Geist nicht durch Strafreden an die schon verwahrloste Erwachsenenheit, sondern nur durch Erziehung des noch unverdorbenen Jugendalters hervorbringen könne. So wie der Staat an den Personen seiner erwachsenen Bürger die fortgesetzte Erziehung des Menschengeschlechts ist, so müsse, meint diese Staatskunst, der künftige Bürger selbst erst zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung heraufgezogen werden. Hierdurch wird nun diese deutsche und allerneuste Staatskunst wiederum die allerälteste, denn auch diese bei den Griechen gründete das Bürgertum auf die Erziehung und bildete Bürger, wie die folgenden Zeitalter sie nicht wieder gesehen haben. (Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1807/1808.)

### TATKRAFT UND BILDUNG FÜR DEN STAATSMANN

Das beständige und selbst steigende Glück der Engländer in der Regierung ihrer zahlreichen und zum Teil riesengroßen Nebenländer ist schon oft der Gegenstand der Verwunderung, bei den Franzosen der Gegenstand des bittersten Neides und Hasses gewesen. Es geht aber mit sehr natürlichen Dingen zu, und wenn irgend etwas, so kann die aufmerksame Lesung der Schriften und Denkwürdigkeiten Lord Wellesleys die Lösung des Geheimnisses an die Hand geben. Sieht man nämlich ab von den allgemeinen Gründen des tüchtigen staatlichen Lebens in England, also davon, daß das freie öffentliche Leben im Volke und der Kampf im Parlament einerseits die Ernennung völlig unbrauchbarer und schlechter Menschen sehr erschwert, andererseits immer eine gehörige Anzahl ausgezeichnete Männer bildet und ans Licht zieht (Vorteile, welche allerdings sehr bedeutend sind, doch nicht alles zu erklären vermögen), so findet man, daß sich die Wirksamkeit und Größe der englischen Kolonialverwaltung im wesentlichen auf drei Ursachen zurückführen läßt: auf die persönliche Ehrenhaftigkeit des gebildeten Engländers, auf die häufige Verwendung hochgeborener Männer, endlich auf den Bildungsgang des Engländers. — —

Bekanntlich wird sein Geist und Streben nicht durch Brot- und Examenstudien gebrochen, sondern er erhält auf seinen Schulen nur die allgemeine Bildung. So faßt er denn auch mit dem offenen Sinne eines allgemein Gebildeten die praktischen Geschäfte auf, deren Besorgung ihm zuteil wird. Mag auch der Mangel an wissenschaftlichen Fachkenntnissen zuweilen nachteilig sein, so ist wenigstens bei den leitenden Männern diese Freiheit von engen und einseitigen professionellen Ansichten und von aufgedrungenen Kategorien ein Vorteil. Sie sind hinreichend gebildet, um neue Dinge in ihrem Wesen richtig aufzufassen und dieselben in den allgemeinen Beziehungen zurechtzulegen, und sind nicht verbildet durch eine langjährige und ausschließende Spezialität der Gedanken und Richtungen. Namentlich für Verhältnisse, welche mit den europäischen Zuständen und Ansichten so gar keine Ähnlichkeit haben, wie die indischen, ist eine allgemeine menschliche Bil-

ding ohne Zweifel einer strengen Fachbildung vorzuziehen, weil sie natürlicher begreift und weniger gewalttätig ist. Vielleicht läßt sich die Erscheinung, daß in diesen indischen Dingen sich hauptsächlich Offiziere auch zur Besorgung bürgerlicher Geschäfte brauchbar erwiesen haben, auf denselben Grund zurückführen. Jedenfalls ist die Persönlichkeit Wellesleys ein Beleg für unseren Satz. Er war ein nach englischer Art hochgebildeter Mann; die Klassiker begleiteten ihn überall hin, und er bildete sich als Redner und Staatsmann nach ihnen (noch in seinem 81. Jahre ließ er lateinische und griechische Gedichte drucken); ein Fachgelehrter, ein Jurist war er jedoch keineswegs. Dies aber hat ihn nicht gehindert, der größte Staatsmann zu sein, welchen England je nach Indien geschickt hat. (Robert von Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, 1855/1858.)

## 2. DAS REICH

### DIE LETZTE KAISERLICHE ROMFAHRT

Die allerletzte kaiserliche Romfahrt, welche die Geschichte sah, erweckt Erinnerungen an eine von furchtbaren Leiden erfüllte, aber doch große Vergangenheit, in welcher die deutschen Kaiser Italien mit Kriegen verheert, aber auch die Alleingewalt der Päpste bestritten und oftmals die wichtigsten Angelegenheiten der christlichen Republik entschieden hatten. Diese Zeiten waren schon in die Mythe hinabgesunken. Die Kaisergewalt war nur noch ein völkerrechtlicher Titel ohne Kraft, die Papstgewalt zwar noch mächtiger als jene, dennoch ihrer alten Wirkung in das große Ganze der Menschheit schon beraubt. Ein neues Europa erhob sich, sich gründend auf großen nach Einheit strebenden Ländermassen und Monarchien. Nun zeigte die Romfahrt Friedrichs III. noch deutlicher als die Sigismunds, daß jenes katholische Kaisertum, das Ideal des Mittelalters, eine Antiquität geworden war, ein Gegenstand für Schauspieler welthistorischen Stils und für akademische Reden humanistischer Kunst. Wenn bei diesem Romzuge die Städte Italiens und selbst der Papst noch in Aufregung gerieten, so war auch dies kaum mehr als Erinnerung. Dem römischen Könige diente übrigens seine Krönungsreise zugleich als einträgliches Finanzgeschäft. Er konnte sich mit den Geschenken Italiens bereichern und dort Tausende von Gnadenbriefen austreuen, welche Eitelkeit erkaufte. Er errötete nicht, sich Geleitsbriefe von den Städten zu erbitten, und auch der Papst stellte ihm einen guten Reisepaß aus.

Die Reichsstände hatten Friedrich 1000 Reiter bewilligt, und etwa ebensoviele stießen unterwegs zu ihm. Sein Bruder, der Herzog Albrecht, einige deutsche Bischöfe und viele edle Herren begleiteten ihn, nebst dem zwölfjährigen König Ladislaus; denn diesen nachgeborenen Sohn Albrechts II., den Erben von Böhmen, Ungarn und Österreich, führte er mit sich, um ihn aus jenen Erbländern zu entfernen, wo die Landstände Friedrichs Vormundschaft bestritten. Am Ende des Jahres 1451 kam er nach Treviso. Er verzichtete darauf, die eiserne Krone in Mailand zu nehmen, dessen Gebiet er nicht berührte; denn dort herrschte ein vom Reich nicht anerkannter Usurpator. Am Po empfing der glückliche Borso von Este das Phantom des Kaisertums auf seinen Knien, übergab ihm alle seine Lande und führte ihn im Triumphgepränge in das schöne Ferrara. Dorthin kam auch Ludovico Gonzaga von Mantua und Sforzas kleiner Sohn Galeazzo Maria, welchen der Vater voll Artigkeit zur Begrüßung des römischen Königs abgeschickt hatte. In Bologna holte diesen der Kardinallegat Bessarion ein. Man feierte den Kaiser überall mit hohen Ehren und hielt ihn kostenfrei. Die Florentiner hatte er höflich um die Erlaubnis seines Besuchs gebeten, und sie erflehten denselben noch höflicher als eine Gnade. Kniend überreichte ihm die Signorie die Schlüssel der edlen Stadt, und überall sah man das Volk, selbst Frauen, ehrfurchtsvoll niederknien. Mit solchem Kultus ehrte noch Italien das Schattenbild des lateinischen Kaisertums, so daß sich dieser machtlose Habsburger, wenn er Sitte für Wirklichkeit nahm, für ein vergöttertes Wesen hätte halten können. Die Kardinäle Calandrini

und Carvajal begrüßten ihn in Florenz im Namen des Papstes. Der berühmte Kanzler Carlo Marsuppini verherrlichte ihn durch eine ciceronische Rede, und während seines dreizehntägigen Aufenthalts huldigten ihm die Florentiner mit so schönen Festen, daß die deutschen Junker ewig am Arno zu leben wünschten. Kunst und Wissen, Adel der Form und heiterste Menschlichkeit blühten damals in dem italischen Volk, zumal in Florenz, und sie boten den Deutschen ein berauschendes Schauspiel farbenprächtiger Feste, wie sie kein romfahrender Kaiser zuvor hätte genießen können.

Von Florenz wollte Friedrich nach Siena zum Empfange seiner Verlobten ziehen. Denn während er sich auf der Romfahrt festlich fortbewegte, hielt die schöne Portugiesin ihre langweilige Brautfahrt auf dem Meer. Unter vielen Tränen, welche indes die Aussicht, Kaiserin zu sein, trocken half, hatte Donna Leonora erst am 12. November 1451 Lissabon Lebewohl gesagt, um einem Gemahl entgegenzuziehen, den sie nie gesehen hatte, dessen Sprache sie nicht verstand und an welchen sie in einem rauhen Lande für immer gekettet sein sollte. Sie segelte unter dem Schutze des Marques von Valenca mit einer ganzen Flotte und 2000 Mann Bedeckung, welche dies Kleinod Portugals gegen lüsterne Korsaren verteidigen sollten. Unter Gefahren jeder Art schwebte die mutige Kaiserbraut 104 Tage lang — heute würden fünf hinreichen — auf der See, ohne jemals, außer in Ceuta, einen Hafen zu berühren. Schon war Friedrich in Tusciem und Piccolomini in Siena, wo die Volkspartei in Aufregung geriet. Man zwang den Bischof und Gesandten des Kaisers, sich nach dem Hafen von Telamon zu begeben, und hier wartete der Brautführer zwei lange Monate, angstvoll in die grauen Meeresfluten spähend, die dort das Kap Argentaro umrauschen. Donna Leonora landete endlich am 2. Februar 1452 in Livorno, und auf diese Freudenbotschaft befahl Friedrich seinem Abgesandten, die ermüdete Prinzessin in Pisa zu empfangen und ihm nach Siena entgegenzuführen.

Vor der Porta Camolia dieser Stadt bezeichnet noch eine Säule den Ort, wo am 24. Februar 1452 die reizvollste Szene gesehen ward; denn hier empfing Friedrich III., ein Mann von 35 Jahren, die sechzehnjährige Waise von Portugal. Eingeholt von prachtvollen Scharen der Ritterschaft und der Bürger, umgeben von ihrem eigenen Hof, kam sie daher und überstrahlte den Glanz dieses Schauspiels durch das sanfte Feuer ihrer schwarzen Augen, ihr jungfräuliches Erröten und die wonnevolle Blüte ihrer Jugend und südlichen Gestalt. Entzückt schloß sie Friedrich in seine Arme. Piccolomini hat die viertägigen Schauspiele, welche Siena, die Stadt der Grazien und der Liebe, dem kaiserlichen Paare gab, anziehend beschrieben. Anmutige Frauen priesen von Tribünen herab in wohlklingenden Reden oder Gedichten die Schönheit der Braut oder das Glück der Liebe, und sie tanzten auf geschmückten Plätzen ihre Nationaltänze, bis sie von der Dreistigkeit der Portugiesen beleidigt, sich sittsam zurückzogen. Piccolomini, Bischof und Weltmann und jetzt der Vertraute Friedrichs, würzte ihm die Gelage als heiterer Schöngest, aber die Kardinallegaten verbitterten sie durch die herrische Forderung des klementinischen Treueides. Friedrich unterwarf sich nach einigem Sträuben dieser Demütigung. — —

Auf dem ciminishen Bergwalde weissagte Friedrich seinem Begleiter Piccolomini das Papsttum. Er langte am 8. März vor Rom an mit mehr als 2000 Reitern. Auf dem ersten Hügel, welcher den Blick freigibt, ward Halt gemacht und die im Abendglühen strahlende Stadt bewundert. Klerus, Magistrat und Adel, die Colonna an dessen Spitze, kamen ihm entgegen. Er würdigte die Kardinäle kaum eines Grußes, aber mit Auszeichnung behandelte er den Senator Nicolo de Porcinario von Aquila, einen gelehrten Studiengenossen Piccolominis, er entblößte sein Haupt und umarmte ihn. Piccolomini konnte nicht die Bemerkung unterdrücken, daß in früheren Zeiten auch der Papst dem romfahrenden Kaiser entgegenkam: „doch jede Macht erleidet ihre Wandlung; einst überstrahlte die kaiserliche Würde alles, jetzt ist die päpstliche größer als sie.“

Da der römische König der Sitte gemäß wenigstens eine Nacht vor den Mauern zubringen mußte, blieb Friedrich im Landhaus des Florentiner Wechslers Spinelli am Kreuz des Monte Mario, während Leonora in einer andern Villa übernachtete. Das Gefolge lagerte auf den neronischen Wiesen. Folgenden Tags fand der Einzug statt. Nach altem, jetzt bedeutungslosem Gebrauch beschwor Friedrich erst die Freiheiten der Römer, dann ritt er zum Tor des Kastells in einem strahlenden Ornat, dessen Schmuck man auf 20000 Dukaten schätzte. Der Burgraf von Nürnberg trug das Reichspanier, der Marschall Heinrich von Pappenheim das Schwert. Donna Leonora wurde vom Herzog von Teschen und dem Marques von Valenca geführt. Am Tor des Kastells begrüßten den König Klerus und Adel; auch der Stadtpräfekt Francesco Orsini trug ihm das bloße Schwert nach. Der argwöhnische Papst, welcher Straßen und Plätze mit Truppen hatte besetzen lassen, erwartete die Ankommenden auf der Treppe St. Peters, wo Friedrich und Leonora von den Pferden stiegen und sich mit einem Knie zur Erde neigten. Der König küßte des Papstes Fuß, Hand und Wange, opferte einen Klumpen Goldes, schwor den von ihm begehrten Eid und betrat dann mit Nicolaus den Dom.

Nach dem Wunsche des Papstes wurde die Krönung auf den 19. März, den Jahrestag seiner eignen Weihe, festgesetzt. Bis dahin wohnte Friedrich im Vatikan. Er besuchte jedoch Rom, was man unpassend fand; nur die Engelsbrücke betrat er nicht. Am 16. März segnete Nikolaus die Ehe des kaiserlichen Paares ein und krönte Friedrich mit der eisernen Krone, welche durch die silberne von Aachen ersetzt wurde. Die Mailänder Oratoren protestierten, aber der Papst erklärte in einer Bulle, daß Friedrich, verhindert die Krone der Lombarden in Mailand zu nehmen, ihn ersucht habe, dieselbe ihm in Rom zu erteilen, was demnach geschehen sei, ohne die Rechte des Mailänder Erzbischofs zu beeinträchtigen. Der eitle Kaiser, welcher gern mit Edelsteinen prunkte und sich im Festpomp wohlgefiel, hatte die Insignien des Kaisertums aus Nürnberg mit sich gebracht, wo sie im Jahre 1424 von Sigismund waren niedergelegt worden. Man hielt sie noch für jene Karls des Großen, aber Piccolomini bemerkte auf dem Kaiserschwert den böhmischen Löwen Karls IV., und der kaiserliche Ornat überhaupt erschien ihm dürftig.

Diese Kaiserkrönung war die letzte, welche in Rom vollzogen wurde. Zum letzten Male zeigte sich am 19. März 1452 den Römern der vom Papst in Sankt



Peter gekrönte und gesalbte, von ihnen selbst akklamierte, friedestiftende Augustus mit Krone, Szepter und Reichsapfel. (Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 1859/1872.)

### MAXIMILIAN

Maximilian war ein Fürst, von dem wir zwar viele Bildnisse haben, doch so, daß selten eines dem andern gleicht; so unbefangen und ganz ergab er sich den Dingen, so wenig herrschte in ihm eine Beschäftigung, eine Neigung vor, ein Fürst, von dem seine Zeitgenossen zwar ausführliche Sittenschilderungen, doch niemand eine genügende Geschichte hinterlassen hat. Seine Seele ist lauter Bewegung, Freude an den Dingen und Entwurf. Es gibt kaum etwas, das er nicht kann. In seinen Bergwerken ist er ein guter Schiner, in seiner Rüst-kammer der beste Platner, der andere in neuen Erfindungen zu unterrichten weiß; die Büchse im Arm, überwindet er seinen besten Schützen Georg Purk-hard; mit dem groben Geschütz, das er bohren lehrt, das er auf Räder ge-schafft, trifft er meist am nächsten zum Ziel; er befiehlt sieben Hauptleute in ihren sieben Sprachen; er wählt und mischt seine Speise, seine Arznei selbst. In Feld und Flur erst befindet er sich wahrhaft wohl. Lauschend reitet er das Gebüsch vorbei, wo er eine Nachtigall schlagen hört, etwa nach den Brabanter Forsten, den Eber zu jagen, oder nach dem Tiroler Gebirge, wo er die Stein-böcke, als ihrer durch das Schießgewehr nur noch wenige übriggeblieben, zu schießen verboten hat. Hier läßt er das Pferd hinter sich und steigt ihnen die hohen Felswände empor nach, wo er 400 bis 500 Klafter fallen kann, wenn er einmal fehltritt, wo ihn zuweilen, wenn die Fußeisen losgelassen, nur noch eine Staude, ein spitzer Stein errettet hat, wo er einst im Halltale schon die Lawinen hinter sich brausen gehört. Das Volk weiß viel zu erzählen, wie man ihn an großen Seilen aus der Höhe in das Tal gelassen, ja wie ihn, da auch dies unmöglich gewesen, da man ihm aus der Tiefe schon das Kruzifix als zum letzten Gebet entgegengehalten, noch ein Engel von der Martinswand er-rettet habe. Kommt er nun zurück, so bringt ihm sein Vogler alle Arten von Singvögeln in seine Stube, so daß man kaum sein eigen Wort hört, oder er besucht einen Diener auf seiner Hochzeit, oder er hört zutraulich die Bitten seiner Untertanen, oder er erzählt seinen Räten, seinen Schreibern eine Ge-schichte, diktiert ihnen ein Stück seiner rätselhaften und fast unergründlichen Bücher, eine Notiz in sein Memorienbuch, etwa, wie Priester Lasla die Chro-niken zusammenstimmen solle, eine seiner ganz genauen Instruktionen, zum Beispiel, wie man bei Beutelstein mit einer Notbüchse übereck schießend in die Küche treffen könne, einen Brief. So ist sein Wesen. Doch den Zusam-menhang der Geschichte geht dies minder an. Was sein öffentliches Leben eigentlich auszeichnet, ist das Vorgefühl von der künftigen Größe seines Hau-ses, das er von seinem Vater geerbt hat, und das rastlose Streben danach, das vom Hause Burgund auf ihn übergegangen ist. Nicht auf das Reich, für dessen wahre Bedürfnisse er wenig wesentliche Sorgfalt zeigt, auch nicht auf das Wohl seiner Erblande unmittelbar, sondern auf die Verwirklichung jener Idee geht seine ganze Politik, gehen alle seine Pläne. Hiervon sind alle seine

Schriften und Reden voll. Doch jeden einzelnen Entwurf hält er äußerst geheim. Es gibt Vorhaben, die er keinem seiner Räte mitteilt; dann weist er den fremden Gesandtschaften einen Platz an, wo sie nichts erfahren, und von dem sie doch nicht weichen sollen; dann schickt er seinen Mundkoch nur eine Stunde, ehe er selbst aufbricht, voraus. Wenn er glaubt, man durchschaue ihn doch, laufen ihm die Adern am Halse auf, und er stellt sich selbst zornig an; da geschieht es nun freilich, daß die vorliegende Sache ihm unerwartet und nicht in Erwägung gezogene Hindernisse zeigt, wenn er sie unternimmt. Indes, da er immer andere Entwürfe hat, die alle zu demselben Ziele führen, vergißt er leicht, was ihm mißlingt. Er ist auch hier wie ein Jäger, der etwa einen sehr steilen Berg hinan will, bald da, bald dort, und, wenn es nicht gehen will, ohne große Bekümmernis einen andern und wieder einen andern Weg versucht, noch ist es früh am Tage, allmählich kommt er höher empor: und er ist nur besorgt, dem Tiere seine Spur zu verbergen.

Im März 1495 kam Maximilian auf den Reichstag zu Worms. Er erschien in seiner ganzen Ritterlichkeit, als er selber einem Franzosen, der alle Deutschen herauszufordern gekommen, an den Schild schlug und ihn besiegte. Er zeigte sich in dem vollen Glanze seiner Krone, wenn er auf offenem Platze zwischen den Erzbischöfen, seinen Kanzlern saß. Dann saß ihm der Pfalzgraf rechts und hielt ihm den Apfel, links stand der Herzog von Sachsen und hielt sein Schwert, vor seinem Angesicht stand der Gesandte von Brandenburg mit dem Szepter, hinter ihm statt Böhmens der Erbschenk von Limburg mit der Krone und nun die übrigen 40 Fürsten, 67 Grafen und Herren, so viele gekommen, die Botschafter der Städte und andere Botschafter, alle in ihrer Ordnung. Dann kam wohl ein Fürst, berannte den königlichen Stuhl mit seinen Fahnen und empfing seine Lehen. Da empfand man nicht, daß diese Art der Belehnung gleichsam einen Zwang bedeutete, daß die Insignien der königlichen Macht in den Händen der Fürsten lagen. (Leopold von Ranke, Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514, 1824.)

## KAISER UND REICHSSTADT

Die humanistische Richtung findet nun auch vorzugsweise ihre Stütze an Kaiser Maximilian, der ein ganz besonderer Freund von Augsburg war und sich in keiner Stadt des Reiches so gern aufhielt wie hier. Er war eine populäre Gestalt, seit er zum erstenmal seinen Einzug als römischer König gehalten. Es war am 23. April 1473 abends spät und unter starkem Regen, da ritt er unter dem seidenen Baldachin neben seinem kaiserlichen Vater einher, ein hochaufgeschossener junger Herr. Schon Friedrich III. liebte die Stadt und war in ihr beliebt; in dieser Zeit der äußersten Verwirrung standen ja die größeren Städte überhaupt am treuesten zu ihm. Nur einmal hatte er zu Augsburg einen Konflikt, als er dort noch gar zu große Zehrungskosten schuldete und die unbezahlten Handwerker ihm bei der Abreise seine Wagen mit Küchen- und Kammergerät nicht wollten nachfolgen lassen. Im übrigen bessert und mehrt er der Stadt die Privilegien und wird immer gern aufgenommen. Sein Sohn aber ist durch seine ganze Persönlichkeit befähigt, die Volks-

tümlichkeit, welche der Vertreter der kaiserlichen Macht in den Städten so leicht gewinnen konnte, noch in höherem Grade zu erringen. Mochte diese abenteuerliche Rittergestalt auch nicht für die veränderten und inhaltschweren Zeiten passen, die einen schärfer ausgeprägten Charakter verlangt hätten, so steht er doch immer würdiger und königlicher als seine Vorgänger da, und wie wenig auch seine halb phantastischen Kriegsunternehmungen gegen außen vom Glück begünstigt sind, im Innern bringt er es doch zu etwas mehr Ansehen für sich selbst und zu größerer Ordnung im Reich. Er war eine kühne, romantische Erscheinung, hatte Sinn für Wissenschaft und Kunst, wußte bedeutende Leute an sich zu fesseln und gewann durch seine Leutseligkeit die Herzen des Volkes. Von dem, was er an Kunstschöpfungen in das Leben rief, mußte hier das Meiste entstehen, obwohl der Kaiser mit dem Bezahlen nicht so sehr wie mit dem Bestellen bei der Hand war. Hier lebt Hans Burgkmair, sein Hof-, Kriegs- und Turniermaler, der ihm die Zeichnungen zu seinem Triumphzug und seiner Lebensbeschreibung in Prosa, dem „Weißkunig“, macht. Hier schneidet ihm Jost Dinecker diese und andere Bilder in Holz. Selbst der Druck seiner poetischen Schöpfung, des „Theurdank“, wird durch den Augsburger Schönsperger hier begonnen, wenn auch später das Werk zu Nürnberg, wohin unterdes der Drucker verzogen war, erschien. Hier läßt er seine metallenen Bildnisse gießen, hier die prächtigen Rüstungen fertigen, die seine besondere Freude sind, seine Juwelen handelt er bei Augsburger Kaufleuten ein. Und selbst für die alte Geschichte der Stadt zeigt er, namentlich im Verkehr mit Peutinger, ein lebhaftes wissenschaftliches Interesse. Immer von neuem findet er sich hier zu längeren Besuchen ein, wird, wie gebräuchlich, „von den Bürgermeistern mit großer Ehrerbietung und Untertänigkeit empfangen, von den fürnehmsten Herren des Rates in sein bestellt Losament mit großem Frohlocken und Jubilieren des Volks begleitet und stattlich verehret“. Als er nun endlich seinem Vater in der Kaiserwürde folgt und drei Jahre darauf, 1496, zu Augsburg von Rat und Gemeinde die Huldigung entgegennimmt, da wird uns ausdrücklich berichtet, daß die Stadt ihrer kaiserlichen Majestät von derselben Zeit an zu sonderen Gnaden jederzeit wohl befohlen gewesen und sich auch ihrerseits dem Kaiser wiederum in höchster Untertänigkeit und Gehorsam stets bereitwillig habe erfinden lassen. Mit seiner zweiten Gemahlin Maria Blanka von Mailand residiert er öfters hier. —

Durch den häufigen Besuch des Kaisers geht es denn in Augsburg noch festlicher und fröhlicher zu als sonst. An ein lustiges Leben war man in der Reichsstadt überhaupt gewöhnt. Schon Kaiser Sigismund hatte ihr das Privilegium gewährt, in Kriegs- und Friedenszeiten öffentlich Trompeter und Zinkenbläser zu halten. Sie werden häufig benutzt. Da halten vielleicht die Geschlechter, mit denen von Ulm und Nürnberg vereint, ein glänzendes Turnier, wie im Jahre 1458, wo der Einheimischen 73 Mann, der Fremden 107 sind. Auf dem Frohnhof ist Platz genug, um sich zu tummeln, und hernach ist Alles beim köstlichen Bankett auf der Trinkstube vereint. Dann wird vielleicht am Dreikönigstage das schaulustige Volk durch ein geistliches Spiel in die Domkirche gelockt. Wie die heilige Jungfrau als Kindbetterin nach

Ägypten geflohen oder sonst etwas Ähnliches führen sie auf. Die öffentlichen Hauptfeste der deutschen Städte aber bilden damals die Freischießen, welche für die Bürger dasselbe wie für die Adligen die Turniere sind. Armbrust und Feuerrohr, die bürgerliche Wehr, drängen in Ernst und Spiel die ritterliche Lanze immer mehr in den Hintergrund. Zu solchen Schützenfesten kommt man aus ganzen Landschaften in eine Stadt zusammen, welche dann die großartigste Gastfreundschaft übt. Da ist für Ernst und Scherz gesorgt, zwischen den Einwohnern der verschiedenen Orte wird ein frischer Wetteifer angeregt, und um das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den Deutschen der mannigfachen Gauen zu wecken, ist das fast die einzige Gelegenheit. Monatelang dauern die Vorbereitungen, die Ausschmückung des Schießplatzes, die Beschaffung der Preise, die feierliche Herrichtung der ganzen Stadt und ein glänzender Auszug mit wehenden Fahnen, die städtischen Würdenträger voran, eröffnet das Fest. Zur Herbstmesse 1506 findet zu Frankfurt am Main ein Schießen statt, das in ganz Deutschland angekündigt worden. Auch Augsburg beteiligt sich; mit den dortigen Kaufleuten ziehen sechs freudige Schützen hinaus, „denen ein ehrbarer Rat sechzig Gulden zur Zehrung verehret und die dann auch nicht die Wenigsten gewesen“. 1511 findet ein Schießen zu München statt, wo der Augsburger Wilhelm Rehm das Beste gewinnt, „welches aber die Bayern nicht wenig verdrossen“. Im Jahre 1509 ist zu Augsburg selbst ein großes Schützenfest, wozu sogar von Paris einer gekommen. Heinrich Merker von Lindau wird als der beste Gewinner genannt. Mannigfache andere Kurzweil kommt hier zum Schießen hinzu; an allerlei Schauspielen ist kein Ende. Wettkämpfe finden auch im Laufen, Ringen und Tanzen statt; Fechterbanden führen auf dem Schießplatze ihre blutigen Kämpfe auf. Das Ergötzlichste für jedermann ist aber ein Glückshafen, bei welchem der Einsatz acht Pfennige und der höchste Gewinn fünfzig Gulden beträgt. Zahlreiche Gastereien, oft mit Tanz, vom Rate veranstaltet, bilden die Krone des Ganzen. — Was zu dem ohnehin bunten und geräuschvollen Treiben der Reichsstadt durch Kaiser Max noch hinzukam, bestand nicht bloß im Glanz seiner Hofhaltung, der im Vergleich zu andern Fürsten der Zeit nicht gerade übermäßig war. Großes Leben vielmehr brachten vor allem die Reichstage, welche auf seinem Befehl hier abgehalten wurden. Da ziehen die Fürsten und Mächtigen herbei. Jeden empfängt man achtungsvoll und reicht ihm in seiner Herberge den Willkommtrunk. Es war die Zeit, wo man mit Reden Prunk trieb, und so hält mancher Gesandte in den Versammlungen „eine stattliche, geschmierte Oration“. Gerade an die Reichstage schließen sich dann die meisten Ritterspiele und hübsche, zierliche Tänze an, welche die Geschlechter abends in ihrem Tanzhause oder unter Tages auf freien Plätzen veranstalten. Hoch ging es besonders im Jahre 1496 her, als des Kaisers Sohn, Erzherzog Philipp, zum erstenmal die Reichsstadt besuchte, und mit eigener Vorliebe, ja sogar wahrhaft romantisch wird dieser Aufenthalt von den Chroniken geschildert. Nachdem die Geschlechter ihm zu Ehren auf ihre Weise Turniere und Tänze angerichtet, will auch er ihnen eine besondere Artigkeit erzeugen. Um ihnen etwas Neues zu bieten, ahmt er ein dörfliches Vergnügen nach. Am Sankt Johannisabend läßt er einen hohen Scheiterhaufen von Maien

und dürrn Rebén auf dem Frohnhofe errichten. Da war alles Volk versammelt und die Edelfrauen mit ihren Edelfräulein, von deren Schönheit der junge Fürst soviel gehört, alle auf das Schönste und Zierlichste geschmückt. Als Philipp in den strahlenden Kreis trat, fiel sein Auge auf eine junge Ulmerin, die hier bei ihren Verwandten zum Besuch war, Susanna Neidhardt. Er führte sie zum Holzstoß und reichte ihr die Fackel, um ihn anzuzünden, wonach er einen „lustigen und artlichen Tanz“ mit ihr eröffnete „beim hellen Schall der Trommeten und Zinken, da auch die kupferne Heertrommel darein geklungen“.

Zum letztenmal war Maximilian der Greis im Jahre 1518 in Augsburg bei Gelegenheit des bekannten Reichstages, auf welchem Luthers Disputation mit dem Kardinal Gaetano stattfand. Huldvoll wohnt er hier noch einem Geschlechtertanze bei. Da müssen auf seinen Wunsch die Jungfrauen paarweise tanzen, weil es die Kavaliers nicht zierlich genug gemacht. Dann mißfallen ihm die Schleier, mit welchen damals die zur Begleitung der jungen Mädchen erscheinenden Frauen nach morgenländischer Sitte das ganze Gesicht verhüllt trugen. Als gelte es die wichtigste Staatsangelegenheit, läßt er sie durch den Kardinal Mathäus Lang wie durch einen diplomatischen Unterhändler ersuchen, solche unschöne Hülle ihm zuliebe künftig nicht mehr zu tragen. Hatte er, „seiner Demut nach gütig und freundlich, in Gebühr“ gebeten, „da er solches doch wohl in Kraft seiner kaiserlichen Majestät gebieten mögen“, so ward ihm auch „auf der Herrn Bürgermeister kurzes Bedenken“, die man bei einer Sache so allgemeinen Interesses nicht umgehen durfte, in sonderer Ehrerbietung willfähriger Bescheid. Ebenso zeremoniös lassen ihm die Damen durch Conrad Peutinger entgegen: sie seien dessen wohl zufrieden, wollen auch solcher Hauptzierde ihrer Majestät zu gnädigstem Gefallen hinfüro willig und gern entraten. Worauf sie bei der nächsten feierlichen Gelegenheit zur größten Verwunderung des gemeinen Volkes unverschleiert in ihren goldenen Haarhauben erschienen. Als nun die Abschiedsstunde kam, scheint es dem Kaiser nicht ganz leicht geworden zu sein, als hätte ihn eine Ahnung beschlichen, daß er zum letztenmal in seiner Lieblingsstadt war. Nicht ohne Rührung können wir lesen, wie bei der Rennsäule auf dem Lechfelde Maximilian sich noch einmal umgewandt, das Kreuz gegen die Stadt geschlagen und gesprochen: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darinnen! Wohl haben wir manchen frohen Mut in dir gehabt. Nun werden wir dich nicht mehr sehen.“ — Am 12. Januar des folgenden Jahres starb er zu Wels. (Alfred Woltmann, Holbein und seine Zeit, 1866/1868.)

## RITTER UND FÜRSTEN

Sickingen wird immer unvergeßlich bleiben, nicht gerade wegen großer Taten von nachwirkendem Gehalt, die er ausgeführt, auch nicht wegen einer außerordentlichen Tapferkeit, moralisch bedeutender Vorzüge, die er entwickelt hatte, sondern wegen der neuen und großartigen Stellung, in die er allmählich gelangte. Was ihn zuerst emporbrachte, war sein Verhältnis zu dem Kur-

fürsten von der Pfalz, der ihn gegen seine Feinde brauchte, ihm Raum machte, Rückhalt verlieh, ihn insgeheim oder offen unterstützte. Da ward er aus einem nicht sehr bedeutenden Ritter, dem ein paar Burgen gehörten, in kurzer Zeit ein mächtiger Kondottiere, der ein kleines Kriegsheer auf eigne Hand ins Feld stellen konnte. Je angesehener er aber wurde, desto mehr fühlte er sich auch versucht und berechtigt, seine eigene Politik zu befolgen. Zuerst in dem württembergischen Kriege riß er sich von dem Kurfürsten los, dem diese Unternehmung nicht eben sehr erwünscht kam. Doch auch an den schwäbischen Bund schloß er sich darum nicht an; sehr bald trat er vielmehr mit den fränkischen Rittern, die dieser anfeindete, in das engste Verständnis. Eben hierin liegt das Großartige seiner Haltung. Sickingen und die Ritterschaft hielten die Opposition allein aufrecht. Der Gedanke erhob sich in ihnen, noch einmal die alten Grundlagen der Unabhängigkeit des Adels zu beleben, sich der Territorialherrschaft geistlicher und weltlicher Fürsten zu entledigen, der neuen religiösen Überzeugung Bahn zu brechen. Es ist die eigenste Kombination: mitten in den Gewaltsamkeiten, die man begeht, hat man doch einen lebendig offenen Sinn für großartige Ideen; eben in dieser Verbindung besteht das Wesen des Adels jener Zeit. Indessen war man weder geistig so kraftvoll, noch politisch so mächtig, um Gedanken dieser Art durchzuführen. Wie Sickingen endlich das Fürstentum entschieden angreift, erheben sich gewaltigere Mächte wider ihn: die Pfalz läßt ihn nicht allein fallen, sondern sie verbindet sich sogar mit seinen Gegnern zu seinem Verderben. Da muß er erfahren, daß er doch nicht so mächtig ist, wie er glaubte, daß die Kräfte, die ihn gehoben, nicht ganz die seinen sind und sich vielmehr wider ihn wenden; in diesem Konflikt geht er unter. — —

Von Landstuhl, wo er sich aufhielt, sah er eines Tages Reiter in den entfernten Gebüschern erscheinen; er schmeichelte sich, es seien Lutheraner, welche sehen wollten, was er treibe, aber sie kamen nicht näher, sie banden die Pferde in jenem Buschwerk an; es war eben der Vortrab der Feinde, welche anlangten, um ihn zu belagern.

Indessen war er unbesorgt. Er zweifelte nicht, sich in der Feste, die er erst vor kurzem hergestellt hatte, wenigstens ein Vierteljahr halten zu können: seinen Verbündeten werde Zeit bleiben, zu kommen und ihn zu entsetzen.

Da aber zeigte sich doch, daß er die Kriegskräfte, wie sie sich in dem letzten Jahrhundert entwickelt, nicht richtig berechnete. Er war jetzt darauf angewiesen, sich wie die alten Ritter zu verteidigen; es kam darauf an, ob die Bergspitze, die felsenfesten Turmgewölbe, die dicken Mauern noch eine Freistatt gegen das Geschütz gewährten. Es zeigte sich sehr bald, daß die neue Kriegskunst der alten Verteidigung zu mächtig war. Am 30. April 1523 fingen die Fürsten an, die Burg aus ihren Kartaunen, Notschlangen und Scharfmetzen zu beschießen; sie waren sehr wohl versehen, sehr wohl bedient; der junge Landgraf, der in der Tracht eines Landsknechtes erschien, zeigte Mut und Geschicklichkeit: noch an demselben Tage brach der große Turm, von welchem ihr Lager übersehen und bedroht wurde, zusammen. Eben ihrer Neuheit halber leisteten die Mauern den Kugeln keinen rechten Widerstand. Indem Sickingen dieses unerwartete Unheil bemerkte, nach einer Schieß-

luke ging und, an das Sturmgerät gelehnt, den Stand der Dinge und was sich etwa tun lasse, zu überblicken suchte, war eine Notschlange eben dahin gerichtet worden und traf nur allzugut; die Werkzeuge der Verteidigung wurden auseinandergeworfen, Sickingen selbst gegen einen spitzen Balken geschleudert und in der Seite tödlich verwundet.

Das ganze Haus war zerschossen; in dem einzigen Burggewölbe, das sich gehalten, lag der Hauptmann ohne Hoffnung; Hilfe wollte nicht erscheinen. Wo sind nun meine Herren und Freunde, sagte Sickingen, die mir so viel zugesagt? wo ist Fürstenberg? wo bleiben die Schweizer? die Straßburger? Er mußte sich entschließen, zu kapitulieren.

Die Fürsten wollten ihm keinen freien Abzug zugestehen, worauf er der Sitte gemäß angetragen; er sagte, ich will nicht lange ihr Gefangener sein. Kaum hatte er noch Kräfte, die Artikel zu unterschreiben, in seinem Burggewölbe lag er im Sterben, als die Fürsten daselbst eintraten.

Der Kurfürst von Trier sagte: weiß hast du mich geziehen, Franz, daß du mich und meine armen Leute im Stifte überfielst? Und mich, fügte der Landgraf hinzu, daß du mein Land in meinen unmündigen Jahren überzogst? Sickingen erwiderte: ich habe jetzt einem größeren Herrn Rede zu stehen.

Sein Kaplan Nikolaus fragte ihn, ob er zu beichten verlange. Er antwortete: ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.

Der Kaplan rief ihm Worte des letzten Trostes zu und hob die Hostie empor. Die Fürsten entblößten ihr Haupt und knieten nieder: in diesem Augenblicke verschied Sickingen. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1839/1847.)

## DEUTSCHE LANDSKNECHTE IM KAMPFE GEGEN VENEDIG

Fünfhundert Schritte von Alvianos viereckter Schlachtordnung am Flusse Bachelion mußten sich die ermüdeten Spanier und Deutschen lagern. In ihren Rücken, auf ihre Seiten waren Venetianische Unterbefehlshaber mit vier Tausend Mann, fünfhundert Pferden und zahlreichen Scharen des Landvolks gezogen, hatten alle Straßen abgegraben; an den Bergen, bei den Eingängen der Täler und am Übergange des Wassers Trupps ausgestellt. Von vorn schlug ununterbrochen das schwere Geschütz Alvianos auf sie ein, wenn sie Zelte aufrichten oder einen Platz zum Lager nur auswählen wollten. Ein solcher Regen von Pfeilen traf sie von vorn und von den Seiten, daß sich ganze Reihen des Fußvolkes platt an die Erde legen und die Reiter sich hinter Gesträuchen und Bäumen oder in Niederungen verbergen mußten. Dazu kam, daß aller Getreidevorrat schon vor zwei Tagen aufgezehrt war und das Heer sich einzig vom Fleische des zusammengetriebenen Viehs ernährte.

Indem keine Hoffnung, keine Munterheit, nichts von der alten Tapferkeit die Soldaten und Anführer belebte, ließ zuerst Frundsberg seinen noch frischen Mut hervorbrechen. Alviano schickte ihm einen Trompeter mit dem Antrage: wollte er mit den nackten deutschen Landsknechten die Wehr niederlegen, so würde man sie mit weißen Stäben aus dem Lande gehen lassen. Darauf antwortete der Ritter: er habe nackte Knaben, wenn aber jeglicher derselben

einen Pokal Wein in der Brust habe, so wären sie ihm lieber denn die Seinigen, die Harnische trügen bis auf die Füße. Er wolle lieber da ehrlich umkommen, als schändlich abziehen.

Voll solcher Freudigkeit sprachen er und die beiden andern Obersten der Deutschen, Georg von Lichtenstein und Hans Jacob von Landaw, sich tröstlich einander zu, und gingen um Mitternacht, da schlaflos und bekümmert bei spärlichem Feuer und in grausvollem Dunkel das Heer lag, zu dem Feldherrngezelte des Grafen Kardona, wo sie auch der andren Nationen Obristen trafen.

Alle stimmten darin überein, daß sie in dieser Lage gänzlich verloren wären, wenn noch, was von der Jahreszeit zu fürchten war, Platzregen auf sie herabstürzten; daß sie sogleich schlagen müßten, aber nicht in dieser traurigen Stellung mit einem Feinde, der wie in Vesten stehe: sondern sie wollten still aufbrechen und etwas rückwärts gehen, zur Rechten gen Bassano; ohne Zweifel werde Alviano sie verfolgen, und dann wollten sie in einer Ebene ihm Stand halten; miede er die Schlacht, so gelänge ihnen wohl, durch einen Umweg über die Tridentinischen Alpen nach Verona zu ziehen.

Schon hatte Alviano nach Padua geschickt: die Herren sollten herauskommen und sehen, wie es dem Feinde gehen werde, welchen er auf der Schlachtbank habe. Schon liefen die Paduaner herbei und stiegen auf Bäume und Anhöhen, um zu schauen, wie man die Feinde niedermetzeln würde. Allein leise brach der Vizekönig auf, sobald es dämmerte. Ein ungemein dicker Nebel auf den Bergen und Feldern verhinderte, daß Alviano den Abzug des vereinten Heeres sogleich gewahr wurde; und als es geschah, war er unentschlossen, ob er zur Verfolgung aufbrechen sollte. Er wußte, daß alle Wege dem Feinde abgeschnitten waren, und selbst die Tridentinischen Alpen, in welchen Kardona nur eine äußerst geringe Besatzung zurückgelassen hatte, konnte er schneller erreichen. Doch Lauredanus, einer von der Republik Legaten im Lager, schalt des Feldherrn Trägheit, der den flüchtigen zerrütteten Feind gleichsam aus den Händen entschlüpfen lasse. Da wandte sich Alviano und sprach: „Wir wollen, freilich verwegen, doch hochgesinnt, die Schlacht gefährden, da unmäßige Gewalt des Befehls die Vernunft bindet, auf daß nicht, wenn ich heute vorsichtig und Zaudrer sein wollte, ich bald darauf der Treulosigkeit und Feigheit im Senate angeklagt werde und durch widerwärtige und boshafte Stimmen der Unerfahrenen zusammenfalle.“ Mit großer Wut gab er das Zeichen zur Schlacht und folgte stürmisch dem Feinde.

Durch enge Schlünde eilte Venedigs Heer, in schmalen Reihen, haltungsvoll, und zu einem breiteren Gefilde gelangt, schaute es dort die Spanier und Deutschen, die in viereckter Schlachtordnung zogen, um sogleich nach allen Seiten zum Kampf fertig zu sein. Indem Alviano die Truppen und das Geschütz, um die Schlachtordnung zu entwickeln, vollends aus den Engen zog, schickte er die leichten Pferde vorauf mit drei Falkonen: sie sollten den feindlichen Nachtrab anplätzen. Sofort tat sich die deutsche Reiterei in einen dichten Haufen zusammen, stürmte gegen die venetianischen Pferde, warf sie auseinander und nahm die drei Falkonen. So begann am siebenten Oktober des Jahres 1514 die Schlacht bei dem Dörflein Kreatio auf der von Bergen



umschlossenen Ebene, in einem Tale voll Hecken und Stauden, durchschnitten von einem kleinen Wasser. Beide Heere waren ungefähr gleich an Stärke, die Führer an Mut und Kriegserfahrung. Auf den rechten Flügel stellte Alviano seinen Schwäher Baleone und befahl ihm, sich weit zu dehnen, um den Feind zu überflügeln: enger den linken zusammenzuziehen und die leichten Truppen umzuströmen, ward dessen Anführer Antonius Pius befehligt: Blüte und Kern der Soldaten war im Mittelpunkt, welchen der Oberbefehlshaber selbst anführte. Kardona und Prosper Kolonna standen in der Mitte ihrer Schlacht. Der letzte ordnete an, daß Peskara, der den rechten Flügel mit den Spaniern, daß Frundsberg, der den linken Flügel mit den Deutschen bildete, sich plötzlich mit gleichem Schritt auf den Feind stürzen sollten. Dagegen flog Alviano hierhin und dorthin und rief: das Ende aller Mühseligkeiten und des Jubels Anfang sei gekommen, diese Schlacht, und befeuerte so die Gemüter der Seinen, daß einige sich in den dichten Feind stürzten und wütend bis zu den Fahenträgern vordrangen und sie töteten.

Dies geschah, ehe sich noch die ganzen Schlachtordnungen bewegten, und an der Stirn auch die spanische Reiterei hart zusammenstieß mit Venedigs Kürassieren, welche die deutschen Reiter, die nach Wegnahme der Falkonen zu heiß vordrangen, zurückgesprengt hatten.

Da fuhren gleichmäßig Frundsberg und Peskara los, und mit solchem Gewichte, daß die Kohorten von ausgezeichneter Tapferkeit, die Alviano ihnen zuerst mit Zuversicht entgegenwarf, nach kaum versuchtem Kampfe den Rücken wandten. Georg von Frundsberg und Hans von Landaw drängten sich den Weichenden nach. Des Feindes Mittelpunkt, die Reiterordnung, war durch des Fußvolkes Flucht entblößt. So tapfer sie war, mochte sie dem gewaltigen Nachdrucke nicht widerstehn. Der Deutschen Ungestüm schlug alles nieder: sie wollten nur Rache und Tod und keinen Gefangenen. Alle Banner wurden niedergestürzt; noch ragte die Hauptstandarte Alvianos. Da sank auch sie, und vergeblich beschützte sie lange der sterbende Fahenträger. Umsonst trieb der Feldherr die Fliehenden zurück, umsonst tobten seine tapfern Obersten, eingedenk alten Kriegsruhmes: die Schlacht konnte nicht wieder hergestellt werden; denn als die Flügel die Niederlage des Mittelpunktes sahen, an dessen Stärke sie sich stützen sollten, ergriff sie Graun und Verzweiflung, sie warfen die Waffen hinweg und flohen schändlich. Nun war auch Alvianos Mut gebrochen. Er entriß sich der Schlacht, von den Seinen und vom Glücke verlassen, und floh, durch den Bachilion mit wenigen Reitern schwimmend, indem mehrere seiner ausgezeichneten Genossen in dem Flusse ertranken. Die zahlreichen Schwärme von Landleuten, welche die Hügel besetzt hatten und ferner die Waffen schüttelten und mit gräßlichem Geheul dem Feinde Verderben drohten, wurden stiller, je mehr sie der Venetianer Unstern wahrnahmen, und entwichen allmählich in Wälder und Klüfte, ehe die siegreiche Reiterei wider sie heraufsprengte.

Weit umher war die Niederlage der Besiegten, und sechsundzwanzig ihrer Hauptleute und Fähnriche lagen getötet: durch die Spanier und Italiener wurden viele gefangen gemacht und erhalten, auch Baleone; aber verloren war, was in die Hände der Deutschen fiel. Der Legat Lauredanus, indem

zwei Soldaten stritten, wessen Gefangener er sei, bot vergebens eine große Lösungsumme: er ward von einem derselben grausam hingerichtet, der Unglücklichste an diesem unglücklichen Tage, dessen Urheber er gewesen. Mehr als fünftausend venetianischen Fußvolkes waren erschlagen und gefangen und vierhundert von der schweren Reiterei. Die Sieger haben vierundzwanzig große Stückbüchsen erobert, und alle Kriegsfahnen des Feindes, wovon Frundsberg etliche in den Pfarrkirchen zu Mündelheim aufhängte. (Karl Ludwig von Woltmann, Ritter Georg von Frundsberg, 1809.)

## DENKEN UND HANDELN KARLS V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch untätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhn, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehn. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwicklung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räten zu viel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht!“ Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indes ruhig in Spanien saß, für unteilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wieviel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rat hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er grade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr, an ihm selber fand man weder Leidenschaft noch Übereilung, sondern all seine Entschlüsse waren gereift, es war alles überlegt sein erstes Wort war sein letztes. —

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den kastilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen, öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence, er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf

Solimans hält er ein an der Raab, er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Heide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schiffte er über das Mittelmeer, über den Ozean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter“, hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im ganzen betrachten: nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Tätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die Tat, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann beriet er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genötigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhaltung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella pflegte er jeden Bericht, jeden Vertrag mitzuteilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet: zwischen beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es: häufig hielt Karl den Kurier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache tun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genötigt worden. —

Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indes er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er beurteilte, was sie tun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er seit vielleicht zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten. (Leopold von Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert, 1827.)

## NOCHMALS KAISER UND SACHSENHERZOG (1547)

Ein inhaltschwerer Augenblick, als dem Kaiser die Gefangenennahme Johann Friedrichs gemeldet wurde und daß Alba ihn herbeiführe. Es war der Höhepunkt seines politischen Lebens, eine große Genugtuung zugleich für seine religiösen wie seine ritterlichen Empfindungen. Mit diesen deutschen Fürsten und mit ihrer lutherischen Ketzerei hatte er gerungen, seit er den deutschen Boden betreten, seit er männlich denken gelernt. Nun war der erste dieser Fürsten, das anerkannte Haupt der Ketzer, der Ächter, der ihm Würde und Titel abgesprochen, der ihn in Ingolstadt beschossen und zittern gemacht — nun war er in seiner Hand. Und nicht durch Vertrag und unter Bedingungen hatte er ihn niedergebeugt, wie die Fürsten und Städte im Oberland, in einer Schlacht hatte er ihn überwunden, deren Verdienst er zum guten Teil seiner eigenen Person zurechnen durfte, er hatte über Land und Gut, über Tod und Leben eines Kriegsgefangenen zu verfügen.

Bekannt ist des Kaiser choleriche Natur und wie auch in rein politischen Dingen die persönliche Leidenschaft ihn leicht übermannte. An jenem Tage aber sah man ihn stolz und fast heiter, in triumphierender Freudigkeit. Er war gesund und rüstig, wie kaum in den Tagen seiner Jugend, noch nie hatte er Strapazen unternommen und bestanden wie an jenem Siegestage. Das Gefühl der politischen Kraftfülle hob ihn wie über die Gebrechlichkeit des Leibes, so auch über die Bedenken der Zukunft hinweg. Wie er nun an der Seite seines Bruders und der jungen Fürsten den gefangenen Ächter erwartete, ritt Avila, der Großkomtur von Alcantara, der Vertrauteste unter seinen Vertrauten, plötzlich zu ihm heran und erlaubte sich mit leisen Worten die Mahnung: Mein Herr, heute ist ein Tag, an dem man sich etwas herausnehmen darf: ich bitte Eure Majestät, mögen die Aufregung des Sieges und die Beleidigungen des Herzogs von Sachsen Euch nicht bewegen, mit ihm zu tun, wie Ihr doch nie mit einem anderen getan, ihm Schmähungen zu sagen! Der Kaiser entgegnete lachend: Wohl, ich will mich danach verhalten!

Der Kurfürst kam auf einem braunen friesischen Hengste daher, in schwarzem Harnisch, auf dem Haupte nicht mehr den Helm, sondern einen roten Hut mit einer roten Feder, Gesicht und Kleidung mit Blut besudelt. Unterwegs soll er tief seufzend gen Himmel geblickt und gerufen haben: Erbarme dich meiner, Herr Gott, wo bin ich nun angelangt! Vor dem Kaiser aber erschien er gefaßt und würdig. Als Alba ihn, zu seiner rechten Hand reitend, herbeigeführt und er den Kaiser zu Fuße dastehen sah, umgeben von den zu Pferde haltenden Fürsten und dem Gefolge, wollte auch er absteigen und bemühte sich, einen Handschuh abzuziehen, um dem Kaiser nach deutscher Art die Hand zu bieten. Karl aber wehrte das ab und bedeutete ihm, auf dem Rosse zu bleiben, wohl nicht mit Rücksicht auf die Unbehilflichkeit und Erschöpfung des Gefangenen, wie Avila ihm unterlegt, sondern um die Handreichung abzuweisen, in der immer etwas von Verzeihung lag; die aber stand seinen Gedanken fern. Der Kurfürst zog nun den Hut ab und begann: Gnädigster Kaiser und Herr — Ja, ja, bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? — fiel ihm Karl in deutscher Sprache ins Wort — das ist ein anderer Name als der,

mit dem Ihr mich sonst zu nennen pflegtet. — Ich bin Euer kaiserlicher Majestät Gefangener, fuhr der Kurfürst fort, und bitte Eure kaiserliche Majestät, mich zu halten, wie einem gefangenen Fürsten zukommt. — Darauf der Kaiser: Ich will Euch halten nach Gelegenheit und Eurem Verdienst. Eure Werke haben Euch dahin gebracht, wo Ihr seid. Gehet nur hinweg! — Während der Kaiser ihm ungnädig den Rücken wandte, setzte der Kurfürst seinen Hut wieder auf und sagte noch kurz: Machtet mit mir, was Ihr wollt, ich bin in Eurer Gewalt.

Alba erhielt den Auftrag, den Gefangenen unter guter Bewachung ins Lager jenseits der Elbe bringen zu lassen, er überantwortete ihn Alonso Vives, dem Maestro de Campo. Nach dem Kurfürsten wurde auch Herzog Ernst von Braunschweig dem Kaiser als Gefangener vorgeführt und dann derselben Garde übergeben. Er soll sich niedergeschlagener gezeigt haben, während die Haltung des Kurfürsten ihm die Bewunderung, selbst die Verehrung der Italiener und Spanier eintrug. (Georg Voigt, Moritz von Sachsen, 1876.)

### DAS REICH NACH DEM AUGSBURGER RELIGIONSFRIEDEN

Jahrhundertlang waren die europäischen Staaten und Völker durch die deutsche Macht in ihrer Mitte beherrscht oder doch überragt gewesen. Jetzt senkte sich diese Mitte, sie sank rasch und tief, in ungeheuren Schütterungen erhoben sich die peripherischen Bildungen, die dunkle Gewalt des spanischen Katholizismus warf den Westen und Süden, die baltische Frage den Norden und Osten Europas in fünfzigjähriges Ringen.

Das Reich war nach keiner Seite hin geschlossen, es war in sich zerfahren, nur noch der Schein einer Einheit, es stand jedem fremden Einfluß und Eingriff, jeder fremden Einflutung offen. Und wieder, „um nicht daheim sein blühendes Alter zu versitzen“, zog der kriegerische Teil der Nation, Fürsten, Adel, Abenteurer jedes Standes in alle Welt hinaus, wo grade Sold und Beute zu gewinnen war.

Denn das Reich als solches war nur noch zum Frieden; daheim von Reichs wegen gab es nur noch innere Angelegenheiten, will sagen, unfruchtbare Reichshandlungen, wirkungslose Beschlüsse, endlose Kammergerichtsprozesse, unermüdliches Querulieren und Protestieren, Duplizieren und Triplizieren bei Kaiser und Reich, jene politische Treitmühlenarbeit, welche das einst so hoch gerichtete und hoch berufene deutsche Wesen allmählich matt und stumpf gemacht hat, bis der Krieg der dreißig Jahre kam, es bis zur Wurzel hinwegzuschneiden. (Johann Gustav Droysen, Geschichte der preußischen Politik, 1855/1886.)

### POLITISCHE FOLGEN DER REFORMATION

Den beiden Häuptern des Doppeladlers ist jetzt ein neues Haupt hinzuge wachsen; alle drei sind mit Kronen gekrönt, das Nest aber füllt sich bald mit der Brut der kleinern Spezies, an Zahl so viel, als der Tage im Jahre sind, alle kleine Krönlein tragend. Der Süden nur hatte die Reformation abgewiesen,

das war für ihn aus allem Kampf erstritten. Deutschland aber lag verödet, atemlos, mit Blut überronnen; seine Feldmarken brach wie im Jubeljahr, seine Städte verwüstet, verheert, verbrannt, verlassen; sein Wohlstand zerstört, und das Kapital, worauf er sich basiert, davongetragen. Das Mark seiner Bevölkerung schien an die Erde ausgegossen, und ein neues Geschlecht, ungleich dem früheren, eingewandert. Sie hatten aneinander gefrevelt und die Treue sich gebrochen, und so war die Sünde wie ein Schwert zwischen sie gefahren, und die drei Wurzeln des neuen Geschlechts strebten, sich fremd geworden, voneinander ab, und doch war die Verpflichtung unter Tilgungsstrafe auf sie gelegt, brüderlich miteinander hauszuhalten. Zwischen der alten Zeit und der neuen Zeit war der Krieg eines Menschenalters wie ein bodenloser Schlund in der Mitte aufgerissen; die von jenseits und die von diesseits kannten sich nimmermehr; alle Denkmale der alten Zeit waren in Flammen aufgegangen, jede Gemeinschaft des Gedankens, der Gesinnung, der Handlungsweise war daher abgebrochen. Die über die versunkene Brücke hinübergewandert, vergaßen ihrer Abkunft von jenseits her, schämten sich zuletzt ihrer gar, und ihre Gelehrten rissen den Faden der Geschichte vom finstern Mittelalter ab und knüpften ihn lieber an die Daven und die Mylvios und Sosias des Altertums an. Die Sprache selber war, unerhört in der neuen Geschichte, aus diesem Kriege wie ein Rotwelsch hervorgegangen, der Jargon eines Feldlagers, in dem der Bodensatz und Abschaum aller Völker gegenseitig aneinander sich ausgetauscht. Das waren die Früchte der erfochtenen Libertäten im deutschen Reiche. Für Völker ist Wahrheit in dem Spruche: die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Als die Bewegungen allmählich ausgeschwankt, zeigte sich der Zustand der Dinge in Europa, der aus ihnen aufgetaucht. Die Linie der Trennung ging durch den Meeresarm, der sich zwischen Irland und England eingedrängt, zu den Mündungen der Maas hinüber, dann über Rhein zur Oberems und Weser bis nach Ostfranken hinauf, weiter der Grenze Böhmens und Polens entlang, bis gegen die Düna hin. Was diese Bogenlinie in ihrer Höhlung in sich beschloß, war der neuen Lehre zugefallen, was ihr nach außen lag, war dem alten Glauben treu geblieben: nur daß einzelne katholische Inseln und Vorgebirge über jene Grenzen hinausgingen, und protestantische Buchten und Binnenmeere da und dort in sie eingefressen. Geteilt war also der Briten Reich, geteilt Deutschland von einem Ende zu dem andern, geteilt war auch der Slaven Stamm. Denn die südlichen in Österreich und Böhmen, die mittleren in Polen, waren der Kirche treu geblieben, die östlichen aber hatte Peter vollends abgerissen, indem er nach Unterdrückung des Patriarchats und Einsetzung eines Synodalrates selbst am Altar gesungen, und also Oberbischof sich geriert. Der Kirche war sohin der ganze Teil des Kontinents nach Mitternacht versunken, seine Stelle hatte ein bewegliches Meer wechselnder Meinung eingenommen, das in beständigem Wellenschlage steigend und sinkend, in Ebbe und Flut bewegt, an den alten Kontinent, seine alten Felsen und Riffe, vorzugsweise im romanischen Süden, anbrandete. Die Territorialfürsten hatten allerwärts, wo die Reformation Fuß gefaßt oder wo sie auch nur einmal gesiedelt, die Tiare zur Krone hinzugefügt und Ring

und Stab mit dem Szepter vereint. Der Besitzstand der Kirche war dort der Konfiskation anheimgefallen; was bedurfte sie dessen weiter, da ihr Reich als nicht von dieser Welt in die andere gewiesen worden. Das Priestertum war aufgehoben; denn da die Weihe, weil nicht nachweisbar für die neuen Kirchenhäupter, als Aberglauben verworfen war, so wurde es zum Lehramt promoviert, durch den Doktorgrad mitgeteilt, der Beamte aber verschlang den Kleriker. — — So hatten also die Territorialfürsten in diesem Teile die Lehre des Arnold von Brescia bis auf den letzten Buchstaben ausgeführt. Der Urheber war in den Flammen gestorben, die Lehre aber war nicht mitverbrannt, ihre gekrönten Bekenner hatten durch praktische Ausführung das Angedenken ihres Urhebers wieder hergestellt. (Görres, Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung, 1842.)

### DAS SICHTBARWERDEN DER GESELLSCHAFTLICHEN AUFLÖSUNG SEIT DER REFORMATION

Die untergehende Antike kannte die sophistische Vertretung der Willkür des Einzelnen wie die stoische Ausweitung und Ausgleichung der weltbürgerlichen Gesellschaft, die schroffste Ausformung des privaten Eigentumsrechtes in Rom wie die platonische Forderung des unbedingten staatlichen Gemeindebesitzes, und es gelang auch der Staatsgottheit und dem Reichsoikos der Imperatoren nicht mehr, den in diesen Sonderungen sich anzeigenden Zerfall der alten Welt aufzuhalten. Während sie noch vergeblich die übermächtig gewordenen Erwerbs- und Verzehrttriebe der Latifundienbesitzer und des Proletariats zu bändigen suchten, war die neue göttlich-geistige Einheit schon auf den Taubenfüßen der Gleichnisse aus dem Munde eines unbekanntes Nazareners in die Welt gekommen, war die christliche Gesellschaft schon gebildet worden, die allen Sonderkräften wieder Sinn, Maß und Geltung fest bestimmte. Als auch ihre Bänder sich nach anderthalb Jahrtausenden lockerten, traten unter gänzlich verwandelten Bedingnissen von Mensch, Gemeinschaft und Habe dennoch die gleichen Sonderungen in Erscheinung, und seit Renaissance und Reformation wurden die modernen Gegenkräfte von Individualismus und Liberalismus, Kapitalismus und Kommunismus sogleich in ihren Wurzeln sichtbar, wenn auch noch völlig bedingt und gefärbt durch christliches Bild und Sitte: der Individualismus zunächst als Freiheit der Einzelseele im Verhältnis zu Gott, der Liberalismus als allgemeine ort- und zeitlose Christenheit, der Kapitalismus als göttliche Berufung des Menschen zu irdischem Tun und Verdienen, der Kommunismus als tausendjähriges Reich, als Wiederkunft paradiesischer Güter- und Weibergemeinschaft.

Es bedurfte noch mehrerer Jahrhunderte allmählichen Unterganges der alten Gesellschaftsformen, bis diese Sonderkräfte aus der christlichen Einheit, deren Zerfallsprodukte sie darstellen, sich so weit gelöst, so weit vereinzelt hatten, daß sie auf dem neuen Boden der Weltlichkeit in neuen Menschenklassen zu feindlichen Gegnerschaften erwachsen, die unsere Zeit erfüllen. Es ist dabei für den Gesamt Ablauf des Vorganges wenig bedeutend, ob die

Anfänge dieser Bewegungen sich am ehesten bei Schotten und Juden oder am deutlichsten bei friesischen und englischen Calvinern zeigten — deutsche Lutheraner, italienische, portugiesische und französische Katholiken haben nicht weniger Anteil daran gehabt oder bald gewonnen, und nur in dem Maße, wie die immer noch verpflichtende und beschränkende christliche Sitte entweder allmählich ausgeschaltet oder im Dienste des Weltlichen umgewandelt wurde, unterscheidet sich der Anteil der Völker und Religionsgruppen an den Sonderungen. Nur in einem unterschied sich Deutschland stets von den übrigen Ländern: Seine Denker und Neuerer trieben die Gegensätze in die letzten Zusammenhänge von Seele und Welt, öffneten die Klüfte stets bis in die letzte Tiefe, und während die anderen Völker in stetigen Umwandlungen oder lange vorbereiteten Revolutionen die äußeren Lebensformen der Gesellschaft dem veränderten Verhältnis der modernen Gegenkräfte zum Ganzen anglichen, bewahrten die Deutschen am längsten die alten Formen, um dann plötzlich fast eruptiv vom äußersten Gedanken zur äußersten Tat zu springen — wie der Träumer unserer Märchen plötzlich zum befreienden Helden wird. So sprengte Luther, vom innersten Seelenkampfe sich jäh gegen Rom wendend, die Einheit der Kirche, so sprengte Marx, vom letzten Einheitsbilde der geistigen Welt in Hegel sich jäh gegen die materielle Wirklichkeit der modernen Gesellschaft wendend, die bürgerliche und proletarische Klasse Europas in scheinbar unversöhnliche Gegner auseinander. In beiden Fällen waren die auseinanderstrebenden Gegenkräfte schon längst in Erschütterungen und Umwandlungen wirksam geworden, aber durch Luther wie durch Marx traten sie in greifbare Erscheinung in großen Menschengruppen, die ausschließlich durch die bewußtgewordenen Gegensätze umrissen und in all ihrem Tun und Lassen durch die neue Gegnerschaft bestimmt wurden: es gab seit Luther erst glaubensbewußte Protestanten, es gab seit Marx erst klassenbewußte Proletarier, und in deren Ablehnungen und Forderungen wurden die ganzen auseinandertreibenden Kräfte der christlichen oder der bürgerlichen Gesellschaft erst sichtbar. (Friedrich Wolters, Von der Herkunft und Bedeutung des Marxismus, 1923.)

## UNTERGANG DER DEUTSCHEN HERRSCHAFT AM BALTISCHEN MEER

Die nordeuropäische Dominatsfrage greift weit in die mittelalterlichen Zeiten zurück und hat bis auf den heutigen Tag ihre endgültige Lösung noch nicht gefunden. Es ist die Frage der Herrschaft auf der Ostsee, das *Dominium maris baltici*, die schon in der Epoche Heinrichs des Löwen einsetzte, um unablässig weiter zu wachsen und ausweitend sich immer mehr zu vertiefen. Solange die Hansa in Blüte stand, war sie es, welche die Ostseeherrschaft besaß. Sie befand sich im Vollbesitz des baltischen Handels, den sie durch Gründung städtischer Niederlassungen längs der Ostseeküste, durch Anlage von Emporien und Kontoren sicherte und ausdehnte. Nur ihre Flaggen wehten auf der Ostsee, nur ihre Schiffe vermittelten den Austausch der Erzeugnisse des europäischen Nordens und Südens, der Polargegenden und der indischen Tropen;



denn weder Dänemark noch Schweden wußten sich schon in jener Zeit des Vorteils ihrer Küsten zu bedienen, noch verstanden sie es, sich der Bevormundung des deutschen Kaufmannes zu entziehen.

Allein als mit Beginn der neuen Zeit, inolge der großen Entdeckungen neuer Erdteile und neuer Seewege zu den altbekannten, der Handel ozeanisch zu werden begann, und als die dem offenen Meere angrenzenden Reiche direkt Handel zu treiben angingen, da war die Stunde der Hansa, dieses großen, auf den Zwischenhandel begründeten Vereins, gekommen. Ihr Verfall gab den baltischen Küstenländern die Möglichkeit, maritim und merkantil emporzukommen. Sie erhoben sich zum Kampf um die hanseatische Erbschaft, um das herrenlos gewordene *Dominium maris Baltici*. Und man muß hinzufügen: erst in diesem Kampf und durch ihn gewannen sie ihre staatliche Macht und Bedeutung, so daß denn zugleich die baltische Frage nunmehr einen neuen Inhalt gewann. Sie wurde zu der Frage nach dem Machtverhältnis innerhalb der jungen baltischen Staatenwelt und nach der politischen Herrschaft in ihr. — — Für Rußlands politischen Aufschwung war nötig, daß es die Ostseeküste erreichte, und darauf konzentrierte Iwan sein Hauptstreben. Er war entschlossen, Livland zu erobern; denn „die Livländer hemmten den Handel und die Freiheit der Russen“. Vorwände wurden kaum gesucht und waren leicht gefunden. Und so brach denn mit Beginn des Jahres 1558 ein gewaltiges russisches Heer in das Ordensland ein, durchzog und verwüstete es, dank der in ihm herrschenden Zerfahrenheit und Zwietracht, fast ohne jeden Widerstand. Im Mai nahm es Narwa, „das Auge Livlands“, im Herbst war auch Dorpat in seiner Hand. Das Bistum mitsamt dem ganzen östlichen Teil der livländischen Ländermasse wurde russischer Besitz. Bis Riga und bis an die litauische Grenze drangen die Russen vor und kehrten, mit Beute reich beladen, von ihrem gewaltigen Streifzuge heim.

Dieser russische Einbruch gab das Signal zur völligen Auflösung des schon gelockerten livländischen Länderkomplexes. Denn im Gefühl ihrer eigenen Hilflosigkeit wandten die Livländer sich Schutz und Beistand suchend an fremde Mächte, die nicht säumten, unter dem Vorwande der Teilnahme ihren Gewinn zu machen. Zunächst (im Juni 1558) gingen sie Dänemark als das seemächtigste der drei Nordreiche an, aber nicht in Gemeinschaft durch den Ordensmeister, sondern jedes Stift und jeder Stand einzeln, auf eigene Hand. Für Dänemark wäre die Erhaltung Livlands von großer Bedeutung gewesen; denn Livland bildete, wie König Christian III. selber sagte, die Schutzmauer sowohl gegen Rußland wie gegen Polen. Und deshalb traten die Dänen auch mit der Behauptung alter, bis auf Arilds Zeiten zurückgehender Hoheitsrechte an das „Herzogtum Estonien“ auf, unbekümmert um die „grotenschonen Breve“, auf die der Orden seinen Besitztitel gründete. Allein Christians friedliebende Natur wagte es nicht, sein Reich zu weit zu engagieren. Er wollte sich nur auf der Grundlage der Anerkennung der dänischen Hoheitsrechte über Estland in Verhandlungen mit den Livländern einlassen und nur unter der Bedingung der förmlichen Abtretung der beiden nördlichen Küstenlandschaften Estlands, Harrien und Wirland, sowie Revals und der übrigen festen Plätze, Hilfe zu leisten. Aber diese Hilfe sollte nur in der Zahlung einer ver-

hältnismäßig geringen Summe an den Ordensmeister und in dem Versuch bestehen, den Frieden zwischen Livland und Rußland zu vermitteln.

Möglich, daß es eine Folge dieser zaghaften Haltung Dänemarks war, wenn die Livländer auf einem Landtage zu Riga den Beschluß faßten, die Hilfe nicht in so weiter Ferne, sondern bei dem polnischen Nachbarn zu suchen, der durchaus bereit schien, sie zu gewähren. Schon am 30. August und 15. September 1559 wurden in Wilna von seiten des Ordens und des Rigaer Erzbischofs Verträge aufgerichtet, durch welche sie den König von Polen als Schutzherrn des ganzen Ordensstaats anerkannten, jedoch unbeschadet der Oberhoheit des Reiches. Als ihr Schutzherr versprach König Sigismund August ihnen seinen Beistand gegen die Russen, wofür sie ihm etwa den sechsten Teil ihres Landes mit dem Vorbehalt überließen, das verpfändete Gebiet nach dem Kriege mit einer Summe wieder einzulösen, deren Höhe freilich bewies, daß die Verpfändung tatsächlich einer Abtretung gleichkam.

Der Erzbischof von Kurland und von Oesel (Johann von Münchhausen) dagegen hielt an Dänemark fest und räumte seine Stifter dem neuen Dänekönige Friedrich II. (in dem Nieborger Vertrage vom 25. September 1559) gegen eine Kaufsumme ein, mit der er außer Landes entwich. König Friedrich aber übertrug diese geistlichen Gebiete als weltliches Fürstentum seinem jüngeren Bruder, dem Herzog Magnus, der im April 1560 mit dänischen Schiffen und Truppen auf der Insel landete und mit Glück bemüht war, seiner Herrschaft größere Ausdehnung zu geben. Vor allem gewann er auch das Stift Reval durch Kauf von dem Bischof (Mauritius Wrangel), der sich gleichfalls mit dem Gelde sofort aus dem Staube machte. Dazu erhob er Ansprüche an die Wieck, das heißt die der Insel Oesel gegenüberliegende Landschaft Estlands, und auf das Kloster Padis, einen der wichtigsten und wehrhaftesten Orte der estländischen Landschaft Harrien, indem er sich darauf berief, daß diese Gebiete zu dem insularen Bistum gehörten.

Während so ein Teil des livländischen Staatenbundes landesverräterischerweise abfiel — denn es war gegen die Verfassung wie gegen die bischöfliche Verpflichtung, daß die geistlichen Herren ohne Einwilligung des ganzen Bundes eigenmächtig über ihren Territorialbesitz verfügten —, erhoben sich die Russen wieder, die nicht dulden wollten, daß sich in diesen Gebieten, auf die sie es selber abgesehen hatten, fremde Mächte festsetzten. Im Jahre 1560 brachen sie von neuem in Livland ein, nahmen das feste Schloß Marienburg und drangen, nachdem sie am 2. August bei Ermes gesiegt hatten, plündernd und verwüstend bis Pernau vor. Die Truppen des Ordens waren ununterbrochen im Unglück. Da wäre nun Polen verpflichtet gewesen, dem gefährdeten Ordensstaat schützend beizuspringen. Aber es hielt sich schlaue zurück, um den Preis seiner Hilfe noch höher zu steigern. Vom deutschen Reiche kamen nur leere Versprechungen, selbst die in Aussicht gestellten Geldsendungen blieben aus, die Briefe, in denen der Kaiser die Nachbarstaaten aufforderte, den bedrängten Kolonien zu Hilfe zu eilen, hatten keinerlei Erfolg. Die Gefahr für diese stieg von Tag zu Tag.

In solcher Not ahmte Estland mit der Stadt Reval das Beispiel jener abtrünnigen Bistümer nach. Sie kündigten (im August 1560) dem Ordensmeister

den Gehorsam, um sich auf eigene Hand einen Rückhalt gegen die Russen zu suchen. Nicht freilich wie jene bei Dänemark, sondern bei dem nächstbenachbarten Schweden, das sich, seitdem die verhaßten Dänen mit ihren Ansprüchen an diese Gebiete aufgetreten waren, entschlossen zeigte, sie für sich zu gewinnen. Denn angesichts ihrer Bemühungen, am finnischen Meerbusen die Nachbarn Schwedens zu werden, müsse man, wie Gustav Wasa meinte, lieber zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen, lieber beizeiten dem Hunde das Stück nehmen, als sich von ihm beißen lassen. Sein Sohn und Nachfolger, der kühn angreifende Ehrich, hieß deshalb die Gelegenheit, Dänemark den Rang abzulaufen, willkommen. Er erklärte sich den Estländern unter der Voraussetzung, daß sie sich ihm unterwürfen — denn es sei nicht seine Art, Fremdes zu schützen — zum Beistande bereit. Im Juni 1561 huldigten sie ihm. Das Schloß Reval, das der Ordensstatthalter sich zu übergeben weigerte, mußte von Horn durch eine förmliche Belagerung erobert werden. Von nun an nannte sich Ehrich „der Schweden, Goten, Wenden usw. König, Herr der livländischen Landschaft und über Reval“. Er führte durch diese Besitzergreifung sein Heer in den Kampf der nordischen Mächte um die Ostseeherrschaft hinein. Denn um das Gewonnene zu behaupten, mußte er es zu erweitern fortfahren. Dieser neue Abfall eines weiteren Teiles von Livland aber angesichts der höchsten Gefährdung des ganz ohne Hilfe gelassenen Landes hatte zur Folge, daß nun auch der noch übrige Rest sich auflöste. Schon im April 1560 hatte inmitten der neu entstandenen Gefahren der alte Heermeister Wilhelm von Fürstenberg (auf dem Ordensstage von Riga) seine Würde in die Hände Gotthard Kettlers niedergelegt. Das war zugleich ein Systemwechsel gewesen; denn während jener stets der heftigste Gegner der Verbindung mit Polen gewesen war, das seinen Verpflichtungen so erbärmlich nachkam, hatte sie an diesem in der letzten Zeit ihren eifrigsten Fürsprecher gehabt. Schon damals war von den Ständen beschlossen worden, daß, wenn das Reich fortfahre, seine Kolonien ohne Hilfe zu lassen, dem Meister gestattet sein solle, in den weltlichen Stand zu treten, sich zu vermählen und Livland als weltliches Fürstentum zu beherrschen. Ein Beschluß also, der die Möglichkeit der Säkularisation enthielt, wie sie der preußische Ordensstaat inmitten ähnlicher Verlegenheiten bereits vor einem Menschenalter durchgeführt hatte. Kettler nun, der angesichts der Eroberungen und des Abfalls die Sache des Ordens definitiv verloren gab, entschloß sich jetzt zu jenem schon im Vorjahr zu Riga vorbereiteten Schritt. Um wenigstens einem Rest seines Staates die Einheit, wenn auch auf Kosten der Selbständigkeit zu wahren, erbot er sich nach dem Beispiel des preußischen Ordensstaates nun auch den livländischen unter die Oberherrschaft des bisherigen polnischen Schutzherrn zu stellen, nachdem er in ein weltliches Fürstentum umgewandelt worden wäre. Aber weder um den Schutz der Livländer noch um ihre Lehnsabhängigkeit war es den Polen zu tun, sondern um ihre volle Unterwerfung. Und in sie willigte Kettler endlich im November 1561. Damit war das Ordensland unmittelbar polnischer Besitz, nur Semgallen und Kurland wurden als ein erbliches von Polen nur abhängiges Fürstentum ausgeschieden und ihm von dem unblutigen Sieger als Lohn übergeben.

So brach nach 350jährigem Bestande ein Staat zusammen, der in früheren Zeiten an der Ostsee die große Mission erfüllt hatte, barbarische Völker zu kultivieren und zu christianisieren und dann die weitere, auf lange hin als Vorposten des christlichen Europa im Nordosten auf der Wacht zu stehen. Die deutsche Nation aber hatte mit diesem Zusammenbruch ihre Koloniallande verloren, ohne auch nur eine Hand darum zu regen. Dem Reiche wankte dieser Eck- und Grundstein, und es erlitt damit unermeßliche Verluste. Kaiser und Reich schwiegen dazu. Wie damals in Westeuropa ein gewaltiger Krieg begann, der in dem Erstehen eines neuen europäischen Staatswesens seinen vorläufigen Abschluß fand, so waren es hier die Trümmer eines alten europäischen Staatswesens, auf denen und um die ein nicht minder heftiger Kampf der angrenzenden Mächte entbrannte. Dort errangen am Ende die sieben nördlichen Provinzen der spanischen Niederlande dank ihren „viribus unitis“ staatliche Existenz, hier zerfiel ein staatliches Gemeinwesen dank seinen viribus dissolutis. (Johann Gustav Droysen, Geschichte der Gegenreformation, 1893.)

#### SCHLACHT BEI LEIPZIG: GUSTAV ADOLF UND TILLY

Frühmorgens am 7. September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbeieilenden Hilfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte ohnweit Leipzig ein festes und vorteilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern und sich linker Hand gegen die Hügel hinzuziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln verteilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tillyschen Front liegenden Dorfe, die Lober zu passieren. Um ihr den Übergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Kürassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genötigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgeteilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendung fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert und durch mehrere Haufen Musketiery unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen und die feindlichen Reiter herunterschließen sollten. In der

Mitte kommandierte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt, eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Kurfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, scheint es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln, das Fußvolk in große Bataillons abgeteilt, die Reiterei in ebenso große unbehilfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schließen, daß Tillys Absicht vielmehr gewesen sei, den Feind zu erwarten als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befahl das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämtliche Truppen des Kaisers und der Liga betrug an diesem Tage nicht über 34—35000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenübergestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das Baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bis hierher unüberwunden, sollten jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe miteinander ihre letzte Probe bestehen, einer von beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen, bang erwartete die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, ebenso wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölbten seine immer freie Stirne. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend und trieb aus dem frisch beackerten ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden, aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten und fiel

in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Kurfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder, wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde stand und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung geraten, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Sieges zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandierte der König selbst, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Überrest der Sachsen niedergeworfen und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem Sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Verteilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Gustav Adolf erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. — Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war alles, was dem Tilly nun übrigblieb, aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen, grauer versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie aufs neue Front gegen die Schweden machten und bis zur einbrechenden Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Rest des Tillyschen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Toten warf Gustav Adolf sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, soweit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich

war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. 7000 waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über 5000 teils gefangen, teils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über 100 Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden 2000, von den Schweden nicht über 700 vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammenbringen konnte. So schnell war dieses furchbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst verdankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu töten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegstaten, als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. (Schiller, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, 1790f.)

### STÄNDIGES WACHSEN DER FÜRSTLICHEN EINZELRECHTE

In den Religionskämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts hatten protestantische deutsche Fürsten sich auch mit auswärtigen Mächten gegen ihre katholischen Mitstände und ihren kaiserlichen Oberherrn verbündet, und der Kaiser seinerseits hatte ebensowenig Anstand genommen, mit spanischen Soldaten gegen deutsche Reichsstände Krieg zu führen. In jenen Jahrhunderten indes, und namentlich unter dem Vorwande der Religion, waren auch anderwärts Bündnisse politischer Parteien mit dem Auslande nichts Unerhörtes. Aber unserm Vaterlande allein war es vorbehalten, zu einer Zeit, wo andere Nationen diesem Mißbrauche längst durch feste Staatsordnungen unübersteigliche Schranken gesetzt hatten, auf seinem Gebiete denselben durch förmliche Verträge sanktioniert und zur Geltung eines staatsrechtlichen Grundsatzes erhoben zu sehen.

Wie nach außen, so mußten auch nach innen die Kaiser für sich und das Reich jedem entscheidenden Machtgebrauch im einheitlichen Sinne entsagen zugunsten der Selbstherrlichkeit der Stände und insbesondere der Kurfürsten. Jene Hoheitsrechte, welche in jedem wohlgeordneten Staate das untrennbare und ausschließliche Attribut der obersten politischen Gewalt sind, waren im deutschen Reiche längst von dem Kaiser auf die einzelnen Landesherrn übergegangen, und das Versprechen, deren Zurückgabe an das Reich niemals verlangen, ja nicht einmal deren Ausübung durch Anwendung eines oberherr-

lichen Aufsichtsrechtes (soweit ein solches nicht ausdrücklich von alters her vorbehalten sei) beschränken zu wollen, bildete einen der wesentlichsten und am sorgfältigsten formulierten Punkte jeder Wahlkapitulation. Einheitliche Anordnungen in bezug auf Zoll-, Münz- und Postwesen, auf die Handelspolitik und überhaupt die Gesetzgebung des Reiches in diesen und ähnlichen Angelegenheiten von nationalem Belang, waren unter solchen Umständen so gut wie unmöglich; denn was etwa noch in dieser Richtung auf dem engen Raume, den die Privilegien der einzelnen Stände der Reichsgewalt übrigließen, hätte geschehen mögen, dazu bedurfte es immer wieder erst der einhelligen Zustimmung sämtlicher Kurfürsten und aller sonst dabei interessierten Stände, und der Widerspruch eines einzigen reichte hin, um die Ausführung von Maßregeln zu verhindern, welche vielleicht das nationale Bedürfnis dringend erheischte.

Um so unbeschränkter waren die einzelnen Landesherren in der Ausübung jener dem Reiche entrissenen Hoheitsrechte. Ungehindert mochten sie ihre Länder durch Grenzzölle, Ein- und Ausfuhrverbote gegeneinander absperren, den Verkehr ihrer Nachbarn durch solche und andere Maßregeln ruinieren, ihr Münzrecht dazu mißbrauchen, um Deutschland mit wertlosen Münzen zu überschwemmen und dergleichen mehr, der Kaiser, obschon durch den Wortlaut der Wahlkapitulation zur Abhilfe solcher Übelstände verpflichtet, war doch tatsächlich außerstande, wirksam dagegen einzuschreiten, da er ohne Zustimmung der Stände oder wenigstens der Kurfürsten nichts tun konnte, eine solche Zustimmung aber, bei dem allen Ständen gemeinsamen Interesse an der Aufrechterhaltung jener Sonderrechte und dieser Mißbräuche, selten oder nie zu erreichen war.

Sogar das älteste und heiligste Vorrecht des Kaisers, bedrängten Untertanen ein allzeit bereiter und starker Schirmherr gegen Willkürhandlungen der Mächtigen, diesen letzteren ein unentfliehbarer Richter und Rächer begangenen Unrechts zu sein, ward durch die Klausel der Wahlkapitulation vielfach eingeschränkt, bisweilen beinahe in sein Gegenteil verkehrt. Der Kaiser versprach, „die mittelbaren Reichs- und der Stände Landesuntertanen in seinem kaiserlichen Schutze zu haben und solche zum schuldigen Gehorsam gegen ihre Landesobrigkeit anzuhalten“, so daß es fast den Anschein gewann, als sollte der kaiserliche Schutz mehr der landesherrlichen Autorität, als den verletzten Rechten der Untertanen zugute kommen. —

Und, damit ja auf keinem, auch nicht dem kleinsten Fleckchen deutscher Erde, die Machtvollkommenheit von Kaiser und Reich ungebrochen und ungetrübt walten und mit starker Hand das Interesse des Ganzen und die Freiheit der Untertanen aufrecht erhalten könne, waren alle die Rechte, welche der Kaiser in der Wahlkapitulation bestätigen und beschwören mußte, nicht bloß für die Kurfürsten und Fürsten, die Prälaten und Grafen, die reichsstädtischen Magistrate, überhaupt sämtliche Stände des Reichs, sondern auch für die gesamte Reichsritterschaft ausdrücklich und förmlich vorbehalten und ausbedungen.

Es ist bezeichnend für den Gang unserer vaterländischen Verfassungsgeschichte, daß alle die größeren Grundgesetze des deutschen Reiches zwar Beschrän-



kungen der kaiserlichen Gewalt enthalten, aber nur zum Vorteil einer herrschenden Aristokratie, der Landesfürsten, niemals im Interesse der ganzen Nation und der allgemeinen Freiheit. England hat seine Magna charta, seine Bill of rights, seine Habeas-Corpus-Akte, in denen nicht bloß den großen Baronen, sondern allen Klassen des Volkes Rechte eingeräumt und Bürgerschaften verliehen werden. Die Gesetze und Verträge dagegen, auf denen unser öffentliches Recht sich aufbaut hat, haben insgesamt einen ausschließlich aristokratischen und partikularistischen Charakter, von jenen Zugeständnissen an, welche die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser den großen Reichsvasallen in bezug auf die Erbllichkeit ihrer Lehen machten, wodurch sie die Übertragung der reellen Macht aus dem Mittelpunkte des Reichs in die einzelnen Landesfürstentümer anbahnten, von jenen Verordnungen des zweiten Friedrich an, welcher das emporstrebende Bürgertum der fürstlichen Aristokratie unter die Füße zu werfen versuchte, von jener Goldenen Bulle an, worin die Selbstherrlichkeit der erblichen Landesherrn und ihr faktisches Übergewicht über das Wahlkaisertum vollends befestigt und als unantastbares Recht hingestellt ward, von jenen Wormser Beschlüssen an, in denen die nun schon in anerkannter Macht bestehende Fürstenrepublik, zur Erhaltung des gänzlich auseinanderfallenden Reichs, eine von ihr allein ausgehende Rechtsordnung, mit beinahe völliger Beseitigung der oberherrlichen Autorität des Kaisers, zu begründen unternahm — bis herab zu dem Westfälischen Frieden, welcher die Preisgebung der nationalen Einheit und die Ausbildung der nach innen und außen beinahe unumschränkten Fürstensouveränität vollendete. (Karl Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, 1854/1880.)

### STILLEBEN AN DEN FÜRSTENHÖFEN

Das Aussehen der Fürstenhöfe hat sich in diesen Jahren gegen Luthers Zeit sehr verändert. Mit der wilden Unruhe und den Lastern des Mittelalters scheint den Fürsten auch der Unternehmungsgeist und politische Sinn geschwunden, zumeist bei den Protestanten. Die lateinische Schule und theologische Zucht steigerte den Landesherrn ihr Pflichtgefühl und brachte größere Ordnung in Ehe und Hofhalt, aber sie gab ihnen auch ein merkwürdig spießbürgerliches Wesen. Zwischen den Häuptern der Hohenzollern, Wettiner, Hessen, Mecklenburger, Pommern, Württemberger, Pfälzer ist in dieser Zeit große Familienähnlichkeit. Ja, die Habsburger zeigen dieselbe Wandlung. Dieselbe Zeit, welche die deutschen Fürsten in Wahrheit zu großen Herren machte und nicht wenigen die Eigenschaften guter Landesväter verlieh, verminderte auch ihr Interesse am Reich und ihre Fähigkeit, die verzweifelte Lage des deutschen Volkes zu begreifen.

Seit der Abdankung Karls V. war ein lustiges Leben nicht nur beim kaiserlichen Hofe, auch bei den größeren Reichsfürsten, vor andern in Kursachsen, Bayern, Württemberg und der Pfalz. Außer den großen Jagden und Trinkgelagen waren weitläufige Hoffeste, Maskeraden, Reiterübungen, Preisschießen modisch geworden, zumal bei Krönungen, Vermählungen, Kindtaufen, vornehmen Besuchen. Die alten Turniere freilich wurden Scheingefechte, schöne

Schaustellungen, bei welchen die Kleidung und der dramatische Anstrich mehr galten als die Waffenübung selbst. Sie wurden nach spanischem Brauche eingerichtet, schon 1570 mit dem neumodischen Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Gestalten wurden dahergefahren, in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, sie stritten gegeneinander als Herausforderer und Abenteurer, als Manu-tenadoren und Avantureros, oder auch die Verheirateten gegen die Junggesellen, Mann gegen Mann und Haufen gegen Haufen, nicht nur zu Roß, auch zu Fuß, um Preise. Aber die Waffen waren stumpf, die Speere so eingerichtet, daß sie schon bei schwachem Anprall zerbrechen mußten, die Zahl der Stöße und Hiebe, welche einer gegen den andern tun durfte, war genau vorgeschrieben. Das Ganze war durch ein Kartell — Einladungs- oder Aufforderungsschreiben —, welches wohl gar gedruckt und angeschlagen wurde, dem Zuschauerkreis erklärt. Uns sind einige solcher Stilübungen gebildeter Hofleute erhalten, zum Beispiel ein Tafelrunde-Kartell von 1570 aus Prag, wo Kaiser Max II. einen großen Teil des deutschen Adels um sich versammelt hatte. Ein Schwarzkünstler Zirfeo kündigt an, daß er drei teure Helden in einem Berge verzaubert wisse, den König Artus und seine Genossen Sigestab den Starken und Amelot den Freudigen, die er entzaubern und zum Kampfe gegen Aventuriers erwecken wolle. Beim Feste selbst zeigte sich ein großer Holzbau, der einen Felsen mit einer höllischen Öffnung darstellte, Raben flogen aus ihm, Teufel tanzten geschäftig um seinen Gipfel und warfen mit Feuer um sich; endlich erschien der Zauberer selbst, machte seine Beschwörung, der Berg öffnete sich, die Ritter sprengten in altertümlicher Rüstung ins Sonnenlicht und erwarteten die fremden Kämpfer, die ebenfalls in seltsamer Tracht — die beste „Invention“ und Maske dabei erhielt einen Preis — gegen sie ritten.

Bei jedem großen Hoffest wurden ähnliche Aufzüge erdacht, mythologische und allegorische Figuren in seltsamer Mischung. Diese Hoffeste wurden die großen Angelegenheiten des Jahres, ihr Verlauf oft in Pritschmeisterversen aufgezeichnet, zuweilen gedruckt und mit Abbildungen ausgestattet. Modischer als die Feste, bei welchen Turnierbrauch nicht ganz vermieden wurde, waren andere Kostümfahrten des Hofes, die Schäfereien, bei denen Herren und Damen, als Schäfer verkleidet, sich mit dramatischem Gesang und Tanz und in losem Wechselgespräch ergingen, dann große Schlittenfahrten in Maskentracht, auch Schmuck der Schlitten und Pferde glänzend und abenteuerlich geformt. Ihnen folgten nach dem großen Kriege die derberen Bauernhochzeiten und Jahrmärkte. Diese Verkleidungsfeste waren besonders willkommen, weil bei ihnen die Etikette außer Kraft gesetzt und manche Gelegenheit zu freiem Scherz und vertraulicher Annäherung gegeben war. — Aber auch bessere Vergnügungen wußten sich die Landesherrn zu bereiten. Es war in Deutschland vornehm geworden, was seit länger als hundert Jahren in Italien dem Wohlhabenden am Herzen lag, Bücher und Kunstsachen zu sammeln. Man trieb an den Höfen, auch wo das rechte Verständnis fehlte, dies Aufsammeln mit deutscher Gründlichkeit. Wie Kaiser Rudolf die Gemälde Albrecht Dürers und der Spanier, so kauften die deutschen Fürsten

Bilder, Holzschnitte, Kupferstiche, Münzen, Waffen, Trinkbecher, Arbeiten der Goldschmiede von Nürnberg, der Kunsttischler von Augsburg. Die Patrizier der großen Reichsstädte, dem Hofadel an Bildung überlegen, vermittelten dann wohl als politische Bevollmächtigte der Reichsfürsten solche Neuigkeiten der Kunst an die deutschen Höfe und an hochgestellte Kavaliere. Fehlten den deutschen Herren auch der feine Schönheitssinn der Italiener, so hatten sie dafür um so mehr die Neigung zu zierlicher und sorgfältiger Arbeit und Freude an einem tiefen Sinn, der in die Kunstgebilde als Allegorie oder versteckter Inhalt hineingeheimnißt war. Ein feingeschnittener Kirschkern, der unter der Lupe eine Anzahl Gesichter wies, war ihnen vielleicht lieber als eine antike Statue, die ohne Kopf aus der Erde gegraben war und unsicher machte, welchen Abgott oder Vorfahren römischer Majestät das Stück vorstellen sollte. Besonderen Genuß bereitete den Fürsten ihre Münze durch das Prägen von Medaillen, die zuweilen in ungewöhnlicher Form und Größe beliebt wurden. Die Herren erfanden gern selbst Bild und Spruch und stellten dabei dem Stempelschneider wohl einmal verzweifelte Aufgaben. Solche Medaillen verfertigten sie sich zum Ruhm und andern zur Beglückung bei jedem Ereignis, das ihnen die Seele erregte: wenn sie aus einer Krankheit aufstanden, wenn ihre Gemahlin glücklich eines Kindes genaß, wenn sie einen ungetümen Hirsch schossen, wenn große Wassernot gewesen oder wenn es einmal Korn vom Himmel geregnet haben sollte. Sie spendeten diese Denkmünzen, wo sie Gunst erweisen wollten, und zum Austausch an Standesgenossen, und illustrierten dadurch ihr Leben wie in einem sibernen Stammbuch. — —

Das fürstliche Familienleben war bei den Besseren ein inniges Zusammensein nach alter deutscher Weise, die Fürstin in Wahrheit Hausfrau ihrer Hofes, die selbst die Küche beaufsichtigte, die eingesottenen Früchte und die zahlreichen Kräuterweine verordnete und einem werten Gast auf silbernem Teller alltäglich ein anderes Frühstück aus der Küche schickte, froh, die Kochkunst ihres Hofhaltes zu zeigen. Auch sie verstand ein wenig Latein, nahm teil an den Ausflügen, Jagdfreuden und kleinen Liebhabereien ihres Herrn, kam wohl auch mit dem Spinnrädlein, welches ein silbernes Glockenspiel hatte, in seine Arbeitsstube und wußte mit ihrem „Frauzimmer“ allerlei feine weibliche Arbeit zu machen. Der fürstliche Hofhalt und seine Ordnung lief im ganzen noch in alter Weise, der Edelknabe, welcher bediente, bis er Kammerjunker wurde, führte bereits den Namen Paggio, eine Guarda von angeworbenen Männern in fürstlicher Livree zog täglich mit Trommeln und Pfeifen auf, aber zwischen diesen neuen Einrichtungen lief noch der alte Narr unangemeldet in das Zimmer seines Herrn, war grob gegen die Hofleute, welche ihn ärgerten, und fuhr bei Ausflügen des Hofes als unentbehrliche Zielscheibe derber Scherze im eigenen Eselwagen hinterdrein. Noch war der Zutritt bei Hofe für Fremde mühelos, in kleineren Städten sandte der Herr wohl gar in die Wirtshäuser und ließ fragen, wer angelangt sei, um einen namhaften Reisenden kennenzulernen.

Die häufigste Unterhaltung des Hofes war die heimische alte, das Weidwerk. Die gewöhnliche Jagdfreude war leider, das Wild vom „Schirm“ — Hütte oder Zelt mit Waldgrün besteckt — zu schießen, während es vorbeigetrieben

wurde. Dann hatte der Landesherr den ersten Schirm, die nächsten die Prinzen nach ihrer Würde, die letzten der Hof. Noch wurde streng auf Jägerbrauch gehalten; bei den Turnieren war die Unsitte abgekommen, Versehen gegen das Turniergesetz dadurch zu strafen, daß man die schuldigen Ritter über die Rosse legte und aushieb, aber nach der Jagd wurde der Ungeschickte um des kleinsten Irrtums willen über den Hirsch gelegt und mit dem flachen Weidmesser abgestraft, gerade wie bei den Schützenfesten mit der Pritsche.

So lebten die besseren der deutschen Fürsten am Ende des Jahrhunderts ein friedliches Stilleben. Sie unterhandelten ein wenig mit Franzosen oder Polen, wenn sie gerade mit dem Reich unzufrieden waren, aber sie saßen als genießende Erben in ihrer neuen Macht, oft gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Untertanen bemüht, gerade sie empfanden vielleicht am wenigsten das stille Mißbehagen ihrer Zeit. Und nach ihrem Bilde formte sich der wohlhabende Adel ihrer Landschaft, er lebte fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Anstand dienend, bis der Dreißigjährige Krieg seine Häuser ausbrannte, die tüchtigen Männer in einem gewaltigen Kampfe umhertrieb, die schwächern tiefer herunterdrückte. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1859/1867.)

### TROST IN HELDISCHEN MÄNNERN

Unglücklich, aber nicht ruhmlos schied das alte Germanien aus diesem langen und verderblichen Kampfe. Ich habe Namen genug genannt, solche Namen, die unsterblich in der Geschichte leuchten. Es war ein wahres Heroen- und Titanenalter: so waren alle Verhältnisse gelöst, alle gewöhnlichen Bande zerrissen und alle bürgerlichen Rücksichten zurückgeschoben, daß noch einmal ein wildes und kühnes Jugendgeschlecht der Germanen auf den Plan zu treten schien, kein anderes Recht erkennend als den Willen des Herzens und die Kraft der Fäuste. Fragt man, wozu dies alles, wozu soviel Mutiges, Gewaltiges und Herrliches, wozu Ferdinands eiserne Festigkeit, Gustav Adolfs heldenmütige Gottesfurcht, Wallensteins gewaltiger Tiefsinn und Bernhards geschwinde Entschlossenheit? wozu die feurigen und kühnen Seelen eines Ernst, Christian, Pappenheim, Torstenson, Johann de Werth, wenn fast nur das Alte wiederkehren sollte, und zwar nichtiger, als es vorher gewesen? wozu der ganze dreißigjährige Streit, ein rechter Streit um nichts? so hole man sich die Antwort von der unsichtbaren Gewalt, welche über den Sternen wohnt und die Schicksale der Könige und der Völker richtet. Du blinder Sterblicher, weißt du schon, was die Vulkane und Windsbräute und Orkane bedeuten? wodurch das Sonnenlicht leuchtet und wärmt? warum die Nordlichter und die Sonnenaufgänge des nordischen Winters zugleich leuchten und donnern? Klügler dann nicht zu viel über die unbegreiflichen und dunkeln Revolutionen deines Geschlechts und lerne wieder glauben und anbeten und erkenne, daß hier im Staube nur Eines unsterblich ist wie Gott selbst: die Tugend und die Gerechtigkeit. Schon waren die meisten Völker erschüttert durch Unglück und innere Zwiespalte, auch Deutschlands Zeit war gekommen. Doch wissen

wir just, warum sie kommen mußte: wenige hellsehende Männer ahndeten es schon vor einem halben Jahrhundert. Das Alte konnte nicht erhalten und behauptet werden, die Vorbereitungen einer neuen Weltordnung waren gemacht, auch stiller und ruhiger wären wir Deutsche doch zur Nichtigkeit hinübergegangen: Gott wollte uns im Donner und Wetterleuchten etwas geschwinder führen, und gab uns bei allem dem Unglück und Elend doch den Trost, daß Großes und Herrliches aus uns geboren werden könnte, er gab uns die Bilder gewaltiger Männer für die Zukunft, zur Nachahmung und Kräftigung deutscher Jugend aufgestellt, wann die Zeit wirklich da sein wird. Über den Schutt und das Blut fließt ein Glanz unvergänglicher Namen hin, die uns trösten, was wir hätten sein können, wenn Gott schon gewollt hätte, daß wir es werden sollten. So spielt auch nach langer Dürre manche düstre Wetterwolke fürchterlich schön mit Donnern und Blitzen, wirft Schloßen herab, zerschmettert Felsen und zündet die Türme der Städte und die Häuser der Menschen, aber bringt keinen Regen. (E. M. Arndt, Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte, 1814.)

### LOB DEUTSCHLANDS TROTZ ALLEM

Warum sollte man bei uns nicht sowohl gute Seide und Zucker als herrliche Weine zeugen können, die nicht weniger der Sonne bedürftig? Wenn unsre Leinwand wohl verarbeitet, können wir des schädlichen Catuns wohl entbehren. Mit Metallen haben wir den Vorzug in Europa, und sind die metallischen Künste bei uns aufs höchste gestiegen. Wir haben zuerst Eisen in Stahl verwandelt und Kupfer in Messing, wir haben das Eisen zu überzinnen erfunden und viel andere nützliche Wissenschaften entdeckt, also daß unsre Künstler in der edlen Chymie und Bergwerkssachen der ganzen Welt Lehrmeister worden. Wir haben reiche Salzquellen und unvergleichliche Sauerbrunnen, welche unter einem annehmlichen Schmack mehr als eine ganze Apotheke führen und der Natur wunderbarlich zustatten kommen. Unsre Seeküste ist mit ansehnlichen Städten und herrlichen Einfahrten bemerkt, das Innere unseres Landes wird von schiffreichen Wassern durchkreuzet. Es sind Stein- und Marmorbrüche in den Felsen und Bauholz die Fülle in den Wäldern. Leder, Rauchwerk, Wolle, Leinwand haben wir überflüssig, ja, daß Seide bei uns nützlich zu zeugen, davon sind unterschiedene Proben vorhanden, davon ich viel Umstände sagen könnte.

Wenn wir die Gaben Gottes genugsam zu brauchen wüßten, würde es uns kein Land so gar an Zierde und Bequemlichkeit bevortun. Aber wir lassen uns Gewächse aus der Fremde schicken, die bei uns ganze Felder bedecken. Wir verwundern uns über den äußerlichen Glanz der fremden Lande, durch die wir reisen, und bedenken nicht, daß allemal das beste zur Schau herausgelegt: sie wissen besser als wir, ihre Ungelegenheiten zu verbergen, aber wer in das Innere schauet, siehet ihr Elend und muß unser Deutschland loben, das ein rauhes Aussehen, aber einen nährenden Saft in sich hat. Denn seine Hügel fließen mit Wein, und seine Täler triefen mit Fett. Wenn der Herr Friede gibt, so wohnt Freude und Wonne in unsern Mauern. Gesegnet ist

dies Land, wenn es den Herrn fürchtet und wenn seine Inwohner die Tugend lieben. Gott hat den Deutschen Stärke und Mut gegeben, und es reget sich ein edles Blut in ihren Adern, ihre Aufrichtigkeit ist ungefärbet und ihr Herz und Mund stimmen zusammen.

Was ist edler als die deutsche Freiheit, und sagte nicht jener tapfere Fürst recht, Deutschland sei ein freies Reich und billig das freieste auf der Welt? Ich weiß, einige Klugdünkende werden meiner allhier spotten. Ihr hochfliegender Verstand ist dahin kommen, daß sie die Religion für einen Zaum des Pöbels und die Freiheit für eine Einbildung der Einfältigen halten. Bald sagen sie, es habe der Kaiser die Stände unterdrückt, bald wollen sie uns bereden, daß die Stände selbst ihre Untertanen mit einer harten Dienstbarkeit beschwerten. Solche Leute soll man billig fliehen und hassen, gleichwie die, so die Brunnen vergiften. Denn sie wollen die Brunnquell gemeiner Ruhe verderben und die Zufriedenheit der Gemüter verstören, gleichwie die, so schreckliche Dinge aussprengen und dadurch die Herzen der Menschen ängstigen. Sie sind denen gleich, so einen Gesunden bereden, daß er krank sei und verursachen dadurch, daß er sich lege. Anstatt daß sie unsre Wunden mit Öl lindern sollten, so reiben sie solche mit Salz und Essig. Aber wir sind gottlob noch nicht so unglücklich, und unser Kleinod ist noch nicht verloren, unsre Krone ist noch nicht von uns genommen, aber unsre Wohlfahrt steht in unsern Händen. Ich habe allezeit dafür gehalten und bin noch nicht davon zu bringen, daß das deutsche Reich wohl geordnet und in unser Macht, glücklich zu sein. Die Majestät unseres Kaisers und der Nation Hoheit wird von allen Völkern annoch erkennt, bei Konzilien, bei Versammlungen wird ihm und seinen Botschaftern der Vorzug nicht gestritten. Er ist das weltliche Haupt der Christenheit und der allgemeinen Kirche Vorsteher. So groß nun des Kaisers Majestät, so gelind und süß ist seine Regierung. — —

Ist nicht die Menge der fürstlichen Höfe ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervortun können, so sonst im Staube liegen müßten? Wo ein ohnbeschränktes Haupt, da sind nur wenige der Regierung teilhaftig, deren Gnade die anderen alle leben müssen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Bediente seien, so etlicher Maßen denen königlichen selbst an die Seite treten dürfen und ganz eine andere Figur in der Welt machen als die, so in Namen bloßer Untertanen sprechen. Daher dann abzunehmen, daß diejenigen, so dafür halten, die deutsche Freiheit beruhe nur in wenigen, denen die übrigen dienen müssen, und betreffe also die Untertanen nicht, auch zu weit in ihrer Meinung gehen. Denn wo ist ein Land in der Welt, da so viel nicht nur fürstliche, sondern auch gräfliche Häuser, die von hohen Potentaten nicht in Freiheit, sondern nur in Macht unterschieden? Wo ist der Adel ausgewählter und glücklicher als in Deutschland? Es ist wahr, daß ein jeder Edelmann in Polen könne König werden; aber es ist nicht mehr als ein König in Polen. In Deutschland können so viele hohe Stifter, so viel fürstliche Abteien, so viel reiche Prälaturen einen Untertan zum Fürsten oder Stand des Reichs oder sonst großen Herren machen, und die Fremden, so von uns sonst nicht zum besten reden, müssen die Schultern ziehen, so oft sie nur an diesen Punkt gedenken.

Wo ist auch eine größere Anzahl freier Städte, als in Deutschland? Und muß man nicht bekennen, daß Handel und Wandel, Nahrung und Kredit, Ordnung und gute Polizei darin blühen? Man lese, wie ehemalen in gewissen Dingen Macchiavell in einem eignen Bericht, so sich in seinen Werken findet, und Boccalin in seinem Parnaß von Deutschland weit besser als wir selbst geurteilt. Ich gehe noch weiter und sage, daß die Städte, so unter deutschen Fürsten sein, sich nicht für unglücklicher zu schätzen haben: wie man dann die, bei denen Änderung vorgangen, fragen kann, ob sie anjetzo nicht weniger über ihre Fürsten als vor diesen über ihren Rat klagen? So pflegen auch fürstliche Städte oftmals das Hoflager zu haben, dadurch ihnen gewißlich mehr an ihrer Nahrung zugewachsen, als an ihrer Freiheit entzogen worden. Ich will der Stapelgerechtigkeiten, der Universitäten und ander Vorteil nicht gedenken. Die Bauern selbst leben besser als man meinet, und könnten noch besser leben, wenn sie ein wenig mehr Fleiß, Lust, Lebhaftigkeit und Hurtigkeit spüren ließen, und durch gute Anstalt zur rechten Nahrhaftigkeit ermuntert würden. An die oft unbegründeten Klagen des gemeinen Mannes haben sich Verständige nicht zu kehren. Man weiß, daß solche Leute nie vergnügt und oftmals nie mehr rufen, als wenn ihnen zu wohl ist, daher sie Gott eine schärfere Züchtigung gleichsam abnötigen. Wir sperren uns bisweilen aus einer leidigen Halsstarrigkeit, unserer Obrigkeit zu rechter Zeit zu Hilfe zu kommen, und müssen hernach von fremdem Volk, so bei uns sich einlagert, uns das Mark aussaugen lassen.

Aus welchen allen ich dann schließe, daß uns nur der Wille mangle, glücklich zu sein, daß die deutsche Freiheit annoch wahrhaftig lebe und nicht nur in der Einbildung bestehe, und daß also ein wahrer Patriot das Beste zu hoffen, sein Vaterland zu lieben und zugleich dahin zu trachten habe, wie dessen Glückseligkeit nicht durch ohnmächtige Wünsche oder blinden Eifer, sondern wohlüberlegte Vorschläge und deren getreuliche Vollstreckung befördert werde. (Leibniz, Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, etwa 1679.)

### LETZTE ABWEHR DER TÜRKEN VOR WIEN

Am 11. September um Mitternacht hatten die Kaiserlichen den Gipfel des Leopoldsberges erstiegen. — Der 12. September, eben ein Sonntag, begann hereinzudämmern, und mit den heftigsten, wiewohl verschiedenen Regungen sahen nun, mit dem ersten, rosenfarbenen Sonnenstrahl Belagerer und Belagerte den ganzen Berg und Wald lebendig, von Waffen blitzen, von kriegerischem Schritt und Getöse zittern.

Da fiel endlich auch Kara Mustaphan die Binde von den Augen. In weibischem Grimm wälzte er sich auf der Erde, zerraupte Haar und Bart und fluchte dem Schoß, der ihn getragen hatte. Aber es traten die Paschen von Ofen und Diarbekir, denen das Spiel zu lange währte, trotz des strengen Gegenbefehls in sein Zelt und zwangen ihn, sich mit besonnener Miene an die Spitze der Janitscharen zu stellen. Um den gesunkenen Mut, durch Blut und Greuel, wenigstens zur Wildheit aufzustacheln, ließ er alle im Lager befindlichen Christen-

sklaven, 30000 an der Zahl, auch die Weiber und Kinder niedersäbeln. Jeden Augenblick durchkreuzte in seiner Seele ein Plan, ein Entschluß den anderen, keiner wurde ausgeführt, hiermit nur unvermeidliche Verwirrung. In der Leopoldskapelle hörte Sobiesky die Messe des gleich einem Heiligen verehrten Kapuziners, Pater Marcus Avianus, empfing den Leib des Herrn, schlug darauf am Eingange seinen Sohn zum Ritter, schwang sich zu Roß und sprach vor die Fahnen hinsprengend also: „Der zahlreiche Feind hier unten ist euch bereits längst bekannt, und zwar — aus Siegen. — Ihr seid eingeweiht zu einem heiligen Krieg, wo selbst überwunden zu werden rühmlich und zu fallen eine Himmelskrone ist. Nicht mehr für euren König, für Gott selber streitet ihr. Seine Allmacht hat euch ohne Kampf diese unwegsamen Höhen heraufgeführt, hat euch den halben Sieg schon itzt in die Hände gegeben. Nun, da sie euch schon über ihren Häuptern erblicken, verkriechen sich die Feinde in Täler und Schluchten, als in ihre künftigen Gräber. Nur ein Befehl sei euch hiermit für heute gegeben: wo ihr immer euren König sehen werdet, da folget ihm herzhaft!“

Des Heeres lautes Freudengeschrei verhallte unter dem Schmettern und Wirbeln der Trompeten, Heerpauken und Trommeln, und wie auf dies Signal hörte man schon das Feuern vom Wasser her, längs dem linken Flügel.

Um 8 Uhr attackierte Kaprara das stark besetzte Nußdorf, Leslie warf schleunig Batterien auf, die Feinde zu beschießen, welche hier und in Heiligenstadt mit großer Macht sich auf das allerhartnäckigste verteidigten. Häuser, Gärten, Keller, Wasserleitungen, Mauertrümmer mußten einzeln nach langer Gegenwehr mit vielem Blutvergießen genommen werden. Endlich gewann man beide Orte gegen 12 Uhr mit Sturm. Um dieselbe Zeit drangen die Polen mit hellen Haufen aus dem Tale von Dornbach gegen Währing heraus, und auf sie warf sich nun der Großvezier mit seiner ganzen Macht, erfuhr aber hier kein besseres Schicksal. Die vordringenden Polen fanden außerhalb der Waldung eine große, wohlbesetzte Schanze. Vergeblich wurde sie von vorne mehrmals gestürmt. Sie fiel erst, als General Dünewald ihr mit seinem und dem Styrumschen Regiment in den Rücken kam. Die Feinde flohen. Ein Haufen Ulanen verfolgte sie mit äußerster Wut und richtete kein geringes Blutbad unter ihnen an, sah sich aber auf einmal von allen Seiten eingeschlossen. Ein guter Teil wurde zusammengehauen, da eilte der König mit deutschem Fußvolk unter Waldeck und Rabatta zu Hilfe, schlug die Türken aus ihren beiden Schanzen auf dieser Seite hinaus und drang bis hart an ihr Lager vor. Auch nach der Überwältigung der Defileen von Nußdorf und Heiligenstadt hatte der Herzog von Lothringen noch einen harten Stand an der sogenannten Türkenschanze, in welcher sich mehrere Paschen mit den besten Völkern wütend verteidigten. Endlich wurde auch diese gegen 5 Uhr abends von den abgessenen sächsischen Dragonern unter dem Befehl des Prinzen Louis von Baden erstiegen, und man näherte sich nun im Sturm marsch dem feindlichen Lager in der Roßbau.

Der anfängliche Plan war gewesen, die Feinde am ersten Tage nur bis in ihr Lager zurückzuschlagen, am zweiten mit der Besatzung vereinigt dasselbe zu stürmen. Da rief zuerst der siebzigjährige Feldmarschall Goltz: „Der An-



fang ist zu schön, warum stehenbleiben? — Ich bin ein alter Mann mit vielen Wunden, möchte mich gerne diese Nacht noch in Wien pflegen.“ Alles, was auch weit von ihm war, stürmte in innerm Drange nach derselben Richtung, und zwar ohne ferneren Streit; denn der Großvezier, außer aller Möglichkeit, mit dem geschlagenen Heere das Treffen wieder zu erneuern, behielt kaum Zeit genug, die heilige Fahne unter einer Flut unmännlicher Tränen und Verwünschungen aus seinem verlassenen Gezelt mitzunehmen und den Trümmern seines Heeres nachzueilen, das über den Wienerberg bis hinter Raab floh, 50 Stunden in einem Fort, ohne Essen und Trinken. Nur die Dunkelheit und die äußerste Ermattung des christlichen Heeres rettete sie vor gänzlicher Vernichtung. (Joseph Freiherr von Hormayr, *Österreichischer Plutarch*, 1807/1814.)

### PRINZ EUGEN

Der uredlen Abstammung von dem großen Wittekind, welcher dreißig Jahre lang die Freiheit und die Götter seiner Sachsen wider Karl den Großen verteidigt, rühmt sich das herzogliche Haus von Savoyen. — —  
Eugen Moritz von Savoyen, französischer Generallieutenant, Gouverneur von Champagne und Generaloberster der sämtlichen Schweizerregimenter, hinterließ bei seinem Tode (7. Juni 1673) von Olympia Mancina, Nichte des furchtbaren Kardinals Mazarin, zwei unverheiratet verstorbene Töchter, Johanna und Louise. Aus seinen fünf Söhnen, Ludwig Thomas, Ludwig Julius, Philipp, Emanuel und Franz Eugen, war der letzte, unser Held, der jüngste.  
Zehn Jahre zählte er, als sein Vater starb. Schon dieser hatte ihm, zumal mit Rücksicht auf seine ungemein schwächliche Leibesbeschaffenheit, den geistlichen Stand zgedacht. Durch eine Pfründe zu Reims sollte für seinen standesmäßigen Unterhalt gesorgt werden. Seine Neigung zum Kriege war aber schon in seinen frühesten Knabenjahren entschieden. Mit seinem Zeitgenossen, der im Norden nicht weniger große und unglaubliche Dinge tat als Eugen im Süden, mit Karl XII., hatte er die Lieblingslektüre gemein: des großen Alexanders Leben, durch Curtius beschrieben. — Seine Mutter Olympia beherrschte durch ihre Reize und die Anmut ihres Umgangs Ludwig XIV. auf kurze Zeit ebenso unumschränkt, als weiland ihr Oheim Mazarin zwanzig Jahre lang durch das Übergewicht seines durchdringenden Geistes und seiner allen Umständen trotzen Festigkeit; — aber bald schwang sich die Herzogin von Lavallière, Franziska le Blanc de la Baume, an ihre Stelle. Olympia rächte sich durch eine Satire, in welcher sie dem König seine Schwäche, ihrer siegenden Nebenbuhlerin einige bisher unbekannte Liebesabenteuer vorwarf. Es war vorauszusehen, daß wenigstens das Letztere nicht ungestraft bleiben werde. Eugens Mutter wurde aus dem Königreich verbannt und ging nach Brüssel. Dies war der erste Grund seiner Erbitterung gegen den König und gegen Frankreich, welches er überhaupt, seiner Abkunft und der Leiden seines Hauses eingedenk, sich nie entschließen konnte, für sein Vaterland anzusehen. Dazu kam, daß er, der ausgebreiteten und tiefen Kenntnisse ungeachtet, die er sich von allen Teilen der Kriegswissenschaft durch mehrjähriges Studium erworben hatte, es gleichwohl nicht dahin bringen konnte, eine subalterne

Stelle in der französischen Armee zu erhalten, bei welcher eben dazumal strenge Mannszucht und kriegerische Freiheit und die höchste Spannung des Ehrtriebs jene großen Wirkungen hervorgebracht hatten, durch welche die Krone Ludwigs in ganz Europa ebenso allgemein gefürchtet als verhaßt gewesen ist. —

Den Umgebungen des Königs galt: „das zarte, kleine Abbéchen von Savoyen für einen verschrobene Kopf, aus welchem all sein Lebenlang nichts werden würde“. Eugens Verlegenheit in der sogenannten großen Welt hielten sie für Blödigkeit und Geistesarmut. Sie war vielmehr eine Tochter seiner Bescheidenheit, seiner eigenen Verschiedenheit von diesem bunten, rauschenden Gewirre, — sie ist das Eigentum aller Kinder der Einsamkeit, die besser handeln können, als reden, die eher das Schicksal beugen, als ihren Rücken. — Bald darauf suchte Eugen um ein erledigtes Dragonerregiment an. Er wurde auf eine spöttische Art für immer abgewiesen und ihm bedeutet, der Krieg werde wohl nimmermehr sein Handwerk sein. — „Wohl denn,“ erwiderte Eugen, „so will ich nimmermehr, als mit dem Degen in der Faust, als Feind, den Boden Frankreichs betreten. Mir ist nicht bange um einen andern Herrn, sorgt nur ihr, denjenigen zu finden, der einst mir gegenüberstehen dürfe!“

Im Februar 1683 verließ Eugen Paris, in der Gesellschaft der Prinzen von Conti, um unter dem kaiserlichen Heere Dienste zu nehmen. Auf der Reise traf sie ein Befehl des Königs, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Gefährten gehorchten, erbittert erklärte Eugen, daß er sich auf ewig von Frankreich losgerissen achte. Er kam im Mai zu Wien an. Kaiser Leopold empfing ihn mit Achtung, ernannte ihn zum Obersten und hieß ihn zur Armee des Herzogs Karl von Lothringen abgehen, welche von dem übermächtigen türkischen Heere des Großveziers Kara Mustapha bis nach Raab zurückgedrückt war. —

Bei dem Treffen vor Ofen ward ihm, dem Jüngling, dem Anfänger in der Kriegskunst, die Ehre zugeschieden, das Lager mit geringer Mannschaft im gleichen Augenblick gegen die feindlichen Streifkorps und gegen alle Ausfälle der zahlreichen Besatzung zu decken, während das christliche Heer durch einen Seitenmarsch die Hauptarmee des Großveziers abhielt, ihren Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen, welche sich in dieser Hauptstadt der Könige von Ungarn mit verzweifelter Hartnäckigkeit verteidigten.

Dreiundachtzig Jahre nachdem Wladislaw, zu Ungarn und Polen König, bei Varna wider Amurath II. Krone und Leben verloren, hatte sich dasselbe Schauspiel erneuert. Ludwig II. fiel durch dieselben Fehler wie sein Großoheim bei Mohacz (29. August 1526) gegen Suleymann II. In demselben Monat, aber erst nach hunderteinundsechzig Jahren, wurde der Schatten des erschlagenen Königs an den Türken gerächt. Am 12. August 1687 erfochten der Herzog von Lothringen, der Markgraf Ludwig von Baden und der Kurfürst von Bayern bei eben dem Mohacz einen vollkommenen Sieg. Lange und wütend widerstanden die Türken, in größter Gefahr war das kaiserliche Fußvolk. Eugen gab der Schlacht eine andere Gestalt, indem er die türkische Reiterei, ihrer zehnfachen Überlegenheit ohngeachtet, warf, dann in die dichtgedrängte Ordnung der Janitscharen einbrach und die unordentlich Fliehenden bis in

ihr festes Lager verfolgte. Betroffen prallten seine Dragoner vor dem breiten Graben zurück, der sich auf einmal vor ihnen auftat und über welchen ein Hagel von Pfeilen und Steinen und aus dem groben Geschütz auf sie herniederstürzte. Einen Augenblick stutzte auch Eugen, dann ruft er mit hoher Begeisterung in Ton und Blick, zu tun, was er tun würde. Den Degen im Munde, springt er vom Pferde, stürzt sich in den Graben und klettert der erste jenseits den Wall hinauf, sein Regiment ihm nach, die übrigen folgen, kaum bleiben so viele zurück, die ledigen Pferde zu zähmen. Nun geht das Würgen im Lager selbst an. Niederhauen lassen sich die Janitscharen, aber sie fliehen nicht, bis auch die Infanterie im Sturmmarsch mit Siegesgeschrei herankommt. — 35 000 Türken waren gefallen, Lager, Artillerie, Bagage, alles eine Beute der Überwinder. Mit Recht gab der Herzog dem Prinzen von Savoyen den Auftrag, der Überbringer dieser angenehmen Botschaft an das kaiserliche Hoflager zu sein. Leopold ernannte ihn zum Feldmarschall-Lieutenant.

Das folgende Jahr bezeichnete die so oft vergeblich versuchte Eroberung von Belgrad (9. September 1688). Als die stürmende Infanterie zurückwich und die Belagerten, diesen Augenblick der Verwirrung nützend, wütend nachdrangen, trieben der Kurfürst von Bayern und Eugen (den sich jener an diesem heißen Tage zur Seite gegeben hatte) die Fliehenden, den Degen in der Faust, wieder vorwärts. Der Kurfürst wurde durch einen Pfeil unter dem Auge verwundet. Mit dem Rufe: „Mir nach, wir müssen hier siegen oder sterben!“ — rannte Eugen unter den Vordersten auf die Bresche los. Ein Janitschar hieb ihn durch das Kasquet in den Kopf. Der Prinz stieß ihm den Degen durch den Leib. Dieser Anlauf entschied das Schicksal dieser wichtigen Vor-mauer. Während des ganzen Feldzuges war kein Gefecht, bot sich keine Gelegenheit dar, mutig in die drohendste Gefahr zu stürzen, und allenthalben, wo nicht den Sieg, doch den Ruhm zu behaupten und zu erhöhen, der sich Eugen nicht mit dem Feuer eines Jünglings und der Besonnenheit eines Veterans bemächtigt hätte. — —

Der stolze Ludwig, den Wert des verachteten Abbés von Savoyen besser erkennend, ließ nun Eugenem insgeheim den Antrag machen, wieder zu ihm zurückzukehren, das Gouvernement von Champagne, den Marschallstab und eine große Pension aus den Händen eines gnädigen Königs zu empfangen. Die Antwort war: „Ehre und Dankbarkeit waffnen mich für Österreich, wider Frankreich. Ich bin Feldmarschall des Kaisers, das mag wohl ebensoviel sein, als Marschall von Frankreich. Was sollen mir Pensionen? Ich bedarf für mich nichts, als Gelegenheiten, mich im Dienste meines Souveräns hervorzutun.“

Den folgenden Feldzug (1697) wurde Eugen nach Ungarn bestimmt, wo die Sachen durch den Verlust von Belgrad und noch mehrere andere unglückliche Gefechte gegen die zusammengeschmolzene kaiserliche Armee unter den Befehlen des Kurfürsten von Sachsen, Capraras und Häuslers ungemein mißlich aussahen. Der Prinz erwirkte, daß das Heer doch bis über 45 000 Mann verstärkt wurde. Mit 140 000 Mann stand der Sultan Mustapha ihm gegenüber. Die türkischen Befehlshaber suchten vor allem, Eugen über ihre eigentlichen Absichten irrezuführen. Bald bedrohten sie Titul, bald Peterwardein,

endlich Szegedin. Durch die Todesangst preßte Eugen einem gefangenen Pascha das wichtige Geständnis ab, der Plan auf Szegedin sei aufgegeben und vielmehr beschlossen, bei Zentha die Theis zu übersetzen und das von Truppen entblößte Oberungarn und Siebenbürgen zu überschwemmen. Schon sei einige Reiterei über diesen Fluß gegangen, um die Gegend und das kaiserliche Heer auszuspähen, bald werde der Großherr, der noch jenseits in seinem verschanzten Lager stehe, nachrücken.

Sogleich saß Eugen mit dem größten Teil seiner Reiterei auf, und vorauseilend gegen den Feind befahl er dem Heer, mit Doppelmärschen nachzurücken. Am 11. September um 2 Uhr nachmittags war Eugen eine Meile weit vom türkischen Lager angekommen, rekognoszierte den Feind und machte die Schlachtordnung für die nachkommende Infanterie. In dem Augenblicke trifft atemlos ein Kurier aus Wien ein, der den Auftrag hatte, den Prinzen aufzusuchen, er möge auch sein, wo er immer wolle. Eugen erbricht seine Depeschen und findet — einen ernstesten hofkriegsrätlichen Befehl: „Sich mit den Türken auf keine Weise in ein Treffen einzulassen, indem auf den Fall eines unglücklichen Ausganges kein Mittel vorhanden wäre, die geschlagene Armee zu ersetzen“. Eugen tat, was im Angesicht des übermächtigen Feindes zu tun war; unverfärbt und ruhig steckte er den Befehl in die Tasche, keiner lebendigen Seele ein Wort von dem Inhalt vertrauend, und fuhr mit seinen Anordnungen zum Angriffe fort.

Eine doppelte Verschanzung lief in Gestalt eines halben Mondes an dem Ufer herum, in der Mitte ging die Schiffbrücke. Der Sultan, durch den unvermuteten Anmarsch des kaiserlichen Heeres außer aller Fassung, ging mit einem Teile seiner Truppen sogleich über die Brücke, mit dem größten Teil blieb der Großvezier in den Verschanzungen. Mustapha gebot ihm, die Christen zu schlagen, wenn er sein Leben liebe. — Eugen rückte heran in einem Halbkreis wie die Verschanzungen. Sogleich begann der Sturm. Der linke Flügel unter dem Prinzen Vaudemont wurde anfangs etwas zurückgetrieben. Eugen sah die Gefahr und wendete sie. In einer Stunde war die äußere Verschanzung erstiegen und der Großvezier ordnete den Rückzug über die Schiffbrücke, — aber diese war nicht mehr. Eugen hatte all sein Geschütz auf dieselbe gerichtet, und der Zufall kam seiner Absicht trefflich zustatten, daß die türkischen Zugknechte ihr zahlreiches Zug- und Schlachtvieh in den Fluß trieben, um es auf die andere Seite zu bringen. Dieses, durch die Gewalt des Stromes und das Getöse der Schlacht wild, geriet gleichfalls an die Brücke und trennte sie vollends. Als der Großvezier diesen einzigen Ausweg des Rückzuges versperrt sah, trieb er mit dem Säbel in der Faust die Truppen wieder vorwärts gegen die äußere, von den Kaiserlichen bereits eroberte Verschanzung: aber sein Reich hatte ein Ende, er und die vornehmsten Paschen wurden von den ergrimmtsten Osmanen selbst niedergemacht. Niemand befahl, niemand stritt mehr unter den Türken, jeder dachte nur auf seine Rettung. Da die Sieger selbst den ersten Anführern keinen Pardon gaben, welche ungeheure Summen für ihr Leben boten, so warf sich eine große Menge Türken in den Strom, in der schwachen Hoffnung, das jenseitige Ufer zu erreichen. Von fünf Uhr abends bis zehn Uhr nachts hatte die Schlacht gedauert. 22 000 Türken lagen

tot in und außerhalb der Verschanzungen. Mehr als 10 000 fanden ihren Tod in den Wellen. Man konnte über ihre Leichen wie über einen Damm, trockenen Fußes von einem Ufer zum andern kommen. Die ganze Artillerie und Bagage, 8000 Wagen und 6000 beladene Kamele, die Kriegskasse, ungeheurer Mund- und Kriegsvorrat wurden erobert. Eugen behielt aus der unermeßlichen Beute nichts, als das große Siegel der hohen Pforte, welches der erschlagene Großvezier am Halse trug, und das Gezelt des Großherrn. Dieser, der in seinem Übermut viele Wagen mit Ketten mit sich geführt hatte, um die gefangenen Christen darein zu schlagen, sah vom jenseitigen Ufer die Niederlage seiner Truppen, fluchend, weinend, Haare und Bart zerrauhend. Er warf all seinen Schmuck und seine prächtigen Waffen von sich und floh in der Kleidung eines gemeinen Janitscharen bis nach Adrianopel.

Eugen erhielt neuerdings das Kommando in Ungarn, übernahm es aber nur mit unumschränkter Vollmacht und zwang sohin die Türken zu dem Karlowitzer Frieden (26. Januar 1699), der dem Kaiser Siebenbürgen, Slavonien, ganz Ungarn (bis auf Temesvar), Kroatien bis an die Unna und Bossut sicherte, und den unter türkischen Schutz geflüchteten ungarischen Malkontenten die Rückkehr in ihr Vaterland auf ewig verschloß. (Joseph Freiherr von Hormayr, Österreichischer Plutarch, 1807/1814.)

### DANZIGS SPÄTE BLÜTE

Die alte Hansestadt Danzig stand in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch auf der Höhe ihres Reichtums und Ansehens. Hatte sie auch ihre frühere Freiheit, nach langen Streitigkeiten mit den deutschen Ordensrittern, schließlich einem Schutzverhältnis zu Polen geopfert, so fühlte sie sich doch in ihrer Eigenschaft eines Schlüssels zu diesem Königreiche durchaus als eine zu respektierende Bundesgenossin und Geldmacht. Wirklich lag der polnische Handel, besonders die Ausfuhr der Landeserzeugnisse, fast ganz in ihren Händen. Wie von alters her wurden unermeßliche Mengen von Getreide, Holz, Wachs und Leinwand aus den fruchtbaren Niederungen des Weichselgebietes auf ihren Weltmarkt gebracht und waren die Quellen eines Wohlstandes, der seinerseits die Einführung von ausländischen Luxusgegenständen zum Gebrauche der Stadt, dann auch für die üppigen Residenzen des polnischen Inlandes veranlaßte. Daher bot Danzig, durch die trübe Mottlau mit ihren Kanälen, sowie einen Arm der klareren Radaune und mittelbar durch die Weichsel auch größeren Schiffen zugänglich, das lebendige Bild einer Hafenstadt, obgleich es eine gute Stunde von der Weichselmündung abliegt. Hunderte von Fahrzeugen kamen jährlich an ihre Lange Brücke und die übrigen hölzernen Lastadien vor die Magazine der wohlbefestigten Speicherinsel oder anderer Stapelplätze und wurden von einem bunten Lastträger- und Matrosenvolke bedient, von internationalen Kaufleuten besichtigt. Da konnte man neben den derben Nord- und Ostseebarken die breiten floßartigen Kähne beobachten, auf welchen der Weizen und Roggen, zu haushohen goldigen Bergen aufgeschüttet, die Weichel herabkam; neben den Marktbooten sah man die flinken Jollen und die schwerfälligen Treckschuyten, die,

jedes auf seine Art, den Verkehr in den Kanälen und mit den Vororten besorgten. Da reisten in ihren Tarantassen, Telegen und Kibitken die bärtigen Kaufherren auf dem Landwege aus Rußland heran, oft in Begleitung ihrer seltsam und reich geputzten Frauen; da stand neben dem breiten Holländer, dem korrekten Briten, dem vorsichtigen Deutschen der polnische adlige Grundbesitzer in seiner malerischen Tracht, zwar den ritterlichen Säbel an der Seite, aber im Korn- und Pferdehandel seinen Vorteil schlau erspähend oder sich Geld gegen Wucherzinsen auswirkend vom unentbehrlichen Adoptivlandsmann im Kaftan und mit den langen Ohrlocken, der in allen Gattungen reichlich vorhanden war. Noch bunter und lärmender wurde dies Treiben durch die polnischen, litauischen, wendischen, kassubischen Bauern, die besonders im August, zur großen Dominiksmesse, scharenweise zur Stadt kamen, und durch die Floßknechte, welche die Schifffahrt aus dem Innern des Landes her betrieben. Dieses leibeigene Volk von der äußersten Armut, in leinenen Kitteln, mit eisenbeschlagenen Sandalen an den Füßen und die kahlrasierten Köpfe in Stroh Hüten vor der Sonne bergend, gab sich der schweren Arbeit wie dem einfachen Vergnügen mit demselben glücklichen, kindlichen Temperamente, singend, schwatzend, womöglich auch trinkend und tanzend hin und erfüllte die Luft mit seinen schnell entstandenen und schnell beigelegten Streitigkeiten. Wandte man sich aber von den Schauplätzen dieses Durcheinanders und von den turmartigen Kranen, welche die Warenballen auf und nieder schrotend so recht sichtbar die Ausgaben und Einnahmen der Handelsherren besorgten, nach den stilleren Straßen der Stadt, so fiel auch hier die Macht und der Wohlstand der alten wie der neuen Zeit in die Augen. Ernst und eindrucksvoll standen hohe Backsteinkirchen da, in der Mehrzahl Denkmäler des kirchengründenden vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; ihre schlanken Turmspitzen hatten zwar fast sämtlich Barockkuppelchen oder niedrigen Notdächern weichen müssen, aber die hochgezogenen Fenster und die abgestuften, gemusterten Giebel hielten den Charakter des Mittelalters fest und bezeugten den großen Sinn ihrer Erbauer: rühmte sich doch das vornehmste dieser Gotteshäuser, die Pfarrkirche von St. Marien, sie sei in Formen und Maßen das genaue Abbild der Hagia Sophia von Konstantinopel! In allen ansehnlicheren Gassen verdrängten die üppigen Gedanken eines originellen Barockstils eine einfachere, noch gotisierende Bauweise, die sich nur in entlegeneren Stadtteilen erhielt. In geschlossener Reihe erhoben sich die stolzen schmalen Häuser mit ihren wenigen, aber sehr großen Fenstern zur beträchtlichen Höhe von drei bis vier Stockwerken und kehrten einen vielfach geschwungenen Giebel oder eine vornehme Attika als wirksamen Abschluß der Straße zu. Mancherlei Zieraten an Vasen, Obeliskten, Kugeln und vorzüglich an bezeichnenden Emblemen krönten diese Abschlüsse, und man konnte dort oben die wunderbarsten Geschöpfe: auffahrende Adler, brennende Phönixe, selbstmörderische Pelikane, Schildkröten mit beweglichen Gliedmaßen, springende Pferde und dergleichen mehr gegen den Himmel sich abheben sehen. Ebenso reich waren die unteren Teile der Fassaden ausgestattet: zwischen kräftigen Gesimsen und energischen Fensterumrahmungen liebte man Nischen mit Büsten, Statuen und Reliefs von allegorischem und historischem Inhalte anzubringen, und oft

wurden alle diese Elemente noch durch lebhaftere Färbung einzelner Teile gehoben. Besondere Aufmerksamkeit endlich verwendete man auf die Haupttüren und auf die „Beischläge“, jene eigentümlichen Terrassen, die als Überwölbungen der Kellerhölse den Häusern in ihrer ganzen Breite nach der Straße zu vorlagen und aneinanderstoßend eine Reihe von willkommenen Plätzen für den nachbarlichen Verkehr und das freiere Spiel der Kinder gewährten; sie wurden als wahre Schmuckstücke behandelt und mit oft kostbaren Geländern von Schmiedeeisen oder Marmor und mit schönen Freitreppen ausgestattet. — Einzelne dieser Häuser waren so hoch, daß man auf ihren Dächern Plattformen zum Genusse einer weiten Aussicht anlegte. Da konnte man mit Behagen über die Befestigungen der Stadt weg das reiche Grün der Vorstädte erblicken: die Gärten und Villen von Strieß, Schidlitz und Langfuhr, das aufblühende Schottland und die Anmut des Bischofs- wie des Hagelberges; oder man verfolgte den stillen Zug der Segelschiffe aus der Mottlau die Weichsel entlang nach Neufahrwasser, von wo die Ostsee herüberlöst und schimmerte. Wen es dann nach einem Spaziergange vor die Tore lüstete, der mochte sich durch die baumbepflanzten Straßen und über die Märkte nach den weiten Plätzen des Glacis bewegen und sich an den Hantierungen, die dort zwischen den Holzbauten und Palissaden betrieben wurden, vergnügen oder auch am Anblick des Stadtgalgens der Gewähr bürgerlicher Sicherheit und einer prompten Rechtspflege sich getrösten. (Wolfgang von Oettingen, Daniel Chodowiecki, 1895.)

### VERSTUMMEN DER DEUTSCHEN KRÄFTE IM 17. UND 18. JAHRHUNDERT

Unser, der Deutschen, war die Weltherrschaft über 800 Jahre, vom Jahr 400 bis zum Jahr 1250. Karl der Große im achten Jahrhundert trieb und zwang die germanischen Stämme zusammen, im neunten Jahrhundert ward ein besonderes deutsches Reich, vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert war dieses Reich das Oberreich Europas. Da hätte man keine Bilder gefunden für die vom Himmel gefallenen zarten Sonnenkinder. Stellt euch eure herrlichen Väter vor, als ihrer 20000, den Friedrich Rotbart und Heinrich den Löwen an der Spitze, an der Tiberbrücke standen, denkt euch die ritterlichen hohen Männer und ihren Stolz. Die Römer im Aufruhr drangen bewaffnet mit ungeheurem Geschrei heran und verlangten für den Einlaß über die Brücke in die Stadt Gaben und Ehren als die, welche dem Weltherrscher den Glanz gäben. Da rief ihnen der Löwe im Zorn zu: Was, ihr die Herren? ihr gebt dem Weltherrscher den Glanz? Schaut hierher! hier stehen die Herren, welchen Gott Rom und die Länder gegeben hat. — Und die Deutschen fuhren mit Stangen und Schwertern drunter und die prahlerischen Haufen wurden auseinander gesprengt. Mit dem dreizehnten Jahrhundert verging die deutsche Herrlichkeit, im Kampfe mit Italien und den Päpsten wurden die mächtigsten Geschlechter ausgerottet, um deren Glanz und Macht als um einen Mittelpunkt das deutsche Volk sich hätte sammeln und zusammenhalten können. Das große Deutschland zerfiel in hundert und tausend Kleinigkeiten, der Name

Kaiser und Reich blieb und hing gleichsam wie ein Ehrenmantel darüber, aber konnte die Gebrechen und Schäden derselben doch nicht zudecken. Deutschland war in so viele Einzelheiten gesondert, in einer solchen Mannigfaltigkeit der Strebungen, Bildungen, Entwicklungen auseinandergegangen, von allen Enden her mit so vielen und so verschiedenen Gesetzen, Verfassungen, Rechten und Vorrechten durchschossen und durchwebt, kurz von so vielen Stricken, Netzen und Fäden durchwebt und durcheinander verbunden und verstrickt, daß der deutsche Riese in dieser Verstrickung in Ohnmacht dalag. Dies geschah, dies Verhängnis trat ein, Deutschland ging so auseinander, weil damals alle Völker an unsern Grenzen so schwach schienen, daß kein Gedränge von außen uns mehr zusammentreiben konnte. So lebte Deutschland noch einige Jahrhunderte fort, da erhoben sich innere Zwietrachten und blutige Hader um die heiligsten Dinge. Huß und Luther standen auf, es ward nun reicher Same der Sonderung und Schwächung ausgesät. Doch lebte man noch so leidlich fort bis an das siebzehnte Jahrhundert. Glück, Reichtum, Macht schien noch da zu sein, aber Deutschland, als Reich und Staat betrachtet, hatte keine Macht mehr. Schon damals war das deutsche Gebiet längs der östlichen Ostseeküste von uns abgelöst worden, die deutschen Ritter von Kurland und Livland schrien das Reich um Hilfe an, aber man ließ sie als Raub der Fremden fallen. Ebenso sorglos und ohnmächtig ließ man die Niederlande und die Schweiz vom Reiche absinken und zu unserem Verderben ihr eigenes Wesen treiben. Dann riß der greuliche Dreißigjährige Krieg den letzten Zauber von deutscher Herrlichkeit und Macht nieder und warf uns in Roheit und Barbarei zurück, indem er sogar das Gedächtnis unserer glorreichen Vergangenheit und unserer ganzen früheren Bildung auslöschte. Der Kaiser war im Jahr 1250 mit Friedrich dem Zweiten von Hohenstaufen gestorben, worauf die allmähliche Verbleichung des Glanzes der alten deutschen Ritterschaft notwendig folgen mußte. Da erhoben sich die Bürger der Reichsstädte und brachten ihr Leben in leidlicher Weise bis zu dem Jahre 1620 hin. Von der Zeit an fiel alles in einen großen Schutthaufen zusammen; man lebte so anderthalb Jahrhunderte unter den Trümmern fort wie arme Leute, die sich an den Mauern der Rathäuser, Tempel und Paläste und an den Grabdenkmälern der Helden die ärmlichen Hütten anklecksen.

Kam das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, das Zeitalter der Blüte und Macht Frankreichs. Deutschland, machtlos, ruhmlos, geistlos, mußte nun französisieren, die deutsche Armut und Barbarei, wie sie sich jetzt selbst als solche erkannte, schmückte sich mit den Lappen wälscher Zierlichkeit und las die kümmerlichen Brocken wälscher Sprache und Literatur auf. Da verfälschte und verwälschte sich alles bis auf die Hofhaltungen und Sitten der kleinsten Fürsten und Grafen, alles wälsche Einkleidung und Verlarvung — so standen die veräfften und verweichlichten Enkel der alten deutschen Recken da. Da spazierte auch die jämmerliche und verkommene deutsche Sprache und Literatur einher in frostiger alberner Steifheit und im bunten Narrenrock der Wälschen, den sie sich ungefähr anzulegen verstanden, wie ihre Majestäten, die Könige von Angola und Tombuktu, die Generalsuniformen, die ihnen die Portugiesen oder Engländer schenken. Alles jämmerlich, hölzern, ledern. Die



französische Leichtigkeit und Witzigkeit, das leicht liebenswürdige Spielen mit Kleinigkeiten, wodurch die Franzosen sich und die Fremden oft so anmutig unterhalten können, diese konnte der Deutsche nun einmal nimmer erlangen, er bekam mit der sogenannten französischen Klassizität, mit jenem trockenen Dinge, was der Franzose seine Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit auf dem Gebiete der schönen Künste nennt, nur die wälsche Trockenheit und Magerkeit, die bei ihm in die geistloseste Dürftigkeit ausartete. Dazu kam die Plage der stehenden Heere, die seit Ludwig dem Vierzehnten eine Unvermeidlichkeit waren, und die Art ihrer Werbung, Erhaltung und Zusammenhaltung. Wer will aller der Scheußlichkeiten und Greulichkeiten im einzelnen wieder gedenken, die von den Jahren 1650 bis 1780 bei uns und in Europa geherrscht und gewaltet haben und wobei und worunter viele sich doch noch ein menschliches, christliches, deutsches Leben denken konnten? Wer hätte solche Zustände ertragen können, dem die frühere Zeit, selbst die des sechzehnten Jahrhunderts, noch nicht wie mit ewiger Nacht bedeckt gewesen wäre? Welche allgemeine Knechtschaft, welche allgemeine Erniedrigung des Volks? welche Häßlichkeit, Steifheit und Losheit und Liederlichkeit in den Sitten und Grundsätzen! welche greuliche, zugleich rohe und üppige Hofhaltung und unverschämte Wirtschaften! Man denke nur statt aller andern an Dresden und Stuttgart, und so stand es abwärts bis zu den Kleinsten in diesen Geschlechtern hinunter. Und die Höfe der Erzbischöfe und Bischöfe, die Haushaltungen der Abteien und Klöster? Man fühlte sich ganz behaglich in diesem nichtigen, knechtischen, wälschen, ehrvergessenen und tugendvergessenen Leben, und leben und leben lassen, das war der Brauch und Klang des Tages. In dieser Art lag Europa darnieder, Deutschland dem Scheine nach wohl am ärgsten eben wegen seiner bunten zerrissenen Mannigfaltigkeit. Kaum daß noch einzelne Namen von Helden und großen Männern durch diese klanglose und seelenlose Wüstenei hindurchklingen, Leibniz, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der König von Preußen Friedrich Wilhelm der Erste, Prinz Eugenius von Savoyen, Leopold von Dessau, endlich Friedrich der Zweite. Dieser letzte große Mann hatte sich aus deutschem Mute und deutschem Blute wenigstens einen grünen Lorbeerkranz des Ruhms geflochten und gezeigt, was mit deutschen Herzen und Fäusten auszurichten sei; aber die Erstarrung konnte er nicht heben, es mußten Wetter von Gott kommen, ungeahndete, plötzliche, fürchterliche Wetter gleich Vulkanen und Schneelawinen, um den alten hemmenden und alle Aussichten und Bewegungen hindernden Schutt, welchen Jahrhunderte aufgehäuft hatten, unter Weh- und Jammergeschrei der Überfallenen und Fliehenden wegzuräumen. (Ernst Moritz Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, 1843.)

## NIEDERGANG VON HANDEL UND GEWERBE

Deutschlands Handel und Gewerbe, einst so blühend in den Zeiten der weltgebietenden Hansa, war von dieser hohen Stufe in den letzten Jahrhunderten tief herabgesunken. Die alte Macht und Freiheit der großen Reichsstädte, vordem der alleinige Träger deutscher Handelsgröße und Gewerbekraft, war

mehr und mehr verfallen unter dem Drucke der immer übermächtiger werdenden landesherrlichen Gewalt. Eine einheitliche Handelspolitik für das ganze Deutschland gehörte schon längst in das Reich der Chimäre, ein fortwährender innerer Krieg der materiellen Interessen fand zwischen den einzelnen Territorien statt und lähmte die nationale Gewerbskraft. Und neben allen diesen Hindernissen innerer Entwicklung, zu denen endlich noch die Verwüstungen der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts kamen, hatten auch die äußeren Verhältnisse sich für den deutschen Handel in den letzten Jahrhunderten immer ungünstiger gestaltet. Die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien hatten den allgemeinen Verkehr, welcher bis dahin sich nur in den engeren Kreisen zwischen den Küsten der Ost- und Nordsee und höchstens des mittelländischen Meeres bewegte, in weite, fast ungemessene Bahnen hinausgewiesen, hatten ihm das Weltmeer geöffnet und neue Erdteile voll ungeahnter Schätze aufgeschlossen. Die Vorteile dieses Welthandels kamen natürlich jenen Ländern am ersten zugute, deren geographische Lage sie in diesem neueröffneten Wettlauf vorzugsweise begünstigte. Die Städte an der deutschen Ostsee, selbst die an der Nordsee sahen sich überflügelt von der Schifffahrt der Länder, welche unmittelbar an den großen Ozean grenzten, wie Portugal, Spanien, Frankreich, England und Holland. Ungleich mehr noch verloren die großen Binnenhandelsstädte Augsburg, Nürnberg, Ulm, Regensburg, welche früher den Verkehr des Ostens mit dem Westen vermittelt hatten. Denn dieser Verkehr wandte sich nun, den beschwerlicheren und langsameren Landweg verlassend, zum größten Teil dem leichteren Seeweg zu. Dazu kam, daß mehrere der mit Deutschland rivalisierenden Handelsstaaten, namentlich England, durch eine wohlberechnete nationale Handelspolitik ihren Gewerben und ihrer Schifffahrt einen Schutz angedeihen ließen, an welchen in Deutschland bei der gänzlichen inneren Zerklüftung dieses Reiches nicht zu denken war. Denn das Einzige, wodurch die Reichsgewalt bisweilen ihre oberherrlich ordnende Macht auf handelspolitischem Gebiete betätigte, waren Handelsverbote, gerichtet gegen solche Staaten, mit denen nicht sowohl das Reich, als der Kaiser und das Haus Habsburg im Kriege waren, wie 1703 das Verbot des Handels mit Spanien und Frankreich, welches den Verkehr der Reichsstädte (die andern Reichsstände kehrten sich wenig daran) schwer beeinträchtigte, aber trotz deren Vorstellungen nicht eher, als beim Rastatter Frieden (1714) aufgehoben ward.

So lagen denn Handel und Gewerbe am Anfange des 18. Jahrhunderts fast allerwärts in Deutschland tief darnieder und fingen nur erst langsam wieder an, sich zu erheben. (Karl Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, 1854/1880.)

## VERFALL DES HANDWERKS

Die Handwerker in kleinen und mäßigen Städten nehmen immer mehr und mehr ab, ihre Aussicht wird täglich trauriger, und die natürliche Folge davon ist, daß sie sich zuletzt in lauter Pfuscher verwandeln müssen. Die Ursache

hiervon ist zwar so schwer nicht zu finden. Indessen, wenn man die Mittel angeben will, wie einem Übel abzuhelpen, so ist doch allemal gut, sie noch einmal aufzusuchen und mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Erst müssen wir aber sehen, wodurch die großen Städte den kleinen so vieles abgewonnen haben und noch abgewinnen. Der erste Meister, der es in einer großen Stadt so hoch brachte, daß er dreißig, vierzig und mehr Gesellen halten konnte, verfiel ganz natürlicherweise auf den Gedanken, jedem Jungen oder Gesellen sein eigenes Fach anzuweisen und denselben dazu ganz allein zu gebrauchen. So unterrichtete ein Uhrmacher zuerst einen Gesellen bloß in der Kunst, die Uhrfedern zu machen, ein anderer durfte nichts als Stifte, und ein anderer nichts als Räder arbeiten. Dieser verfertigte Zifferblätter, jener emaillierte sie, und ein anderer machte Gehäuse dazu, die wiederum ein anderer gravierte oder durch getriebene Arbeit verschönerte. Wie alle diese Gesellen ausgelernt hatten, verstand keiner, eine ganze Uhr zu machen. Sie blieben also, wie sie sich besonders setzten und heirateten, von dem Hauptuhrmacher abhängig und gezwungen, sich unter ihm an dem großen Orte aufzuhalten, wo er seinen Markt aufschlug. Ebenso machte es der Tischler. Er hatte fünfzig und mehr Gesellen: der eine lernte nichts als Stuhlbeine schneiden, der andere lernte sie ausarbeiten und der dritte polieren. Nach einer notwendigen Folge behielt er diese seine Gesellen, wie sie alle Haarklauber in ihrer Art und Meister für sich waren, als Tagelöhner neben sich; oder, wo sie sich verändern wollten, mußten sie an einen ebenso großen Ort gehen, wo sie andern Hauptmeistern in die Hand arbeiten konnten. —

Das Besonderste dabei ist, daß alle Handwerker zugleich ausgeartet und der fliehenden Handlung nachgefolgt sind. Man sehe nur auf die alten Arbeiten an Altären, Einfassungen der Reliquien, Monstranzen, Kelchen, Bechern und dergleichen, auf die Kästlein von Ebenholz, auf die Kunstwerke von Elfenbein und auf verschiedene andere getriebene, geschnitzte, eingelegte und durchgearbeitete Stücke, welche sich noch hie und da in Kabinetten finden, man betrachte nur einige Denkmäler der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst, so uns aus dem 14. und 15. und 16. Jahrhundert noch übrig sind, man gedenke an das Dauerhafte, Kühne und Prächtige der gotischen Stücke, welche um deswillen, daß sie nach einem besonderen Zeitgeschmack gearbeitet sind, ihren Kunstwert nicht verloren haben: so wird man sehen, daß zur Zeit der hanseatischen Handlung eine Periode in Deutschland gewesen, worin es die größten Meister in jedem Handwerk gegeben habe. Und man kann dreiste behaupten, daß die Deutschen die Handlung und den damaligen gotischen Stil der Kunst zu gleicher Zeit aufs höchste gebracht hatten. Man würde jetzt Mühe haben, einen einzigen solchen Meister in Ebenholz, Elfenbein und Silber wieder aufzubringen, dergleichen vor dreihundert Jahren in allen Städten angetroffen wurden. Fast alle deutsche Arbeit hat zu unserer Zeit etwas Unvollendetes, dergleichen wir an keinem alten Kunststück antreffen. (Justus Möser, Patriotische Phantasien, 1774.)

## PREUSSISCHER UND HABSBURGISCHER HERRSCHAFTSWILLE

Dieser junge Monarch, der als Kronprinz an den Höfen nah und fern so viel mitleidige Teilnahme gefunden, dessen ausschließlich literarisches und künstlerisches Interesse eine Regierung ohne jeden politischen oder militärischen Ehrgeiz zu verbürgen schien, auf dessen Dankbarkeit die einen, auf dessen Unerfahrenheit und Leitbarkeit die andern rechnen zu dürfen gemeint hatten, — er täuschte alle Berechnungen, alle Erwartungen. Er schien sich darin zu gefallen, daß er mit jedem Tage rätselhafter wurde. Er wich denen aus, die sich um ihn bemühten, und wies die zurück, die sich ihm nützlich zu machen wünschten. Die ihn schon sicher zu haben meinten, verloren ihn im nächsten Augenblick, wie ein Proteus verwandelte er sich vor ihren Augen, unter ihren Händen. Es war nicht zu begreifen, was er damit wolle, fast schien es nur ein Spiel seiner Laune, die lachende Lust übermütiger Jugend, der Kitzel, die Welt von sich reden zu machen, und während er immer das tat, worauf man am wenigsten gefaßt war, es in völlig ungewohnten Formen tat, alle Regeln, alles Herkommen, selbst die zwischen den Höfen hergebrachte Courtoisie hinter sich warf, wagte doch niemand, ihm in den Weg zu treten, oder man tat es, wie der Lütticher Bischof, Kurmainz, der Wiener Hof, zu eigenem Schaden. Es wuchs das peinliche Gefühl, daß dieser junge Herr sich sehr viel erlaube und leider erlauben dürfe, die Sorge, wo das endlich hinaus wolle, ob es wirklich so weitergehen, ob es noch ärger werden könne. Der Boden, auf dem man stand, schien nicht mehr fest zu sein, seit dieser Alcibiades über die Armee und den Schatz seines Vaters verfügte. — —

Nur die junge Königin von Ungarn war in ihrer Art, freilich in sehr andern Gaben und Stärken, Friedrich dem Zweiten, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ebenbürtig. Auch sie wußte, was sie wollte, und sie wollte es mit aller Leidenschaft, um jeden Preis, rücksichtslos. Sie glaubte an ihre Sache, sie wagte es darauf, unbeirrt um die Bedenken, ob sie durchzuführen sei, die die vorsichtigeren unter ihren Räten erhoben, unbekümmert um die Rechtserörterungen, die ihre Gegner ihr entgegenstellten, in dem echt politischen Gefühl, daß die ihr vererbte Macht des Hauses Österreich etwas anderes sei, als eine Summe von Erb-rechten und Besitztiteln. Darum ihr tiefer Groll gegen den, der sich gegen sie gewandt, als sei nicht ihr Recht, sondern ihre Macht nichts, der ihr zugemutet hatte, was sie für Erniedrigung hielt. Er in der militärischen und politischen Überlegenheit der Offensive, sie in der moralischen und herzugewinnenden der Verteidigung, so rangen sie gegeneinander, sie mit wachsender Glut des Hasses, voll Stolz, zu allem Äußersten bereit, unversöhnlich, er kalten Blutes, bei aller Kühnheit vorsichtig, seine Mittel berechnend, sie durch keinen Mißerfolg zu entmutigen, er auch in der Fülle des Erfolges maßhaltend. Sie verabscheute in ihm den Frevler, der „die Bande der menschlichen Gesellschaft zerriß“, den Ketzer, den Gottesleugner, der alles, was Recht und Herkommen geheiligt, über den Haufen stürzen wolle, er beklagte ihren Hochmut, ihre Verblendung, weder der Macht der Tatsachen noch der nüchternen Erwägung von Gewinn und Verlust sich fügen zu wollen. Sie hätte am liebsten Preußen zerstückt und vernichtet, er bot immer von neuem die Hand, Österreich zu er-

halten. Aber was er dafür forderte, nach dem, was wider ihn geschehen war, schon der eigenen Sicherheit wegen fordern mußte, war sie entschlossen, in keinem Fall zu opfern, sie hätte ja, indem sie die Macht ihres Hauses schwächte, den, der ihr für ihren Todfeind galt, doppelt verstärkt, sie hätte sich in ihrer Hofburg zu Wien nicht mehr sicher gefühlt, wenn Breslau in seiner Gewalt blieb, sie hätte ihr Seelenheil verloren geglaubt, wenn sie die Gläubigen Schlesiens in des Ketzers Händen gelassen hätte.

Es war auch ein Stück deutschen Geschickes, daß diese beiden, unter den fürstlichen Häuptern Deutschlands gleich seltene, gleich echte Gestalten, gleichsam die Typen der einen und anderen Seite der deutschen Art, widereinander standen. — —

Immer wird man die Kühnheit, die Energie, die stolze Leidenschaftlichkeit bewundern, mit der Maria Theresia den Kampf um das Erbe ihrer Väter und um die Kaiserkrone geführt hat, und daß sie ihre Völker zu den Waffen rief, daß in diesem langen und tiefaufregenden Kriege ihr im vollsten Maße volkstümliches Schalten in ihren Landen ein neues Leben entzündete, daß sie auf dieser Grundlage das bisher lose und zufällige Beieinander ihrer Kron- und Erblände zu Einer Monarchie umzubilden begann, das ist der eigenste Ruhm dieser großen Fürstin. (Johann Gustav Droysen, Geschichte der preußischen Politik, 1855/1886.)

## ERWACHEN DES DEUTSCHEN SELBSTVERTRAUENS DURCH FRIEDRICH

Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Österreichern, den alten Feinden, sah er, daß auch sie von ihm gelernt hatten und andere geworden waren. Bis zum äußersten spannte er seine Kraft, und bei Kolin versagte sie ihm. Der 18. Juni 1757 ist der verhängnisvollste Tag in Friedrichs Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in diesem Kriege den Sieg entriß: der Feldherr hatte seine Feinde zu gering geachtet, er hatte seinem eigenen tapferen Heere das Übermenschliche zugemutet. Nach einer kurzen Betäubung hob sich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskriege war er auf eine verzweifelte Abwehr angewiesen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen sein kleines Land, mit jeder großen Macht des Festlandes trat er in tödlichen Kampf, er, der Herr über nur vier Millionen Menschen und über ein geschlagenes Heer. Jetzt bewährte er seine Feldherrnbegabung, wie er sich nach Verlusten den Feinden entzog und sie wieder packte und schlug, wo man ihn am wenigsten erwartete, wie er sich bald dem einen, bald dem anderen Heere entgegenwarf, unübertroffen in seinen Anordnungen, unerschöpflich in seinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr seiner Truppen. So stand er, einer gegen fünf, gegen Österreich, Russen, Franzosen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die Reichstruppen. Fünf Jahre lang kämpfte er so gegen eine ungeheure Übermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Massen erdrückt zu werden, jeden Herbst wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den ersten widerwilligen Lobrednern

waren seine heftigsten Feinde. Gerade jetzt, in diesen Jahren des wechselnden Geschickes, wo der König selbst so bittere Zufälle des Schlachtenglücks erlebte, wurde seine Kriegsführung das Staunen aller Heere Europas. Wie er seine Linien gegen den Feind zu stellen wußte, immer als der Schnellere und Gewandtere, wie er so oft in schräger Stellung den schwächsten Flügel des Feindes überflügelte, zurückdrängte und zusammenwarf, wie seine Reiterei, die, neu geschaffen, zu der ersten der Welt geworden war, in Furie über den Feind stürzte, seine Reihen zerriß, seine Haufen zersprengte, das wurde überall als neuer Fortschritt der Kriegskunst, als die Erfindung des größten Genies gepriesen. Taktik und Strategie des preußischen Heeres wurden für alle Armeen Europas fast ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muster. Einstimmig wurde das Urteil, daß Friedrich der größte Feldherr seiner Zeit sei, daß es vor ihm, solange es eine Geschichte gibt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl so häufig gegen die Mehrzahl siegte, daß sie auch geschlagen nicht zerschmolz, sondern, wenn kaum der Feind seine Wunden geheilt, so drohend und gerüstet wie früher ihm gegenübertrat, das schien unglaublich. Wir aber rühmen nicht die Kriegsführung des Königs allein, auch die kluge Bescheidenheit, mit welcher er seine Linear-taktik handhabte. Er wußte sehr gut, wie sehr ihn die Rücksicht auf Magazine und Verpflegung beengte und die Tausende von Karren, auf denen er Lebensmittel und die Tagesbedürfnisse der Soldaten mit sich führen mußte. Aber er wußte auch, daß diese Art der Kriegsführung für ihn die einzige Rettung war. Einmal, als er nach der Schlacht bei Roßbach den bewundernswerten Marsch nach Schlesien machte, 41 Meilen in 15 Tagen, da in der höchsten Gefahr verließ er sein altgewohntes Verfahren, er zog durch die Länder, wie jetzt andere Armeen, er ließ die Leute von den Wirten verpflegen. Aber sogleich kehrte er wieder weise zu dem alten Brauch zurück. Denn sobald seine Feinde ihm diese freie Bewegung nachmachen lernten, war er sicher verloren. Wenn die alte Landesmiliz in seinen alten Provinzen wieder aufstand, die Schweden verjagen half und Kolberg und Berlin tapfer verteidigte, so ließ er sich das zwar gerne gefallen, aber er hütete sich sehr, den Volkskrieg zu ermuntern, und als sein ostfriesisches Landvolk sich selbstkräftig gegen die Franzosen erhob und von diesen dafür hart heimgesucht wurde, ließ er ihm rauh sagen, es sei selbst schuld daran; denn der Krieg sollte für die Soldaten sein, für den Bauer und Bürger die ungestörte Arbeit, die Steuern, die Aushebung. Er wußte wohl, daß er verloren war, wenn ein Volkskrieg in Sachsen und Böhmen gegen ihn aufgeregt wurde. Gerade diese Beschränkung des umsichtigen Feldherrn auf die militärischen Formen, welche ihm allein den Kampf möglich machten, mag zu seinen größten Eigenschaften gerechnet werden.

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welchen Deutsche und Fremde diesem Todeskampf des umgestellten Löwen zusahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Verfolgungssucht und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Kolin die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held

Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzosen dem vielgeteilten Land große Unbill zugefügt, grade jetzt begann das deutsche Wesen sich gegen den Einfluß französischer Bildung zu setzen, und jetzt hatte der König, der selbst die Pariser Verse so sehr bewunderte, die Pariser Generäle so unübertrefflich mit deutschen Kugeln weggeschleucht. Es war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich. Auch wo die Soldaten der Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauer über seine deutschen Hiebe. Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Helden, auf dessen Krieger Ruhm sie stolz sein durften, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anekdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von Ruhe, guter Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog Hunderte von Meilen. Wie er in Todesnot die Flöte im Zelte blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regiment abnahm, das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Tränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter sein Lob sangen, waren doch drei von ihnen im preußischen Heere gewesen, Gleim und Lessing als Sekretäre kommandierender Generäle, und Ewald von Kleist, ein Liebling der jungen literarischen Kreise, als Offizier, bis ihn die Kugel bei Kunersdorf traf. Die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Westfalen, litten unsäglich durch den Krieg, aber die stolze Freude, Anteil an dem Helden Europas zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigene Leiden heraus. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz ins Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Cleveschen und der Grafschaft Ravensberg nach verlorenem Treffen fahnenflüchtig wurde und in die Heimat zurückkehrte, da wurden die Ausreißer von ihren eigenen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heere zurückgejagt.

Nicht anders war das Urteil im Ausland. In den protestantischen Kantonen der Schweiz nahm man so warmen Teil an dem Geschick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom deutschen Reich abgelöst worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand. Ebenso war es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuser wurden erleuchtet, Bildnisse und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündigte Pitt bewundernd jede neue Tat des großen Verbündeten. Selbst zu Paris war man im Theater, in den Gesellschaften mehr preußisch als französisch gesinnt. Die Franzosen spotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pompadour, wer dort für die französischen Waffen war, so berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürst Peter und sein Anhang so gut preußisch, daß dort bei jedem Nachteil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja, bis in die Türkei und zum Khan der Tataren reichte die Begeisterung. Und diese Pietät eines ganzen Weltteils überdauerte den Krieg. Dem

Maler Hackert wurde mitten in Sizilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, ein Untertan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, die die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neugekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung: ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen.

Wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor anderen geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft alles wie umgewandelt. Wie aus bänglichem Traum erwacht sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hingelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine große Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie teilhatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und sein Volk, alle von ihrem Blute, dem deutschen Wesen eine goldene Fassung gegeben hatten, der Geschichte der gesitteten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie alle selbst, wie ein großer Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller Träumer, du hast über Nacht gelernt, mit Lächeln auf das Fremde herabzusehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1859/1867.)

### NEUER URSPRUNG: PREUSSEN

Es war ein eigentümliches Wesen, eine neue Abänderung des deutschen Charakters, was auf dem eroberten Slawengrunde in den Hohenzollern und ihrem Volke zutage kam. Mit herausfordernder Schärfe erzwang sich dies Neue Geltung. Es schien, daß die Persönlichkeiten dort größere Gegensätze umschlossen; denn die Tugenden und Fehler seiner Regenten, Größe und Schwäche seiner Politik kamen in schneller Folge zutage, die Beschränktheiten erschienen auffälliger, das Widerwärtige massenhafter, das Bewunderungswerte erstaunlicher; es schien, daß dieser Staat das Seltsamste und Ungewöhnlichste erzeugen, und nur die ruhige Mittelmäßigkeit, die sonst so erträglich und förderlich sein mag, nicht ohne Schaden vertragen könne.

Viel tat die Lage des Landes. Es war ein Grenzenland, zugleich gegen Schweden, Slawen, Franzosen und Holländer. Kaum eine Frage der europäischen Politik gab es, die nicht auf Wohl und Wehe des Staates einwirkte, kaum eine Verwicklung, welche tätigen Fürsten nicht Gelegenheit gab, Ansprüche geltend zu machen. Die sinkende Macht Schwedens, die beginnende Auflösung Polens erregten weitläufige Aussichten, die Übergewalt Frankreichs, die mißtrauische Freundschaft Hollands zwangen zu schlagfertiger Vorsicht. Seit dem ersten Jahre, in welchem Kurfürst Friedrich Wilhelm seine eigenen Festungen durch List und Gewalt in Besitz nehmen mußte, wurde offenbar,



daß dort an der Ecke des deutschen Bodens ein kräftiges, umsichtiges, waffentüchtiges Regiment zur Rettung Deutschlands nicht entbehrt werden könne. Seit dem Beginn des französischen Krieges von 1674 erkannte Europa, daß die schlaue Politik, welche von dieser kleinen Ecke ausging, auch das staunenswerte Wagnis unternahm, die Westgrenze Deutschlands gegen den übermächtigen König von Frankreich heldenhaft zu verteidigen.

Es lag vielleicht auch etwas Auffallendes in dem Stammcharakter des brandenburgischen Volkes, an dem Fürsten und Untertanen gleichen Teil hatten. Die preußischen Landschaften hatten den Deutschen bis auf Friedrich den Großen verhältnismäßig wenig von Gelehrten, Dichtern und Künstlern abgeben. Selbst der leidenschaftliche Eifer der Reformationszeit schien dort abgedämpft. Die Leute, welche in dem Grenzlande saßen, meist von niedersächsischem Stamme, mit geringer Beimischung von Slawenblut, waren ein hartes, knorriges Geschlecht, nicht vorzugsweise anmutig in den Formen ihres Lebens, aber von einem ungewöhnlich scharfen Verstande, nüchtern im Urteil, in der Hauptstadt schon seit alter Zeit spottlustig und von beweglicher Zunge, in allen Landschaften großer Anstrengungen fähig, arbeitsam, zäh, von dauerhafter Kraft.

Aber mehr als Lage und Stammcharakter des Volkes schuf dort der Charakter der Fürsten. In anderer Weise, als irgendwo seit den Tagen Karls des Großen geschah, haben sie ihren Staat gebildet. Manches Fürstengeschlecht zählt eine Reihe glücklicher Vergrößerer des Staates, auch die Bourbonen haben weites Gebiet zu einem großen Staatskörper zusammengezogen, manches Fürstenhaus hat einige Geschlechtsfolgen tapferer Krieger erzeugt, keines war tapferer als die Wasa und die protestantischen Wittelsbacher in Schweden. Aber Erzieher des Volkes ist keins gewesen wie die alten Hohenzollern. Als große Gutsherren auf verwüstetem Lande haben sie die Menschen geworben, die Kultur geleitet, durch fast hundertfünfzig Jahre als strenge Hauswirte gearbeitet, gedacht, geduldet, gewagt und Unrecht getan, um ein Volk für ihren Staat zu schaffen wie sie selbst: hart, sparsam, geschickt, keck, das Höchste für sich begehrend.

In solchem Sinne hat man recht, den providentiellen Charakter des preußischen Staates zu bewundern.

Von den vier Fürsten, welche ihn seit dem deutschen Kriege bis zu dem Tage regierten, wo der greise Abt im Kloster Sanssouci die müden Augen schloß, hat jeder mit seinen Tugenden und Fehlern wie eine notwendige Ergänzung seines Vorgängers gelebt. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der größte Staatsmann aus der Schule des deutschen Krieges, der prachtliebende erste König Friedrich, der sparsame Gewaltherrscher Friedrich Wilhelm I., zuletzt Er, in welchem sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Vorfahren zusammenfanden, im 18. Jahrhundert die Blüte des Geschlechts. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1859/1867.)

## ZWIEGESPRÄCH DER ALTEN UND NEUEN ZEIT

**Anklage:** Sieh! Du hast deine Taten mit beredtem Mund erzählt und Deine Herrlichkeit uns angepriesen, und wir haben ihren Gehalt geprüft und befunden, daß alles eitel sei und aufs Nichtige gestellt. In keinem Dinge haben wir eine wirklich schaffende Kraft an dir verspürt, die Quelle aller wahrhaft bildenden Triebe ist in dir versiegt, jeder stillen, gesammelten Innigkeit, die aufs Erhalten geht, hast du abgesagt. Dagegen ist eine fressende Flamme in dich eingekehrt, zerstörend ist dein ganzes Wesen, und Niederreißen allein ist deine Stärke.

Sieh! ich habe eine Kirche dir gebaut, deren Grundfesten die Wasser der Erde umrinnen, während die Wolken des Himmels um ihre Türme zogen; so fest in sich gegründet, daß, obgleich der Boden wankte unter ihr, sie selbst unerschüttert so viele Jahrhunderte in ihrem Baue stand: Du aber hast den Feuerbrand in sie hineingeworfen unter dem Vorwande, alles, was irdisch sei und brennbar, von ihr abzutun, nun sind die nackten Wände nur geblieben, die Gewölbe sind vom Regen des Himmels eingestürzt, auf den Pfeilern ziehen die nackten Bogen sich ins Leere, Gras und Büsche wachsen im Heiligtume, und die Vögel nisten in den Laubgewinden.

Dein Deutschland, mit einer Mauerkrone wie mit einem festen Harnisch hab ich es umgürtet, seine Reisigen schirmten die alte Asenburg, innen regte sich das bunte Leben; du aber hast die Pforten aufgebrochen, die Türen mit Pulvers Gewalt gesprengt, die Mauern dem Grunde gleich geschleift und die Materialien zum häuslichen Gebrauch verwandt, daß das Reich ein offen Dorf geworden, von Zöllnern gehütet. Den gestickten Kaisermantel aber, der alle umfing, haben deine Lehenträger zerstückt, und indem sie mit den Lappen ihre Blößen angeputzt, prunken sie damit wie Negerfürsten im fremden Staat, den sie mit der Freiheit ihrer Untergebenen sich erkaufte.

**Antwort:** Wohl hast du Gott und dem Reiche ein starkes Haus gebaut, aber selbst Berge, die die Natur auf den ewigen Festen der Erde aufgerichtet, sind gestürzt und in Trümmer aufgelöst, wenn den altergrauen das innere erhaltende Leben abgestorben, und auch du hast dein neues Werk auf die Zerstörung einer blühenden Vergangenheit im früheren Altertum begründen müssen.

Ist es meine Schuld, daß alles auf Erden seine Zeiten und Stufenjahre hat, und daß Staaten, wenn ihre Phönixperiode durchlaufen ist, in fressenden Feuerflammen zu neuer Wiedergeburt ihr Irdisches zu verzehren gedrungen sind?

Wohl haben die Dome deiner Kirche himmelan geragt, aber die Steine, aus denen du das Werk gefügt, sind nicht tote Massen, vielmehr freie selbständige Naturen, die gläubig ihren Willen an die Idee resigniert; kann ich wehren, wenn sie ihre verpfändete Freiheit wieder lösen und die Grundfesten nun sich rühren und die Elemente sich eilen, in neue Gestalten zu verbinden?

Wohl hast du Deutschland fest gemacht, aber des Pulvers Macht hat die Zyklopenmauern aufgesprengt, und des Mönchs Erfindung war nur das Symbol der furchtbaren geistigen Macht, die ohngefähr gleichzeitig sich zu entwickeln angefangen. — —

Sieht auch der Bau, an dem mein Geist schon drei Jahrhunderte gebaut, in der Anlage einem Wirtschaftsgebäude gleich, und hat der Satan manchen Stein dazu herbeigeschleppt, er wird doch zuletzt ein Gotteshaus.

Jung ist freilich noch die Freiheit und weiß sich nicht zu lassen, die Willkür aber, grau und altersschwach, weiß zwischen Sein und Nichtsein nicht die schwere Wahl zu treffen. Vergangen ist noch nicht das Alte und das Neue noch nicht jung geworden, ungar ist die Masse, und schwer fließend kann sie nirgend zum reinen Gusse sich gestalten. Darum ist alles nur ein Zischen und ein Streiten, ein Gestalten und Zerfließen, ein Bilden und Zerstören, und ich muß immer wachen, daß das Feuer nicht erkalte und das Sieden rasch vonstatten gehe.

Darum ist mein ganzes Sein nur ein einziger Widerspruch; da Zug und Trieb der inneren Kräfte nachgelassen, ist das alte Chaos in der Gesellschaft zurückgekehrt, und dem alten Schöpfer bin ich, ein furchtbarer Zerstörer, nachgefolgt. Aber aus dem Tode allein kann das Leben keimen; hat doch auch die bildende Weltkraft, als sie im Hermesbecher die Elemente zuerst gemischt, und nun brausend, gährend, zischend, donnernd die Kräfte durcheinanderführen, erst in viel mißlungenen Schöpfungen, die die Berge jetzt beschließen, sich versucht, ehe sie das rechte Maß in ihrem Gebild getroffen. Darum fordre nicht von mir, daß ich gleich im ersten Wurf ein Bleibendes gestalte, die Zukunft magst du nur nach meinem Werke fragen. (Görres, Deutschland und die Revolution, 1819.)

#### ERMAHNUNG AN DIE BESIEGTEN 1807

Tief verächtlich machen wir uns dem Auslande, wenn wir vor den Ohren desselben uns, einer dem andern, deutsche Stämme, Stände, Personen, über unser gemeinschaftliches Schicksal anklagen und einander gegenseitige bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen. Zuvörderst sind alle Anklagen dieser Art größtenteils unbillig, ungerecht, ungegründet. Die Ursachen, die Deutschlands letztes Schicksal herbeigeführt haben, sind seit Jahrhunderten bei allen deutschen Stämmen ohne Ausnahme auf die gleiche Weise einheimisch gewesen. Die letzten Ereignisse sind nicht die Folgen irgendeines besonderen Fehltrittes eines einzelnen Stammes oder seiner Regierung, sie haben sich lange genug vorbereitet und hätten, wenn es bloß auf die in uns selbst liegenden Gründe angekommen wäre, schon vor langem uns ebensowohl treffen können. Hierin ist die Schuld oder Unschuld aller wohl gleichgroß, und die Berechnung ist nicht wohl mehr möglich. Bei der Herbeieilung des endlichen Erfolgs hat sich gefunden, daß die einzelnen deutschen Staaten nicht einmal sich selbst, ihre Kräfte und ihre wahre Lage kannten: wie könnte denn irgendeiner sich anmaßen, aus sich selbst herauszutreten und über fremde Schuld ein auf gründliche Kenntnis sich stützendes Endurteil zu fällen?

Mag es sein, daß über alle Stämme des deutschen Vaterlandes hinweg einen gewissen Stand ein gegründeter Vorwurf trifft, nicht, weil er eben auch nicht mehr eingesehen oder vermocht als die andern alle, was eine gemeinschaftliche Schuld ist, sondern weil er sich das Ansehen gegeben, als ob er mehr

einsähe und vermöchte, und alle übrigen von der Verwaltung der Staaten verdrängt. Wäre nun auch ein solcher Vorwurf gegründet: wer soll ihn aussprechen, und wozu ist es nötig, daß er gerade jetzt lauter und bitterer denn je ausgesprochen und verhandelt werde? Wir sehen, daß Schriftsteller es tun. Haben diese nun ehemals, als bei jenem Stande noch alle Macht und alles Ansehen mit der stillschweigenden Einwilligung der entschiedenen Mehrheit des übrigen Menschengeschlechts sich befand, ebenso also geredet, wie sie jetzt reden: wer kann es ihnen verdenken, daß sie an ihre durch die Erfahrung sehr bestätigte ehemalige Rede erinnern? Wir hören auch, daß sie einzelne genannte Personen, die ehemals an der Spitze der Geschäfte standen, vor das Volksgewicht führen, ihre Untauglichkeit, ihre Trägheit, ihren bösen Willen darlegen und klar dartun, daß aus solchen Ursachen notwendig solche Wirkungen hervorgehen mußten. Haben sie schon ehemals, als bei den Angeklagten noch die Gewalt war, und die aus ihrer Verwaltung notwendig erfolgen müßenden Übel noch abzuwenden waren, eben dasselbe eingesehen, was sie jetzt einsehen, und es ebenso laut ausgesprochen, haben sie schon damals ihre Schuldigen mit derselben Kraft angeklagt und kein Mittel unversucht gelassen, das Vaterland aus ihren Händen zu erretten, und sind sie bloß nicht gehört worden: so tun sie sehr recht, an ihre damals verschmähte Warnung zu erinnern. Haben sie aber etwa ihre dermalige Weisheit nur aus dem Erfolge gezogen, aus welchem seitdem alles Volk mit ihnen ebendieselbe gezogen hat: warum sagen jetzt eben sie, was alle andern nun ebensowohl wissen? Oder haben sie vielleicht gar damals aus Gewinnsucht geschmeichelt oder aus Furcht geschwiegen vor dem Stande und den Personen, über die jetzt, nachdem sie die Gewalt verloren haben, ungemäßigt ihre Strafrede hereinbricht: o, so vergessen sie künftig nicht unter den Quellen unserer Übel neben dem Adel und den untauglichen Ministern und Feldherren auch noch die politischen Schriftsteller aufzuführen, die erst nach gegebenem Erfolge wissen, was da hätte geschehen sollen, so wie der Pöbel auch, und die den Gewalthabern schmeicheln, die Gefallenen aber schadenfroh verhöhnen! Oder rügen sie etwa die Irrtümer der Vergangenheit, die freilich durch alle ihre Lüge nicht vernichtet werden kann, nur darum, damit man sie in der Zukunft nicht wieder begehe, und ist es bloß ihr Eifer, eine gründliche Verbesserung der menschlichen Verhältnisse zu bewirken, der sie über die Rücksichten der Klugheit und des Anstandes so kühn hinwegsetzt? Gern möchten wir ihnen diesen guten Willen zutrauen, wenn nur die Gründlichkeit der Einsicht und des Verstandes sie berechtigte, in diesem Fache guten Willen zu haben. Nicht sowohl die einzelnen Personen, die von ohngefähr auf den höchsten Plätzen sich befunden haben, sondern die Verbindung und Verwicklung des Ganzen: der ganze Geist der Zeit, die Irrtümer, die Unwissenheit, Seichtigkeit, Verzagtheit und der von diesen unabtrennliche unsichere Schritt, die gesamten Sitten der Zeit sind es, die unsere Übel herbeigeführt haben. — Träume man weniger von überlegter Bosheit und Verrat! Unverstand und Trägheit reichen fast allenthalben aus, um die Begebenheiten zu erklären, und dies ist eine Schuld, von der keiner ohne tiefe Selbstprüfung sich ganz lossprechen sollte, da, zumal wo in der ganzen Masse sich ein sehr hohes Maß von Kraft

der Trägheit befindet, dem Einzelnen, der da durchdringen sollte, ein sehr hoher Grad von Kraft der Tätigkeit beiwohnen müßte. Werden daher auch die Fehler der Einzelnen noch so scharf ausgezeichnet, so ist dadurch der Grund des Übels noch keineswegs entdeckt, noch wird er dadurch, daß diese Fehler in der Zukunft vermieden werden, gehoben. Bleiben die Menschen fehlerhaft, so können sie nicht anders denn Fehler machen, und wenn sie auch die ihrer Vorgänger fliehen, so werden in dem unendlichen Raume der Fehlerhaftigkeit gar leicht sich neue finden. Nur eine gänzliche Umschaffung, nur das Beginnen eines ganz neuen Geistes kann uns helfen. Werden sie auf desselben Entwicklung mit hinarbeiten, dann wollen wir ihnen neben dem Ruhme des guten Willens auch noch den des rechten und heilbringenden Verstandes gern zugestehen. (Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1807/1808.)

### VERHÄLTNIS VON HANDELN UND BILDUNG BEI STEIN

Stein ist entsprungen aus einem der ältesten reichsritterlichen Geschlechter Deutschlands und hängt mit seiner Vorstellung innig an jenen Zeiten, wo seine Vorfahren wie halbsouveräne Fürsten zum Reichsoberhaupt standen. Diese Richtung fesselte ihn an den Begriff der deutschen Nation. Von ihm war der Schritt leicht zu der englischen Nationalfreiheit und von dieser zum Studium der englischen Politik, Staatswirtschaft und bürgerlichen Gesellschaft, und vielleicht hing hiermit wiederum zusammen, daß er sich eine Gemahlin aus einer Familie wählte, die an Britannien gefesselt ist.

So begreift man, wie seine Liebe für Nationalfreiheit derart wurde, wie sie in ihm lebt. Die erste Quelle hat allerdings eine Farbe von Eigensucht; doch wer will sie als die Hauptfarbe seines Charakters nehmen, da sie sich mit einer so großartigen Leidenschaft für einen Gegenstand wie Nationalfreiheit vermischt hat? Ich halte mich an diese Leidenschaft in ihm und glaube der Wahrheit am treuesten zu sein. Ohne Berücksichtigung seines Vorteils ist er zurückgetreten, sobald er für die innere Freiheit Preußens und Deutschlands nicht nach seiner Überzeugung handeln konnte, und um alle Macht, welche ihm auch auf die Dauer nicht in Rußland entstehen mochte, ist er unbekümmert gewesen, sobald er einmal dem Sturm der Russen für die deutsche Freiheit eine Richtung gegeben hatte. Er will nirgend sein, als bei dem Banner unsrer Nationalfreiheit, ihm liegt nichts an Herrschaft unter andern Nationen, und wollten wir ihn schelten, wenn er bei jenem nicht ohne Gefühl und Kraft des deutschen Ritters stehen wollte? wenn ihn erfreute zu hören, daß einer von den alten unmittelbaren Reichsfreiherrn vom Stein wieder für Adel und Volk der deutschen Gaue rüstig sei?

Die Welt weiß, daß alle britische Kultur, wenngleich von dem Atem der Freiheit beseelt, auch das Kolorit der Eigensucht nicht vermeide. Vorzüglich an ihrem Geist erwachsen, wie hätte Stein die seinige von einer eigensüchtigen Farbe frei erhalten sollen?

Seine ursprüngliche geistige Anlage war unverkennbar auf Ideen gerichtet, doch nur auf solche, die unmittelbar ins praktische Treiben eingreifen, und seine frühe Bestimmung für die Staatsgeschäfte lenkte seine Neigung auf das-

jenige Ideale, was auf den Staat unmittelbar Anwendung litt. Bei der geistigen Kraft, womit er dieses verfolgte, besaß er keine ausgezeichnete Anlage für Schönheit und innern Reichtum der Ideen, für die Kunst der Darstellung, und hätte er sie auch stärker besessen, so mußte er über sie wegeilen, bei seinem stets gespannten Eifer, ein praktisches Ziel zu erreichen.

Den daher entstandenen Mangel nehmen solche Naturen wahr, die etwa selbst eine ästhetische Anlage in sich ausgebildet haben oder in dem Wahn stehen, daß der Mangel an Geschmack den Geist überhaupt ausschließe und alles Genie in der Genialität für das Schöne bestehe. Menschen der Art urteilen leicht, daß der Freiherr von Stein wohl ein rüstiger und kundiger Geschäftsmann, doch ohne ausgezeichneten Geist sei.

Wo der Sinn für Schönheit nicht von Natur mächtig und durch Übung sehr ausgebildet ist, da wird bei einem heftigen Willen, starken Geist, ungestümen praktischen Treiben kaum sittliche Zartheit in der Weise und der Ausführung, auch der rechtschaffensten Zwecke, in der Wahl der Mittel sein, und somit wird begreiflich, wie nicht nur heuchlerische und unsaubre, sondern sogar die feinsten Seelen argwöhnisch gegen die durchgängige Rechtschaffenheit jenes Staatsmannes werden konnten.

Ja, man darf hinzufügen, daß bei dem einseitigen Genie für praktische Ideen, bei der Entfremdung gegen den Reichtum und die Weite der schönen, er unabweichlich mitunter gar zum Fanatismus getrieben wird, und wie kann er alsdann umhin, manche Menschen zu verkennen, manche gute Absicht selbst verbrecherisch zu finden? Nur weiß niemand ein Beispiel anzuführen, daß Stein einen Vorteil für seine Person suchte, wenn er in fanatischer Anwendung einem andern Unrecht getan haben sollte.

Die Geschichte wird dereinst den angegebenen Gesichtspunkt läutern, weiter verfolgen, mit ihren Urkunden bekräftigen. (Karl Ludwig von Woltmann, Freiherr von Stein, 1821.)

## STEIN UND DIE RUSSISCHE KAISERIN

Die alte Herrin und Kaiserin hatte sich — auch erhoben, jetzt, bei der Nachricht von dem Rückzuge und der Flucht der Feinde, von ihrem Schrecken erlöst, und hatte, von dem allgemeinen Siegesmut angesteckt, dem Minister Stein gegenüber ihre stolzen Württemberger Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: „Wenn jetzt noch Ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen eine Deutsche zu sein.“ Bei diesen Worten, so erzählte Uwaroff, sah man Stein im Gesicht rot und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: „Euer Majestät haben sehr Unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes treues tapferes Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte Schuld, man wußte

es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnjestr gekommen.“ —

Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: „Sie mögen vielleicht Recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion.“ (Ernst Moritz Arndt, *Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein*, 1858.)

## AUFBRUCH UND EINIGUNG IN DER ÄUSSERSTEN SCHMACH

Zu Zeiten begibt es sich, daß die Naturgeister sich im Innern der Erde gewaltig regen, daß ihre Oberfläche zitternd bebzt: dann sehen wir die alten Berge wanken, die festen Felsen reißen, der Menschen kleine Werke stürzen; alles wird anders allumher, so weit das Verderben sich verbreitet. So auch schlafen viele finstere Kräfte in der Menschenbrust; wenn die eine schwüle, glutdurchzogene Zeit, eines heißen Gestirnes Brand entflammt, dann brennen Herzen sich an Herzen an, wie Fackel sich an Fackel zündet, wie ein Gewitter schnell von Wolke zu Wolke überbrennt und zuletzt den ganzen Himmel überzieht, so wettet eine Begeisterung blitzschnell durch ganze Völker, und auch im Leben wird alles anders allumher. Alte Formen werden aufgebrannt und in neuer Gestalt aus den Gluten wiedergeboren, es wankt und fällt, was lange Zeiten festgestanden, und ein anderes Gleichgewicht und ein anderer Schwerpunkt muß sich im allgemeinen Umsturz gründen. Ein solcher Meteor ist von Frankreich aus zuerst dahergezogen, glänzend, schimmernd, Segen verheißend und Fruchtbarkeit, aber an giftiger Nahrung zehrend, ist die Flamme bald zu grimmem, bösem, fressendem Feuer geworden, und im dunkeln Wetter ist dies sengend und brennend und mit Hagelschlag herangekommen und hat weit umher die Welt gewüstet und verheert. —

Es war ein Schauspiel, desgleichen die neuere Geschichte nicht gesehen, als Preußen, endlich das Unerträgliche von sich werfend, auf einmal alle die Kraft wiederfand, die versiegt schien im Sande seiner Marken und aufstand aus dem Hohn und Spotte, wie der starke Mann, nachdem das Haar wieder nachgewachsen, um das ihn Hinterlist und Tücke einst gebracht. Wie aus tiefem Schläfe und bösem Traume erwachte auf einmal zusammenfahrend die Nation und, wie sie um sich blickte und die Wirtschaft wahrgenommen, die das wütige Heer, das mit seinem gellenden Halloh verwüstend durch Wald und Burg über alle Straßen zog, angerichtet, da griff sie zornig nach dem Schwerte, das unter ihrem Haupte lag, und wie vom Windesturm verblasen führen die übermütigen Fremdlinge dahin, und keiner blieb über von einer Grenze zu der andern. Vom giftigen Heerrauch, durch den die Sonne über ganz Deutschland so viele Jahre blutrot schien, war auf einmal der Himmel weit umher gereinet, und frei wieder die Aussicht in den Äther. Herrlicher ist auf Erden nichts, als wenn ein ganzes Volk in dieser Weise in der Blüte mutiger Begeisterung steht und in eines jeden Herzen die Flamme brennt, die durchscheinend alles Körperhafte im Menschen, der sonst nur Staub und Asche ist und Sinnentrieb, ihn mit dem Schimmer einer höheren Natur um-

leuchtet. Schöner ist kein Zorn, als die Entrüstung einer edeln, mißhandelten Nation, die nach kurzem Selbstvergessen endlich ihre ganze Würde wiederfindet und nun auf einmal den höhnnenden Feind, der eben noch unter die Füße sie getreten, mit dem bloßen Schrecken ihres Namens schlägt.

Es kam dem Wehrstand zu, der erste die Lärmstange zu diesem großen Aufstand anzuzünden. Der General York durchschritt zuerst den Zauberkreis, in den man durch Schwarzkunst die Kraft der Nation hineingebannt. Der Fluch aller Kreaturen des herrschenden Systems durch ganz Frankreich ist ihm dafür geworden, aber diese Flüche dringen nicht zum Himmel, nur der Vater der Lüge hat sie gehört. Auf Kleist, ihm und allen seinen Waffengefährten aber ruht der Segen Deutschlands, daß sie, die ersten abgesagt dem bösen Feind und seine Tücke zu Schaden gebracht. Die Nation, die nun einen Kern gefunden, an den sie sich anlegen konnte, gab willig ihre Kraft zum Werke: es folgte der Aufruf des Königs von Breslau aus, und nun war der letzte Damm geöffnet, der die Begeisterung in ihren Ufern hielt. Durch alle Stände ging der Wetteifer, selbst jene, die sonst in friedlicher Besinnung den Krieg zu scheuen pflegen, drängten sich in freudiger Entsagung dem Dienste zu. Vor allem die mutige Jugend. Frohlockend vernahm sie den Ruf des Vaterlandes, die Zukunft, die lange in ihrem harrenden Herzen schon gestanden, war zur Gegenwart ihr jetzt geworden, und der lange verhaltene Ungestüm mochte sich frei ergießen. Längst schon waren alle Geister vorbereitet, in öffentlicher und persönlicher Mitteilung waren allen die Verhältnisse klar geworden. So konnte kein Schwanken, keine Halbheit mehr bestehen; die große Not ließ der feigen Nachgebigkeit keinen Hinterhalt, und so entstand die Bewegung und das herrliche Leben, indem mit einem Male alle verborgenen Kräfte federten und eine Tätigkeit sondergleichen mitten in der schlaffen, trägen Zeit erschien. Als ob ein Geist von oben herab sich auf der Nation niedergelassen hätte, so sprachen alle Zungen eine andere Sprache, die Geister dachten andere Gedanken, die Herzen schlugen in andern, lebendigern Gefühlen. Alle Talente, die zur Zeit des Elends wie unsichtbar geworden waren, kamen aus ihrer Verborgenheit hervor, und jedes fand die rechte Stelle, an der es für die gemeine Sache aufs vorteilhafteste wirken konnte. War vorher beim herrschenden Ungeschick immer der kürzere Arm des Hebels in den Händen der Gewalthaber, dann kam jetzt die Überwucht auf die rechte Seite, und mit der kleinsten Kraft wurde die stärkste Last überwältigt. Mit verständiger Klugheit hatte früher die Regierung, der im Tilsiter Frieden untersagt war, eine Heeresmacht über eine gewisse Zahl hinaus zu unterhalten, durch beständige Beurlaubung der in den Waffen schon Geübten es dahin gebracht, daß ein zahlreiches, in den Übungen gewandtes Heer, unsichtbar und doch gegenwärtig, nur ihren Wink erwartete, um im Felde zu erscheinen. Darum stand mit einem Male wie durch Zaubers Macht eine wohlgerüstete, kriegserfahrene Schar im Felde, als sei die alte Saat der Schlangenzähne noch einmal aufgegangen, so stiegen bewaffnete Krieger aus allen Furchen auf, die mit feuerschnaubendem Gespann am Pfluge die Zeit aufgeworfen: aber es war dasmal die heilbringende Schlange des guten Geistes, und darum rieben die Männer keineswegs einander, sondern allein ihre Feinde auf. Die Welt



hat ihre Taten gesehen, und das dankbare Vaterland bietet ihnen die wohlverdienten Kränze. (Görres, Rheinischer Merkur, 1814.)

### HÖHERE POLITISCHE EINSICHT GOETHES

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten Sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das Römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des Römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, so auch und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauf hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, was der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurück-

zuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen; nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorthier zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!

Als ich auf dieses Wort etwas erwiderte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethes Worte immer bestimmter, schärfer und, ich möchte sagen, individueller wurden. Aber ich trage Bedenken, niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte. (Goethe im Gespräch mit Luden, 1813.)

## ERHEBUNG UND NEUES VERSAGEN

Der titanische Stoß von Frevel und Stolz kam von Frankreich her: Napoleon, „der schlangenfüßige Titane“, wie ihn Görres nannte, der die Revolutionen verschlang, alle dämonischen Kräfte des Menschen erweckte und in die Wage der Entscheidung warf, der den Sturm Alexanders, die Klugheit des Juliers, den Kaisertraum Karls und damit noch einmal alle heldischen Kräfte des Morgen- und Abendlandes vereinte und aufrief, diese unerbittlichste, männlichste Kraft stieß mit seinem Adlerschnabel dem „politischen Riesenfaultier“ Deutschland in die offene rheinische Flanke und störte es auf.

Damit zerrissen zunächst die letzten gemeinsamen Bänder der Rheinlande selbst, zerriß die letzte Verknüpfung des ganzen Stromgebietes mit dem übrigen Vaterland. Die eiserne Faust des Korsen fegte viel morschen Plunder hinweg, sein sichtender Geist vereinfachte schnell das vielgespaltene Wirsal, und es konnte scheinen, als ob im Rheinbund, der außer Österreich, Preußen und Braunschweig sämtliche deutschen Fürsten umfaßte, ein deutscher

Einheitsstaat sich wieder im Westen zu bilden begänne. Doch dieser Bund war weder aus deutscher Not noch Kraft entstanden, nicht seine Fürsten hatten das alte Heilige Reich in sich selbst überwunden, sondern Napoleon, und er, der Fremde, nicht um einer deutschen Einheit, sondern um seiner Herrschaft willen. Der Rheinbund war sein Werk und sein Vasall, der Rhein nicht die lebendige kräftige Mitte des Bundes, sondern die westliche, überall durchlöchernte Grenze. Von Wesel bis zur Mündung lagerte später das Reich des Kaisers breit über beide Ufer und dehnte sich bis nach Lübeck hin, mit Katzenellenbogen und den Brückenköpfen von Mainz und Straßburg trat es am Mittelrhein auf das rechte Ufer, und auch die freie Schweiz am Oberlauf war nicht viel mehr als ein Vasall des Kaisers.

So war der Rhein zerrissener als je, und zur äußeren Knechtung trat innere Verfremdung ganzer Gebiete: von hier an rechnet die wachsende Franzöisierung der Schweiz, Flanderns und Hollands, von hier an mußte das Elsaß, das am Beginn der Umwälzung seine alten Rechte, seine landschaftliche Sonderart noch bewahren wollte, sich der Gewalt des „einen und unteilbaren Freistaats“ beugen, den Traum einer Sonderstellung zwischen Deutschland und Frankreich für immer begraben. Die letzten Verbindungen mit den deutschen Ländern wurden nun erst ganz gelöst, die immer noch geltenden Rechte der deutschen Fürsten im Elsaß aufgehoben, die Zolllinie, die es bisher gegen Frankreich, nicht gegen Deutschland schloß, nun erst an den Rhein verlegt. Auch am Mittel- und Niederrhein hatte das sehnstüchtige Verlangen nach neuen freieren Lebensformen ihren westlichen Verkündern entgegengejubelt, hatte Staunen und Begeisterung für menschliche Größe dem jungen Helden entgegengejubelt, der eine neue Zeit, wie der Deutsche sie immer ersehnte, durch Tat und Sieg zu verwirklichen schien, und als die Ernüchterung kam, und der Traum eines Völkerfrühlings von Westen verflog, als die Enttäuschung kam, und statt der Freiheit die Fremdherrschaft, statt der Gleichheit Raub und Tribut die Gaben des Siegers waren, als deutlich wurde, daß auch die vollkommenste Ordnung des Fremden nicht die Entfaltung eignen Wesens, nicht die Vollendung eigener Bildung aufwog, war die freie Selbstbestimmung verloren und das Gebot des Kaisers das einzige gültige Recht. Der Rhein wurde zum Graben, der Rheinbund zum Glacis der französischen Festung gemacht, und jetzt erst spürten die Deutschen bis in ihre östlichsten Glieder, was es bedeute, den Rhein zu verlieren und in der Gewalt des Feindes zu lassen, jetzt erst spürten auch ihre beiden großen Staaten, Preußen und Österreich, was es hieß, sich am Rhein zu „desinteressieren“: von dort aus drückte der Eroberer ihnen das Knie in den Nacken und bestimmte dauernd ihr eigenes Schicksal, nach dem Verlust des Rheines war weder Preußen noch Österreich mehr eine Großmacht mit freiem Willen, und ihre Söhne mußten dem Imperator auf die Schneefelder Rußlands folgen oder wohin er sie führen wollte. Die Fürsten, auch dann noch uneins, der eine vor Austerlitz, der andre vor Jena mit der Hilfe zögernd, spürten das Los, aber sahen seine Ursache nicht tief genug oder vergaßen sie bald über kleinerem Nutzen. Aus der Tiefe des Volkes wuchs ihnen die Kraft entgegen, das Joch von sich abzuschütteln: aus der geistigen Bewegung der Dichter, deren größte Träger vom Main und

Neckar stammten, war zum erstenmal seit Jahrhunderten wieder eine innere Einheit des Fühlens und Schauens unter den Deutschen entstanden, auf deren Grund die gemeinsame Liebe zum Vaterlande erblühte; aus dem klaren Blick in die Bedingnisse neuer Gemeinschaftsformen, die der Umsturz der alten Gesellschaft forderte, hatte ein Kind der Lahn, der Freiherr vom Stein, die am Rhein schon erprobten Ideen der Bauernbefreiung und Selbstverwaltung in das Gefüge des preußischen Staates getragen; aus Leid und Enttäuschung, Scham und erwachendem Stolz erwuchs jene Glut verhaltenen Ingrimmes und empörten Hasses, dem der Rheinländer Görres das zündendste Wort verlieh — und all diese wachen und dumpfen Leidenschaften verbanden sich fest mit dem in Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Blücher, York und tausend andern vom heldischen Gegner selbst geweckten Heldensinn und Willen zur Wehrhaftmachung des ganzen deutschen Volkes, daß fast wie auf einen Geisterbefehl die Fichte und Humboldt, Arndt und Schenkendorf, Körner, Stolberg und Schlegel, Söhne aus allen Stämmen, ihre Rufe und Reden an das ganze Deutschland richteten, daß die Männer aus Norden und Süden, wie die Blücher und Gneisenau, sich beim Anblick des Rheines nur als Deutsche fühlten und stolz bekannten, kurz, daß all die geheimen und offenen Feuer zu der einen gemeinsamen Flamme der deutschen Befreiung glühend und siegend zusammenloderten und auch die altüberkommenen Kräfte der Staaten, dann auch die zögernden Stämme im blutigen Kriege mit gegen Frankreich rissen.

So wurde der Boden Deutschlands, wurde der ganze Rheinstrom frei vom Feinde, und wieder schien die Stunde günstig für eine Wende des Schicksals, für die von den Besten geplante, vom Volke ersehnte dichtere Einheit des Vaterlandes. Wieder versagten die Fürsten und boten in Wien ein Schauspiel schmachvollsten Schachers, kleinlichsten Eigennutzes wie nie zuvor: durch ihre Zwietracht wurden, wie ehemals Frankreich und Schweden, nun Rußland und England die Bestimmer des Friedens und seine Garanten. Gegen den Willen der geistigen Führer und Feldherrn, gegen den Willen der Kreise, die die größten Leiden und Lasten des Krieges getragen, wurden auch jetzt die südlichen Niederlande, wurden Elsaß und Lothringen samt den letzten Rechten am westlichen Ufer des Oberrheins ohne Entschädigung preisgegeben — nur Luxemburg, Landau und Saarlouis fielen zurück. Nicht die deutschen Kämpfer der Freiheitskriege blieben am Rheine Sieger, sondern die beiden erbitterten Gegner: Frankreich und England! Jenes behielt und zu unbedingtem Recht seine Angriffsstellung am Oberrhein, dieses beherrschte die von kleinen Staaten — die Niederlande zerfielen bald in Holland und Belgien — besetzte Küste von Schelde, Maas und Rhein und hielt weiter mit Helgoland und dem vom englischen Königshause regierten Hannover auch die Mündungen der Ems, Weser und Elbe in seiner Gewalt. England also beherrschte den Kanal und „das nasse Dreieck“, Deutschland, das die Küste einst von der Schelde, ja jahrhundertlang von Gravelingen bis zur Eider beherrschte, war als staatliche Macht von der Nordsee ausgeschlossen, als eben die Seegeltung das Mittel der Weltgeltung unter den Mächten der Erde wurde. (Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

## MICHEL ODER SIEGFRIED?

Der große Narr ist ein sehr großer Narr, riesengroß, und er nennt sich deutsches Volk.

O, das ist ein sehr großer Narr! Seine buntscheckige Jacke besteht aus sechs- unddreißig Flickern. An seiner Kappe hängen statt der Schellen lauter zentnerschwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritsche von Eisen. Seine Brust aber ist voll Schmerzen. Nur will er an diese Schmerzen nicht denken, und er reißt deshalb um so lustigere Possen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm seine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann schüttelt er wie toll den Kopf und betäubt sich selber mit dem christlich frommen Glockengeläute seiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der teilnehmend über seine Schmerzen mit ihm reden will oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anrät, dann wird er rein wütend und schlägt nach ihm mit der eisernen Pritsche. Er ist überhaupt wütend gegen jeden, der es gut mit ihm meint. Er ist der schlimmste Feind seiner Freunde und der beste Freund seiner Feinde.

Habt ihr nicht wenigstens Furcht, daß er einmal in seinem humoristischen Geschwätze, aus eitel Narretei, das furchtbare, gewaltige Beschwörungswort ausspricht und so unversehens die große Umwandlung beginnt, und er selber plötzlich, der Narr, selbst entzaubert, in seiner urschönen blonden Helden-gestalt, mit seinen großen blauen Augen, vor euch steht, statt der bunten Jacke den Purpur um die Schulter, in der Hand, statt der Pritsche, das souveräne Schwert! (Heinrich Heine, Französische Zustände, 1832.)

## BARBAROSSA UND NAPOLEON

Als vor länger denn zehn Jahren der berühmteste Kaiser der neueren Zeit auf einer fernen Insel verstorben war und die Kunde davon nach Europa kam, wollten die Leute nicht recht an seinen Tod glauben, und es kam ein Geschrei aus, daß er in der Türkei wäre erblickt worden. Zwei Männer aber haben auf dem Kyffhäuser eine Gestalt gesehen in grauem Mantel, einen kleinen dreieckigen Hut auf dem Kopf, mit fahlem Gesicht und blitzenden Augen, die sei durch die Trümmer geschritten und verschwunden. Darauf sei ein gewaltiger Klang aus der Tiefe erschollen, wie von Schwertern und hellen Erzen, daß der Berg erzittert und ein Stück der Kapelle vollends eingestürzt. Seitdem sei der Rotbart erlöst und an seiner Stelle sitze träumend und sinnend Napoleon. (Sagenschatz des Thüringer Landes, 1835/1838.)

## BISMARCK ÜBER DIE LAGE 1848

Die Frage der deutschen Einheit war in den letzten beiden Jahrzehnten unter Friedrich Wilhelm III. nur in Gestalt der burschenschaftlichen Stre-bungen und deren strafrechtlicher Repression in die äußere Erscheinung ge-treten. Friedrich Wilhelms IV. deutsches, oder wie er schrieb, „deutsches“ Nationalgefühl war gemächlich lebhafter wie das seines Vaters, aber durch mittel-

alterliche Verbrämung und durch Abneigung gegen klare und feste Entschlüsse in der praktischen Betätigung gehemmt. Daher versäumte er die Gelegenheit, die im März 1848 günstig war, und es sollte das nicht die einzige versäumte bleiben. In den Tagen zwischen den süddeutschen Revolutionen, einschließlich der Wiener, und dem 18. März, solange es vor Augen lag, daß von allen deutschen Staaten, Österreich inbegriffen, Preußen die einzige feststehende geblieben war, waren die deutschen Fürsten bereit, nach Berlin zu kommen und Schutz zu suchen unter Bedingungen, die in unitarischer Richtung über das hinausgingen, was heut verwirklicht ist; auch das bayrische Selbstbewußtsein war erschüttert. Wenn es zu dem, nach einer Erklärung der preußischen und der österreichischen Regierung vom 10. März auf den 20. März nach Dresden berufenen Fürstenkongreß gekommen wäre, so wäre nach der Stimmung der beteiligten Höfe eine Opferwilligkeit auf dem Altar des Vaterlandes wie die französische vom 4. August 1789 zu erwarten gewesen. Diese Auffassung entsprach den tatsächlichen Verhältnissen: das militärische Preußen war stark und intakt genug, um die revolutionäre Welle zum Stehn zu bringen und den übrigen deutschen Staaten für Gesetz und Ordnung in Zukunft Garantien zu bieten, welche den andern Dynastien damals annehmbar erschienen. Der 18. März war ein Beispiel, wie schädlich das Eingreifen roher Kräfte auch den Zwecken werden kann, die dadurch erreicht werden sollen. Indessen war am 19. morgens noch nichts verloren. Der Aufstand war niedergeschlagen. Führer desselben, darunter der mir von der Universität her bekannte Assessor Rudolf Schramm, hatten sich nach Dessau geflüchtet, hielten die erste Nachricht von dem Rückzuge der Truppen für eine polizeiliche Falle und kehrten erst nach Berlin zurück, nachdem sie die Zeitungen erhalten hatten. Ich glaube, daß mit fester und kluger Ausnutzung des Sieges, des einzigen, der damals von einer Regierung in Europa gegen Aufstände erfochten war, die deutsche Einheit in strengerer Form zu erreichen war, als zur Zeit meiner Beteiligung an der Regierung schließlich geschehn ist. Ob das nützlicher und dauerhafter gewesen wäre, lasse ich dahingestellt sein.

Wenn der König im März die Empörung in Berlin definitiv niederwarf und auch nachher nicht wieder aufkommen ließ, so würden wir von dem Kaiser Nikolaus nach dem Zusammenbruch Österreichs keine Schwierigkeiten in der Neubildung einer haltbaren Organisation Deutschlands erfahren haben. Seine Sympathien waren ursprünglich mehr nach Berlin als nach Wien gerichtet, wenn auch Friedrich Wilhelm IV. persönlich diese nicht besaß und bei der Verschiedenheit der Charaktere nicht besitzen konnte.

Der Umzug durch die Straßen in den Farben der Burschenschaften am 21. März war am wenigsten geeignet, das wieder einzubringen, was im Innern und nach Außen verloren war. Die Situation wurde dadurch dergestalt umgedreht, daß der König nun an der Spitze nicht mehr seiner Truppen, sondern der Barrikadenkämpfer, derselben unlenkbaren Massen, stand, vor deren Bedrohung die Fürsten einige Tage zuvor bei ihm Schutz gesucht hatten. Der Gedanke, eine Verlegung des geplanten Fürstenkongresses von Dresden nach Potsdam als einziges Ergebnis der Märztage zu behandeln, verlor durch den würdelosen Umzug jede Haltbarkeit.

Die Weichlichkeit, mit der Friedrich Wilhelm IV. unter dem Drucke un-berufener, vielleicht verräterischer Ratgeber, gedrängt durch weibliche Tränen, das blutige Ergebnis in Berlin, nachdem es siegreich durchgeführt war, dadurch abschließen wollte, daß er seinen Truppen befahl, auf den gewonnenen Sieg zu verzichten, hat für die weitere Entwicklung unsrer Politik zunächst den Schaden einer versäumten Gelegenheit gebracht. Ob der Fortschritt ein dauernder gewesen sein würde, wenn der König den Sieg seiner Truppen festgehalten und ausgenutzt hätte, ist eine andere Frage. Der König würde dann allerdings nicht in der gebrochenen Stimmung gewesen sein, in der ich ihn während des Zweiten Vereinigten Landtags gefunden habe, sondern in dem durch den Sieg gestärkten Schwunge der Beredsamkeit, die er bei Gelegenheit der Huldigung 1840, in Köln 1842 und sonst entwickelt hatte. Ich wage keine Vermutung darüber, welche Einwirkung auf die Haltung des Königs, die Romantik mittelalterlicher Reichserinnerungen Österreich und den Fürsten gegenüber und das vorher und später so starke fürstliche Selbstgefühl im Inlande das Bewußtsein geübt haben würde, den Aufruhr definitiv niedergeschlagen zu haben, der ihm gegenüber allein siegreich blieb im außerrussischen Kontinent. Eine auf dem Straßenpflaster erkämpfte Errungenschaft wäre von andrer Art und von minderer Tragweite gewesen, als die später auf dem Schlachtfeld gewonnene. Es ist vielleicht für unsre Zukunft besser gewesen, daß wir die Irrwege in der Wüste innerer Kämpfe von 1848 bis 1866 wie die Juden, bevor sie das gelobte Land erreichten, noch haben durchmachen müssen. Die Kriege von 1866 und 1870 wären uns doch schwerlich erspart worden, nachdem unsre 1848 zusammengebrochenen Nachbarn in Anlehnung an Paris, Wien und anderswo sich wieder ermutigt und gekräftigt haben würden. Es ist fraglich, ob auf dem kürzeren und rascheren Wege des Märzsieges von 1848 die Wirkung der geschichtlichen Ereignisse auf die Deutschen dieselbe gewesen sein würde, wie die heute vorhandene, die den Eindruck macht, daß die Dynastien, und gerade die früher hervorragend partikularistischen, reichsfreundlicher sind als die Fraktionen und Parteien. (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 1898.)

## DER MARXISMUS

Im Marxismus mischten sich alle Strebungen der zu Gesellschaft und Genossenschaft drängenden gedanklichen Utopien, Philosopheme und der unmittelbar zweckhaften Kampf- und Arbeitsverbände des Proletariats, aber nicht minder die seit Renaissance und Reformation und stärker seit der Aufklärung im Gegensatze des Geistes mit ihnen verbundenen individuellen Strebungen des revolutionären Bürgertums zur Umwandlung und Auflösung der christlich-feudalen Gesellschaft, ja, des gesamten christlichen Weltbildes. Der Marxismus verengerte freilich die ganze weltumfassende geistige Problemstellung der letzten Jahrhunderte auf die materielle des Klassenkampfes der Besitzenden und Nichtbesitzenden, des Bürgertums und des Proletariats, vereinfachte die eben im deutschen Idealismus gewonnene Vorstellung von der schicksalhaften Macht der Geschichte auf das eine ökonomische Zwangs-

gesetz des bis dahin unabänderlichen Wechsels von ausbeutenden herrschenden und ausgebeuteten unterworfenen Klassen und bog die große Schau unserer Dichter und Denker vom ewiglebenden Umlauf der Welt- und Gesellschaftskörper um in den einmaligen, „die Vorgeschichte der Menschheit“ abschließenden Vorgang der Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft. Durch diese Verengerung und Vereinfachung der Ideen und Vorgänge auf einige, wissenschaftlich leicht erweisbare und verstandesmäßig leicht zu handhabende Gesetze gewann der Marxismus freilich ein gewaltiges Mittel der Massenbewirkung und Massenwirkung von ganz anderer Art, als wir es beim Versuch der Konstituierung eines Vierten Standes am Vorabend der großen Revolution fanden: Statt des Vertrauens auf die Güte der menschlichen Natur überhaupt und die Humanität der drei oberen Stände im besonderen, gab nun die wissenschaftliche Erkenntnis eines bisher verschleierte[n] Gesetzes dem Proletariat die Gewißheit, der notwendig siegreiche Träger eines naturgesetzlich ablaufenden ökonomischen Vorganges zu sein, dessen handelndes Element, die Praxis, wie Marx es nannte, die aktive Erscheinungsform des Proletariats selbst, die bewußte Auswirkung seines Daseinsinhaltes war. Nachdem es zum Bewußtsein seiner selbst gekommen, seine besondere Lage als Klasse erkannt, seine naturnotwendige Aufgabe begriffen hatte, brauchte es nur die Elemente der neuen Gesellschaft, die sich bereits im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft gebildet hatten, „in Freiheit zu setzen“, brauchte es sich gleichsam in bewußter Aktivität nur in die Richtung zu werfen, in welche das kapitalistische Bürgertum in unbewußter Notwendigkeit schon fiel. Dieses Bewußtwerden seines Schicksals und seiner naturnotwendigen Aufgabe gab dem Proletariat den Glauben an seine Macht und damit die innere Möglichkeit des Handelns.

Dieses Handeln in der Notwendigkeit war nach der Anschauung des Marxismus revolutionär, es löste die Frage nach der Bindung der in Widerspruch geratenen Gegenkräfte der Gesellschaft durch Zerstörung und Umwandlung dieser Gesellschaft. Erst wenn der kapitalistische Gesellschaftsbau umgestürzt, wenn im großen Endspiel den wenigen, die den vielen alles genommen haben, alles wiedergenommen wird, wenn „die Expropriateure expropriert“ sind, glaubte Marx die ewige Fraglichkeit der gesellschaftlichen Widersprüche wieder aufgehoben, ja, zum ersten Male „die nach Raub ausspähende Bestie im Menschen gebändigt zu haben“. Für die Vergangenheit galten auch ihm Elend und Leiden als unentbehrliche Triebfedern zur höheren Entwicklung. Aber indem er alle unterdrückten Klassen der Erde zum Kampf für das bisher unvermeidliche Elend der größten Zahl aufrief, verkündete er als Ziel dieses Kampfes einen universalen Pazifismus in einer staat- und herrschaftlosen Assoziation, eine Befriedung der düsteren Grundwidersprüche der Menschengesellschaft durch die Aufhebung des Unrechtes — und dies in eben den Jahren, in denen der junge Nietzsche schon im bewußten Gegensatz zum Sozialismus wieder die Unvermeidbarkeit des Elends, der Armut, ja der Unterdrückung als den furchtbar notwendigen Grundwiderspruch jeder lebendigen Menschengemeinschaft aufdeckte, zum Kampf für die erlahmenden Triebkräfte der Herrschaft und des Formwillens der Wenigen aufrief und als End-



ziel dieses Kampfes die Rettung der höheren geistigen Kultur der immer kampfbereiten Besten auf dem gebändigten Grunde dienender Schichten verkündete. Eine Spannung des deutschen Geistes innerhalb dieses einen gleichzeitigen Geschlechts, die uns blitzartig die ungeheuren Klüfte des modernen Menschentums zeigt, zwischen denen der bürgerliche Optimist unter dem wolkenlosen Himmel des Fortschritts seine schwanken Bauten pries. (Friedrich Wolters, Von der Herkunft und Bedeutung des Marxismus, 1923.)

### GEFAHR DES SIEGES VON 1870/1871

Ein großer Sieg ist eine große Gefahr. Die menschliche Natur erträgt ihn schwerer als eine Niederlage; ja, es scheint selbst leichter zu sein, einen solchen Sieg zu erringen, als ihn so zu ertragen, daß daraus keine schwerere Niederlage entsteht. Von allen schlimmen Folgen aber, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter, ja allgemeiner Irrtum: der Irrtum der öffentlichen Meinung und aller öffentlich Meinenden, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe und deshalb jetzt mit den Kränzen geschmückt werden müsse, die so außerordentlichen Begebnissen und Erfolgen gemäß seien. Dieser Wahn ist höchst verderblich: nicht etwa weil er ein Wahn ist — denn es gibt die heilsamsten und segensreichsten Irrtümer —, sondern weil er imstande ist, unsern Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des „deutschen Reiches“. (Nietzsche, David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller, 1873.)

### DER NATIONALE STAAT UND DIE KATHOLISCHE KIRCHE

Die katholische Geistlichkeit, wenn sie ihren Beruf voll erfüllen will, hat über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben, ist unter kirchlichen Formen eine politische Institution und überträgt auf ihre Mitarbeiter die eigne Überzeugung, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über Diocletianische Verfolgung zu klagen. — —

Der uralte Kampf zwischen Priestern und Königen wird nicht heut zum Abschluß gelangen, namentlich nicht in Deutschland. Wir haben vor 1870 Zustände gehabt, auf Grund deren die Lage der katholischen Kirche gerade in Preußen als mustergültig und günstiger als in den meisten rein katholischen Ländern auch von der Kurie anerkannt wurde. In unsrer innern Politik, namentlich der parlamentarischen, haben wir aber keine Wirkung dieser konfessionellen Befriedigung gespürt. Die Fraktion der beiden Reichensperger gehörte schon lange vor 1871 dauernd der Opposition gegen die Regierung des evangelischen Königshauses an. Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche sei. Die Überzeugung, daß dem so ist, nötigt den Staat noch nicht, seinerseits den Kampf zu suchen und die Defensive der römischen Kirche gegenüber aufzugeben, denn alle

Friedensschlüsse in dieser Welt sind Provisorien, gelten nur bis auf weiteres; die politischen Beziehungen zwischen unabhängigen Mächten bilden sich in ununterbrochenem Flusse, entweder durch Kampf oder durch die Abneigung der einen oder der andern Seite vor Erneuerung des Kampfes. Eine Versuchung zur Erneuerung des Streites in Deutschland wird für die Kurie stets in der Entzündlichkeit der Polen, in der Herrschsucht des dortigen Adels und in dem durch die Priester genährten Aberglauben der unteren Volksschichten liegen. Ich habe im Kissinger Lande deutsche und schulgebildete Bauern gefunden, die fest daran glaubten, daß der am Sterbebette im sündigen Fleische stehende Priester den Sterbenden durch Verweigerung oder Gewährung der Absolution direkt in die Hölle oder den Himmel schicken könne, man ihn also auch politisch zum Freunde haben müsse. In Polen wird es mindestens ebenso sein oder schlimmer, weil dem ungebildeten Manne eingeredet ist, daß deutsch und lutherisch ebenso wie polnisch und katholisch identische Begriffe seien. Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liegt nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie ein solcher zwischen Frankreich und dessen Nachbarn. Wenn das menschliche Leben überhaupt aus einer Reihe von Kämpfen besteht, so trifft das vor allem bei den gegenseitigen Beziehungen unabhängiger politischer Mächte zu, für deren Regelung ein berufenes und vollzugsfähiges Gericht nicht vorhanden ist. Die römische Kurie aber ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unsern französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht: sie duldet keine Götter neben ihr. (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 1898.)

## DIE NEUE EINHEIT UND DIE RISSE IM BAU

Die staatliche Einheit der Deutschen ist unauflöslich mit dem Schicksal des Rheines verknüpft, das hatten Schmach und Knechtschaft genug gezeigt. „Erst jetzt zum ersten Male im Jahre 1812“, schrieb der junge Moltke bei der Betrachtung der westlichen Grenze, „waren alle Deutschen ohne Ausnahme gezwungen, einem fremden Herrn Truppen zu stellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen. Da diese Schande an der Nation offenbar wurde, bei der seit zweitausend Jahren die Herrschaft Europas gewesen, schien der Himmel selbst sie unerträglich zu finden und gab dessen ein Zeichen, um die Menschen zu erinnern, was sie auch ohne ihn hätten tun sollen. Wahrlich, jene großen Schrecken der Natur, die Napoleons Fall verkündeten, gereichen der deutschen Nation zu tiefer Beschämung“. Wohl traf dieses Schauspiel unsere Besten schon zum Kampf bereit, aber die Fürsten vergaßen die Lehre des Himmels, noch bevor der Kampf der Völker zu Ende ging, sie vergaßen die Wunde am Rhein, und selbst der romantische Preußenkönig, der den Kölner Dombau als Sinnbild der deutschen Einheit feierte, ließ den verräterischen Zweifel gelten, ob die „fremdartigen Länder“ im Westen nicht das Unglück Preußens seien, versagte sich feige der Kaiser-

krone, weil das am Main versammelte Volk sie bot und Habsburg grollte. Und zum Vergessen der Fürsten kam das der Führer des Volkes: unter tausend Reden zu Frankfurt am Main fanden sie kaum ein Wort für die offene rheinische Flanke und gegen den westlichen Feind. Wohl war den Streitern der Freiheitskriege und ihren Söhnen, den Männern und Jünglingen des Wartburgfestes und Hambacher Festes, unvertilgbare Sehnsucht nach dichter Einheit wachgeblieben, aber durch westliche Hirngespinnste von Völkerbund, Weltfrieden und Menschheitsbeglückung weichten sie selbst ihre Kräfte auf, durch den Glauben an die unbedingte Seligkeit der westlichen Vertretungsformen der Volksgemeinde gaben sie den Willen zur eigenen deutschen Schöpfung der Staatsgemeinschaft auf und mußten in Frankfurt lernen, daß Reden und fromme Wünsche keine Reiche aus den Angeln heben, daß Ideen und Theorien ohne Macht und Waffen, die sie verwirklichen helfen, keine Tragkraft haben. Mit ihrer tiefen Enttäuschung erlosch der letzte Traum von alter deutscher Herrlichkeit auf dem neuen Bildungsboden des Bürgertums, verblaßte der letzte Goldgrund gläubiger Schwärmerei aus romantisch-christlicher Zeit.

An die Stelle der geistigen Ideen traten von nun an als einzige Wirklichkeiten die „materiellen Kräfte“; die Männer des Zoll- und des Nationalvereins begriffen die Einheit nicht mehr als inneres Ziel einer deutschen Gemeinschaft, sondern als äußeren Zweck zur Verdichtung wirtschaftlicher Macht, und wenn auch auf ihren Fahnen noch Freiheit, Völkerverbrüderung, Menschheitsglaube und ähnliches stand, so bedeutete das nach westlichem Muster Herrschaft des Parlamentes, Verkehrs- und Handelsfreiheit, Aufhebung zwischenstaatlicher Zölle und ähnliches mehr. Sie glaubten diese Güter freilich noch immer auf friedlichem Wege erreichbar, aber der harte Kanzler, der neben den materiellen Kräften auch noch die staatlichen Spannungen unter den Völkern kannte, zerriß diesen letzten Schleier von altem Schwärmergeist und neuer Händlerfeigheit und belehrte sie bald, daß die Erringung jener Wirklichkeiten auf der rauhen Ebene von Blut und Eisen spielte: willig-widerwillig mußten sie das Reich als Schlachtenlohn aus seinen Händen nehmen, als Macht ihr Wunschbild, nicht als innerer Körper. Bismarck hatte sein zerrissenes Volk nicht fragen können, welche Formen es seinem neuen Körper wünschte, er hatte, von Gefahren drinnen und draußen stündlich umlauert, in sieben Jahren zusammengeschweißt, was siebenhundert zerbröckelt hatten, ihm war im Angesichte von Straßburg, vor den Trümmernarben von Speier und Worms der Zorn der Vergeltung und Rache aufgeflammt, er hatte als der wenigen einer die tiefste Gefahr am Rheine begriffen, als der Württemberger ihm Süddeutschland unter den drohenden Schatten der Festen von Straßburg und Breisach zeigte, er hatte ohne romantischen Traum und ohne westliches Blendbild die Kräfte genutzt, die er vorfand: Fürstengeschlechter und Volksideen, Teilstaaten und Einheitswille, Bundesrat und Wahlparlament. Wenn die Klage zu Recht gilt, daß sein deutsches Reich unsäglich dünn an geistigem Gehalt, selbst unsäglich flach an innerem staatlichen Leben war, trifft mehr unser Volk die Schuld als ihn, der nur erst den freien gesicherten Raum nach außen und innen zu schaffen hatte: man darf „vom treuen Diener

seines Herrn“, man darf von Hagen von Tronje nicht das Strahlenaugen des Siegfried noch das Saitenspiel des Volker von Alzey fordern. Der Täter kann niemals warten auf die Entwicklung einer vollkommenen Welt oder den reifen Augenblick für die reinste Verfassung: er wirft die Würfel der Zeit und mischt sein Spiel aus den gegebenen Kräften.

Nicht sie alle überschaute Bismarck freilich in dem verwirrten Gefüge des deutschen Wesens: er überschätzte die Kraft der welkenden Herrscher-geschlechter und ihre Wurzeltiefe im Volke, er unterschätzte die Kraft der geistig sozialen Mächte: die konservative der alten Kirche und die revolutionäre des jungen Sozialismus. Indem er beide bekämpfte und beiden den Sieg überlassen mußte, stärkte er gerade im Süden und Westen, gerade am Rhein die nie überwundenen Splitterkräfte, riß er die alten religiösen und partikularen Gegensätze nochmals auf und vertiefte die sozialen der erwerbenden Klassen. Der Reichstag spiegelte bald und spiegelt noch heute die alte und neue Zerspaltung Deutschlands in den Parteien wider, die Lande am Rhein, wo Katholizismus und Liberalismus, Demokratie und Sozialismus ihren Ursprung und ihren nährenden Boden hatten, wurden von neuem der Schauplatz böser vergiftender Innenkämpfe, Preußen, die Vormacht des Reiches, verlor in ihnen die Liebe, die es in den Kämpfen nach außen erworben hatte, und an der empfindlichen jungen Klammer, mit der der Kanzler den Ring des Reiches vernietet hatte, am Reichsland Elsaß-Lothringen wurde deutlich, daß selbst unter seiner starken Hand noch immer die sprengenden Kräfte mehr als die einenden weiterwuchsen.

Wie einst das Königtum der Hohenzollern auf das östliche Preußen, so war ihr Kaisertum auf das westliche Elsaß-Lothringen aufgebaut. Beide Länder lagen außerhalb des bundesstaatlichen Reichsgebietes, waren als in sich beschlossene Länder die einzigen rechtlich möglichen Träger der neuen Kronen. Doch während Preußen mit den übrigen brandenburgischen Landen so fest zusammenwuchs, daß es mehr als nur den Namen, nämlich das Wesen des ganzen Staates bestimmte und ihm seine festgeschlossene Einheit gab, vermochte Elsaß-Lothringen nicht das gleiche Amt für das Kaiserreich zu erfüllen. Nicht wie einst seit den Karolingern wuchs vom Rheine her das „Reichsland“ als einendes Band ins Innere Deutschlands, nicht Kind der gemeinsamen wachen Sorge der verbundenen Bundesstaaten, wie Bismarck es wollte, nicht einmal Sinnbild der im Kampfe gemeinsam erworbenen Krone blieb das unselige Land: sondern es schwand als Reichsland, schwand als gemeinsame Sorge, schwand als Sinnbild der Einheit und wurde zum Gliedstaat des Bundes, wurde partikular. Auch ein Bismarck konnte das Hineingerissenwerden des Reichslandes in die gliedhafte Sonderung so wenig hindern, daß er selbst vielmehr mit der Sünde seiner Abspaltung begann. Indem er langsam seit 1873, bestimmter seit 1878 die gegen ihn und im Bunde mit ihm erschöpften Liberalen, die alten Träger des großdeutschen Gedankens und der unbedingteren (unitarischen) Einheit fallen ließ, indem er im vergeblichen Kampf um eine rein weltliche und rein auf den Besitz sich stützende Staatsmacht die Katholiken und Sozialisten stärker ins Ultramontane und Übernationale drängte, als wohl ein Ketteler und Lassalle es gewünscht hätten, indem er zugleich unsere bedrohte

Wirtschaft aus dem gefährlichen offenen Wettstreit mit den wirtschaftlich stärkeren Mächten der Erde zu retten suchte, mußte er bei dieser Kehr seiner inneren Staatskunst und durch die Art der gesteckten Ziele Anlehnung an die „staatserhaltenden“ Gruppen, das heißt an die dynastisch-partikularen Kräfte in Deutschland suchen. Damit verlor er den Willen einer größeren dichten Einung der Deutschen, verlegte den Gruppen, die sie noch ersehnten, selbst auf dem staatlichen Felde den Weg und gab unwillend und unwissentlich jetzt schon den Rhein, dessen Schicksal ja in der Einheit ruht, aufs neue preis . . .

Hellhaarige schar! wißt daß euer eigener Gott

Meist kurz vorm Siege meuchlings euch durchbohrt.

(Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

# DEUTSCHLAND UND DIE GROSSEN MÄCHTE

## PARIS · MOSKAU · LONDON

Uns im Westen sind nämlich die Franzosen zu einem runden, stammhaften, mächtigen Volk erwachsen, das ein halbes Jahrhundert hindurch Vieles und Großes erfahren, und wie es schon ehemals, nicht wie wir, in abwechselnden Anwendungen von Verstand und Unverstand, alle in jenem gemachten Erfahrungen immer in dem andern wieder vergeudet, sondern durch den Lauf der Zeiten hindurch sie immer in einer Kette zusammengefaßt, so hat es denn auch alle Erlebnisse in dieser Schule festgehalten und fühlt sich berufen, in der Mitte der Geschichte zu stehen. Auf unserem Boden, auf dem Boden des alten Reiches, vom Mittelmeer aus längs den Alpen und dem Rheine bis wieder zum Meere hin, hat es seine Wehre in einer höchst verständig kalkulierten Weise uns gegenüber aufgebaut. Eines fehlte noch: diesem Wehrsystem eine in gleicher Weise bewehrte Mitte hinzuzufügen, um es vollends unangreifbar für uns zu machen. Paris, die Souveränin Frankreichs, die die Capetinger erhoben, die die Revolution gemacht und immer mit richtigem Instinkte zu ihrem Vorteile sie gelenkt, die Napoleon sich erheben und stürzen gesehen, die die Restauration sich gefallen lassen und die Restaurierten wieder ausgetrieben, die auch jetzt wieder in ihrem Mittelstande herrscht, sie hat in der Begeisterung das Panzerhemd sich anlegen lassen und wird bald in ihrer Mauerkrone als die Königin in Mitte aller ihrer Waffenplätze stehen. Wie sie längst unter den Handelsstädten als Gebieterin ihrer Hansa, in Mitte aller Gubernialstädte als die Metropole, in Mitte aller Intelligenzen als die Zentralburg und hohe Schule gestanden, so wird die Herrin durch Telegraphen und Eisenwege und Kanäle mit ihren Vorstädten und zugewandten Orten sich in Verkehr zu setzen wissen, daß ihr Beschluß, gleichzeitig überall verkündet, überall mit gleicher Schnellkraft zum Vollzuge kommt. Zieht nun hin mit Heeresmacht, zum anderen Male sie zu demütigen und zu bezwingen, sie werden mit einem Netze euch umziehen, dem ihr schwer entrinnt. Sie aber ihrerseits, noch nicht einmal in voller Fassung, lassen jeden dritten Monat von offener Bühne euch verkünden: der Rhein sei ihr gebührend Teil, im Guten oder Bösen müsse, mögt ihr wollen oder nicht wollen, dies ihr gebührend Los ihnen zuteil werden. Wer wird sie hindern, sind wir wie bisher zueinander gestellt, teilen wir uns in Unterdrücker von Rechtswegen und in Unterdrücker de jure, Patriotismus und nationale Bruderschaft wird nicht schützen gegen die Kommenden, weil Unrecht vom Bruder geübt am tiefsten ergrimmt.

Im Osten hat ein anderer Koloß von Erde und Eis zu freundnachbarlicher Unterstützung sich euch aufgebaut. Ein Stamm, der in der Geschichte nur in teilweisen Ausbrüchen sich bemerkbar gemacht, hat sich nun zusammengefunden, und nach angestammter Art der Einheit ohne Vorbehalt sich unterordnend, dadurch eine Konzentration erlangt, die in der Herrschaft mechanischer Kalküle entscheidend wirkt. Die Zeit hat den Weigernden mit Gewalt auf die Bühne hinausgezogen, er hat sich dort fühlen gelernt und glaubt

das Jahrhundert nahe, wo die Herrschaft der Welt ihm angehöre. Eurer zugewandten Grenzmarken hat er sich längst bemächtigt; ihr seid selbst die Veranlassung gewesen, daß er Polens sich bemeistert; und nun er Herr am mittleren Laufe der Weichsel ist, verlangt ihn nach dem Naturtriebe, auch Herr ihrer Mündungen zu werden. In der Pentarchi hat er den Handschuh euch hingeworfen, es für unnötig haltend, den Umfang seiner Absichten in die Zukunft hinaus euch zu bemänteln und zu verhüllen. Im Frieden seid ihr überflügelt, seine Bollwerke weit auf spitzer Landzunge vorgetrieben; wer wird ihn hindern, in Besitz zu nehmen, was ihm offen steht, und was er in den ruhigen Zeiten euch umbollwerkt, wenn ihr im bisherigen Verhältnisse zum nächsten Stammesverwandten steht und jeden Augenblick solche Fehden wiederkehren mögen, wie wir sie vier Jahre hindurch erlebt? Den Winter hat er zum Bundesgenossen und zum Wehrmann seiner unwirthbaren Gegenden gemacht, wie Napoleon es erfahren. Wer aber wird euer Bundesgenosse sein, könnt ihr nicht einmal mit dem Bruder euch vertragen? Zu euch kann er hinein bis in den Kern des Landes, überall nur die Spuren der Tritte der Väter findend; geht aber ihr hinein nach der Beresina und weiter, die Gebeine der großen Armee werden eure Meilenzeiger sein.

Endlich dort über dem Wasser ist ein drittes Reich aus dem Meeresgrunde aufgestiegen und hat seine Herrschaft über alle Provinzen des beweglichen Elementes ausgebreitet. Wie ehemals alle Kontinentalstraßen des Römerreiches auf dem Forum sich durchkreuzten, so begegnen sich am Tower alle Wasserstraßen, die von da aus in alle Welt ausgehen und die Schätze der Erde in die Bank dieses Reichs ausgießen. Den elastischen Dampf hat die dort gebietende Macht sich zum Werkzeuge gezähmt, daß es mit hunderten und tausenden von Rosseskräften als Bote ihres Willens nun seinen Streitwagen, nun den Güterwagen vorgespannt, sie mit raschem Ungestüme über jene Wege wie im Fluge zieht: also daß die irdischen Fernen sich auf mondübliche Fernen reduzieren und die beiden Indien der Mitte entgegenkommend, in den Archipel des Inselreiches eintreten. Die deutschen Meere, wie alle europäischen Meere, sind Gaue dieses Reiches, alle Küsten nimmt es von ihrer Meereseite her in Anspruch, und die Flüsse sind nur die Pfade, die von seinen Toren aus die Kontinente seiner Industrie zinsbar machen. In seiner Wasserveste von seinen Bollwerken wohl geschirmt ruht der Leopard in stolzer Ruh, unzugänglich und nicht anzugreifen; während ihm selber Europa offen steht. In den vorigen Jahrhunderten hat Frankreich es erfahren, Portugal und Spanien haben in neuer Zeit seine Tatze gefühlt; Syrien, Afghanistan und in der neuesten das chinesische Reich der Trägheit. Deutschland könnte gleichfalls einst seine Stärke erfahren: was hat es anderes ihm entgegenzusetzen, als die Eintracht seiner Macht?

So liegt Deutschland in der Mitte zwischen den Ansprüchen von West und Ost und dem Norden her, die in Unzugänglichkeit beschlossen auf sich selber ruhen. (Görres, Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung, 1842.)

## DAS EUROPÄISCHE GLEICHGEWICHT

Zuvörderst und vor allen Dingen: Die ersten, ursprünglichen und wahrhaft natürlichen Grenzen der Staaten sind ohne Zweifel ihre innern Grenzen. Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinandergeknüpft, es versteht sich untereinander und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen und ist natürlich eins und ein unzertrennliches Ganzes. Ein solches kann kein Volk anderer Abkunft und Sprache in sich aufnehmen und mit sich vermischen wollen, ohne wenigstens fürs erste sich zu verwirren und den gleichmäßigen Fortgang seiner Bildung mächtig zu stören. Aus dieser innern, durch die geistige Natur des Menschen selbst gezogenen Grenze ergibt sich erst die äußere Begrenzung der Wohnsitze als die Folge von jener, und in der natürlichen Ansicht der Dinge sind keineswegs die Menschen, welche innerhalb gewisser Berge und Flüsse wohnen, in deswillen Ein Volk, sondern umgekehrt wohnen die Menschen beisammen und, wenn ihr Glück es so gefügt hat, durch Flüsse und Berge gedeckt, weil sie schon früher durch ein weit höheres Naturgesetz Ein Volk waren.

So saß die deutsche Nation, durch gemeinschaftliche Sprache und Denkart sattsam unter sich vereinigt und scharf genug abgeschnitten von den andern Völkern, in der Mitte von Europa da als scheidender Wall nicht verwandter Stämme, zahlreich und tapfer genug, um ihre Grenzen gegen jeden fremden Anfall zu schützen, sich selbst überlassen, durch ihre ganze Denkart wenig geneigt, Kunde von den benachbarten Völkerschaften zu nehmen, in derselben Angelegenheiten sich zu mischen und durch Beunruhigungen sie zur Feindseligkeit aufzureizen. Im Verlaufe der Zeiten bewahrte sie ihr günstiges Geschick zunächst vor dem unmittelbaren Anteile am Raube der andern Welten, dieser Begebenheit, durch welche vor allen andern die Weise der Fortentwicklung der neuern Weltgeschichte, die Schicksale der Völker und der größte Teil ihrer Begriffe und Meinungen begründet worden sind. Seit dieser Begebenheit erst zerteilte sich das christliche Europa, das vorher auch ohne sein eigenes deutliches Bewußtsein eins gewesen war und als solches in gemeinschaftlichen Unternehmungen sich gezeigt hatte, in mehrere abge sonderte Teile, seit jener Begebenheit erst war eine gemeinschaftliche Beute aufgestellt, nach der jeder auf die gleiche Weise begehrte, weil alle sie auf die gleiche Weise brauchen konnten, und die jeder mit Eifersucht in den Händen des andern erblickte; erst nun war ein Grund vorhanden zu geheimer Feindschaft und Kriegslust aller gegen alle. Auch wurde es nun erst zum Gewinne für Völker, Völker auch anderer Abkunft und Sprachen durch Eroberung oder, wenn dies nicht möglich wäre, durch Bündnisse sich einzuverleiben und ihre Kräfte sich zuzueignen. Ein der Natur treu gebliebenes Volk kann, wenn seine Wohnsitze ihm zu enge werden, dieselben durch Eroberung des benachbarten Bodens erweitern wollen, um mehr Raum zu gewinnen, und es wird sodann die früheren Bewohner vertreiben; es kann einen rauhen und unfruchtbaren Himmelsstrich gegen einen mildern und gesegnetern vertauschen wollen, und es wird in diesem Falle abermals die frühern



Besitzer austreiben; es kann, wenn es auch ausartet, bloße Raubzüge unternehmen, auf denen es, ohne des Bodens oder der Bewohner zu begehren, bloß alles Brauchbaren sich bemächtigt und die ausgeleerten Länder wieder verläßt; es kann endlich die frühern Bewohner des eroberten Bodens als eine gleichfalls brauchbare Sache wie Sklaven der einzelnen unter sich verteilen; aber daß es die fremde Völkerschaft, so wie dieselbe besteht, als Bestandteile des Staats sich anfüge, dabei hat es nicht den geringsten Gewinn, und es wird niemals in Versuchung kommen, dies zu tun. Ist aber der Fall der, daß einem gleichstarken oder wohl noch stärkern Nebenbuhler eine reizende gemeinschaftliche Beute abgekämpft werden soll, so steht die Rechnung anders. Wie auch übrigens sonst das überwundene Volk zu uns passen möge, so sind wenigstens seine Fäuste zur Bekämpfung des von uns zu beraubenden Gegners brauchbar, und jeder Mann ist uns als eine Vermehrung der öffentlichen Streitkraft willkommen. So nun irgendeinem Weisen, der Friede und Ruhe gewünscht hätte, über diese Lage der Dinge die Augen klar aufgegangen wären, wovon hätte derselbe Ruhe erwarten können? Offenbar nicht von der natürlichen Beschränkung der menschlichen Habsucht dadurch, daß das überflüssige keinem nütze — denn eine Beute, wodurch alle versucht werden, war vorhanden —, und ebensowenig hätte er sie erwarten können von dem sich selbst eine Grenze setzenden Willen. Denn unter solchen, von denen jedweder alles an sich reißt, was er vermag, muß der sich selbst Beschränkende notwendig zugrunde gehen. Keiner will mit dem andern teilen, was er dermalen zu eigen besitzt, jeder will dem andern das Seinige rauben, wenn er irgend kann. Ruht einer, so geschieht dies nur darum, weil er sich nicht für stark genug hält, Streit anzufangen, er wird ihn sicher anfangen, sobald er die erforderliche Stärke in sich verspürt. Somit ist das einzige Mittel, die Ruhe zu erhalten, dieses, daß niemals einer zu der Macht gelange, dieselbe stören zu können, und daß jedweder wisse, es sei auf der andern Seite gerade so viel Kraft zum Widerstande, als auf seiner Seite sei zum Angriffe; daß also ein Gleichgewicht und Gegengewicht der gesamten Macht entstehe, wodurch allein, nachdem alle andern Mittel verschwunden sind, jeder in seinem gegenwärtigen Besitzstande und alle in Ruhe erhalten werden. Diese beiden Stücke demnach: einen Raub, auf den kein einziger Recht habe, alle aber nach ihm die gleiche Begierde, sodann die allgemeine, immerfort tätig sich regende wirkliche Raubsucht, setzt jenes bekannte System eines Gleichgewichts der Macht in Europa voraus, und unter diesen Voraussetzungen würde dieses Gleichgewicht freilich das einzige Mittel sein, die Ruhe zu erhalten, wenn nur erst das zweite Mittel gefunden wäre, jenes Gleichgewicht hervorzubringen und es aus einem leeren Gedanken in ein wirkliches Ding zu verwandeln.

Aber waren denn auch jene Voraussetzungen allgemein und ohne alle Ausnahme zu machen? War nicht im Mittelpunkte von Europa die übermächtige deutsche Nation rein geblieben von dieser Beute und von der Ansteckung mit der Lust danach und fast ohne Vermögen, Anspruch auf dieselbe zu machen?

Es war dem nur den nächsten Augenblick berechnenden Eigennutze des Auslandes nicht gemäß, daß es also bliebe. Sie fanden die deutsche Tapferkeit brauchbar, um durch sie ihre Kriege zu führen, und die Hände derselben, um

mit ihnen ihren Nebenbuhlern die Beute zu entreißen; es mußte ein Mittel gefunden werden, um diesen Zweck zu erreichen, und die ausländische Schlaueheit siegte leicht über die deutsche Unbefangenheit und Verdachtlosigkeit. Das Ausland war es, welches zuerst der über Religionsstreitigkeiten entstandenen Entzweiung der Gemüter in Deutschland sich bediente, um diesen Inbegriff des gesamten christlichen Europa im kleinen aus der innig verwachsenen Einheit ebenso in abgesonderte und für sich bestehende Teile künstlich zu zertrennen, wie erst jenes über einen gemeinsamen Raub sich natürlich zertrennt hatte. Das Ausland wußte diese also entstandenen besonderen Staaten im Schoße der Einen Nation, die keinen Feind hatte, denn das Ausland selbst, und keine Angelegenheit denn die gemeinsame, gegen die Verführungen und die Hinterlist dieses mit vereinigter Kraft sich zu setzen — es wußte diese einander gegenseitig vorzustellen als natürliche Feinde, gegen die jeder immerfort auf der Hut sein müsse, sich selbst dagegen darzustellen als die natürlichen Verbündeten gegen diese von den eigenen Landsleuten drohende Gefahr, als die Verbündeten, mit denen allein sie selbst ständen oder fielen und die sie daher gleichfalls in ihren Unternehmungen mit aller ihrer Macht unterstützen mußten. Nur durch dieses künstliche Bildungsmittel wurden alle Zwiste, die über irgendeinen Gegenstand in der alten oder neuen Welt sich entspinnen mochten, zu eignen Zwisten der deutschen Stämme untereinander; jeder aus irgendeinem Grunde entstandene Krieg mußte auf deutschem Boden und mit deutschem Blute ausgefochten werden, jede Verrückung des Gleichgewichts in derjenigen Nation, der der ganze Urquell dieser Verhältnisse fremd war, ausgeglichen werden, und die deutschen Staaten, deren abgesondertes Dasein schon gegen alle Natur und Vernunft stritt, mußten, damit sie doch etwas wären, zu Zulagen gemacht werden zu den Hauptgewichten in der Wage des europäischen Gleichgewichts, deren Zuge sie blind und willenlos folgten. So wie man in manchem ausländischen Staate die Bürger bezeichnet dadurch, daß sie von dieser oder einer andern fremden Partei seien und für dieses oder jenes auswärtige Bündnis stimmten, solche aber, die von der vaterländischen Partei seien, nicht namhaft zu machen weiß: so waren die Deutschen schon längst nur für irgendeine fremde Partei, und man traf selten auf einen, der die Partei der Deutschen gehalten und gemeint hätte, daß dieses Land sich mit sich selbst verbünden sollte.

Dies also ist der wahre Ursprung und die Bedeutung, dies der Erfolg für Deutschland und für die Welt von dem berüchtigten Lehrgebäude eines künstlich zu erhaltenen Gleichgewichts der Macht unter den europäischen Staaten. Wäre das christliche Europa eins geblieben, wie es sollte und wie es ursprünglich war, so hätte man nie Veranlassung gehabt, einen solchen Gedanken zu erzeugen; das eine ruht auf sich selbst und trägt sich selbst und zerteilt sich nicht in streitende Kräfte, die miteinander in ein Gleichgewicht gebracht werden mußten; nur für das unrechtlich gewordene und zerteilte Europa erhielt jener Gedanke eine notdürftige Bedeutung. Zu diesem unrechtlich gewordenen und zerteilten Europa gehörte Deutschland nicht. Wäre nur wenigstens dieses eins geblieben, so hätte es auf sich selbst geruht im Mittelpunkte der gebildeten Erde, so wie die Sonne im Mittelpunkte der Welt, es hätte sich

in Ruhe erhalten und durch sich seine nächste Umgebung und hätte ohne alle künstliche Vorkehrung durch sein bloßes natürliches Dasein allem das Gleichgewicht gegeben. Nur der Trug des Auslandes mischte dasselbe in seine Unrechtlichkeit und seine Zwiste und brachte ihm jenen hinterlistigen Begriff bei als eins der wirksamsten Mittel, dasselbe über seinen wahren Vorteil zu täuschen und es in der Täuschung zu erhalten. Warum soll das alte Traumbild noch immer uns vor die Augen gestellt werden, nachdem das Übel uns aus dem Schlafe geweckt hat? Warum sollen wir nicht wenigstens jetzt die Wahrheit sehen und das einzige Mittel, das uns hätte retten können, erblicken — ob vielleicht unsere Nachkommen tun möchten, was wir einsehen, so wie wir jetzo leiden, weil unsere Väter träumten. Lasset uns begreifen, daß der Gedanke eines künstlich zu erhaltenden Gleichgewichts zwar für das Ausland ein tröstender Traum sein konnte bei der Schuld und dem Übel, welche dasselbe drückten; daß er aber als ein durchaus ausländisches Zeugnis niemals in dem Gemüte eines Deutschen hätte Wurzel fassen und die Deutschen niemals in die Lage hätten kommen sollen, daß er bei ihnen Wurzel fassen gekonnt hätte, daß wir wenigstens jetzt in seiner Nichtigkeit ihn durchdringen und daß wir einsehen müssen, daß nicht bei ihm, sondern allein bei der Einigkeit der Deutschen unter sich selber das allgemeine Heil zu finden sei. (Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1807/1808.)

#### DIE EROBERUNG KONSTANTINOPELS DURCH DIE TÜRKEN 1453

Mit dem zweiten Hahnenruf des neunundzwanzigsten Mai, am Tage der heiligen Theodosia, begann der Kampf, doch diesmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone. Um die Griechen zu ermüden, schickte Mohammed in der ersten Dämmerung die Rekruten und die Invaliden seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum späteren Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkischer mit größerem Verluste. Als der Morgen anbrach, erschien die ganze Stadt von den Türken wie von einem Stricke, der sie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, erscholl. Alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, so zu Land als im Hafen. Zwei Stunden lang wütete der Sturm ohne Fortschritt des Feindes. Tschausche standen in dem Rücken der Stürmer, sie mit eisernen Ruten und Ochsensehnen voraustreibend. Der Sultan selbst gebrauchte bald Schmeichelworte bald Drohungen von seiner eisernen Keule unterstützt. Steine, von Türmen geschleudert, stürzten die Angreifenden hinunter, griechisches Feuer strömte von den Mauern der Hafenseite in das Meer und brannte in demselben fort, Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerschellten an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilus der Paläologe und Demetrios der Cantacuzene trieben die Stürmer ab, der Kaiser saß zu Pferde und ermunterte die Seinigen durch Wort und Tat. Da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil dem Giustiniani (der Anführer der vom Kaiser zu Hilfe gerufenen Genueser, Generalissimus der Belagerten) den Arm oder den Schenkel oder beide,

er bittet den Kaiser, auszuharren, indem er sich nur aufs Schiff verfüge, seine Wunde zu verbinden. Der Kaiser ermahnte ihn, der Wunde als einer leichten nicht zu achten; Giustiniani ließ sich aber nicht abhalten. „Wohin? Wohin?“ fragte der Kaiser. „Dorthin,“ entgegnete Giustiniani, „wohin Gott selbst den Türken den Weg öffnet“, und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergessend. Seine Entfernung verbreitete Mutlosigkeit unter der Truppe, und Saganos-Pascha, welcher die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte seine Janitscharen von neuem an. Einer derselben, ein riesenhafter Mann, namens Hasan aus Ulubad, mit der linken Hand das Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreißig anderen. Die Belagerten wehren sie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab, achtzehn Janitscharen stürzen sogleich hinunter, mehrere andere, welche Hasan ihm nachzufolgen aneifert, haben dasselbe Schicksal. Hasan selbst, von einem Steine getroffen, sinkt zur Erde, doch richtet er sich wieder halb auf, und unfähig, aufzustehen, hält er sich kniend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieser durch den Steinregen entfällt und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Tor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, so tapfer verteidigt wurde, waren die Türken bereits an einem anderen Punkte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das sonst der Prophezeiung wegen, daß durch dasselbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Tor des Holzreifs (Xylokerku), welches erst Tags vorher auf Befehl des Kaisers zu einem aus demselben dem Feinde nicht zu vermutenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch dasselbe ein und griffen die Verteidiger im Rücken an. Da erscholl an dem Tore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen sei, und verbreitete neuen Schrecken in den verdünnten Reihen um den Kaiser. Zwar taten Theophilos der Paläologe, Don Francesco Toledo der Spanier, und Joannes der Dalmate Wunder der Tapferkeit, aber der Kaiser sah, daß wider die Übermacht der eindringenden Feinde der Widerstand vergeblich. Ich will lieber sterben, als leben, ruft er, sich den Stürmenden entgegenwerfend, und als er sich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlassen sieht, ruft er das beklagenswerte Wort: Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf nehme! riefs und fiel unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm ins Gesicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt mit den Erschlagenen vermengt, der siebente Paläologe, Konstantin Dragoses, der letzte der griechischen Kaiser, in Verteidigung der vom ersten Konstantin erbauten Mauern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landseite durch das Tor Charsias oder Kaligaria (Egrikapu, d. i. das krumme Tor) über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil sie die Besatzung wenigstens fünfzigtausend Mann stark glaubten. So fielen ein paar tausend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt und hierauf das Blutbad eingestellt ward. Auch diese paar tausend würden nicht dem Schwerte geopfert worden sein, hätten die Türken gleich anfangs gewußt, daß die Besatzung nicht mehr als

sieben- bis achttausend Mann stark sei: so groß war ihre Gier nach Sklaven und Sklavinnen, deren Person ihren Lüsten oder deren Wert ihrer Habsucht fröhnen konnte, daß sie gewiß lieber alle lebendig in die Sklaverei geschleppt hätten, als durch Mord die doppelte Aussicht auf Lust und Gold zu verlieren. Diese Opfer der ersten Übereilung wurden aber ohne allen Widerstand niedergemetzelt, denn von den Türken blieben kaum einer oder zwei. Alles flüchtete gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtigt hatte, denn die durch die unterirdische Pforte des Reiftors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Tore der Hafenseite auf griechische und genuesische Schiffe zu retten. Als aber die Torwachen den Andrang der Menge sahen und den Grund der Flucht vernahmen, sperrten sie die Tore und warfen die Schlüssel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeiung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Taubasari) vordringen und von dort erst von den Bewohnern zurückgeschlagen werden würden.

Nun strömte die Volksmenge von der Hafenseite der großen Kirche Aja Sofia zu. Männer, Weiber, Greise, Kinder, Mönche, Nonnen, und dies abermals aus Aberglauben an dieselbe seit Jahren gang und gäbe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Konstantins des Großen vorgedrungen sein würden, ein Engel vom Himmel steigen und einem an der Säule sitzenden armen und niedrigen Mann ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: Nimm dies Schwert und räche das Volk Gottes! — darauf würden die Türken sogleich den Rücken wenden und, von den Griechen verfolgt, nicht aus der Stadt und aus ganz Kleinasien, sondern bis an die Grenze Persiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sofia hin, und in kurzem war die weite Kirche samt allen Vorhallen, Gängen und Galerien, mit Menschen dicht angefüllt, welche bei verschlossenen Türen in derselben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verschlossenen Tore mit Beilen auf und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sklaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und des Standes, der Archimandrite mit seinem Türhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, sondern zu des Räubers Lust oder Dienst. Die ganze Kirche ein großer Greuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Kruzifix mit einer Janitscharenhaube im Spotte herumgetragen. (Hammer-Purgstall, Die Erstürmung Konstantinopels, 1827.)

## GÖTTERSCHUTZ

Wir kennen schon den Namen des Niklas Jurischitz, des einen von den beiden Gesandten König Ferdinands an den Sultan 1530, 1531. Als damals alle Unterhandlungen vergeblich waren, sagten die Gesandten, sie sähen wohl, Ungarn solle der Kirchhof der Türken und Christen werden. Jurischitz schien jetzt

dieses Wort selbst bewähren zu wollen. Er war eben im Begriff, Stadt und Schloß Güns, wo er die Stelle eines Hauptmanns bekleidete, einem Stellvertreter zu überlassen und mit einer kleinen Reiterschar, zehn schweren, zwanzig leichten Pferden, seinem Könige zuzuziehen, als die Türken in die Nähe kamen und der Ort sich mit Scharen von Flüchtlingen anfüllte. Da beschloß er, zu bleiben, so viele Unglückliche wenigstens eine zeitlang zu verteidigen, den großen Zug ein paar Tage aufzuhalten. Denn den Feind wirklich abwehren zu können, traute er sich nicht zu: „ich hatte meine Sache“, sagte er, „in gewissen Tod gestellt.“ Hierauf erschienen die Türken mit aller ihrer Macht und begannen die Belagerung auf gewohnte Weise, pflanzten ihre Geschütze auf den nächsten Anhöhen auf, gruben Minen und suchten durch die Breschen einzudringen. Jurischitz hatte keine anderen Soldaten, als jene 30 Reiter, die übrigen Mannschaften waren sämtlich Einwohner des Ortes oder zusammengelaufene Bauern: es mochten ihrer siebenhundert sein. Aber elfmal schlugen sie den Sturm der Türken ab; sie leisteten den beherzten Widerstand, welchen allein der Entschluß, sich bis zum Tode zu verteidigen, hervorbringen kann, zuletzt aber war, wie natürlich, doch alles vergebens. Die Türken hatten zwei große Schütten von Reisig bis zur Höhe der Mauer aufgeworfen, auf der einen pflanzten sie ihr Hauptgeschütz auf, das nun die Mauer beherrschte, und unter dessen Schutze von der anderen ein breiter Weg nach der Mauer geführt werden konnte. Den so vorbereiteten Sturm liefen am 28. August Janitscharen und Reische an: wie hätte man ihrer Überzahl, bei diesem Vorteil, zu wehren vermocht? Bald waren die Verteidiger in einen letzten Verhau zurückgedrängt, wo sie sich noch mit sinkenden Kräften schlugen, schon wehten die türkischen Banner an acht Stellen auf der Mauer, Jurischitz erwartete nur den Tod: „ich freue mich“, sagte er, „daß mir die Gnade Gottes ein so ehrenvolles Ende bestimmt hat.“ Wunderbar, was ihn dennoch rettete! Jene wehrlosen Flüchtlinge, Weiber, Greise und Kinder, sahen sich nun doch der Wut des entsetzlichen, barbarischen Feindes preisgegeben. Indem er auf sie eindrang, stießen sie ein Geschrei aus, in dem sich das Anrufen der Gottheit mit dem Tone der Verzweiflung vermischte, jenes durchdringende Geschrei, wie es die Natur aus dem lebendigen Geschöpfe bewußtlos hervortreibt, wenn es sich von dem unabwendbaren Verderben bedroht sieht. Kann man dies ein Gebet nennen, so ward nie ein Gebet unmittelbarer erhört. Die siegreichen Osmanen erschrakten vor der Verzweiflung. Längst war ihnen der Widerstand, den sie hier fanden, wunderbar vorgekommen, jetzt meinten sie aus dem Schlosse, aus jedem Hause frische Mannschaften vordringen zu sehen; sie glaubten in den Lüften einen Ritter in seinem Harnisch zu erblicken, der ihnen mit gezücktem Schwerte drohe. So wichen sie zurück. „Der allmächtige Gott“, ruft Jurischitz aus, „hat uns sichtbarlich gerettet!“ Ein Ereignis, welches an die delphischen Götter gemahnen könnte, die sich dem Einbruch der Gallier in Griechenland entgegenstellten, an die Erscheinung, die dem Drusus mitten in Deutschland zurief: „Bis hierher und nicht weiter“, an andere Wendungen des Geschicks, welche die Meinung der Menschen in dem Moment ihres Geschehens mit einer höheren Waltung, wie sie dieselbe nun auch auffassen mochten, in Verbindung gebracht hat, — jedoch

wir wollen soweit nicht gehen: genug, daß selbstvergessene Tapferkeit und vollkommene Hingebung auch hier einen großen Erfolg nach sich zogen. Suleiman entschloß sich, dem wackeren Feinde, der sich allerdings keine Stunde länger hätte wehren können, eine Schutzwache zu geben und vorüberzuziehen. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1833/1847.)

## DIE SPHINX RUSSLAND

Seit die stehenden Heere mächtig geworden in Europa, ist Rußland in die Geschichte eingetreten und mit Deutschland in näheren Verkehr gekommen. Wie seine Ahnfrau, die scythische Schlangengjungfrau im Hyläerlande, die dem Herkules die Rosse entführt, und mit der er dann in der Bergeshöhle die drei Stammväter des Volks erzeugt: so vereinigt das Reich in sich zwei Naturen: sein Schlangenleib dehnt sich weit über den Norden Asiens bis nach Amerika hinüber, wohl zwanzig Nationen, verschieden in Sprache, Religion, Sitten und Gesinnung, in seinen Ringen fassend; am Gürtel des Urals aber ist dem Drachenkörper die menschliche Hälfte aufgesetzt, und die zieht sich tief in Europa fort gegen den Pruth, die Karpathen und die Oder hin. Und wie jene ägyptischen Tiere, nach alter Sage im Nilschlamm ausgeboren, als sie vom ersten Blitzlicht getroffen aus dumpfem Schlaf erwacht, mit der hinteren Hälfte formlos noch in der bergenden Mutter sich gefunden, während die vordere schon vollendet über die Erde sich erhob: so ist auch dies Reich nach Einer Seite in europäischer Kultur nach seiner Art ausgebildet, ja überbildet, in der asiatischen Hälfte aber fötusartig, noch gleichsam befangen in der Völkerscheide, und dem Schoße der Natur noch nicht entwunden, und wächst und reift und zeitigt fortdauernd, wie kein anderes, indem es stets neue Barbarenstämme sich aneignet und in den Kreis der Kultur hinüberzieht. Ein offenes, beinahe ganz ebenes, waldbedecktes Land, hatte es viele Jahrhunderte zum Durchzug der großen Völkermassen gedient, die sich vom Aufgang gegen den Niedergang hin gewälzt, und konnte darum nur unstät umschweifende, stets wechselnde Horden in seinem Umkreis hegen. Endlich, als Europa sich angefüllt, stand die Strömung, und nun lud das im Süden besonders sehr fruchtbare Land ein zu bleibender Ansiedlung und zum Ackerbau. Ein Zweig des großen Slavenstammes, von der Donau vertrieben, folgte der Einladung und baute Städte in der neuen Heimat und erwuchs allmählich zu jenem Volke, das kräftig, stark, derb, ausdauernd, robust in seiner physischen Anlage, seinem Charakter nach gutmütig, fröhlich, bildsam und geschmeidig, in seinen Gefühlen lebhaft aber wandelbar, schnell wechselnd in seinen Leidenschaften, darum mehr regsam als fest, flüchtig und beweglich bis zur Treulosigkeit in kindischem Unbestand, mit nüchternem, anstelligem Verstande, leichtem Begriffe und großen Nachahmungstalenten, dabei schlau, listig und verschlagen, in seinen Sitten einfach, gastfrei, dienstfertig, gesellig durch seine ganze Geschichte sich erwiesen. (Görres, Europa und die Revolution, 1821.)

## PETER DER GROSSE

Peter war nie etwas anderes als ein außerordentlicher und gigantischer Barbar mit allen Tugenden und Lastern einer großen Natur in erhabener Roheit. Mit fürchterlicher Beständigkeit dieses Charakters, mit dem Druck physischer und geistiger Übermacht über sein Volk und doch mit der ganzen Gestalt des Sinns und der Bildung dieses Volks konnte er sein Riesenwerk nur ausführen. Der voltairische Peter würde mit seiner Feinheit und Gerechtigkeit mit den Russen, wie sie damals waren, nicht weit gekommen sein. Kein Mensch, sei er groß und gewaltig wie er wolle, wirkt als Herrscher und Feldherr, wenn seine Wirkung nicht die lebendige Gestalt, ja, selbst das allgemeine Gefühl des ganzen Volkes hat, worin er steht. Durch Klugheit, Schlaueit und geistige Überlegenheit berührt man noch keinen Menschen; es muß etwas Sichtbares, Irdisches da sein, unmittelbar wie das Leben und die Kraft, welche es hält; nur dies begeistert, erschreckt und besiegt. Peter war seinem Volke gleich, aber er stellte das Größte seines Volkes dar, und deswegen konnte der Gewaltige es tyrannisch beherrschen und zwingen. Versuche wie die seinigen sind oft gemacht, die Schwächlinge haben sie mit Verachtung, wohl mit dem Leben bezahlt, und was nichts ward, ist vergessen. Bei allen Kenntnissen und Einsichten, die er sich erwerben mochte, blieb der Zar ein Barbar, feine Bildung bekam er nicht, und hätte er sie bekommen, er hätte sein Zeitalter, sein Volk und seine heilige Wirkung übersprungen und wäre mit vielen als ein tatenleeres Nichts verschwunden. — —

Peter, der erhabene Barbar, ergriff frühe, daß er ein halbwildes, verachtetes und politisch unbedeutendes Volk beherrsche, frühe reifte in seiner großen Seele der Plan, alles umzuschaffen und den Russenamen unter die Europäer einzuführen. Er bereitete sich hierzu mit einem Eifer und einer Standhaftigkeit, welche Bewunderung erregte und verdiente. Man kennt seine Reisen und weiß, wie der König eines Barbarenvolks sich zum Lehrling der gebildeten Nationen machte. Bereichert mit mancherlei Kenntnissen, immer den allmächtigen Blick auf das Ganze gerichtet, griff er die herkulische Arbeit an. Der erste Schritt war, sich zum Tyrannen zu machen und die türkische Leibwache der Strelzi und die Macht der Hierarchie zu verderben; dann begann er die große Schöpfung, und unter glücklichen und unglücklichen Wechseln, im Krieg und im Frieden, bis an sein Ende ließ er nicht ab. Er sah, wie einst Philipp von Mazedonien, der Schlaue, vor ihm, daß ohne Meer die Russen ewige Barbaren sein würden. Auf zwei Meere ging der Blick, wodurch die Russen mit der gebildeten Welt sich verbinden und die Vorteile des Handels und der Bildung gewinnen konnten: das Schwarze Meer mit schönen Ländern lag im Süden, die Ostsee im Norden. Im Süden wäre der Kampf leichter und gefahrloser gewesen, aber das Schwarze Meer führte nur zu den Asiaten und Türken; Peter wollte sein Volk europäisieren, durch die Ostsee ist für die Russen der schnellste Weg nach Europa und zu seiner Bildung. Der lange und blutige Kampf mit dem großen Schwedenkönig ist bekannt und von kleinen Menschen klein gerichtet. Was große Seelen Großes haben, Klugheit, Tapferkeit, Kühnheit, des Herzens Edelmut, der Geduld schwere Siege, rangen hier



miteinander, das Verhängnis erklärte sich gegen Karl, und erst sein Tod sicherte Peter den Besitz der Ostsee, Petersburg blieb die nördlichste Königstadt Europas. Peter hatte Heere und Flotten erschaffen, sein Volk ans Meer gebracht, Städte und Festungen gebaut, Landstraßen geebnet und Kanäle gegraben, als ihn der Tod in der Mitte großer Entwürfe wegriß. Das Jahrhundert nannte ihn den Großen. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit I, 1806.)

### DIE RUSSISCHE SCHILDWACHE

Von einer russischen Eigentümlichkeit gab es bei meiner ersten Anwesenheit in Petersburg 1859 eine Probe. In den ersten Tagen des Frühlings machte damals die zum Hofe gehörige Welt ihren Spaziergang in dem Sommergarten zwischen dem Pauls-Palais und der Nawa. Dort war es dem Kaiser aufgefallen, daß in der Mitte eines Rasenplatzes ein Posten stand. Da der Soldat auf die Frage, weshalb er da stehe, nur die Auskunft zu geben wußte: es ist befohlen, so ließ sich der Kaiser durch seinen Adjutanten auf der Wache erkundigen, erhielt aber auch keine andre Aufklärung, als daß der Posten Winter und Sommer gegeben werde. Der ursprüngliche Befehl sei nicht mehr zu ermitteln. Die Sache wurde bei Hofe zum Tagesgespräch und gelangte auch zur Kenntnis der Dienerschaft. Aus dieser meldete sich ein alter Pensionär und gab an, daß sein Vater ihm gelegentlich im Sommergarten gesagt habe, während sie an der Schildwache vorbeigegangen: „Da steht er noch immer und bewacht die Blume; die Kaiserin Katharina hat an der Stelle einmal ungewöhnlich früh im Jahre ein Schneeglöckchen wahrgenommen und befohlen, man solle sorgen, daß es nicht abgepflückt werde.“ Dieser Befehl war durch Aufstellung einer Schildwache zur Ausführung gebracht worden, und seitdem hatte der Posten jahraus jahrein gestanden. Dergleichen erregt unsre Kritik und Heiterkeit, ist aber ein Ausdruck der elementaren Kraft und Beharrlichkeit, auf denen die Stärke des russischen Wesens dem übrigen Europa gegenüber beruht. Man erinnert sich dabei der Schildwachen, die während der Überschwemmung in Petersburg 1825, im Schipka-Paß 1877 nicht abgelöst wurden und von denen die einen ertranken, die andern auf ihren Posten erfroren. (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 1898.)

### MAILANDS FÜRSTEN IM FÜNFZEHNTEN JAHRHUNDERT

Echt italienisch im Sinne des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint das Fürstentum in den Herzögen von Mailand ausgebildet, deren Herrschaft schon eine völlig ausgebildete absolute Monarchie darstellte. Vor allem ist der letzte Visconti Filippo Maria (1412—1447) eine höchst merkwürdige, glücklicherweise vortrefflich geschilderte Persönlichkeit. Was die Furcht aus einem Menschen von bedeutenden Anlagen und hoher Stellung machen kann, zeigt sich hier, man könnte sagen, mathematisch vollständig; alle Mittel und Zwecke des Staates konzentrieren sich in dem einen der Sicherung seiner Person, nur daß sein grausamer Egoismus doch nicht in Blutdurst überging. Im Kastell von Mailand, das die herrlichsten Gärten, Laubgänge und Tummelplätze mit

umfaßte, sitzt er, ohne die Stadt in vielen Jahren auch nur zu betreten, seine Ausflüge gehen nach den Landstädten, wo seine prächtigen Schlösser liegen, die Barkenflotille, die ihn, von raschen Pferden gezogen, auf eigens gebauten Kanälen dahinführt, ist für die Handhabung der ganzen Etikette eingerichtet. Wer das Kastell betrat, war hundertfach beobachtet; niemand sollte am Fenster stehen, damit nicht nach außen gewinkt würde. Ein künstliches System von Prüfungen erging über die, welche zur persönlichen Umgebung des Fürsten gezogen werden sollten; diesen vertraute er dann die höchsten diplomatischen wie die Lakaiendienste an; denn beides war ja hier gleich ehrenvoll. Und dieser Mann führte lange schwierige Kriege und hatte beständig große politische Dinge unter den Händen, das heißt, er mußte unaufhörlich Leute mit umfassenden Vollmachten aussenden. Seine Sicherheit lag nun darin, daß keiner von diesen keinem traute, daß die Condottieren durch Spione und die Unterhändler und die höheren Beamten durch künstlich genährte Zwietracht, namentlich durch Zusammenkoppelung je eines Guten und eines Bösen irremacht und auseinandergehalten wurden. Auch in seinem Innersten ist Filippo Maria bei den entgegengesetzten Polen der Weltanschauung versichert, er glaubt an Gestirne und an blinde Notwendigkeit und betet zugleich zu allen Nothelfern; er liest alte Autoren und französische Ritterromane. Und zuletzt hat derselbe Mensch, der den Tod nie wollte erwähnen hören und selbst seine sterbenden Günstlinge aus dem Kastell schaffen ließ, damit niemand in dieser Burg des Glückes erbleiche, durch Schließung einer Wunde und Verweigerung des Aderlasses seinen Tod absichtlich beschleunigt und ist mit Anstand und Würde gestorben.

Sein Schwiegersohn und endlicher Erbe, der glückliche Condottiere Francesco Sforza (1450—1466), war vielleicht von allen Italienern am meisten der Mann nach dem Herzen des fünfzehnten Jahrhunderts. Glänzender als in ihm war der Sieg des Genies und der individuellen Kraft nirgends ausgesprochen, und wer das nicht anzuerkennen geneigt war, durfte doch immerhin den Liebling der Fortuna in ihm verehren. Mailand empfand es offenbar als Ehre, wenigstens einen so berühmten Herrscher zu erhalten, hatte ihn doch bei seinem Eintritt das dichte Volksgedränge zu Pferde in den Dom hineingetragen, ohne daß er absteigen konnte. Hören wir die Bilanz seines Lebens, wie sie Papst Pius II., ein Kenner in solchen Dingen, uns vorrechnet. „Im Jahre 1459, als der Herzog zum Fürstenkongreß nach Mantua kam, war er 60 Jahre alt; als Reiter einem Jüngling gleich, hoch und äußerst imposant an Gestalt, von ernsten Zügen, ruhig und leutselig im Reden, fürstlich im ganzen Benehmen, ein Ganzes von leiblicher und geistiger Begabung ohnegleichen in unserer Zeit, im Felde unbesiegt, das war der Mann, der von niedrigem Stande zur Herrschaft über ein Reich emporstieg. Seine Gemahlin war schön und tugendhaft, seine Kinder anmutig wie Engel vom Himmel, er war selten krank, alle seine wesentlichen Wünsche erfüllten sich. Doch hatte auch er einiges Mißgeschick: seine Gemahlin tötete ihm aus Eifersucht die Geliebte, seine alten Waffengenossen und Freunde Troilo und Brunoro verließen ihn und gingen zu König Alfons über, einen andern, Ciarpollone, mußte er wegen Verrats henken lassen, von seinem Bruder Alessandro mußte er erleben,

daß derselbe einmal die Franzosen gegen ihn aufstiftete, einer seiner Söhne zettelte Ränke gegen ihn und kam in Haft, die Mark Ankona, die er im Krieg erobert, verlor er auch wieder im Krieg. Niemand genießt ein so ungetrübtes Glück, daß er nicht irgendwo mit Schwankungen zu kämpfen hätte. Der ist glücklich, der wenige Widerwärtigkeiten hat.“ Mit dieser negativen Definition des Glückes entläßt der gelehrte Papst seinen Leser. Wenn er hätte in die Zukunft blicken können oder auch nur die Konsequenzen der völlig unbeschränkten Fürstenmacht überhaupt erörtern wollen, so wäre ihm eine durchgehende Wahrnehmung nicht entgangen: Die Garantielosigkeit der Familie. Jene engelschönen, überdies sorgfältig und vielseitig gebildeten Kinder unterlagen, als sie Männer wurden, der ganzen Ausartung des schrankenlosen Egoismus. Galeazzo Maria (1466—1476), ein Virtuose der äußeren Erscheinung, war stolz auf seine schöne Hand, auf die hohen Besoldungen, die er bezahlte, auf den Geldkredit, den er genoß, auf seinen Schatz von 2 000 000 Goldstücken, auf die namhaften Leute, die ihn umgaben, und auf die Armee und die Vogeljagd, die er unterhielt. Dabei hörte er sich gern reden, weil er gut redete, und vielleicht am allerfließendsten, wenn er etwa einen venetianischen Gesandten kränken konnte. Dazwischen aber gab es Launen, wie zum Beispiel die, ein Zimmer in einer Nacht mit Figuren ausmalen zu lassen; es gab entsetzliche Grausamkeiten gegen Nahestehende und besinnungslose Ausschweifung. Einigen Phantasten schien er alle Eigenschaften eines Tyrannen zu besitzen; sie brachten ihn um und lieferten damit den Staat in die Hände seiner Brüder, deren einer, Ludovico il Moro, nachher mit Übergehung des eingekerkerten Neffen die ganze Herrschaft an sich riß. An diese Usurpation hängt sich dann die Intervention der Franzosen und das böse Schicksal von ganz Italien. Der Moro ist aber die vollendetste Charakterfigur dieser Zeit und erscheint damit wieder wie ein Naturprodukt, dem man nicht böse sein kann. Bei der tiefsten Immoralität seiner Mittel erscheint er in deren Anwendung völlig naiv. Er würde wahrscheinlich sich sehr verwundert haben, wenn ihm jemand hätte begreiflich machen wollen, daß nicht nur für die Zwecke, sondern auch für die Mittel eine sittliche Verantwortung existiert, ja, er würde vielleicht seine möglichste Vermeidung aller Bluturteile als eine ganz besondere Tugend geltend gemacht haben. Den halbmythischen Respekt der Italiener vor seiner politischen Force nahm er wie einen schuldigen Tribut an; noch 1496 rühmte er sich: Papst Alexander sei sein Kaplan, Kaiser Max sein Condottiere, Venedig sein Kämmerer, der König von Frankreich sein Kurier, der da kommen und gehen müsse, wie ihm beliebe. Mit einer erstaunlichen Besonnenheit wägt er noch in der letzten Not (1499) die möglichen Ausgänge ab und verläßt sich dabei, was ihm Ehre macht, auf die Güte der menschlichen Natur; seinen Bruder Kardinal Ascanio, der sich erbietet, im Kastell von Mailand auszuharren, weist er ab, da sie früher bitteren Streit gehabt hatten. „Monsignore, nichts für ungut, Euch traue ich nicht, wenn Ihr schon mein Bruder seid“ — bereits hatte er sich einen Kommandanten für das Kastell, diese „Bürgschaft seiner Rückkehr“ ausgesucht, einen Mann, dem er nie Übles, stets nur Gutes erwiesen. Derselbe verriet dann gleichwohl die Burg. — Im Inneren war der Moro bemüht, gut und nützlich zu walten,

wie er denn in Mailand und auch in Como noch zuletzt auf seine Beliebtheit rechnete, doch hatte er in späteren Jahren (seit 1496) die Steuerkraft seines Staates übermäßig angestrengt und zum Beispiel in Cremona einen angesehenen Bürger, der gegen die neuen Auflagen redete, aus lauter Zweckmäßigkeit insgeheim erdrosseln lassen; auch hielt er sich seitdem bei Audienzen die Leute durch eine Barre weit vom Leibe, so daß man sehr laut reden mußte, um mit ihm zu verhandeln. — An seinem Hofe, dem glanzvollsten von Europa, da kein burgundischer mehr vorhanden war, ging es äußerst unsittlich her, der Vater gab die Tochter, der Gatte die Gattin, der Bruder die Schwester preis. Allein der Fürst wenigstens blieb immer tätig und fand sich als Sohn seiner Taten denjenigen verwandt, welche ebenfalls aus eigenen geistigen Mitteln existierten, den Gelehrten, Dichtern, Musikern und Künstlern. Die von ihm gestiftete Akademie ist in erster Linie in bezug auf ihn, nicht auf eine zu unterrichtende Schülerschaft, vorhanden; auch bedarf er nicht des Ruhmes der betreffenden Männer, sondern ihres Umganges und ihrer Leistungen. Es ist gewiß, daß Bramante am Anfang schmal gehalten wurde, aber Lionardo ist doch bis 1496 richtig besoldet worden — und was hielt ihn überhaupt an diesem Hofe, wenn er nicht freiwillig blieb? Die Welt stand ihm offen, wie vielleicht überhaupt keinem von allen damaligen Sterblichen, und wenn irgend etwas dafür spricht, daß in Ludovico Moro ein höheres Element lebendig gewesen, so ist es dieser lange Aufenthalt des rätselhaften Meisters in seiner Umgebung. (Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 1860.)

### LORENZO MAGNIFICO

Es war ein großes Glück für Italien, daß Lorenzo gerettet wurde; seine Weisheit hielt Fürsten und Städte in Frieden. Es ist von ihm behauptet worden, daß er in Staatssachen nie etwas gesagt oder getan, was nicht löblich und seiner würdig gewesen wäre. Als nach der Hinrichtung des Erzbischofs von Pisa Papst Sixtus die Stadt in Bann tat und jenem Herzog Alfonso von Kalabrien, Erstgeborener des neapolitanischen Don Ferrando, die Vollziehung auftrug, dieser aber die Verbannung der Medicis zur Friedensbedingung machte, erklärte Lorenzo, daß er weit entfernt sei, seine Größe oder sein Leben dem Wohl des Vaterlandes vorzuziehen, und daß er mit Gefahr des erstern für das letztere einen entscheidenden Schritt eben jetzt vornehmen wolle. Nicht nur erwarb Lorenzo so viele und mächtige Freunde, daß der Papst einen seine Tage verkürzenden Verdruß darüber schöpfte, er wagte, an den Hof des Königs zu reisen, welcher seinen Untergang forderte. Hier gewann er Don Ferrando so, daß er für immer Freund von Florenz wurde.

Von dem an regierte der Großmächtige (il Magnifico) Lorenzo ohne andere Titel mit dem größten Glanz. Die Handelsgeschäfte gab er auf, er zierte die Stadt und seine Landgüter mit prächtigen Gebäuden und versammelte um sich die feinsten und gelehrtesten Männer. Seine Kinder ließ er durch Angelo Poliziano erziehen, in welchem die schönen Geister des Altertums auflebten; der berühmte Fürst Pico von Mirandola, durch frühe Gelehrsamkeit und sonderbare Kenntnisse ein Wunder, ließ sich zu Florenz nieder; Johann Laskaris

sammelte auf Lorenzos Kosten aus Griechenland und Asien alte Schriftsteller; Lorenzo ermunterte Marsiglio Ficini zur Übersetzung Platons, er stiftete zu Pisa die Universität; Lorenzo hatte den Geschmack alles Schönen; er selbst war guter Dichter und füllte seine Muße mit Musik oder bei Werken der Bildhauer, Maler und Baumeister. Er hatte einen durchdringenden Geist, einen sehr gesunden Sinn, viele Tätigkeit und Festigkeit, fesselnde Grazie, einen sehr angenehmen Witz und, wie fast alle Mediceer, außerordentlichen Hang zur Wollust.

Ludwig XI. ließ ihn durch den Geschichtschreiber Philipp von Comines um seine Freundschaft bitten, der Papst Innocentius VIII. freute sich, für den Fürsten Cibo, seinen Neffen, seine Tochter zu bekommen, Matthias Hunyad bediente sich seines Rats, der ägyptische Sultan ehrte ihn durch Geschenke, der osmanische durch Proben der Achtung. Er starb in dem vierundvierzigsten Jahr seines Alters zu größtem Nachteil für die Wohlfahrt Italiens. (Johannes von Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, 1811.)

## VENEDIG AM ENDE DES FÜNFZEHNEN JAHRHUNDERTS

Venedig erkannte sich selbst als eine wunderbare, geheimnisvolle Schöpfung, in welcher noch etwas anderes als Menschenwitz von jeher wirksam gewesen. Es gab einen Mythos von der feierlichen Gründung der Stadt: am 25. März 413 um Mittag hätten die Übersiedler aus Padua den Grundstein gelegt am Rialto, damit eine unangreifbare, heilige Freistätte sei in dem von Barbaren zerrissenen Italien. Spätere haben in die Seele dieser Gründer alle Ahnungen der künftigen Größe hineingelegt; M. Antonio Sabellico, der das Ereignis in prächtig strömenden Hexametern gefeiert hat, läßt den Priester, der die Stadtweihe vollzieht, zum Himmel rufen: „Wenn wir einst Großes wagen, dann gib Gedeihen! Jetzt knien wir nur vor einem armen Altar, aber wenn unsere Gelübde nicht umsonst sind, so steigen Dir, o Gott, hier einst 100 Tempel von Marmor und Gold empor!“ — Die Inselstadt selbst erschien zu Ende des XV. Jahrhunderts wie das Schmuckkästchen der damaligen Welt. Derselbe Sabellico schildert sie als solches mit ihren uralten Kuppelkirchen, schiefen Türmen, inkrustierten Marmorfassaden, mit ihrer ganz engen Pracht, wo die Vergoldung der Decken und die Vermietung jedes Winkels sich miteinander vertrugen. Er führt uns auf den dicht wogenden Platz vor St. Giacomo am Rialto, wo die Geschäfte einer Welt sich nicht durch lautes Reden oder Schreien, sondern nur durch ein vielstimmiges Summen verraten, wo in den Portiken ringsum und in denen der anstoßenden Gassen die Wechsler und die Hunderte von Goldschmieden sitzen, über ihren Häuptern Läden und Magazine ohne Ende, jenseits von der Brücke beschreibt er den großen Fondaco der Deutschen, in dessen Hallen ihre Waren und ihre Leute wohnen und vor welchem stets Schiff an Schiff im Kanal liegt, von da weiter aufwärts die Wein- und Ölflotte und parallel damit am Strande, wo es von Facchini wimmelt, die Gewölbe der Händler, dann vom Rialto bis auf den Markusplatz die Parfümeriebuden und Wirtshäuser. So geleitet er den Leser von Quartier zu Quartier bis hinaus zu den beiden Lazaretten, welche mit zu den Instituten

hoher Zweckmäßigkeit gehörten, die man nur hier so ausgebildet vorfand. Fürsorge für die Leute war überhaupt ein Kennzeichen der Venezianer, im Frieden wie im Kriege, wo ihre Verpflegung der Verwundeten, selbst der feindlichen, für andere ein Gegenstand des Erstaunens war. Was irgend öffentliche Anstalt hieß, konnte in Venedig sein Muster finden; auch das Pensionswesen wurde systematisch gehandhabt, sogar in betreff der Hinterlassenen. Reichtum, politische Sicherheit und Weltkenntnis hatte hier das Nachdenken über solche Dinge gereift. Diese schlanken, blonden Leute mit dem leisen, bedächtigen Schritt und der besonnenen Rede, unterschieden sich in Tracht und Auftreten nur wenig voneinander, den Putz, besonders Perlen, hingen sie ihren Frauen und Mädchen an. Damals war das allgemeine Gedeihen, trotz großer Verluste durch die Türken, noch wahrhaft glänzend, aber die aufgesammelte Energie und das allgemeine Vorurteil Europas genügten auch später noch, um Venedig selbst die schwersten Schläge lange überdauern zu lassen: die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, den Sturz der Mamelukenherrschaft von Ägypten und den Krieg der Liga von Cambray. (Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 1860.)

### LOB DER SPANIER

Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Menschen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen: eine herrliche Mischung von Feuer und Ernst, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher hat das Schönste, was die neuere Bildung erzeugen konnte, hier gelebt. Lies die alten Annalen des Volkes, höre die alten mohrischen und spanischen Balladen und Romanzen zum Saitenspiel singen, dringe ein in den heroischen und tiefen Geist ihrer Ritterorden — ist ein Volk von Europa, das solche Religiosität, Ritterlichkeit und Liebe in Werken und Taten aufzuweisen hätte, das die romantische und religiöse Schwärmerei der Liebe und des Christentums so geistig und so frisch ineinander verbrüdet, und das mehr Taten des Edelmut und Heroismus durch solche Vereinigung getan hätte? Lebendig weht dieser hohe Geist in ihren alten Liedern, und man braucht nur sie, um den stolzen Charakter des Spaniers zu finden. So waren die Mohrenbezwinger, so die großen Feldherren in Italien und die Abenteurer in Indien. Bei dem spanischen Ritter, wie er ernst und fürchterlich dasteht, ist die Lust des Herrschens für Hoheit und Liebe, dann für Gold, bei den andern für Gold oder noch für Kleineres. Es läßt sich das tiefste Dasein eines Volkes nicht klarer machen: aber sieh Cortez, Pizarro, Vasco, Albuquerque, die wilden Abenteurer und Eroberer, und stelle Englands und Hollands Seeritter dagegen. Fühlst du dann keinen Unterschied, so fühlst du nie einen. Die ersten waren die Ritter des goldenen Vlieses, die andern phönizische Schiffer; die ersten suchten Gold und Weihrauch, die andern Kartoffeln und Tabak. Höre den Ton ihrer Sprache: hat die süßeste Liebe, die stolzeste Majestät höhere Klänge erfunden? Und die Herrlichen in Karls V. und Philipps II. glorreicher Zeit, wie weit waren sie in Sprache, Poesie, in jeder Kunst, Wissenschaft und Anmut des Lebens den meisten Europäern voraus! Gib mir den

einigen Don Quichotte des Cervantes, wo die Natur alles Lieblichste, Süßeste und Frischeste der Menschheit, alle zartesten Empfindungen, allen heitern und sinnvollen Verstand des Lebens wie einen fröhlichen Frühling voll Gesang und Blüten ausgegossen hat — gib mir dies einzige Buch und den einzigen göttlichen Menschen, der solches machen konnte, gib mir die erhabne Schwärmerei, den heiligen Geist ewiger Liebe des Ponce de Leon — und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit I, 1806.)

## PHILIPP II. VON SPANIEN

Philipp II. fehlte die äußerliche Tätigkeit seines Vaters. Von jenem steten Reisen, jenem Eilen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nötig schien, war er kein Freund. Er gab denen Beifall, welche an Ferdinand dem Katholischen lobten, daß er seine auswärtigen Kriege mehr führen lassen, als selbst geführt, welche daran erinnerten, daß auch Karls Heere unter der Anführung eines Pescara und Leiva glücklicher gewesen, als unter Karls eigener. Philipp führte Krieg, doch er selber blieb fern davon. Persönliche Regsamkeit macht die Seele offener, freier und wärmer. Wenn an Philipp immer eine gewisse Starrheit zu bemerken war, so mochte sie auch von dem Mangel an dieser Tätigkeit herrühren.

Die andere Seite der Tätigkeit Karls, in dem Kabinet, in dem eigentlichen Geschäft, war dagegen mehr auf Philipp übergegangen. Zwar hielt er sich auch hier von unmittelbarer Berührung mit anderen lieber entfernt, und wir finden ihn weder persönlich unterhandeln, noch an den Sitzungen des Staatsrates teilnehmen. Aber wir werden wahrnehmen, wie das Getriebe seines Staates so eingerichtet war, daß sich die Geschäfte des weiltäufigsten Reichs sämtlich an seinem Tische versammelten. Alle Beschlüsse seiner Räte von einiger Bedeutung wurden ihm auf einem gebrochenen Blatte vorgelegt, auf dessen Rande er sein Gutachten, seine Verbesserungen anzeichnete. Die Bittschriften, die Briefe, die an ihn einliefen, die Beratungen seiner Minister, die geheimen Berichte kamen hier sämtlich in seine Hand. Seine Arbeit und sein Vergnügen war, sie zu lesen, zu überlegen, zu beantworten. Von hier aus, zuweilen von einem ergebenen Sekretär unterstützt, oft in vollkommener Einsamkeit, regierte er die ihm untertänigen Länder, hielt er auch die übrigen in einer Art von Aufsicht, von hier aus setzte er die geheimen Triebkräfte eines guten Teils der Angelegenheiten der Welt in Bewegung. Da war er ganz unermüdlich. Wir haben Briefe, die er um Mitternacht geschrieben, wir finden, daß er die unerfreulichen flandrischen Sachen auf einem seiner Lustschlösser ausfertigt, während der Wagen unten hält, der ihn zur Königin führen soll. Mußte er einem Fest beiwohnen, so verlegte er es auf einen Tag, an dem wenigstens kein regelmäßiger Kurier abzusenden war. Seine kurzen Reisen nach dem Eskorial machte er nicht, ohne seine Papiere mitzunehmen, ohne sich unterwegs mit ihnen zu unterhalten. So wie Margarete von Parma und Granvella, obgleich sie in demselben Palaste wohnten, doch mehr schriftlich als mündlich miteinander verhandelten, so schrieb auch er unzählige Billets

an seine vertrauten Minister. Antonio Perez hatte deren allein zwei Kisten voll. So war er der allertätigste Geschäftsmann von der Welt. Mit seinen Finanzen beschäftigte er sich ununterbrochen, und wir finden ihn über dieselben zuweilen besser unterrichtet, als seine Präsidenten. Er sah die Rechnungen seines Haushaltes, dessen Kosten sich nicht hoch beliefen, und die seiner Bauten nach und hat wohl kleine Fehler derselben entdeckt. Von seinem Lande wünschte er alles zu wissen. Er veranstaltete, daß man zu seinem Gebrauche Hand an eine allgemeine Statistik von Spanien legte, von welcher Arbeit die Bibliothek des Eskurial noch sechs Bände aufbewahrt. Aber auch die Einzelnen wollte er kennen. In jedem Sprengel hatte er Korrespondenten, die ihm berichteten, wie sich die Geistlichen, die Inhaber der Pfründen auführten. Bei den Universitäten hatte er immer einen Prälaten, der ihm Nachricht gab, wie die Mitglieder der Kollegien in den Wissenschaften bewandert seien. Diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben, kannte er, auch ehe sie sich vorstellen ließen, gewöhnlich so gut wie von Person, er wußte von ihrer Person und von ihren Eigenheiten, und als man ihm einmal jemandes Wissenschaft und Tüchtigkeit lobte, entgegnete er: „Ihr sagt mir nichts von seinen Liebschaften.“ Er suchte alles zu erfahren und hielt alles geheim. Er empfahl das Geheimnis noch, wenn man von einer Sache auch schon auf den Straßen sprach. So regierte er sein Land im Frieden; in unruhigen Zeiten verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Es erregte Bewunderung, wie genau er bei dem Ausbruch der flandrischen Unruhen über alle die unterrichtet war, welche den neuen Meinungen irgend geneigt sein mochten, wie er nicht allein ihre Zusammenkünfte, sondern das Alter, die Gestalt, die Natur, die Umgebung der einzelnen genau kannte, wie er hierüber, statt von Margareta unterrichtet zu werden, sie vielmehr zu unterrichten wußte. Nun war es dieselbe Weise, in der er seine Verhältnisse zum Ausland leitete. An allen wichtigen Höfen hatte er nicht allein öffentliche Gesandte, welche ihm Relationen zuschickten oder eigens nach Spanien kamen, um ihm Bericht zu erstatten, sondern auch geheime Kundschafter, deren Briefe an seine Person adressiert waren. Ein Historiker dürfte wohl den Wunsch hegen, die umfassende und durchdringende Kenntnis, die dieser König von seiner Zeit hatte, mit ihm zu teilen. Philipp nun saß und las alle diese Berichte und sammelte alle diese Nachrichten zu seinen Zwecken. Er erwog sie für sich. Schien es ihm gut, so teilte er sie einem oder dem anderen seiner vertrauerten Minister mit, wo nicht, so begrub er sie in ein ewiges Stillschweigen. So lebte er in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt, abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer: selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, aber dabei Urheber von Bewegungen, welche die Welt umfaßten. Wie er über seinen Geschäften alt und grau und müde geworden und seine Augen dunkel, läßt er doch von ihnen nicht ab, seine Tochter, die sich ganz nach seinen Wünschen gebildet, der er von Herzen zugetan ist, der er auch noch des Nachts eine günstige Nachricht mitzuteilen geht, die Infantin Isabella, verweilt drei bis vier Stunden bei ihm, und wenn er sie gleich nicht in alle Geheimnisse einweicht, so hilft sie ihm doch, die Bittschriften, die Eingaben der Privatleute lesen und die innere Regierung besorgen.



Was ist es nun, was er in einem langen Leben so unablässig treibt? Ist es das Glück der Reiche, deren Leitung ihm anvertraut worden? Das Wohlbefinden seiner Untertanen? Man hätte es glauben mögen, solange er in den ersten Zeiten sich von den Plänen und der Ruhmbegier seines Vaters fernzuhalten und nur seine eigenen Länder im Auge zu haben schien. Doch bald begann er auf die allgemeinen Verwicklungen lebhaft einzuwirken. Hatte er dann, wie vielleicht das Vermögen, so auch die Absicht, die Wunden der damaligen Welt zu heilen? Wir können weder das eine noch das andere behaupten. Gehorsam und katholische Religion zu Hause, katholische Religion und Unterwerfung in den andern Ländern: das ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit. Er selbst ist dem äußeren Gottesdienst der katholischen Kirche mit einer mönchischen Anhänglichkeit zugetan. Um Erzherzögen, die ihn besucht haben, zu zeigen, wie ehrwürdig ein Priester sei, küßt er einem solchen nach der Messe die Hand. Einer vornehmen Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, sagt er: „Das ist kein Platz, weder für Euch noch auch für mich.“ Wie emsig, mit wie vieler Sorgfalt, wie vielen Kosten bringt er aus den Ländern, welche protestantisch geworden, die Reliquien zusammen, damit diese Schätze nicht für die katholische Christenheit verlorengehen! Es ist dies wohl nicht innere Religion; aber zu einer Art innerer Religion, welche die Gesinnung zu bestimmen vermag, wird ihm die Überzeugung, er sei dazu geboren, diesen äußeren Dienst aufrecht zu erhalten: er sei die Säule der Kirche, das sei sein Auftrag von Gott. Erlangt er nun hierdurch, daß die meisten Spanier, voll einer ähnlichen Gesinnung, wie ein Italiener sagt, ihn nicht lieben, nicht verehren, sondern anbeten, daß sie seine Befehle für so heilig halten, daß man sie nicht übertreten könne, ohne Gott zu verletzen: so werden ihm zugleich durch eine sonderbare Illusion, wenn wir anders mit Recht annehmen, daß seine Äußerungen mehr von einer inneren Täuschung ausgingen, als auf eine Täuschung anderer berechnet waren, es werden ihm die Fortschritte seiner Macht und die Fortschritte der Religion identifiziert, und in jenen sieht er diese. Hierin bestärken ihn die Niederländer, die zugleich von ihm und dem Papste abfallen. Freilich beseelt ihn im Grunde kein anderer Eifer, als der Eifer Karls des Kühnen und Maximilians I., das burgundische, das habsburgische Haus zu erhöhen, der sich schon in Karl V. mit religiösen Intentionen gepaart hatte. In ihm ist diese Vereinigung nur noch viel stärker, und wenn er England zu erobern, wenn er die Krone von Frankreich an seinen Neffen und an seine Tochter zu bringen sucht, so überredet er sich, er tue das zum Besten der Welt, ja, zum Heile der Seelen. Wenn ihn nun auf der einen Seite sein zurückgezogener Ernst nicht fähig machte, seinen Nationen in Güte, Leutseligkeit und als ein Vater vorzustehen, so war diese beschränkte und fanatische Sinnesart weit entfernt, ihn zu einem Versöhner der zerfallenen Welt zu machen; er ward vielmehr ein großer Beförderer und Vermehrer ihrer Entzweiung. (Leopold von Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, 1827.)

## FRANZ I. VON FRANKREICH

Franz I. selbst ist der vollendete Ausdruck seiner Zeit. Auch er wurzelt mit seinen Empfindungen noch in der Welt des Mittelalters: eine stattliche Erscheinung, ritterlich hochgemut, persönlich tapfer bis zur Tollkühnheit, ein gewaltiger Jäger, der überall in den wildreichen Forsten Jagdschlösser erbaut und auch auf der Jagd sein Leben in verwegener Weise aufs Spiel zu setzen liebt, nicht minder allen ritterlichen Übungen, besonders der Lust des Turniers hingegeben. Selbst die Liebhaberei an Hofnarren dürfen wir auf diese Rechnung setzen. Aber daneben ist in seiner reich angelegten Natur nicht minder stark ausgeprägt der Geist der neuen Zeit. Vor allem hoch steht sein Wissensdurst, sein Sinn für Gelehrsamkeit und Literatur, sein Ankämpfen gegen das bornierte Pfaffentum der Sorbonne. Ausgezeichnete Gelehrte berief er in sein Land, selbst Erasmus suchte er zu gewinnen, um der freien Wissenschaft, gegenüber der Scholastik der Universität, eine Stätte zu bereiten. Sein heller Geistesblick ließ ihn anfangs, ehe fanatische Ausschreitungen ihn stutzig machten, selbst die Reformation mit Teilnahme betrachten, Luthers Schriften lesen, Louis de Berquin, den eifrigsten der französischen Reformatoren, aus dem geistlichen Gefängnis befreien. Ein zweites Mal freilich vermochte des Königs Macht den kühnen Mann nicht zu schützen, der von der Sorbonne verdammt, zum großen Genuß des bigotten Pariser Volkes auf dem Grèveplatze verbrannt wurde.

Lebendigen Anteil nahm der König an den klassischen Studien und der Entwicklung der Literatur. Altertumsforscher und Dichter, Gelehrte aller Art, namentlich Professoren der alten Sprachen, rief er an seinen Hof, gab ihnen ansehnliche Gehalte und nahm, was mehr war, persönlichen Anteil an ihren Arbeiten. Da er selbst der alten Sprachen nicht mächtig war, veranlaßte er Übersetzungen der Klassiker und förderte dadurch in durchgreifender Weise die Bildung seines Volkes. Zwar wirkte sein Beispiel zunächst nur auf die unmittelbare Umgebung ein, während in der Masse der Nation der mittelalterliche Geschmack auch in literarischen Dingen noch lange die Alleinherrschaft behauptete. Aber es war doch an einflußreichster Stelle Bahn gebrochen, und die günstigen Folgen konnten auf die Dauer nicht ausbleiben. Der König selbst ist ein lebendiges Beispiel dieser gemischten Gesinnung. Unbedenklich nahm er das silberne Gitter vom Grabe des heiligen Martin in Tours, das der bigotte Ludwig XI. geschenkt hatte, und ließ trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit es in Geld verwandeln. Ein andres Mal sieht man ihn in Paris ein von Frevlerhänden zerstörtes Muttergottesbild von Stein in massivem Silber erneuern und selbst an der Spitze seines Hofes unter dem Geleite der Geistlichkeit in feierlicher Prozession aufstellen.

Neben jener ernsteren Geistesrichtung macht sich sodann das sinnlich erregbare Naturell des Königs in seiner Vorliebe für heiteren Lebensgenuß geltend. Sein Hof war der Mittelpunkt von allem, was es Glänzendes, Geistreiches, Hervorragendes gab. Früher war die Damenwelt am Hofe kaum zugelassen worden, und erst die Königin Anna von Bretagne hatte in bedingter Weise Damen an den Hof gezogen. Franz I. gab, wie Brantôme sagt, erst dem Hofe

seinen wahren Schmuck, indem er die schönsten und liebenswürdigsten Damen in großer Schar um sich versammelte. Ein Hof ohne Frauen, sagte der galante König, ist ein Jahr ohne Frühling, ein Frühling ohne Rosen, oder wie Brantôme hinzusetzt, ein Garten ohne Blumen und gleicht, nach dem naiven Ausdruck des letzteren, eher dem eines orientalischen Satrapen oder Türken, als dem eines christlichen Königs. Indes hielt mit der Damenwelt jede Art von Intrigen ihren Einzug, und wenn wir nur den zwanzigsten Teil der Erzählungen für wahr nehmen, so war der königliche Hof schon zu Franz I. Zeiten, um den Ausdruck desselben Berichterstatters zu gebrauchen, „assez gentiment corrompue“. Jedenfalls glauben wir in dem Grundriß der königlichen Schlösser mit den zahlreichen versteckten Treppen und abgesonderten Wohngemächern den Reflex dieses von Liebesintrigen durchzogenen Hoflebens zu erkennen. Nicht minder geben die Erzählungen der Margarethe von Navarra, der Schwester des Königs, ein Bild von dem leichtfertigen Ton, der dort herrschte.

Unter dem Einfluß solchen Damenregiments entfaltete die Prachtliebe des Königs sich aufs höchste. Er selbst hielt auf reichen, kostbar geschmückten Anzug, wie die Porträts der Zeit ihn uns zeigen, und es ist bezeichnend, daß sogar in dem Nebensächlichen äußerer Erscheinung, in kurz geschorenem Haupthaar und wohlgepflegtem Vollbart, der König sich der neuen Zeit und der italienischen Mode fügte, während das Bürgertum und die Parlamente in alter Ehrbarkeit an der früheren Tracht, langem, selbst die halbe Stirn bedeckendem Haar und glattem Kinn festhielten, so daß auch darin das Volk sich scharf vom Hofe unterschied. Bezeichnend ist, wie Pierre Lescot als Kanonikus von Notre Dame wegen seines Bartes vom Kapitel zurückgewiesen wird, und wie es einer ernsten Beratung des ganzen Kollegiums bedarf, um ihm den Zutritt mit Bart zu gestatten, da er nachweist, daß er denselben wegen seiner Stellung bei Hofe tragen müsse. Am edelsten tritt uns die Prachtliebe des Königs in seinen künstlerischen Unternehmungen, den zahlreichen von ihm erbauten Schlössern und ihrer kostbaren Ausstattung entgegen. Die schönen Teppiche, die Brantôme als Meisterstücke flandrischer Arbeit rühmt, sind mit so vielem andern verschwunden. Aus Benvenuto Cellinis Selbstbiographie ersehen wir, wie vielseitig das Streben des Königs war, sich mit künstlerisch geadeltem Luxus zu umgeben. Nicht bloß die Aufträge für kostbare Geräte und Geschirre gehören hierher, das goldene Salzfaß, die silbernen Vasen und dergleichen, nicht bloß der kolossale, für Fontainebleau bestimmte Brunnen, sondern selbst für die Münzstempel seines Reiches ließ der König durch Benvenuto neue Erfindungen machen. Am staunenswertesten sind aber die zwölf kolossalen silbernen Statuen von Göttern und Göttinnen, die als Leuchter um die königliche Tafel aufgestellt werden sollten. Fügen wir endlich noch hinzu, daß der blühende Zustand der Nation, gefördert durch die verständige Verwaltung des Königs, der trotz allen Aufwandes seinem Nachfolger einen gefüllten Schatz und geordnete Finanzen hinterließ, diesen frischen Aufschwung begünstigte, der die ganze Epoche in liebenswürdigem Licht erscheinen läßt. (Wilhelm Lübke, Geschichte der Renaissance Frankreichs, 1868.)

Das war das eigentümliche Große in seiner Stellung, die sich über die Regionen des Privatlebens erhob, daß sich alle inneren und äußeren Feindseligkeiten immer persönlich gegen ihn richteten. — — Es gibt Menschen, in denen der Haß, den sie erwecken, fast das Großartigste wäre, würde er nicht durch den Widerstand, den sie ihm entgegensetzen, übertroffen.

Richelieu hatte eine Ader von Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, er galt für unwiderstehlich, wenn er es sein wollte; aber dieser gebildete und feine Geist war zugleich bitter, einseitig, von einer rücksichtslosen Schärfe, die für das Amt eines Großinquisitors genügen würde. Über geheime Dinge war niemals ein Minister besser unterrichtet. Der päpstliche Nuntius wollte ihm einmal Mitteilung über gewisse Anträge machen, die der Herzog von Orleans an den Vizelegaten in Avignon gemacht hatte: Richelieu erwiderte sein Vertrauen damit, daß er ihm die Antwort angab, die von dem Vizelegaten darauf erteilt worden war. Indem einer der Großen des Reiches zu ihm kommt, um ihm von staatsgefährlichen Anmutungen, die ihm geschehen sind, Anzeige zu machen, zieht der Kardinal bereits ein Papier hervor, auf dem die einzelnen Punkte derselben verzeichnet sind. Man hat gesagt, er habe die Beichtväter zu seinen Diensten gehabt; das beweist jedoch nur, welches Erstaunen die Art von politischer Allwissenheit erweckte, die man an ihm wahrnahm: eben durch die geheime Kundschaft, die er sich verschaffte, ward er allen gegen ihn gerichteten Anschlägen überlegen. Mit Vergnügen sieht er die Feinde, an die er will, in die ihnen gelegten Netze geraten und sich verstricken: nicht anders als ein Jäger, der ein Wild verfolgt. Über ihre geheimsten Äußerungen hält er Buch, mit unbarmherziger Strenge zieht er die Summe ihrer Vergehungen. Wenn die politischen Prozesse zweifelhaften Rechtes in allen Zeiten einen eigentümlichen Bestandteil der französischen Geschichte bilden: so waren sie niemals häufiger, von unerwarteterem Anfang, unzweifelhafterem Ende, als unter Richelieu; er benutzte seine gesellschaftliche Stellung, um sie durchzuführen. Eines Tages sah man den Grafen Cramail bei dem Kardinal zur Audienz vordringen; als er von ihm zurückkam, bestieg ein ihm Fremder den Kutschersitz und fuhr den Grafen sofort nach der Bastille. Cramail war einer der beliebtesten Kavaliere des Hofes, aber man warf ihm vor, daß er den König bei dem letzten Feldzug über die militärische Lage unnötigerweise bedenklich gemacht habe. Der Kardinal gewann es über sich, mit dem Marquis Fargis erst zu Mittag zu speisen, ehe er ihn festnehmen ließ. Während eines Gespräches, das er mit Puylaurens hielt, wurden die Vorbereitungen zu dessen Gefangennehmung getroffen. In seinem Hause zu Ruel ist Marillac verurteilt worden: dafür haben sich Erinnerungen der Gewalttätigkeit, durch die populäre Auffassung mythisch übertrieben, aber von den Historikern gern wiederholt, an diesen seinen Aufenthalt geheftet. Es war einer der Grundsätze des Kardinals, daß, wenn man frage, was für den Staat wichtiger sei, Belohnung oder Strafe, der Strafe der Preis gebühre: gegen die öffentlichen Interessen begehe man Verbrechen, wenn man Nachsicht gegen diejenigen übe, welche sie verletzten; Gewissenhaftigkeit müsse Mut haben, ein furchtsames Ge-

wissen begünstige das Böse. Er befolgte die Maxime des Schreckens, daß bei Staatsverbrechen das Verfahren mit der Exekution anfangen dürfe, was keine Gefahr in sich schließe, wenn diese nur in Gefangensetzung oder Verbannung bestehe. Von Formen, welche den einzelnen gegen Ungerechtigkeiten sichern, war hier nicht die Rede: der Begriff der unnahbaren Staatsgewalt hing wie ein bloßes Schwert über allen Gegnern. Wie viele waren umgekommen, andere, wie die Marschälle Bassompierre, Vitry lebten in der Bastille, andere waren geflüchtet, wie Vendome zuletzt noch in England; sie erwarteten die Veränderung, welche die Zeit bringen müsse. Die meisten großen Gouverneure waren gestürzt; Epernon, der sich so lange gehalten, wurde doch zuletzt nach einem seiner Schlösser verwiesen. Diese altrepublikanische Sitte, Mißliebigen von der entgegengesetzten Partei einen bestimmten fernen Aufenthaltsort anzuweisen, war in voller Übung. Denn in allen Kreisen um die höchste Gewalt her, welche Einfluß auf sie ausüben konnten, sollte der Gedanke derselben ausschließend herrschen.

Es ist ein Mißverständnis, wenn man annimmt, daß Richelieu alles im Lande zu gleicher Tiefe habe erniedrigen wollen. War es doch vielmehr sein persönlicher Ehrgeiz, seine eigene Familie unter der Ägide der königlichen Gnade zu hohem Range zu erheben, den Großen des Reichs ebenbürtig zurückzulassen. Er blieb dabei, die angesehensten Männer, namentlich solche, die durch ihren Besitz in persönlicher Beziehung zu den Landschaften standen, an die Spitze der Provinzen zu stellen. Selbst die Führung der Armee vertraute er am liebsten Männern von hoher Herkunft an. Es schien ihm fast, als sei die königliche Autorität doch nicht stark genug, um für sich allein durch den Begriff der Ordnung im Dienst zu unbedingter Geltung zu gelangen. So warf sich der niedere Adel durch die Umwandlung der Kriegsführung jener Willkür der Heeresfolge, über welche sich Heinrich IV. noch so lebhaft beklagt hatte, und mancher andern feudalen Vorrechte beraubt, mit Eifer in den regelmäßigen Dienst, wie ihn das Jahrhundert forderte. Es eröffnete sich ihm damit gleichsam eine neue Bestimmung und Lebensform; man darf nicht zweifeln, daß dadurch namentlich in den ersten Zeiten auch auf den Dienst ein gewisser Glanz zurückgefallen ist. Nachdem er eine Zeitlang zweifelhaft darüber gewesen war, hat er die Erbllichkeit der Stellen durch seine Anordnung erneuert; der Begriff der Noblesse der Robe setzte sich seitdem noch entschiedener durch.

Richelieu suchte hauptsächlich mit seinen Freunden, seinen Verwandten und denen, die sich an ihn anschlossen, mit dem, was er seine Allianz nannte, zu regieren. —

Richelieu war wie ein zweiter König im Lande. Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie die sollizitierende und dienstfertige Menge sein Haus erfüllt, die Türen seiner Gemächer, wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herumgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der eine niederkniet, der andere eine Bittschrift überreicht, ein Dritter sein Kleid zu küssen sucht: jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blicks von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen, er hatte sich die höchsten Würden, deren ein Untertan fähig ist, übertragen

lassen, aber noch höher stellte ihn, daß er damit den Purpur der Kardinäle verband, der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé ließ ihm den Vorrang. Seitdem war er nun noch um vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor dem Nordwind einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt worden sein sollen. Wenig zugänglich, — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten — war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte; der König kam oft von St. Germain zum Staatsrat herüber. Fuhr er selber hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben. Eine ganze Anzahl junger Leute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm angeschlossen, versah den persönlichen Dienst bei ihm: er hatte eine Schule für sie errichtet. Er hatte einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer besorgte Tafel als der König, er wohnte besser. In Paris besaß er den kleinen Luxemburg und baute sich Palais Royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift Palais Cardinal trug, sowie das Hotel Richelieu. Er hatte da jene goldene Kapelle, in der alle Kirchengeschäften von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren, ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bibliothek und sein eigenes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora Leonora, ließ er nach seinem Landhaus kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art von Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacqueline Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei: seinen Freunden selbst hat es wohl geschienen, als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzuviel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden, — der Umgang mit einem von ihnen ist ihm von den Ärzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden. So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zur Literatur eigen. Mit der Monarchie selbst entsprangen auch die literarischen Tendenzen, welche sie verherrlichen sollten. Die Absicht Richelieus war zunächst auf die Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Übertriebene der bisherigen Schreibweise, der Stil seiner Briefe dagegen ist rein und richtig, die Worte sind wohl gewählt und treffend, in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmungen aus. Bei der Gründung der französischen Akademie war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen Gebrauch ihrer Regeln erlitten, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben. Sie sollte den Rang einnehmen, wie einst die griechische, dann die lateinische, sie sollte in dieser Reihe die dritte sein. Der Begriff des Modernklassischen, den er mit Bewußtsein förderte, hat zugleich eine politische Beziehung: so wie die Zeitung, die er zuerst regelmäßig erscheinen ließ, ein monarchisches Institut war. Wenn Richelieu die

Literatur mit dem momentanen Leben in Verbindung brachte, so schwebte ihm auch die Nachwelt und ihr Urteil unaufhörlich vor Augen. Auf seine Veranlassung hat man mancherlei Zusammenstellungen aus den offiziellen Papieren versucht, von denen eine, sich an eine von ihm selbst unternommene Arbeit anschließend, als eine Geschichte der Zeit erscheint, und wiewohl noch formlos, doch schon mancherlei Spuren seiner Durchsicht enthält. Da finden sich auch von allen Produktionen, die von ihm herrühren, ohne Zweifel die merkwürdigsten: zahlreiche Gutachten, die er dem König in wichtigen Momenten vorlegte. Man mag sie an Schärfe den Arbeiten Macchiavells, an Umsicht und ausführlicher Erörterung den motivierten Ratschlägen des spanischen Staatsrats vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offener Darlegung des Zwecks und dann auch an welthistorischem Erfolg haben sie ihresgleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig. Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen, er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit, wie seine eigenen; von einem freien, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwung der Seele geben sie keinen Beweis, sie sind ganz von dem Horizont des Staates umfungen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die möglichen Konsequenzen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt, der unter dem Möglichen das Ausführbare, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzustellen weiß. Der Ehrgeiz Richelieus war, daß der König ihm folge durch eigene Überzeugung, nicht durch Autorität. In ausführlicher Darlegung und strenger Schlußfolge suchte er ihn bei dem Rate zu fixieren, den er ihm erteilte. Alle diese Gutachten sind von einem einzigen Gedanken erfüllt, der sich in immer größerer Ausdehnung des Gesichtskreises und der Zwecke entwickelt: der Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen — der Ausbreitung der Autorität von Frankreich über Europa. Niemals war eine Politik durch glänzendere Erfolge bewährt. Er war aller seiner Feinde Meister geworden. — —

Jeder seiner Schritte trug die Spuren von rücksichtsloser Gewaltsamkeit, das Glück war ihm günstig, wie kaum je einem der Sterblichen. Oder war vielmehr alles der Erfolg vordringender Kenntnis, richtiger und unfehlbarer Berechnung? Seine Bewunderer versichern, er habe das Glück selbst dem Schicksal abgezwungen.

Indem Richelieu aber einen so großen Teil der Welt mit dem Winke seines Willens regierte, war er an allen seinen Gliedmaßen gelähmt, von der schmerzhaftesten, gefährlichsten Krankheit heimgesucht, er konnte seine Hand nicht mehr zur Unterschrift anstrengen: er hätte keinen Wagen mehr besteigen dürfen. Um ihn von Ort zu Ort zu bringen, hatte man ihm eine Sänfte eingerichtet, mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl für den, mit dem er sich etwa unterhalten wollte. Darin trugen ihn seine Leibgarden, die sich das nicht nehmen lassen wollten, immer achtzehn und achtzehn, und immer mit entblößtem Haupte, miteinander abwechselnd, von Narbonne nach Paris. Hie und da wurden die Mauern der Städte aufgerissen und ihre Graben mit Brücken bedeckt, um ihm einen minder unbequemen Weg zu bereiten. Noch dachte er jedoch nicht am Ziele zu sein, weder persönlich, noch in bezug

auf die Angelegenheiten der Welt oder Frankreichs, noch lenkte er das Ruder des Schiffes mit weithinausspähemdem Blicke und in gewohnter Sicherheit, als er doch 1642 einem weitem Anfall seiner Krankheit erlag. Er hat sterbend erklärt, er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen sei. Die Identifizierung seiner persönlichen Interessen mit denen des Staats, die seine Stärke im Leben ausgemacht, begleitete ihn in den Tod.

„Da ist“, sagte Ludwig XIII. bei der Nachricht von seinem Tode, „ein großer Politiker gestorben“; persönliches Bedauern hörte man ihn nicht aussprechen. In dem Worte liegt die Erklärung oder Entschuldigung seiner ganzen Haltung im Leben.

Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurteilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Schreck und Verehrung geteilt, — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hat er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt. (Leopold von Ranke, Französische Geschichte, 1852/1856.)

### BEGINN DER FRANZÖSISCHEN VORHERRSCHAFT IN EUROPA

Nach dem Zerfall des Reiches und dem Bruch der Glaubenseinheit grenzten sich auf dem Boden der christlichen Gesellschaft immer schärfer die Gemeinschaftskörper gegeneinander ab, welche meist unter Königsgeschlechtern, in Deutschland auch unter Fürsten minderen Ranges und in Italien selbst unter kühnen Emporkömmlingen standen und von dieser Herrschaftsmitte aus unumschränkt, das heißt unter Ausschaltung der bisherigen Sondergewalten in Stadt und Provinz, Bistum und Kloster, Genossenschaft und Körperschaft regiert wurden. Indem sich in diesen Staatsgebilden durch die Residenzen der Herrscher die Mittelpunkte deutlicher hervor- und voneinander abhoben, mußten notwendig auch die sich berührenden Umkreise fester als bisher geschieden werden: die weichen, beweglichen Grenzen der feudala-staatlichen Gemeinschaftskörper wurden vom 16. bis 18. Jahrhundert mit jedem Friedensschlusse härter, starrer, unbeweglicher, sie fielen im Innern fast gänzlich fort und rückten an die äußersten Ränder der Territorien.

Dieses Starrwerden der Grenzen bedeutete aber für die neuen Herrscher nicht ein Sichbegnügen mit dem ererbten oder sonstwie erworbenen Raume, sondern jeder strebte nach Erweiterung oder Abrundung seines Landesbesitzes, sei es aus reiner Eroberungslust, sei es, um eine größere Sicherheit der Grenzen zu erlangen, sei es um wirtschaftlicher Vorteile willen. Die Jahrhunderte der Bildung der modernen Staaten sind zugleich die Jahrhunderte der großen Eroberungskriege, und je bedeutender die neuen Riesenleiber an Macht und Umfang wurden, um so gewaltiger war ihr Zusammenprall und führte zu Kämpfen, wie sie in diesem Ausmaß seit der Spätantike in Europa nicht mehr geführt worden waren.

Dazu kam ein weiteres, das gerade die bedeutenderen Staaten trieb, über die Grenzen hinauszugreifen: seit den Fahrten der großen Entdecker stand die Erde ringsum offen, die fernen Erdteile schienen unermeßliche Schätze zu



bergen, jeder Staat wollte daran den größten Anteil haben, jeder mußte nach dem größten Anteil daran streben, wenn er vor dem Wetteifer der andern bestehen wollte. Während im Innern der Länder der Grundsatz der gesicherten Nahrung noch eben galt und nur langsam mit dem Erlahmen der christlichen Tugenden verlorenging, hatte zur See und in den Kolonien der unerbittliche Wettbewerb schon begonnen, und die weltlichen Staaten, welche zur Aufrechterhaltung ihrer kostspieligen Heere und Beamtschaften von Jahr zu Jahr mehr des Geldes bedurften, überboten sich bald einander in der Förderung des Erwerbes auf jeden Fall.

Staatliches Handeln und wirtschaftlicher Erwerb fanden damals ihre moderne Einung unter Vernachlässigung der christlichen Forderungen und Beseitigung der kirchlichen Schranken. Denn seit Bodin und Montchrétien das mittelalterliche Ideal der Aszese und Betrachtung mit dem antiken Ideal der Tat verglichen und zu dem Ergebnis gekommen waren, daß die Staaten ohne tätiges Handeln zugrunde gingen, seit die spanischen Jesuiten ebensogut wie die holländischen Calviner bewiesen hatten, daß das im Handel gebrauchte Geld keineswegs seiner Natur nach unfruchtbar sei, wie früher die Kirche gelehrt hatte, und daß man es deshalb auf Zins ausleihen dürfe, seit die Philosophen und Staatsmänner zu der Überzeugung gekommen waren, daß das Glück des Menschen nicht im Verzicht, sondern im Reichtum und Genuß der Erdengüter bestünde, waren die Fragen schon gegenstandslos geworden, welche die Theologen noch lange beschäftigten, welches Tun Gott wohlgefälliger sei, ob man Zins nehmen dürfe und ob ein Volk sich bereichern solle. Zur Zeit Colberts handelte es sich für die vorgeschrittenen Geister nur noch um die Fragen: welche Art des Handelns den größten Vorteil bringe, welcher Zinsfuß, der hohe oder niedere, besser für die Wirtschaft sei, und auf welche Weise der Staat sich am besten bereichern könne, um den Nachbarn an Macht überlegen zu sein.

In dem Wettkampf der Staaten um Macht und Reichtum erschien Frankreich um die Mitte des 17. Jahrhunderts die günstigsten Vorbedingungen zum Siege über seine Gegner zu haben. Das fruchtbare Land, das von zahlreichen großen Flüssen durchzogen war, lag mit zwei Seiten am Meere und war zum Kontinent hin, außer im Nordosten, durch hohe Gebirgszüge vor seinen Nachbarn geschützt; die zahlreiche lebhafte und begabte Bevölkerung hatte fast überall die einheitliche Volksart der Franzosen angenommen und wurde in ihrem geistigen Gehaben schon lange von der Hauptstadt Paris bestimmt; das Herrschergeschlecht war seit Jahrhunderten mit dem Volke verwachsen, und das Königtum hatte einen sakralen Charakter, der seine Träger über alle Könige der Erde erhob; der Staat war aus den schweren Glaubenskämpfen des 16. Jahrhunderts durch die Klugheit Heinrichs IV. gestärkt hervorgegangen, Richelieu und Mazarin hatten dann sowohl die Ansprüche der widerspenstigen Feudalgewalten wie die Selbständigkeitsbestrebungen der Hugenotten niedergeschlagen und schon eine einheitliche, von der königlichen Zentralgewalt ausgehende und ihr allein verantwortliche Beamtenverwaltung geschaffen, welche die noch bestehenden Sonderheiten mit einem Netz der neuen Staatsformen überspannte; das siegreiche königliche Heer und die

kluge königliche Diplomatie endlich hatten dem Dreißigjährigen und dem Französisch-Spanischen Kriege ein solches Ende gegeben, daß durch den Westfälischen und den Pyrenäischen Frieden an die Stelle der spanisch-habsburgischen die französische Vorherrschaft über Europa getreten war. (Friedrich Wolters, Colbert, 1921.)

## LUDWIG XIV

Wir treten näher der Höhle des alten Königs-Löwen, der ein halbes Jahrhundert hindurch Europa mit seiner Stimme erschreckt, mit seinem gebietenden Antlitz in Ehrfurcht gesetzt, einen Teil desselben mit seinen Waffen zerrissen und gerade in diesem mit seinem anständigen Löwengange eine Schar anderer Tiere zu possierlichen Nachahmern seiner Größe gemacht hatte, Ludwig des Vierzehnten. Den sechzigjährigen Monarchen fand das neue Jahrhundert etwas mißbeholfen; es gab ihm manches zu tun und zu leiden. Wenn in der Lebens- und Regierungsgeschichte eines Königs die streng-milde Nemesis sichtbar geworden, ists in der seinigen; er lebte und regierte lange genug, um ihr langsames Rad sich um und um kehren zu sehen, und was er mit sorglos-königlicher Hand reich gesäet hatte, auch sorgenvoll königlich zu ernten. Der Prolog mag uns seine vernachlässigte Erziehung und Szenen der Unruhe, die man gewöhnlich die Fronde nennt, erzählen; als ein Flüchtiger erlebte sie das königliche Kind, der königliche Jüngling. Tiefer als alle Lehren, drücken sich erlebte Begebnisse der Kindheit und Jugend ein; dem jungen Könige ward die Lehre, dergleichen Unruhen, Anmaßungen der Großen, Mazarins Allgewalt, Unternehmungen des Parteigeistes und so fort bloß mit seiner Königsgebärde zu unterdrücken, ins Ohr gesagt. Alle Macht des Staats, ja, den Staat selbst in sich zu vereinen, die Königsmaxime ruhte in ihm, ehe er sie sich selbst sagte.

Der erste Akt begann, wie gewöhnlich, mit großen Hoffnungen, Lustbarkeiten und Tänzen. Was unter Richelieu und Mazarin Fröhliches und Schönes aus Spanien und Italien gekommen, in Frankreich neu erwachsen war, diente dem galanten Jünglinge zu Liebschaften, zu jeder Nahrung seiner Eitelkeit und Ruhmsucht. Es waren Tage des Vergnügens, zu denen alles zusammentraf, was sich schwerlich wieder zusammenfinden dürfte. So bildete sich der Wunsch des jungen Mannes, allenthalben nur ausgezeichnet zu sein und sich selbst auszuzeichnen. Mit Anstand tat er dies, obgleich nicht immer mit Tugend, eitel-erhaben oder erhaben-eitel, ein Charakter, dem er auf Weg und Stegen, im Kabinett wie im Felde, bei Tafel wie im Schlafgemach, auf dem Todtbette selbst treu geblieben. Denn wie er gelebt hatte, so starb Ludwig. — Eben aber diese erhabene Eitelkeit, die hohe Simplizität des Anstandes und Scheines verschaffte ihm jenes Heer von bewundernden Nachahmern. Der wahre Ruhm ist schwer zu erreichen, weil er Entsagung, Mühe, Ernst kostet; der Anschein des Ruhms, die hohe Haltung, der fesselnde Anstand erwirbt sich leichter.

Der zweite Akt folgt aus dem ersten. Wie konnte der galante Held sich rauschend-glänzender auszeichnen, als, da ihm alles zu Gebote stand, durch

Kriege? Daher die ungerechten flandrischen und holländischen Feldzüge, deren Ursachen er aus der Luft griff und die den Niederlanden sowohl als unserm unschuldig-armen Deutschland so hart fielen. Wahre Grundsätze der Billigkeit, des Rechts der Völker, der Gerechtigkeit selbst in Haltung der Verträge existierten in Ludwigs Gemüt nicht, oder sie wurden verlöscht, sobald seine hohe Eitelkeit im Spiele war. Das Glück förderte diese zuerst mächtig. Denn war er nicht jung, reich, verschlagen, kühn, unermüdet, dieser lustprangende Allgebieter? Er selbst kein Kriegermann, aber die besten Feldherren, die tapfersten Heere standen ihm zu Gebote; England selbst diente seinem Willen, und das zerrüttete, verteilte Deutschland schmiegte sich oder geriet gar in den Wahnsinn, ihn nachzuahmen. Durch Kriegskunst verschanzte sich sein Reich auf ewige Zeiten; die trefflichen Anstalten, die Colbert im Innern traf, machten seine Regierung zur glänzendsten in Europa. Wäre der Nimwegische Friede sein letzter gewesen! wäre er auf Colberts Bahn fortgeschritten! Aber im häßlichen Louvois stand ihm sein böser Genius entgegen, das schiefe Fenster zu Trianon entflammte einen neuen Krieg, in dem die Schale schon wankte.

Dritter Akt. Wilhelm von Oranien, das fürchtende Europa stand gegen ihn auf, und wiewohl seine Heere fast immer siegten, die Feinde fast allenthalben unterlagen, wo Ludwigs eitle Anwesenheit bei der Armee ihnen nicht selbst aushalf. Nemesis drehte das Rad leise. Frankreich ward allgemach erschöpft, die allgemeine Meinung kehrte sich ihm entgegen; es mußte zu Ryswik einen härtern Frieden eingehn, als der Weltgebieter wollte. Und wäre auch dieser nur sein letzter gewesen! Denn Colbert und seine andern sacherfahrenen Minister waren dahin und keine neuen vorbereitet, weil Ludwig seinen Ruhm darin setzte, die unerfahrensten zu wählen und selbst sie zu bilden. Auch die meisten der alten Feldherrn waren nicht mehr; die noch waren, wurden zurückgesetzt, weil das Zeitalter der Andächtelei des Königs und des Hofes, in der ihn, traurig genug, das neue Jahrhundert fand, andächtige Feldherrn wollte. Ein Mausoleum war der Hof worden: statt Quinaults Opern sang man Chöre der Athalie und Esther.

Vierter Akt. Unter solchen Umständen reizte Nemesis ihn; man rief seinen Enkel auf den Spanischen Thron, und Ludwig konnte sich des Krieges nicht entschlagen. Hier folgten nun Schlag auf Schlag die Unglücksfälle, deren Ursachen offenbar in der schlechten Wahl der Königsdiener und Feldherrn sowie in andern bekannten Verderbnissen lagen. Kein Verständiger wird bei Turin, Hochstedt und so fort das französische Heer feig und ehrlos schelten; noch war es, was es in den siegreichsten Zügen gewesen war, seinem Könige treu, munter, ruhmbegierig und tapfer. Aber jene durch Gunst erwählten und unterstützten Generale (sie sind des Nennens unwert), sie waren Ungeschickte. Das Böse, das wider ihren Willen die fromme und feine Maintenon in solchen Wahlen über Frankreich gebracht hat, ist kaum zu berechnen. Mit der treuesten Absicht ward sie die Dienerin des strengen Schicksals. Nun folgten alle die Kränkungen, durch welche Ludwigs kleinste Eitelkeit gemüthigt ward; sie wurden ihm alle wie vorgezählt. Und alles ertrug Ludwig, so tief ers fühlte, mit seinem Anstande, mit seiner Großmut. Sich glaubte er

in jedem General geschlagen und beklagte die Geschlagenen, statt Fehler ernst zu untersuchen und zu bessern. Sein „Ich, der Staat“ half ihm jede Niederträchtigkeit, die man von ihm forderte, verschmähen, jeden schimpflichen Schmerz, den ihm das Schicksal schlug, ausdauern.

Fünfter Akt. Die herbste Schale hatte er noch zu leeren. Er, der sich in seinem Geschlecht für eine Ewigkeit unsterblich gewähnt und sich daher gegen seine rechtmäßigen Kinder, Enkel, Anverwandte despotische Härten erlaubt hatte, er war ausersehen, nicht nur seine liebste Gesellschafterin und Schwiegertochter, sondern ihr nach, Schlag auf Schlag, Enkel und Urenkel zu verlieren. Ein einziges vierjähriges Kind blieb hinter ihm. Nach allen diesen Ahndungen, deren jede ihn seiner begangenen Ausschweifungen wegen einzeln zieh, sprach Nemesis: Genug! und ließ den immer anstandvollen König anständig sterben. Zwei Jahre vor seinem Tode war der Utrechter Friede geschlossen, der seinem Enkel den spanischen Thron sicherte, die französische Monarchie unzergliedert ließ, und den zu seiner Freude ihm das Glück selbst durch einen schnell wiederkehrenden Strahl des Sieges bei Denain erleichtert hatte. Ruhig starb er; nur sein Land war traurig verarmt, geistlicher Streitigkeiten voll und entvölkert. (Herder, *Adrastea*, 1801/1804.)

## DAS MERKANTILSYSTEM IN FRANKREICH

Das Merkantilsystem war in der Staatsverwaltung zur vollen Durchbildung gelangt. Die Aufgabe der Herrschenden ging dahin, möglichst viel Edelmetall als das wichtigste Tauschobjekt im Welthandel nach Frankreich einzuführen und die Ausfuhr zu verhindern. Man mußte daher für die Ausfuhr der heimischen gewerblichen Erzeugnisse und den Schutz gegen fremde bedacht sein. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die ganze Handelspolitik des Königs zu betrachten. Als Spanien starke Schutzzölle aufrichtete, zwang eine französische Flotte vor Kadix den Nachbarn zur Niederlegung derselben. Die Zwischen-Zolllinien im Reiche wurden beseitigt, durch neue Straßenbauten der Verkehr von Provinz zu Provinz und zur Reichsgrenze gehoben, der Polizeidienst zu Land und zur See verbessert, Kanäle und Häfen gebaut, kurz, die Volkswirtschaft in den Rat der Krone eingesetzt. Unter allen Erzeugnissen mußten aber die Werke der Kunst dem Staatsmann als die wichtigsten erscheinen. Aus geringen Rohmitteln schuf sie die größten Werte. Sie übertraf hierin das Handwerk und noch mehr die Landwirtschaft. Die Reihenfolge der Nützlichkeit der Gewerbe war nach der Höhe der durch sie bewirkten Wertsteigerung der Materialien leicht zu bestimmen. Wer Gobelins schuf, galt dem Staate mehr, als wer Leinen webte, je feiner, wertvoller die Arbeit, desto höher ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Die Kunst zu unterstützen war also nicht nur eine Ehrenpflicht eines feinsinnigen Hofes, sondern eine lebhaft befürwortete Forderung der Wirtschaftspolitik. Der Erfolg der nächsten Jahrzehnte bewies, daß dieser Grundsatz richtig war, und schwerlich wäre er durch die Anschauungen der Physiokraten und Adam Smiths so früh verdrängt worden, wenn nicht eine weitere Folgerung ihn bis zur Lächerlichkeit übertrieben hätte. War es nämlich die wesentlichste Aufgabe des Staates,

Gold in seine Grenzen zu ziehen, so schien es nebensächlich, in wessen Hand dasselbe sich befinde. Im Gegenteil glaubte man, dafür sorgen zu müssen, daß es nicht in den Truhen der Reichen liege, sondern in lebendigem Fluß bleibe. Der Staat, dessen Anforderungen an Steuern alljährlich stiegen, dessen Einkommen bei Colberts Abgang auf 105 Mill. Livres gestiegen war, mußte darauf hinwirken, daß seine Bürger Verdienst haben. Es galt daher für jedermann und folglich auch für den König als löblich, sein Geld mit vollen Händen für Arbeiten auszugeben, die dem heimischen Gewerbe zugute kamen. Prachtbauten erschienen nicht als das Werk der Neigung des Einzelnen, sondern als verdienstliche politische Taten. Die für große Feste ausgegebenen Mittel schienen dem Volkswirt keineswegs verloren, sondern man sah in ihrer Verwendung eine lobenswerte Unterstützung des Gewerbes, eine Tat des Großmuts, der das Geld unter das Volk zu bringen geneigt war. Für die schweren Vorwürfe, welche wir heute gegen die verschwenderischen Fürsten jener Zeit wie gegen ihre Maitresses erheben, die Mittel des Volkes verjubelt, verbaut und für Kunstwerke verschwendet zu haben, wird man in der gleichzeitigen Literatur selten entsprechenden Widerhall finden. Eine mit Staunen vermischte Verwunderung, oft sogar eine aufrichtige Verehrung folgte auf die Äußerungen der kostspieligsten Neigungen. Ludwig XIV. wurde nicht nur gepriesen, weil er die Kunst förderte, sondern auch, daß er sich und dem Staate die Förderung so viel Geld kosten ließ, daß er nicht sparte, um die Vollführer seiner Pläne fürstlich zu belohnen, und auch sie wieder zu Männern zu machen wußte, welche durch ihr Prachtbedürfnis der Nationalindustrie förderlich wurden. Niemand war verachteter, ja, schien gefährlicher für das Staatswohl als der Geizhals. Fürsten und Staatsmänner rühmten sich in Hofkreisen und vor dem Volke nicht ihrer guten Wirtschaft, sondern der großen Summen, die sie ausgaben. Diese schienen jede Bedrückung der unteren Stände zu rechtfertigen. Es war das beneidenswerte Vorrecht des Großen, bei dem möglichst flott erhaltenen Kreislauf des Geldes aus den Taschen der Bauern in jene der Handwerker und Kaufleute als Mittelspersonen allen ihren Neigungen fröhnen zu können, wenn es nur im Lande selbst geschah. Das Ende war freilich, daß Adel und Bauernstand in Elend verfielen, und daß der Bürger sich als Rächer der beleidigten Staatsordnung zu blutigem Richteramt erhob. (Cornelius Gurlitt, Geschichte des Barockstils, des Rokoko und des Klassizismus, 1888.)

### AUFGEKLÄRTER DESPOTISMUS

Im aufgeklärten Despotismus trat hinter der begründenden Vernunft jede Wirkung Gottes oder der Natur zurück. Die feinste Spitze der philosophischen Theorie, die Vernichtung jedes Einzelrechtes, brach zunächst ab, und für die Entstehung der staatlichen Herrschaft werden die individualistischen Deutungen der Vertragstheorie wieder geltend oder verschmelzen mit jener zu einer in der Wirkung absolut monarchischen, in ihrem Ursprung aber demokratischen Staatsbegründung. Was Gewalt blieb und Kraft gewann, war das neue künstliche Tier, der Leviathan des Thomas Hobbes, der Staat, vor dem sich die legitimen Herrscher des kommenden Jahrhunderts neigten und sich

seine Diener nannten. Wenn zwar das Volk noch nicht, sondern zunächst der Begriff des Staates die Person des absoluten Fürsten überwunden hatte, obwohl dieser Begriff selbst erst durch das Bild der absoluten persönlichen Majestät seine neue Einheit gewonnen hatte, so zeigte doch der veränderte Zweck des aufgeklärten Staates, der weit unter den formalen, im Weltganzen ruhenden Zweck der absoluten Monarchie herabsank, nämlich die Wohlfahrt der Einzelnen, durch deren Anerkennung der aufgeklärte Monarch sich selbst beschränkte, mit voller Deutlichkeit, daß die Wurzeln dieses Begriffes im Volke lagen. So bedeutet der aufgeklärte Despotismus nicht die letzte Erhöhung des absoluten Königtums, sondern den Übergang zu den demokratischeren Staatsformen unserer Zeit. Daß die Idee der absoluten Monarchie so schnell zugrunde ging, lag in der doppelten Gegnerschaft von Volk und Kirche. Sie vermochte weder das Maß von Herrschaftsanspruch, das mit der Zerstörung der mittelalterlichen Welt in das Volk als in eine Summe von ununterschiedenen, mit gleichen Rechten ausgestatteten Einzelnen gesunken war, wieder an sich zu ziehen und es auf religiöser oder rationaler Grundlage in einem einheitlichen Weltbilde der unumschränkten Einzelherrschaft aufzulösen, noch die Macht der Kirche, deren Unterordnung unter die weltliche Gewalt alle Theorien aus dem Wesen der vollkommenen Souveränität folgerten, in den katholischen Ländern in der alten Form der römischen Kirche rein auf das geistliche Gebiet zu beschränken, noch weniger sie durch die innerlich geforderte Ausbildung einer staatlich-nationalen Kirche völlig aus den politischen Grenzen zu drängen oder sie in den protestantischen Ländern, wo die Möglichkeit einer einheitlichen Form, wie es eingangs erwähnt wurde, gegeben war, den Händen und Herzen des Volkes oder der Einzelnen ganz zu entreißen und zu einem zwingenden Rechte der Majestät zu machen, die also nach Willkür den staatlichen Kult einsetzen oder ändern könnte, sondern alle Versuche, die Kirchen der fürstlichen Souveränität zu unterwerfen, scheiterten, und die Idee des absoluten Königtums bescheidet sich, indem sie sich zum Diener der alten Einheit der Kirche macht oder unter der Maske der Duldung den einzelnen Individuen und den Genossenschaften im Staate ihre religiösen Rechte läßt, um zuletzt ihrer selbst unwissend im aufgeklärten Despotismus sich in die irreligiösen Strömungen zu verlieren, welche ebenso wie die Lehren von der Souveränität des Volkes den Quellen der Natur und der Vernunft entfließen und im Konvent des Volkes und im Kultus der Vernunft ihr Ende nahmen. (Friedrich Wolters, Über die theoretische Begründung des Absolutismus im siebzehnten Jahrhundert, 1908.)

### SCHRECKENSHERRSCHAFT AUS NATIONALER NOT

Der Krieg von 1793 begann unglücklich für die Republik. Man mußte Dumourier entsetzen, man wurde aus den Niederlanden gedrängt, Condé fiel, Valenciennes wurde eingeschlossen, die Engländer und Holländer bedrohten Dünkirchen, am Rhein siegten die deutschen Heere, Mainz fiel in ihre Gewalt, Landau ward eingeschlossen, auch an den Alpen, den Pyrenäen erlitt man Verluste. Während die Empörung in Domingo weiter wütete, nahmen eng-

lische Flotten Pondichery, Tabago, griffen Martinique an. Gleichzeitig gewann der Aufruhr in der Vendée eine furchbare Ausdehnung, bis auf Nantes wurden die republikanischen Truppen zurückgeworfen; in Marseille, in der Bretagne, in Bordeaux derselbe Hader, in Lyon kam es zum offenen Kampf, und es siegten die Anhänger der Gironde über die Jakobiner, der Bürgerkrieg verbreitete sich weiter und weiter. Schon war Polens Zerstückelung vollbracht, Frankreich schien demselben Schicksal erliegen zu müssen.

So weit ist dies Frankreich gebracht, in immer neuen Umwälzungen hat es alle auswärtige Verbindung, allen Wohlstand, alle gewohnte Ordnung, alle Vergangenheit eingebüßt; es ist auf das nackte Dasein einer durch Lokal und Sprache natürlich geeinten Menschenmasse zurückgeführt. Dies ist das einzige Positive, was man noch hat, die einzige Gemeinsamkeit, die den einzelnen noch trägt, sie ist der einzige Schutz, der übrigbleibt gegen das Strafgericht, das die Mächte bereiten, gegen die rings andräuende Rache der Verjagten, Beraubten, Mißhandelten, des vergossenen Blutes. Und eben nun soll sich diese Einheit in wildem Bürgerkriege zerreißen? Um jeden Preis innere Ruhe, nationale Einheit! Diese 25 Millionen müssen, auf daß jedes Zerfallen unmöglich werde, wie vulkanisch zusammengeschmolzen werden zu einer in sich völlig gleichen basaltischen Masse, zu einer durch und durch identischen Einheit, zu einer politischen Monade. Es ist die einzige Sittlichkeit, die es noch gibt, jeden sonstigen Inhalt der Persönlichkeit dahinzugeben und in dieses öde Einerlei der Nation zu versinken. Und an der Zeit ist das Regiment, dem diese Aufgabe zu erfüllen gelingt, die furchtbarste Mission, die je Menschen zuteil geworden, selbst inmitten des Fanatismus, der die Nation durchkrampft, empörend anzuschauen.

Das ist das grausig großartige System des Schreckens. Mit blutigster Konsequenz ward es hindurchgeführt. Dieser Fanatismus, diese eisige Kälte, im Dienst des Allgemeinen alles Besondere, Private, Persönliche hinzugeben, jedes andere Empfinden zu ertöten, das ist die Tugend, deren schöner Name immer wieder die Verhandlungen jener dunklen Zeit durchtönt. Es ist die Tugend, wie sie das Gesetz des Lykurgus fordert, wie sie Brutus und Papirius geübt haben, es ist der völligste Gegensatz gegen die Lehren des Christentums. Wie sind sie ganz aus der Vorstellung geschwunden, wie ist man ganz in die Weltlichkeit, in die Angst und Verwilderung und Betörung des irdischen Daseins hinabgedrängt! Noch einmal, wie in den Zeiten des heidnischen Altertums, ist das nationale Dasein das Höchste und Letzte, das Einzige. Ihm opfert man alles, aus ihm wird alles geprägt; aus ihm der Staat, denn das Volk ist der Staat, aus ihm die bürgerliche Gesellschaft, denn sie besteht nur noch aus unterschiedlosen Atomen, aus ihm die Religion, man schreitet fort bis zur gesetzlichen Aufhebung des Christentums, bis zum *peuple dieu*. Seltsamer Gang der Revolution! (Johann Gustav Droysen, Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege. 1846.)

## GRENZENLOSE ÜBERSTEIFERUNG ALS GANG DER REVOLUTION

Revolutionen sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt. So furchtbarer Bedeutung sind diese Kata-

stropfen in der Geschichte und so ernsten, tiefen Inhalts, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenschaften sein; darum ist Religion, Sitte, Geist, Wissenschaft, Erfahrung, alles ihr nur hinderlich; und wie die Natur im stärksten Fieberanfall mitleidig durch Delirien den Geist verhüllt, daß er durch sein Einschaun nicht die Lebenskräfte in der Tiefe stört, so muß auch in solchem Paroxysmus ein Volk zum Wahnsinn kommen, wenn die Krankheit wirklich zu einer kräftigen Krise gedeihen soll. Darum ist es wohl anfangs ein leichtes Ding, daß die Schwachen weichen müssen größerem Talente; auch läßt sich wohl alles vielversprechend an, indem ein ungewöhnliches Lebensgefühl und eine frische Begeisterung das Bessere leicht in die Höhe treibt, und die ersten Parteien wohl die meisten Gutgesinnten in sich beschließen. Aber da die Achse, die alle Elemente des Vereins zusammenhält, gebrochen ist, und nun jedes seiner eigenen Schwerkraft folgt, so kann die Herrschaft des Geistigen, das wesentlich gemessen und geordnet ist, nicht lange bestehen, und nach den pathetischen Kräften müssen allmählig absteigend die tierischen ihr Recht behaupten und das Regiment führen in einer Zeit, die wesentlich dem Walten physischer Mächte anheim gefallen. Darum muß jede folgende Partei notwendig der vorhergehenden in jeder Art von Übertreibung den Rang ablaufen; jede, der es gelingt, die Angelegenheit um einen Schritt näher zum Extrem zu treiben, wird sicher die gemäßigtere stürzen und verderben, — — bis endlich Schritt vor Schritt die ganze Leiter menschlichen Frevels durchlaufen, alles Bestehende gestürzt, alles Feste zerschmettert, alles Hohe geschleift, aller Besitz gewechselt ist. (Görres, Teutschland und die Revolution, 1819.)

### NAPOLEON DER STAATLICHE BÄNDIGER DER REVOLUTION

Nie hat es einen größeren Feldherrn, einen umsichtigeren Regenten gegeben als Napoleon, nie genug bewundern kann man die Kühnheit und Großartigkeit seiner Gesichtspunkte, die Schärfe seines Verstandes, die blitzgleiche Schnelligkeit seiner Intuition, die feste Geschlossenheit seiner Willenskraft. Keine Unmöglichkeit, die ihn hemmt, keine Schwierigkeit, die er nicht mit sicherer Kühnheit löst. Alle Gewalten des Menschengestes vom heftigsten Zorn bis zum bezaubernden Lächeln, vom begeisternden Aufruf bis zur logischen Deduktion stehen ihm in jedem Augenblick zu Gebote. Das Nächste wie Fernste, das Geheimnis der Verhältnisse wie die leisesten Regungen der Seele, durchschaut er mit einem Blick, und jedem weiß er seine Stelle zu geben; nie trügt ihn seine Wahl der Personen, seine Schätzung der Mittel, nie fehlt er seines Zieles. Alles weiß er, kann er, will er, er ist ein Riese menschlicher Begebung. — —

Er war Monarch; freilich nicht in der bequemen Weise der Könige des alten Europa; er war Monarch der Republik, der Revolution; auf der tabula rasa der Revolution, aus den staatlichen Rudimenten, welche die Republik geschaffen, hatte er eine Monarchie zu gestalten, die, nicht getragen durch ein altes und heiliges Herkommen, nicht befugt durch irgendeinen Vorgang überirdischer Weihe, keine andere Legitimität hatte und haben konnte, als sich durch



Kraft, Würde, Ersprießlichkeit, Entwicklungsfähigkeit in jedem Augenblick von Neuem zu rechtfertigen.

Wundervoll, wie Bonaparte diesen monarchischen Staat organisierte; nie in der Geschichte hat sich menschlicher Verstand in umfassenderer und durchgreifenderer Weise ordnend und formend gezeigt. Denn hier galt es, eine völlig neue Ordnung der Dinge zu schaffen, aus toten Bruchstücken ein wieder Lebendiges, aus verwilderten und zerstörten Existenzen eine neue Zuständigkeit — man könnte sagen, einen Staat ohne historische Basierung, ganz dem Hier und Jetzt zugehörend, wenn nicht die nivellierende Revolution seine Voraussetzung gewesen wäre. — —

Die Hellenen pflegten die Idee ihres Staates und dessen Vorbildlichkeit sich in der Gestalt eines stiftenden Heroen zu vergegenwärtigen. So ein Gründer Frankreichs ist Bonaparte; er selbst, der noch mit den Jakobinern geschwärmt, der Italien republikanisiert und dann seinen Namen in den Wunderglanz morgenländischen Ruhmes getaucht hat, er setzt sich und sein persönliches Wesen gleich mit dieser neuen Ordnung der Dinge, er ist der Heros dieser neuen Weltordnung, dieses neuen vernunftgemäßen Staates, und in diesem Prinzip hat er die Gewißheit seiner Herrschaft, seiner Siege, er weiß sich und macht sich geltend als den Inbegriff des allgemeinen Willens, als die Allgewalt der leitenden, herrschenden, sich selbst und nur selbst sich bestimmenden Gesamtvernunft.

Und ausgerüstet ist diese Monarchie mit allen den Gewalten, welche die Revolution erweckt und entbunden hat, alle Kräfte, alle Mittel, alle Ansprüche sind nun in vollkommenster Konzentration in dieser einen imperatorischen Hand; sie bewältigt die Parteien, sie erzwingt und sichert den innern Frieden, sie subsummiert die zivilen Gewalten, sie ist allmächtig.

Mit einem Wort, hier ist die Vollendung der Monarchie, wie sie seit dem Zeitalter der Reformation sich zu erheben versucht hat, — ein *l'état c'est moi*, vollständiger und energischer, als es je Ludwig XIV. möglich gehalten haben mochte. Die Nation mit allen ihren Unterschieden und Gliederungen war ja absorbiert worden in jene Republik der Einheit, Freiheit und Gleichheit, die nun ebenso vollkommen der neue Monarch absorbierte, beginnend in der Form eines kollegialischen Konsulates, bald als einziger lebenslänglicher Konsul, endlich als Kaiser — ein Cäsar im vollsten Sinne des Wortes. (Johann Gustav Droysen, Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege, 1846.)

## ENGLANDS WELTUMFASSUNG

Man müßte, um sie recht zu würdigen, die englische Politik um das gesamte Erdrund begleiten, müßte darstellen, wie der Kaiser von China ihre Hilfe gegen die Ladronen anspricht, wie Sir Gore Ouseley den Perserschah gegen Rußland bearbeitet, wie sie die Seeräuber des persischen Meeres niederwerfen, deren Festen dem verbündeten Iman von Maskat übergeben läßt, wie sie im Stillen Ozean ihre ersten Stationen nimmt und von Sierra Leona und Kingston aus in Afrika einzudringen versucht. Überall hin treibt sie ihre Wurzeln und Wurzelfasern; sie bedarf des ganzen Erdrundes, um dies England mit

seiner Staatsschuld, seinen Fabriken, seiner Aristokratie, mit seinem Reichtum und seiner Armut zu erhalten und zu tragen. Ein so rastloses Arbeiten, alles auf sich und sich auf alles Beziehen, ein so riesenhaft umfassendes Beingesein durch alle Länder, alle Völker, alle Überflüsse und Bedürfnisse aller Zonen, einen solchen Kosmopolitismus des Eigennutzes und der Ausschließlichkeit — die Jahrtausende der Weltgeschichte haben nichts Ähnliches gesehen, und nur in dem völligen Gegensatz, in der ebenso unerhörten Riesenhaftigkeit der napoleonischen Größe findet sich ein Vergleichbares. (Johann Gustav Droysen, Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege, 1846.)

### ELISABETH VON ENGLAND

Elisabeth gehörte zu den Fürsten, die sich im voraus über die Pflichten der Regierung einen Begriff gebildet haben. Vier Eigenschaften, sagt sie einmal, seien ihr dazu notwendig erschienen: Gerechtigkeit und Mäßigung, Großmut und Urteil: — der beiden ersten dürfe sie sich rühmen: nie habe sie bei gleichem Recht einen vor dem andern begünstigt, nie habe sie einem ersten Bericht geglaubt, sondern bis zur vollen Kenntnis an sich gehalten: — die beiden andern wollte sie sich nicht anmaßen; denn es seien Tugenden der Männer. Eben diese aber schrieb ihr die Welt in hohem Grade zu. Ihr feines Urteil erblickte man in der Wahl ihrer Diener und der Verwendung derselben zu solchen Diensten, zu denen sie eben am geschicktesten seien. Ihre Hochherzigkeit sah man in der Verachtung kleiner Vorteile und ihrem unerschütterlichen Gleichmut in der Gefahr. Während des aus Spanien daherziehenden Ungewitters habe man keine Wolke auf ihrer Stirn gesehen: durch ihre Haltung habe sie Adel und Volk belebt, ihre Räte beseelt. Man rühmte an ihr beides: eifrige Teilnahme an der Beratung und Sorgfalt, daß das Beschlossene ins Werk gesetzt werde. Das Ideal einer Herrscherin dürfte man auch in Königin Elisabeth nicht suchen. Niemand könnte die Härten in Abrede stellen, die unter ihrer Regierung selbst mit ihrem Vorwissen begangen worden sind. Jene systematische Heuchelei, die man ihr schuld gibt, mag als eine Erfindung ihrer Feinde oder der nicht von Grund aus unterrichteten Historiker erscheinen; sie erklärt selbst Wahrhaftigkeit für eine dem Fürsten unentbehrliche Eigenschaft; aber auch bei ihrer Staatsverwaltung kommen, wie bei den meisten andern, Argumentationen vor, welche die Wahrheit mehr verhüllen als ausdrücken; bei jedem ihrer Worte und Schritte nimmt man die Berechnung dessen, was zu ihrem Vorteil dient, wahr; sie zeigt treffende Voraussicht und selbst eine natürliche Verschlagenheit. Elisabeth war sehr zugänglich für Schmeichelei und durch ein angenehmes Äußere ebenso leicht bestochen, wie durch zufällige kleine Mängel zurückgestoßen; sie konnte bei einem Wort auffahren, das sie an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge oder an ihre eigene Hinfälligkeit mahnte: Eitelkeit begleitete sie von Jugend an bis in ihre hohen Jahre, die sie nicht bemerken noch bemerkt wissen wollte. Gute Erfolge liebte sie sich selbst anzurechnen: Mißlingen schrieb sie ihren Ministern zu; den Haß für unliebsame oder ihr zweifelhafte Maßregeln sollten diese auf sich nehmen: und wenn sie dies einmal nicht ganz im Einklang mit ihrer Stimmung taten,

hatten sie ihren Tadel, ihre Ungnade zu befürchten; sie war nicht frei von den Unzuverlässigkeiten ihres Geschlechtes: aber dagegen entfaltete sie auch wieder die liebenswürdige Aufmerksamkeit einer weiblichen Gebieterin; wie wenn sie einst bei einer Rede, die sie in der gelehrten Sprache vor den Gelehrten von Oxford hielt, als sie den Lordschatzmeister mit seinem lahmen Fuße dastehen sah, plötzlich abbrach, ihm einen Stuhl bringen ließ und dann fortfuhr; man sagte freilich, sie habe zugleich bemerken lassen wollen, daß kein Zufall sie aus der Fassung bringen könne. Wie Harrington, der sie aus persönlichem Umgang kannte, sich ausdrückt: ihr Geist war zuweilen der Sommermorgenluft zu vergleichen, wohlthuend und erfrischend, sie gewann dann aller Herzen durch liebliche und bescheidene Rede. Aber in demselben Grade abstoßend wurde sie in aufgeregten Zuständen, wenn sie in ihrem Zimmer auf und ab schritt, Zorn in jeder Miene, Wegwerfung in jedem Worte: man eilte, von ihr wegzukommen. Unter anderm lernt man sie aus dem Briefwechsel mit dem König Jacob von Schottland kennen: wie spricht da jeder Satz eine mit der politischen vereinigte geistige und moralische Überlegenheit aus! Da ist kein überflüssiges Wort: alles ist Mark und Substanz; von Fürsorge und eingehendem Ratschlag geht sie zu herbem Tadel und ernstester Warnung über; sie ist gütig und scharf, wohlmeinend und rau, aber fast noch mehr wegwerfend und rücksichtslos als milde. Nie hatte ein Fürst von seiner Würde eine höhere Idee, von der Unabhängigkeit, die derselben nach menschlichen und göttlichen Gesetzen gebühre, von der Pflicht des Gehorsams, welche jeden Untertanen binde; sie ist stolz darauf, daß auf ihre Entschlüsse keine äußere Rücksicht einwirke, am wenigsten Drohung oder Furcht; wenn sie sich einmal nach dem Frieden sehnt, so besteht sie darauf, daß es nicht aus Besorgnis vor dem Feinde geschehe, sondern bloß aus Abscheu vor dem Blutvergießen. Die Tätigkeit des Lebens entwickelt nicht allein die intellektuellen Kräfte: zwischen Gelingen und Mißlingen, in Streit, Anstrengung und Sieg bildet sich der Charakter und nimmt seine vorherrschende Stimmung an. Das Ungeheure, das ihr gelungen ist, erfüllt sie mit einem unendlichen Selbstgefühl, das zugleich von Zuversicht auf den unfehlbaren Schutz der Vorsehung getragen wird: daß sie, von dem Papst exkommuniziert, den Angriffen einer halben Welt gegenüber sich behauptet, gibt ihrem ganzen Tun und Wesen den verdoppelten Ausdruck persönlicher Energie. Sie liebte nicht, von ihrem Vater oder von ihrer Mutter zu sprechen, von ihrem Nachfolger wollte sie nicht reden hören; die Lage des Moments, das unbedingte Gefühl der Herrschaft erfüllte den Gesichtskreis. Merkwürdig, wie sie an festlichen Tagen in ihrem Palast einherschreitet: voran Magnaten und Ritter in ihrer Ordens-tracht, mit entblößtem Haupt, dann die Träger der Insignien der Herrschaft, des Zepters, des Schwertes und des großen Siegels: sie selbst in ihrem mit Perlen und Edelsteinen übersäten Schmuck, hinter ihr ihre Damen, die durch Schönheit und reiche Ausstattung glänzten: einem oder dem andern, der ihr vorgestellt wurde, reichte sie im Vorbeigehen ihre Hand zum Kuß zum Zeichen ihrer Gnade, bis sie bei ihrer Kapelle ankommt, wo ihr die versammelte Menge ein „God save the Queen“ zruft, sie erwidert Worte herablassenden Dankes. Elisabeth genoß noch einmal ungebrochen die ganze Verehrung,

welche man der höchsten Gewalt widmete. Mit Kniebeugung wurden die Speisen, von denen sie essen sollte, auf die Tafel gesetzt, auch wenn sie nicht zugegen war. Die Kniee beugend ward man ihr vorgestellt.

Zwischen einer Fürstin, wie diese war, und ihrem Parlament konnte es an mannigfaltigen Streitigkeiten nicht fehlen. Die Kommunen nahmen das Privilegium unbedingter Redefreiheit in Anspruch und bestritten in wiederholtem Anlauf die Mißbräuche, die noch in der bischöflichen Kirche übriggeblieben seien, die lästigen Monopolen, welche einzelnen Begünstigten zugute kamen. Die Königin ließ die Mitglieder des Unterhauses wegen mißliebiger Äußerungen verhaften: sie warnte dieselben, sich nicht in die Sachen der Kirche, selbst nicht in die des Staates zu mischen, und erklärte es für ihre Prærogative, nach ihrem Belieben das Parlament zu berufen und zu entlassen, dessen Beschlüsse zu genehmigen oder zu verwerfen. Dabei hat sie aber doch auch wieder nicht verhehlt, sie müsse auch in bezug auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten auf die Stimmung der beiden Häuser Rücksicht nehmen: so sehr man sie lieben möge, so seien doch die Gemüter leicht beweglich und nicht durchaus zuverlässig. In den Formen befließigte sich das Parlament des Ausdrucks der Hingebung, welche die Königin als Fürstin und Frau verlangte, diese suchte Handlungen wieder gutzumachen, durch welche die Versammlung einmal beleidigt worden war, für Beschwerden, zum Beispiel über die Monopolen, hat sie als für heilsame Erinnerungen sogar gedankt. Ein französischer Gesandter bemerkt im Jahre 1596, das Parlament habe vor alters eine große Autorität gehabt, jetzt tue es alles, was die Königin wünsche. Ein anderer, der im Jahre 1597 anlangte, ist nicht allein erstaunt über das imponierende Äußere, sondern auch über den Umfang der Rechte des Parlaments. Hier, sagt er, werden die großen Angelegenheiten verhandelt, Krieg und Friede, Gesetze, die allgemeinen Bedürfnisse und ihre Erledigung. Das eine ist vielleicht so wahr wie das andere. Die Erklärung des Widerspruchs liegt darin, daß Königin und Parlament in den allgemeinen Verhältnissen des Landes und der Welt Verbündete waren. Die Königin hätte, es ist an sich einleuchtend, ohne das Parlament nicht regieren können: von Anfang ihrer Regierung an hat sie sich in den wichtigsten Angelegenheiten auf dasselbe gestützt; aber eine einfache Betrachtung lehrt, wieviel hinwieder das Parlament eben seiner Herbeiziehung zu den großen Fragen, welche die Königin für ratsam hielt, verdankte. Untersuchung der gegenseitigen Rechte und ihrer Grenzen vermied man noch und konnte man vermeiden. Und überdies hütete sich Elisabeth, ihrem Parlamente mit Geldforderungen beschwerlich zu fallen. Sie ist oft wegen ihrer Sparsamkeit, die zuweilen in den Geschäften unangenehm wurde, getadelt worden: wie in den meisten Fällen, Natur und Politik wirkten auch hier zusammen. Daß sie sich immer bei Gelde hielt und wohl einmal imstande war, eine angebotene Bewilligung abzulehnen, gab ihrer Verwaltung eine Unabhängigkeit von den momentanen Stimmungen des Parlamentes, die zu ihrem ganzen Wesen gehörte und ohne dies leicht hätte verloren gehen können. — —

Wie tritt das persönliche Moment in dieser Staatsverwaltung noch einmal so überwiegend hervor! Wie die eigene Sache der Königin die allgemeine ist,

so sind die, welche ihrer Familie angehören oder ihre Gnade erworben, ihr wesentliche Dienste erwiesen haben, die Häupter des Staates und des Krieges. Das königliche Patronat breitete diesen Einfluß über die Kirche und die Universitäten aus. Wir finden ihn aber auch in allen anderen Zweigen. Der Agent der Geldgeschäfte der Königin war der Stifter der Börse von London, der sie bei einem Besuch den Namen des königlichen Wechselhauses gab.

Auch in der Literatur nimmt man die Spuren ihres Geschmackes und ihrer Einwirkung wahr. Es gehörte zum Ton der guten Gesellschaft, daß die Klassiker ein allgemeines Studium bildeten. Darauf war die höhere Bildung gerichtet, wie ja die Königin selbst darin Erholung und Geistesnahrung fand. Man übersetzte viel und erneuerte die Formen der alten Dichter oder ahmte sie nach. Die Italiener und Spanier, die mit ähnlichen Versuchen vorgegangen waren, erweckten wieder den Wetteifer der Engländer. Bei Edmund Spenser, in dem wohl der Sinn der Zeit am lebendigsten zutage gekommen ist, stößt man überall auf Nachahmung lateinischer oder italienischer Poeten, die hier und da an umschreibende Übersetzung streift und in Feinheit der Zeichnung hinter den Originalen, selbst der modernen, zurückbleiben mag, da er sich eben ihre gelungensten Stellen dazu auserwählte; aber wie atmen seine Werke im großen und ganzen doch einen so durchaus andern Geist! Was bei den Italienern ein Spiel der Phantasie ist, wird bei ihm ein tiefer moralischer Ernst. Die englische Nation hat einen unschätzbaren Besitz an diesen Werken von sittlich-religiösem Adel und naiver Naturanschauung, die sich durch den glücklichen Ausdruck einzelner Stenzen dem Gedächtnis eines jeden einprägen. Was ist es aber, was er hauptsächlich feiert? Es ist eben der große Kampfgesang, in welchem seine Nation gegen das Papsttum und die Spanier begriffen ist. Feary Queen ist seine Königin, deren Gestalt in mannigfaltiger Symbolisierung der Eigenschaften, die sie besaß oder die man ihr zuschrieb, darin immer aufs neue hervortritt. Mit wunderbarer Macht vereinigte Elisabeth alle strebenden Geister und Kräfte der Nation um sich her.

Nicht wenige Produktionen der Zeit haben einen so starken Beigeschmack von der Verehrung der Königin, daß sie ein Lächeln abnötigen, aber wahr ist es doch, daß an diesem Hofe die Sprache sich bildete und alle großen Bestrebungen ihren Mittelpunkt fanden. Die Staatsmänner Elisabeths, die sich einem Parlament gegenüber sahen, das nicht durch bloße Autorität geleitet werden konnte, studierten die Regeln der Beredsamkeit an den Mustern des Altertums und machten sich ihre Lehren zu eigen. Auf ihrem Arbeitstische fand man Quintilian neben den juridischen Akten.

Die Königin, welche das Theater liebte und es durch eine Verordnung zu einem nationalen Institut machte, hat die Möglichkeit der Entwicklung Shakespeares gegeben; er wurzelt in dieser Epoche, er stellt ihre Sitten und Lebensweise dar, aber er reicht doch weit über sie hinaus. — —

In jedem großen Leben wird ein Augenblick eintreten, wo die Seele empfindet, daß sie nicht in der gegenwärtigen Welt aufgeht und sich von derselben zurückzieht. Noch einmal ließ Elisabeth die englische Liturgie in ihrem Wohnzimmer ausführen; da saß sie hierauf Tag und Nacht auf den Kissen, mit denen es bedeckt war, in tiefem Schweigen, den Finger am Mund; sie ver-

schmähte, Arznei zu nehmen. Die meisten sagten und glaubten, es liege ihr nichts mehr daran, gesund zu werden oder länger zu leben: sie wolle sterben. Als sie endlich zu Bett gebracht, noch einen Monat der Besinnung und Teilnahme an der Welt hatte, ließ sie die Mitglieder ihres Geheimen Rats vor sich kommen; sie hat dann entweder geradezu gesagt, daß sie den König von Schottland für ihren gesetzmäßigen und würdigen Nachfolger halte, oder ihn doch unzweifelhaft bezeichnet. Unter den Gebeten des Erzbischofs von Canterbury, der an ihrem Bette kniete, hauchte sie ihre Seele aus. (Ludwig von Ranke, Englische Geschichte, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, 1859/1867.)

## GROSSE REDNER ALS MUND DES VOLKES

Der einzelne kann für die Redekunst, diese gewaltigste und gegenwärtigste unter allen Künsten, nichts tun, als seinen Mund bilden; die Nation bildet im Laufe der Jahrhunderte durch die anbetende Ehrfurcht, mit der sie an ihren Helden hängt, mit der sie alles Große, was ihr Boden erzeugt, zusammenknüpft, wie in ein Pantheon zusammenstellt, das andere Hauptstück hinzu, nämlich den Stil; die Nation bildet hinzu jene gewisse harmonische Einheit unter allen Erzeugnissen ihrer Kunst, zumal der höheren Beredsamkeit, um derentwillen nun das einzelne zu bleiben, durch den Stil, durch die Feder fortzuleben verdient. Nichts bestätigt diese Darstellung so, als der einzige Schauplatz echter Beredsamkeit, der diesem unserm stummen Jahrhundert verblieben ist, das britische Parlament.

Die Grundlage der Erziehung des britischen Redners ist der Umgang mit den Alten, die nur versteht, wer sie sich sprechend, nicht aber, wie die deutschen Philologen, schreibend denkt; keine Stilübungen, aber vielfältige Versuche in Versen. Die Poesie, die Quelle des Geschmacks, wird gegenwärtig erhalten, künstlich hereingeleitet in die Brust des künftigen Redners. So vorbereitet, ergreift ihn das politische Leben und das unnachlassende Gespräch des Parlaments, der Gerichtshöfe, und zuletzt der Stil der Redner von England. Dies war die einfache Vorschule des William Pitt-Chatham, Burkes, des jüngeren und größeren William Pitt, und Foxens, dieser großen Heerführer der britischen Beredsamkeit, durch deren Mund England gesagt hat, was es sei. Die erhabensten ihrer Werke sind hingestorben mit ihnen selbst; — denn es muß bemerkt werden, ausdrücklich bemerkt, daß England noch besteht, nachdem diese Säulen eingestürzt sind, die es zu tragen schienen. Die erhabensten ihrer Werke sind dahin, wie die großen Veranlassungen, die sie erzeugten. Von Fox sind kaum wenige Worte erhalten, aber nichtsdestoweniger wird alle Erinnerung an seine Irrtümer und Schwächen niedergehalten, aufgewogen durch den wertlosen Nachklang dessen, was er durch die Gewalt seiner Rede für die Gegenwart gewesen ist. Stat nominis umbra, nur der Schatten seines Namens ist geblieben, und dennoch heute, mehrere Jahre nach seinem Tode, sind die Gemüter von dem Eindruck seiner Stimme noch nicht zurückgekehrt in ihre alten Fugen. Dieser Wortredner des Verderbens, gepeitscht von allen Furien des Ehrgeizes und einer Sinnlichkeit, wie sie sonst nur der tropische Himmel auszubrüten pflegt, wußte einzugehen in allen Eigensinn,

in alle Unart, wie in allen Stolz seines Volkes; die ganze Vergänglichkeit von England, folglich auch alle Macht über die Gegenwart, standen ihm zu Gebote, und die ungezogene, aber im Grunde wohlwollende, schwache und immer be- rauschte, aber freigebige, großmütige Seele dieses Mannes spiegelte das wirk- liche England mit allen seinen Einzelheiten und Sichtbarkeiten so deutlich und doch so veredelt ab, daß er der Mann des Volkes bleiben mußte bis an sein Ende.

Ihm achtzehn Jahre zur Seite und dann fünf Jahre gegenüber stand der könig- liche Redner Edmund Burke, Stellvertreter des unsichtbaren Englands, der Geisterseher seiner Geschichte, der Prophet seiner Zukunft, ein rechtschaffenes, still bürgerliches Herz, das nichtsdestoweniger England ganz ausfüllte bis an den Rand; ein behaglicher, sich in alle nahen Umstände einwohnender Geist, dem nichtsdestoweniger Europa zu enge war, und eine Rede, an der selbst die Gegner nichts auszusetzen wußten, als die mitunter allzu blendende Hoheit, die allzu schlagende Kraft und den kassandrischen Trübsinn, in dem sie sich verlor, unter den Gewitterwolken, welche die letzten Jahre seines Lebens hin- durch über England ruhten. Er hatte keine Partei in dem wirklichen Parla- ment und dem damaligen Volk. Im Parlament, wo sich die Parteien, soviel es gehen will, auch in den Sitzen absondern und gegenüberstellen, setzte er sich unten im Grunde des Hauses allein. William Pitt, die Grenvilles und alle Regierenden seiner Zeit horchten still auf ihn; — aber seine Partei war bei denen, die nicht sterben in England wie anderswo, deren Geist fortsitzt im Parlament, wo ihn keine Gegenwart, und sollte sie selbst durch Foxens Mund reden, verdrängen kann. Und so hat er mit dem Beistande dieser Partei, oder — haben sie durch seinen Mund mehr gewirkt und vollendet, als alle Parteien der Zeit durch ihre Heerführer. Wenn die weltliche Beredsamkeit und alles, was die Kunst der Rede über derbe, tüchtige, wohlgenährte, lüsterne Welt- kinder vermag, in Fox seinen Gipfel erreicht hat: so hat die heilige Bered- samkeit in diesem Jahrhundert nur durch Einen Mund geredet, durch den Mund Burkes. Wer möchte dieser Zeit predigen, ohne die teuren Überreste dieses großen Mannes, insbesondere die der letzten Epoche seines Lebens zu studieren, zu verehren, in allen feierlichen Augenblicken des Lebens, wie in einer Wallfahrt, dahin zurückkehren. Welcher Ohnmächtige wird es wagen, über die Angelegenheiten der Völker zu reden, ohne die Gewalt über das teure Abwesende, Untergegangene, von unkeuscher Größe verdrängte, von Burke zu lernen, ohne von ihm zu lernen die gewaltige, ihm ganz eigentümliche Waffe des tragischen Witzes.

Diese beiden großen Redner haben England ausgedrückt, der eine, wie es ist, der andre, wie es war; den beiden andern, den Pitts, den größten Staatsmännern ihres Jahrhunderts, verdankt England, daß es, wie es war, so blieb, und, in- dem es blieb, größer wurde, als es war. Auch sie haben mit der unmittelbaren Gewalt der Rede viel mehr als durch schriftlichen Befehl England regiert; sie haben verdient, jener im Rednerstuhl, inmitten des Parlaments und seiner Taten und der Denkmale seines Lebens, und bestrahlt von dem Glanze seines Vaterlandes, den er entzündet, zu sterben; dieser, der jüngere Pitt, verdient, daß, als er nach sechzehnjährigem Ministerium am Tage nach seiner Verab-

schiedung ins Parlament trat und an den Sitzen der Minister vorüberging, diese, die Neuerwählten, ihm instinktartig Platz machten, und das ganze Gespräch der ersten Abende verrückt war, da man diese Stimme von einer anderen Seite her vernahm. (Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, 1812.)

## VERSKLAVUNG DURCH DIE MASCHINE

Die Gegenwart erst beginnt einen Blick in die grausenhafte Zerrüttung zu tun, welche jene „glorreiche Zeit“ über England gebracht hat. Der lockende Verdienst trieb die kleinen Leute in die Fabriken; schnell ward die Hausarbeit durch die ermattende Arbeit in den Fabriksälen verdrängt, bald der Arbeiter durch die Maschine ersetzt, der Arbeiter der Sklave der rastlosen Maschine. In der Agrikultur überholten große Pachtungen die kleine Arbeit, es schwand der Bauernstand völlig, die Feldarbeiter wurden Tagelöhner, hörten auf seßhaft zu sein, zogen Arbeit suchend von Grafschaft zu Grafschaft; die Masse des Volkes wurde Proletarier, glücklich genug, wenn sie das Leben fristeten, wenn Handelskrisen nicht die Fabriken zum Stillstand zwangen, zu großer Erntesegeen nicht die Preise drückte. In eben der Zeit, da des wackern Wilberforce Bemühungen für die Negersklaven Erfolge gewannen, entstand hier angesichts des prunkendsten Überflusses, des stolzesten Nationalgeföhls, des höchsten Freiheitsgenusses eine neue Art Sklaverei, nur tausendfach elender, entwürdigender, erbitternder. (Johann Gustav Droysen, Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege, 1846.)

## DIE VERRÜCKUNG DES WELTZENTRUMS DURCH AMERIKA

Während der Anblick des ewigen Kreislaufs der italienischen Dynastienpolitik alle edleren Geister mit Ekel erfüllen mußte, wurde Europa durch den Ruf elektrisiert, daß jenseits der Meere eine neue, wunderbare Welt entdeckt worden sei. Der große Columbus war von ihr heimgekehrt und am 6. März 1493 in Lissabon gelandet. Dem Ozean entstieg Amerika, trat jetzt erst aus dem Dunkel der Jahrtausende an die Geschichte hervor, und diese neue Erde zeigte der europäischen Menschheit, die sich so tief in das wieder entdeckte Altertum versenkt hatte, daß die Kultur noch weitere Kreise zu beschreiben habe, als jene, deren Mittelpunkte Jerusalem, Athen und Rom gewesen waren. Portugal und Aragon haderten alsbald um die Grenzen ihrer neuentdeckten Länder, und sie appellierten an das Schiedsgericht des Papstes. Dante und die alten Ghibellinen würde diese Berufung tief beleidigt haben, denn stand es nicht dem Kaiser allein als dem Herrn des Erdballs zu, Länder und Meere zu vergeben? Als Alexander VI. den kühnen Strich von Pol zu Pol über den Erdglobus zog, um alles entdeckte oder zu entdeckende Land 100 Meilen westlich von Cap Verde und den Azoren Spanien zuzusprechen, stieg dieser Papst in Wahrheit auf eine Höhe idealer Macht, zu welcher seine Hauspolitik den grellsten Widerspruch bildete. Dieser Federstrich war die letzte Erinnerung an die kosmische Autorität des römischen Papsttums. (Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 1859/1872.)



## URSPRUNG DER DEMOKRATIE IN AMERIKA

Im Jahre 1773 fielen in Boston die ersten eigentlichen Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Amerikanern vor, und schon 1774 im September ward der erste Kongreß der Freiheit in Philadelphia von 51 Mitgliedern und 11 Provinzen gehalten. Hier war es, wo die merkwürdige sogenannte Erklärung der Rechte oder die abstrakte Bestimmung über den Menschen als Glied des Staats erlassen wird, die vielleicht für Amerika als werdenden Staat paßte, für alle Staaten aber, die eine Geschichte haben, stets eine reine und nackte Spekulation bleibt. Diese Erklärung wurde in ganz Europa mit Jubel aufgenommen, Frankreich und sogar Spanien erlaubten, daß man sie übersetze, bekanntmache, billige, erweitere, erläutere, daß sie in Journale, Zeitungen, Bücher und Systeme übergehe; alles, um England zu schaden.

Von nun an erscholl in ganz Europa der Name Freiheit, der den Unverständigen mit Frechheit gleichbedeutend ist und für sie in seiner größten Unbestimmtheit stets den größten Reiz hat, und zugleich setzte der Enthusiasmus der Amerikaner alle Welt in Erstaunen, weil sie den Engländern, die ganz Europa fürchtete, sich gewachsen zeigten. Jefferson, Adams, Franklin faßten mit einer bewundernswürdigen Kunst im Juli 1776 die Akte der Unabhängigkeitserklärung und die derselben vorangeschickte Einleitung ab, die wie ein Manifest gegen jede nicht demokratische Regierung lautet. Was war natürlicher, als daß sich von allen Seiten Stimmen gegen monarchische Regierungen erhoben? Es zeigte sich nun erst der Einfluß der Lehre Rousseaus; jetzt schien den Philosophen seiner Schule die Zeit gekommen, wo ihre utopischen Träume im Lande der Wirklichkeit ihr Dasein erhalten würden, und alle Edlen, alle zartfühlenden Seelen, alle tonangebenden Weiber, in Frankreich besonders, harrten ungeduldig der bessern Zukunft. Diesen Enthusiasmus vermehrte in Paris und in ganz Europa Franklin, als er 1777 nach Frankreich geschickt wurde, um zu bewirken, daß der König den neuen Staat der vereinigten Provinzen als Republik anerkenne. Um ihn versammelte sich in Paris die ganze gebildete Welt, er ward ein Orakel und vereinigte den Weltmann mit dem Äußern des strengen Republikaners und Quäkers. Noch ehe sich der Hof für Amerika erklärte, strömten die edelsten jungen Männer, vom Enthusiasmus getrieben, in das gepriesene Land der Freiheit, um für die erwartete goldene Zeit zu fechten, und unter ihnen opferte Lafayette einen Teil seines Vermögens der damals am Hofe ebenso gepriesenen, als nachher verwünschten Mischung von Eitelkeit und Humanität in seinem Charakter. Schon am Ende 1777 erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an, im Februar 1778 schloß es mit der neuen Republik einen Handlungs- und Freundschafts-Traktat und unternahm einen Krieg, der seine schon unerträgliche Schuldenlast um 15—18 Millionen Franken vermehrte. Der Krieg brachte in dem Heer, das man nach Amerika geschickt hatte, hernach Tausende von Menschen nach Europa, die mit dem größten Widerwillen gegen das Regierungssystem ihres eignen Vaterlandes erfüllt waren. Alle französischen Soldaten, die mehrsten Offiziere, die von 1778—1783 im amerikanischen Kriege gedient hatten, verbreiteten im Vaterlande die Ideen des

neuen Volks; alle europäischen Zeitungen verkündigten sie laut, es fehlte daher in Frankreich, um den alten Staatsbau zu stürzen, nichts, als daß die französische Regierung selbst öffentlich anerkannte, er könne in der bisherigen Form nicht mehr bestehen. Dies geschah in den folgenden Jahren, war es ein Wunder, daß Alles plötzlich zusammenfiel? (Friedrich Christoph Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, 1823.)

## DAS NOCH SAGENHAFTE ASIEN UND AFRIKA

Persien, seit Sha Nadir in langen grausamen Unruhen, hatte eine noch weit schrecklichere Zeit als Deutschland nach dem Tod Kaiser Friedrichs II., bis endlich Kerim Han durch Strenge und Gnade die Parteien gewann und bändigte. Seinen Tod verbarg Sakj, sein Bruder, mehrere Wochen, während deren er unter seinem Namen viele furchtbare Nebenbuhler töten ließ. Neue Bewegung erschütterte den Staat, und Abulfat, Kerims Erstgeborener, schwang sich auf den Stuhl seines Vaters: aber viele fielen ab und schlugen sich zu Parteiführern, um niemandem zu gehorchen. Persien, in Zerrüttung, sich und Nachbarn fürchterlich, erwartet einen neuen Ardschir oder Cyrus.

Die der kaspischen See nordwärts gelegenen Lande schienen einem neuen Glanz entgegenzueilen. Die Wüsten, worin uralte Trümmer an unbekannte Nationen erinnern, schienen sich zu bevölkern, zu bereichern. Alles verwüstete der Feind der Russen und aller Kultur, Pugatschew.

Weiter liegen die von 120 000 ajukischen Kalmuken aufgegebenen Steppen. Ein Moses aus ihrem Volke bewog sie (Gott gebiete es!) nach Borötalanor, in die Gefilde, wo ihre Väter die Herden weideten, heimzuziehen. Vergeblich verfolgte sie (pharaonisch) durch Sandwüsten der General Rytschkow. Der Kaiser der Mandshu, die seit anderthalbhundert Jahren Sina beherrschen, der große Kienluna, eröffnete ihnen Dsongar, wo er die sonderbare Macht des Kontaisha gebrochen hatte. Weiden gab er ihnen und Nahrung und Geld, berief ihre Gewaltigen an seinen Hof und stellte den großen Rat der Tsaisang, der Edlen, wie ihre Väter ihn hatten, wiederum her.

Zu dem Dalaj Lama Tibets verhielt sich Kienluna wie Joseph II. zu Pius VI. Er ist der heilige Vater einer Menge Horden von den Ufern der Wolga bis an die äußerste Küste Koreas, sein Gebiet ist Butan und Pu. Der Kaiser bewies ihm Verehrung, er dem Kaiser, aber wider Kienlunas Macht konnte er sich nicht erhalten.

Die Grenze der Sineser gegen die Russen ist das Land der Jagden des Tungusenvolkes, der Brüder der Mandshu, Kjächta, die Stätte, wo die Nationen sich zum Handel versammeln.

Japan bleibt verschlossen.

Man kennt fast nichts von dem Innern der zwischen dem Ganges und Sina ausgebreiteten Länder.

Die heiligen Ufer des Ganges, die Gärten, das weidenreiche Gebirge, die lieblichen Küsten der diesseitigen Halbinsel Hindustans sind von den Engländern und Franzosen mit blutigen Kriegen und noch verwüstenderm Parteigeist lange erfüllt und befleckt worden, ehe jene durch schuldige Verehrung der alther-

kömmlichen Gesetze ihrer Herrschaft festern Grund und durch Untersuchungen dem literarischen Europa Interesse für sie zu geben beschlossen. Noch erhält sich im Gebirge die starke Republik der Maratten. Mit Gefahr für die Europäer lernt Hyder Alj die Kriegskunst. Doch noch zittern die meisten Rajah vor den britischen Kaufleuten, deren Geiz oft verderblicher als Krieg und Despotismus gewesen: er bewirkte Hungersnöte, welche die unschuldigen Gentoos zu Hunderttausenden hinrafften. Durch den Willen der Briten, solange es ihnen gut schien, hielt Allum Sha der Vierzehnte von Timur mit un-steter Hand in Delhi über die vierundzwanzig Subahdars des mogulischen Reiches ein Zepter, das ungefähr so viel vermag, wie das fränkische im elften Jahrhundert.

Der Araber bleibt in seiner Einfalt und Freiheit, vergeblich versucht von den Europäern, vergeblich von des großen Sulejmans siegreichen Waffen und von Sha Nadirs allumwerfender Wut, immer wie zu Hiobs und Abrahams Zeit, und wie er allezeit war, den Augenblick ausgenommen, wo Arabien der erstaunten Welt offenbarte, wessen ein so ruhiges Volk Begeisterung fähig macht.

Ferner blieb Habesch, jenseits der unwirtbaren Küsten und grauenvollen Wüsten, gewaltig und allein.

Weiter irrten ungenannt verbrannte Afrikaner im undurchforschten Vaterland, wo Paradiese sein sollen.

Eine Welt von Inseln erschien im Südmeer, ohne anderes Andenken der Geschichte, als wie eine uralte Revolution der Natur von einem festen Lande sie isoliert.

Unbezwingbar wandeln im Dattellande und tiefer noch nie gesehene Völker, die Enkel der Numidier, indes militärische Gemeinheiten zu Algier, Tunis, Tripolis durch Mut und Geschick in der Wahl von Verteidigungsposten den Versuchen europäischer Mächte trotzen und billig die steuerbar machen, welche entweder von ihrem Korn leben oder ohne ihren Willen den Handelsbetrieb nicht sicher fortsetzen können.

Diese Aristokratien wie jene, welche gemäß ihrem Institut von dem Felsen Malta sie ewig bekriegen soll, erhalten ihren Geist, indem sie sich unaufhörlich erneuern.

Unangefochten, außer durch die Unruhen seines eigenen Hauses, herrscht der Sherif über die fünfzehn Provinzen des marokkanischen Staats. Es fürchtet ihn der maurische Bauer, es ehrt ihn der herumziehende, olivengefärbte oder schwarze Hirt. (Johannes von Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, 1811.)

## DAS RUHENDE ASIEN?

Das Dasein eines Reichs kann in sich selbst und gegen andre geschätzt werden: Europa ist in der Notwendigkeit, beiderlei Maßstab zu gebrauchen, die Asiatischen Reiche haben nur einen. Keins von diesen Ländern hat andre Welten aufgesucht, um sie als ein Postament seiner Größe zu gebrauchen oder durch ihren Überfluß sich Gift zu bereiten, jedes nutzt, was er hat, und

ist in sich selbst genügend. Sogar seine eignen Goldbergwerke hat Sina untersagt, weil es aus Gefühl seiner Schwäche sie nicht zu nutzen getraute, der auswärtige Sinesische Handel ist ganz ohne Unterjochung fremder Völker. Bei dieser kargen Weisheit haben alle diese Länder sich den unleugbaren Vorteil verschafft, ihr Inneres desto mehr nutzen zu müssen, weil sie es weniger durch äußeren Handel ersetzen. Wir Europäer dagegen wandeln als Kaufleute oder als Räuber in der ganzen Welt umher und vernachlässigen oft das Unsrige darüber; die Britannischen Inseln selbst sind lange nicht wie Japan und Sina gebauet. Unsre Staatskörper sind also Tiere, die unersättlich am Fremden, Gutes und Böses, Gewürze und Gift, Kaffee und Tee, Silber und Gold verschlingen und in einem hohen Fieberzustand viel angestrengte Lebhaftigkeit bewiesen; jene Länder rechnen nur auf ihren inwendigen Kreislauf. Ein langsames Leben, wie der Murmeltiere, das aber eben deswegen lange gedauert hat und noch lange dauern kann, wenn nicht äußere Umstände das schlafende Tier töten. Nun ists bekannt, daß die Alten in allem auf längere Dauer rechneten, wie in ihren Denkmalen, so auch in ihren Staatsgebäuden; wir wirken lebhaft und gehen vielleicht um so schneller die kurzen Lebensalter durch, die auch uns das Schicksal zumaß.

Endlich kommt es bei allen irdischen und menschlichen Dingen auf Ort und Zeit sowie bei den verschiedenen Nationen auf ihren Charakter an, ohne welchen sie nichts vermögen. Läge Ost-Asien uns zur Seite, es wäre lange nicht mehr, was es war. Wäre Japan nicht die Insel, die es ist: so wäre es nicht, was es ist, worden. Sollten sich die Reiche allesamt jetzt bilden: so würden sie schwerlich werden, was sie vor drei, vier Jahrtausenden wurden; das ganze Tier, das Erde heißt und auf dessen Rücken wir wohnen, ist jetzt Jahrtausende älter. Wunderbare, seltsame Sache überhaupt ists um das, was genetischer Geist und Charakter eines Volkes heißt. Er ist unerklärlich und unauslöschlich: so alt wie die Nation, so alt wie das Land, das sie bewohnte. Der Bramane gehört zu seinem Weltstrich, kein anderer, glaubt er, ist seiner heiligen Natur wert. So der Sinese und Japaner, allenthalben außer seinem Lande ist er eine unzeitig verpflanzte Staude. Was der Einsiedler Indiens sich an seinem Gott, der Sinese sich an seinem Kaiser denkt, denken wir uns nicht an demselben; was wir für Wirksamkeit und Freiheit des Geistes, für männliche Ehre und Schönheit des Geschlechts schätzen, denken sich jene weit anders. Die Eingeschlossenheit der indischen Weiber wird ihnen nicht unerträglich, der leere Prunk eines Mandarinens wird jedem andern als ihm ein sehr kaltes Schauspiel dünken. So ists mit allen Gewohnheiten der vielgestaltigen menschlichen Form, ja mit allen Erscheinungen auf unsrer runden Erde. Wenn unser Geschlecht bestimmt ist, auf dem ewigen Wege einer Asymptote sich einem Punkt der Vollkommenheit zu nähern, den es nicht kennt und den es mit aller tantalischen Mühe nie erreicht: ihr Sinesen und Japanesen, ihr Lamas und Bramanen, so seid ihr auf dieser Wallfahrt in einer ziemlich ruhigen Ecke des Fahrzeuges. Ihr laßt euch den unerreichbaren Punkt nicht kümmern und bleibt, wie ihr vor Jahrtausenden waret. (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1791.)













